

ZEITSCHRIFT

des

Vereins für Volkskunde.

*Neue Folge der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft,
begründet von M. Lazarus und H. Steinthal.*

Im Auftrage des Vereins

herausgegeben

von

Karl Weinhold.

Erster Jahrgang.



1891.

Mit drei Bildtafeln und mehreren Abbildungen im Text.

BERLIN.

VERLAG VON A. ASHER & CO.

GR
1
24
59.1
8

Inhalt.

Abhandlungen.

	Seite
Zur Einleitung, von K. Weinhold	1
An den Leser, von G. Steinthal	10
Volkstümliche Schlaglichter, von W. Schwartz 17. 220.	279
Zur Volkskunde Islands, von K. Maurer	36
Ein anscheinend deutsches Märchen von der Nachtigall und der Blindschleiche und sein französisches Original, von R. Köhler	53
Die Ausnahmslosigkeit sämtlicher Sprachneuerungen, von R. Löwe	56
Wind, Wetter u. s. w. in Vorstellung des Tiroler Volkes, von M. Rehsener	67
Jamund bei Cöslin, von U. Jahn und A. M. Cohn	77. 335
Land und Leute der Saalegegenden, von A. Meitzen	129
Die Eichenfrucht als menschliches Nahrungsmittel, von C. Bolle	138
Der Tod in Sitte und Glauben der Südslaven, von Fr. S. Krauss	148
Die Annalen des Bischof Gisli Oddsson, von Jón Þorkelsson	164
Segen und Heilmittel aus einer Handschrift des 15. Jahrhunderts, von O. von Zingerle	172. 315
Glaube und Brauch in Brandenburg, von H. Prahm	178
Volkssegnen aus dem Böhmerwald, von J. J. Ammann	197. 307
Die Sage von Ermenrich und Schwanhild, von M. Rödiger	241
Die ethnographischen Arbeiten der Slaven, vornehmlich O. Kolbergs, von W. Nehring	250. 431
Die Kalenderheiligen als Krankheits-Patrone, von M. Hoefler	292
Moderne chinesische Tierfabeln und Schwänke, von C. Arendt	325
Mythologie und Religion, von A. Tobler	369
Der Umfang des friesischen Sprachgebietes im Grossherzogtum Oldenburg, von P. Kollmann	377
Kritische Übersicht über die italiemische Volkslitteratur 1890, von M. Menghini	403
Zu den deutschen, böhmischen und mährischen Volksliedern, von J. Krejčí	414
Die Gebirgsnatur in Vorstellung und Sage der Gossensasser, von M. Rehsener	421

Kleine Mitteilungen.

- M. Hartmann: Zum Steinkultus in Syrien. 101.
J. Þorkelsson: Blutsegnen. 102.
K. Weinhold: Volksüberlieferungen aus Eisenerz. 215, über Bielensteins Grenzen der Letten 344, die Regenkatze 444, Kakukakilla 444.
K. Dirksen: Sitten bei Sterbefällen. 219.
A. Tille: Der Sonnenoehse. 443.
H. Carstens: Volkslied von Graf Wolfen. 444.
E. Friedel: Der Glückstopf. 446.
Todesnachrichten: F. Liebrecht 103. Jos. Zingerle 344. A. Birlinger 449. A. Kretschmer 450.

Bücheranzeigen.

- L. v. Hörmann: Haussprüche 103. — Greinz und Kapferer: Schnadahüpfeln 105.
Angez. von Ign. Zingerle.
- Br. Bucher: Zunftordnungen von Krakau 106. Angez. von K. Weinhold.
- Kr. Nyrop: Navnes Magt. 109. Angez. von K. Maurer.
- Huld. — Dania 112. Angez. v. K. W.
- Schweizerisches Idiotikon 221. Angez. von K. W.
- Chr. Schneller: Tiroler Namensforschungen 222. Angez. von Fr. Stolz.
- A. Schlossar: Deutsche Volksschauspiele 225. Angez. von K. W.
- Krauss: Orloric. — Ullrich: Sagen der Werra 227. Angez. von U. Jahn.
- Philo vom Walde: Dorfhexe 229. Angez. von K. W.
- A. de Cock: Volksgeneeskunde 229. Angez. von A. Gittée.
- O. Brenner und A. Hartmann: Bayerns Mundarten. — R. Andree: Flutsagen 346.
E. S. Hartland: Science of fairy tales 345. Angez. von K. W.
- Schwizer: Tiroler Geschichtsquellen III, 346. Angez. von Fr. Stolz.
- E. H. Meyer: Eddische Kosmogonie 451. Angez. von K. W.
- Questionnaire de Folklore. — Bulletin de Folklore 454. Pineau: Contes populaires
du Poitou 454. Angez. von K. W.
- Brüder Grimm: Deutsche Sagen 455. Angez. von K. W.
- Hrůšekka und Toischer: Deutsche Volkslieder aus Böhmen 455. Angez. von A. John
- Zíbrt: Listy z českých dějin kulturních. — Zíbrt: Dějiny kroje v zemích českých 456.
Angez. von A. Brückner.
- Fr. Wilhelm: Aberglaube im Karlsbad-Duppauer Gelände. — B. Martiny: Aberglaube
im Molkereiwesen 458. Angez. von K. W.
- Brucker St. Nikolaus-Spiel. 458. Angez. von K. W.
- Auszüge aus den Sitzungsprotokollen von U. Jahn 230, 347, 458.
- Litteratur des Jahres 1890. Von Fr. Back und M. Laue 113, 234, 352, 461.
- Register 478.

Zur Einleitung.

Von Karl Weinhold.

Der Verein, dessen Organ die vorliegende Zeitschrift geworden ist, verfolgt den wissenschaftlichen Ausbau der Volkskunde als seine Aufgabe. Er will einen Mittelpunkt der deutschen Forscher und Sammler für das Volksleben und dessen Geschichte bilden und in wetteifernder Arbeit mit den gleichen Bestrebungen in den anderen Ländern die Erkenntnis der Vorgänge in dem Seelenleben der Völker und das Wissen von den äusseren und inneren Zuständen fördern, welche im Laufe der Zeiten entstanden sind.

Für die Kunde von den volkstümlichen Überlieferungen in Sagen, Märchen, Liedern, Sitten u. s. w. hatte der Engländer Thoms im Athenäum vom 22. August 1846 das Wort *folklore* vorgeschlagen, das von seinen Landsleuten bald angenommen ward. Es ist heute ein Weltwort geworden, indem es auch in den anderen germanischen, in den romanischen und slavischen Ländern Annahme gefunden hat. Folkloristen nennen sich jetzt viele Sammler von Volksüberlieferungen in Europa und Amerika mit Vorliebe.

Ich habe in einem kleinen Aufsätze, überschrieben: „Was soll die Volkskunde leisten?“ (im 20. Band der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, S. 1–5) gegen jenes Wort Verwahrung eingelegt, sofern man es auch in Deutschland verwendet, und habe nach dem Vorgange auch anderer Männer Volkskunde als weit bezeichnender empfohlen, ganz abgesehen davon, dass dieses ein deutsches Wort ist. „Volkskunde“ hat Reinhold Köhler in seinem Artikel *Folklore* (im Supplementbande zu Brockhaus Conversations-Lexikon von 1887) geschrieben. „bedeutet die Kunde vom Volk oder über das Volk; sie umfasst also auch die Kunde des *Folk-lore*, aber sie ist nicht selbst *Folk-lore*“. Mit vollem Recht hat R. Köhler hervorgehoben, dass *Folklore* nur eine Abteilung der Volkskunde ist, und dass diese einen viel weiteren Umfang hat als jene. Dieser sachliche Grund möge die deutschen Liebhaber des Fremdwortes *folklore* von dem unnützen und geschmacklosen Gebrauche desselben abbringen. Übertroffen wird die Geschmacklosigkeit freilich noch durch den Gebrauch der komischen Bildung *Folklorist*.

Die Volkskunde ist zur Zeit noch im Werden. Nur durch exacte

Forschung und richtige Methode kann sie zur Wissenschaft sich erheben, und der Gefahr des Dilettantismus entgehen, in welche sie durch die Folkloristen leicht hineingezogen wird. Es kommt zuerst darauf an, umfassende Sammlungen anzulegen: alles und jedes Material, so genau wie der Naturforscher das seine, aufzusuchen, möglichst rein zu gewinnen und treu aufzuzeichnen, in Wort und in Bild, wo beides möglich ist. Die Gegenwart zerstört systematisch, was aus der Vorzeit sich noch erhalten hat. Es ist die höchste Zeit zu sammeln!

Nach der Sammlung kommt es darauf an, zu untersuchen, ob das Gewonnene sich geschichtlich verfolgen lässt, wie es in früheren Zeiten gewesen ist, wo sein Ursprung liegt, und welches die Gründe seines Ursprungs waren.

Damit ist aber die Arbeit noch nicht völlig abgeschlossen. Eine zweite Aufgabe ist, nachzuforschen, ob sich die gleiche Erscheinung auch bei anderen Völkern findet und welche Unterschiede sich bei der Vergleichung ergeben. Auf diesem Wege wird man zuletzt die allgemeine menschliche Formel aus der nationalen gewinnen. Nehmen wir als Beispiel für das Verfahren die weitverbreitete Volkssage von der verzauberten Jungfrau, die einem Jüngling auf alten Burgstätten erscheint und durch ihn erlöst sein will. Diese Sage kommt an unzähligen Orten Deutschlands vor. Bei einer wissenschaftlichen Bearbeitung ist sie zunächst genau nach ihren mancherlei Spielarten mit bestimmter Bezeichnung der Orte, an denen dieselben erzählt werden, zu verzeichnen. Es sind dann die Hauptzüge und die Nebenzüge zu sondern und auf ihre Natur und ihr Alter zu prüfen. Dabei wird sich z. B. ergeben, dass der gewöhnliche Schluss, wonach die aus Feigheit des Jünglings nicht erlöste Jungfrau als den Helden ihrer künftigen Erlösung von dem Zauber einen Knaben bezeichnet, welcher in einer Wiege liegen wird, die aus dem Holz eines jetzt noch als Gerte stehnden Baumes gezimmert werden soll, mit der deutschen Sage ursprünglich gar nichts zu thun hatte, sondern dass dieser Schluss der Adam- und Kreuzholzlegende entlehnt ist.

Bei der Prüfung auf das Alter wird zu fragen sein, ob unsere Heldensage oder die deutschen Götter-Mythen eine verwandte Überlieferung enthalten und ob mit deren Hilfe die älteste Gestalt der Volkssage gewonnen werden kann. Auf diesem Wege lässt sich hoffen, die älteste deutsche (süd- oder wenn man will westgermanische) Gestalt der Sage zu finden. Von hier aus liegt dann die Möglichkeit nahe, durch Vergleichung des nordgermanischen Sagenmaterials die urgermanische Gestalt heraus zu arbeiten.

Das beste ist dann die Formen zu erkunden, worin die Sage, die sich in unserem Fall als alter germanischer Mythos ergeben haben wird, welcher früh in heroische Sage umgesetzt worden ist, etwa bei verwandten Völkern erscheint, und aus welchem Urgrunde, d. h. aus welchen die Volksseele

tief erregenden Naturvorgängen oder ethischen Bewegungen der Mythos erzeugt worden ist.

Bei diesen Untersuchungen wird die Sagengeschichte im weitesten Sinne genommen, so wie die Geschichte der epischen Poesie eben so wohl zu Hilfe gerufen als möglicherweise bereichert werden. Mit vollem Recht hat Jacob Grimm einmal ausgesprochen (Kl. Schriften VIII. 560), dass eine Geschichte der epischen Poesie und der Fabel erst durch das Studium der mündlichen Volksüberlieferungen möglich wird.

Recht eigentlich auf dem Boden der Dichtungsgeschichte werden sich die Untersuchungen über die Volksmärchen bewegen. Für diese ist durch wissenschaftliche Forschung, besonders durch Th. Benfey's Einleitung zur Übersetzung des Panchatantra erwiesen worden, dass sie zum grösseren Teil einem über Asien und von hier über Europa verbreiteten Dichtungs- oder Erzählungsschatze angehören, der aus den verschiedensten Ursprüngen zusammengeschichtet ist.

Für die deutschen Kinder- und Hausmärchen hatte schon Wilhelm Grimm in den Anmerkungen zu der grossen Ausgabe die weiten Verwandtschaften, in denen ein jedes dieser Märchen darinsteht, aufgewiesen. Durch die neueren Funde werden sie noch weiter ausgeführt werden können. Der Ursprung der meisten Märchen im fernsten Osten, die sehr weiten Wanderungen und deshalb sehr verschiedenen Beimischungen, werden abmahnen, sie samt und sonders in germanische Mythen umzusetzen. Aber immer wird geboten sein, die Aufzeichnung getreu nach dem Volksmunde zu machen und Denk- und Ausdruckweise des Erzählers treu wiederzugeben, sobald man denselben als reine Quelle erkannt hat, wozu natürlich einige Kritik und Übung gehört.

Diese Beispiele sind aus dem geistigen Teile des Volkslebens genommen. Ein gleiches Verfahren mit nüchterner Feststellung des tatsächlichen und mit kritisch-historischer Prüfung der Thatsachen muss bei allem übrigen Material eingeschlagen werden; so bei den Sitten und Gebräuchen, bei den Trachten, bei dem Hausbau und der Hofanlage, kurz bei allem, was zu der Volkskunde gehört.

Was aber ist das? welche Teile bilden das Ganze? — Ich versuche ein Schema zu entwerfen.

Einleitung: Die physische Erscheinung des Volkes.

- a) Der Knochenbau samt Schädelbildung.
- b) Muskelausbildung bei Mann und Weib.
- c) Gesichtszüge (dabei Farbe der Augen und Haare).
- d) Die Abweichungen innerhalb des Volkes von der gefundenen Grunderscheinung müssen eingehend untersucht werden.

I. Äussere Zustände.

1. Die Volksnahrung, einst und jetzt. Bereitung derselben.

2. Die Tracht. Die Geschichte derselben ist aus alten schriftlichen Angaben, bildlichen Darstellungen und erhaltenen Kleidungsstücken nach allen Teilen, einschliesslich der Haartracht und des Schmuckes zu entwerfen.

Es sind dabei die Unterscheidungen der Geschlechter, der Lebensalter, der Stände durch die verschiedenen Zeiten bis zur Gegenwart zu verfolgen; ebenso ist die Tracht bei den Hauptereignissen des Lebens (Taufe der Neugeborenen oder Namengebung, Vermählung, Kirchgang und Abendmahlsfeier, Tod und Begräbnis) zu berücksichtigen.

Für die Männer sind auch Wehr und Waffe (Schutz- und Angriffsausrüstung) hierher gehörig.

3. Die Wohnung. Geschichte des Hauses und Hofes von den ältesten erreichbaren Zeiten an, mit genauer Berücksichtigung der Flurteilung und Dorfanlage. Stamm, Volk und Land bedingen die hervortretenden Unterschiede in Hausbau, Hofanlage und Flurteilung.

Die Ausstattung des Hauses mit allerlei Gerät, welches das Bedürfnis wie der erwachende Sinn für Bequemlichkeit und Schönheit allmählich fordern, gehört unter dieses Kapitel.

II. Innere Zustände.

1. Lebenssitte.

a) In Haus und Sippe.

Was sich zum Teil schon in vorhistorischer Zeit auf Grund des religiösen Glaubens, der allgemein sittlichen Forderungen, des Familienrechts, der Bedürfnisse des öffentlichen Lebens im Lauf der Jahrhunderte als bestimmende Satzung ausgebildet hatte, fällt in diesen Abschnitt. Wir begleiten den einzelnen Menschen von seiner Geburt (Erlaubnis zum Leben, Namengebung, Wasserweihe, christliche Taufe) durch die Kindheit und erste Jugend (Leibesübungen, Einführung in die Wirtschaft, geistige Bildung) bis dorthin, wo der Mann in Heer und Volk aufgenommen wird, das Mädchen durch die Vermählung in eine andere Familie übertritt. Das häusliche Leben ist in dem Verhältnis der verschiedenen Sippegenossen zu einander, in den Berührungen mit anderen Familien, mit Fremden (Gastrecht, Gesellschaftsleben) fest geregelt, und hat mit den Zeiten wechselnde Gebräuche.

Die Erschütterung des Lebens der Einzelnen durch Krankheit und Alter, die Auflösung durch den Tod hat in allen Völkern der Sitten viel erzeugt, von denen gar manches sich bis auf unsere Zeiten erhalten hat.

b) Ausser dem Hause.

Ich stelle hierher die Sitten, welche sich an die wirtschaftlichen Entwicklungsstufen der Völker heften.

α) Jäger- und Fischerleben.

Waidmännische Altertümer. Alte Jagdgebräuche, Jägeraberglaube, Waidsprüche.

Gebräuche beim Fischfange auf dem Meere, in Seen und Teichen, in Flüssen und Bächen.

β) Hirtenleben.

Die Gebräuche der Hirten im Gebirge und in der Ebene durch den Jahreslauf.

γ) Bauernleben.

Die Gebräuche und Meinungen bei dem Nahen des Frühjahrs, bei Feldbestellung, Saat, Heranwachsen der Früchte, bei und nach der Ernte.

Aus den für Waidwerk, Viehzucht und Ackerbau wichtigen Tagen und Zeiten hat sich von alter Zeit her der Bauernkalender zum guten Teil gebildet. Derselbe enthält auch Reste des gottesdienstlichen Festkalenders des Altertums, denn die altheiligen Zeiten jedes Volkes fallen mit dem Naturleben zusammen. Auch das Wissen von den Gestirnen, so wie von den für die Wetteränderung wichtigen Zeiten lässt sich daraus erkennen.

δ) Handwerkerleben.

Bräuche der verschiedenen Handwerke.

Handwerksburschenleben mit unterscheidender Tracht, Formeln, Bräuchen und Aberglauben.

Indem aus arbeitsscheuen Handwerksburschen gewöhnlich Landstreicher werden, kann das Leben der fahrenden Leute alter und junger Zeit, und was das Volk von ihnen glaubt und sagt, hier angeschlossen werden.

2. Recht.

Wie bedeutend die Rechtsbegriffe, ihre Ausbildung und Formulierung sowie die Gebräuche bei der Rechtspflege und den Rechtsgeschäften für die Erkenntnis des Denkens und der Moral eines Volkes sind, bedarf keiner Ausführung.

Hier verweisen wir nur darauf, wie in den Sitten des Hauses vieles mit dem Familienrecht in engster Beziehung steht. Wir erinnern ferner an die Rechtsgewohnheiten bei Kauf und Verkauf, bei Abschluss von Verträgen, Entrichtung von Abgaben, Ankündigung von Gemeindeversammlungen, Begehung der Grenzen u. s. w. Das moderne Recht hat die alten Rechtsformen und Gewohnheiten gebrochen, weil sie einem anderen Recht entsprungen waren. Mit ihrer Abschaffung sind sie meist aus dem Gedächtnis des Volkes verschwunden und können nur aus älteren schriftlichen Quellen geschöpft werden.

Das dogmatische Recht nimmt die Volkskunde natürlich nicht in Anspruch, sondern beschränkt sich auf das was Jacob Grimm als Rechtsaltertümer bezeichnet und gelehrt hat.

Von grossem Interesse ist ferner für uns eine Vergleichung der Rechtsideen und Rechtsgebräuche der verschiedenen Völker.

3. Religion.

Die natürliche Religion der Völker mit ihrem Schatze an Sagen und Liedern, die Mythologie, ist eine der ältesten und wundersamsten Schöpfungen der Volksseele. Mythologische Untersuchungen wird unsere Zeitschrift daher nicht entbehren können, wenn sich für dieselben auch andere wissenschaftliche Organe den Forschern darbieten. Gern werden wir den Vorstellungen, Meinungen und Gebräuchen übersinnlich-mystischer Natur unsere Spalten öffnen. Die Sagen, Märchen, Legenden, die Segen- und Zauberformeln, allerlei geheimnisvolle Gebräuche verdienen als Material für wissenschaftliche Untersuchung sorgsame Sammlung.

Ausser der Sammlung wollen wir aber auch die wissenschaftliche Läuterung, den kritischen Scheidungsprozess mit diesem Material vornehmen, das wie die Nagelfluh in langer Zeit aus den verschiedensten Bestandteilen zusammengebacken ist.

Mit der Mythologie hängen eine Menge bildlicher Ausdrücke zusammen, die seit ältesten Zeiten bis heute noch in dem Volke dort leben, wo sein echtes Denken und Vorstellen noch nicht von falscher Kultur oder von der Sozialdemokratie vernichtet ist. Sie sind aus den gewaltigen Eindrücken entsprungen, welche die Natur auf den einfachen Menschen des Gebirges und der Ebene überall übt, wo kein grossstädtisches Treiben und Sein ihn von Himmel und Erde abschneidet. Aus jenen Eindrücken sind die ältesten Gottheitsbildungen hervorgegangen. Die Anfänge hierzu sind aber noch jetzt in der Rede und Sprache vieler Gegenden zu erkennen, unschätzbar für den Volkspsychologen wie für den Mythologen.

Das Mythologische dauert aber nicht bloss hierin fort, sondern auch in einem niederen Vorstellungs- und Glaubenskreise, der weder christlich noch heidnisch ist, sondern eine Wucherbildung. Im germanischen Heidentum gab es einen Aberglauben und ein Zauberwesen, abgesondert und feindlich gegen die eigentliche Volksreligion und den anerkannten Gottesdienst. So ist es überall gewesen und so ist es noch heute. Aberglaube ist an keine Nation und keine bestimmte Religion gebunden, sondern ein allgemein Menschliches.

Mit dem Aberglauben hängt die Volksmedizin zusammen, d. i. jene über alle Völker gleich dem Aberglauben verbreitete Heilkunde, die auf die verschiedensten Quellen: Religion, Zauberei und frühere Perioden der Medizin zurückgeht.

Hingedeutet sei endlich auf jene von den christlichen Völkern geschaffenen ausserbiblischen Gestalten, frommen Gebräuche und Geschichten, die man als christliche Mythologie zusammenfassen kann, und die nach ihrem Ursprung der Forschung viel Aufgaben stellen. Auch hier

wie überhaupt auf dem gesamten Boden der religiösen Volksüberlieferung und der Mythologie kann nur die grösste Besonnenheit und die feinste Scheidung der Elemente zu haltbaren Ergebnissen führen.

4. Die Sprache.

Die Grammatik im Ganzen überlassen wir der Sprachwissenschaft. Wohl aber werden Beobachtungen über Laut-, Wort- und Satzbildungen, die auf gewissen psychischen Vorgängen beruhen, uns willkommen sein.

Auch dialektliche Studien, die auf die Geschichte der Volksstämme und der Landschaften und das Leben des Volkes sich stützen, werden wir zu fördern suchen.

Besonders wird die Wortkunde unter gewissen Gesichtspunkten für uns Bedeutung haben.

Der Wortschatz eines Volkes oder eines Stammes in den verschiedenen Perioden seiner Geschichte, der Wortvorrat der verschiedenen Bildungsschichten ist ein Messer ihres geistigen Besitzes. Derselbe lässt sich für die älteren Zeiten nur aus den schriftlichen Denkmälern feststellen; in der Gegenwart dagegen aus der lebendigen Rede. Diese und jene Volksstämme, diese und jene Schichten der Bevölkerung haben eine abgegrenzte Menge an Worten, Ausdrücken, Redensarten. Je geringer der Bildungsstand einer Person, mit je weniger Worten kommt sie beim Sprechen aus. Es giebt ganze Reihen von Wörtern und Formen der hochdeutschen gewöhnlichen Verkehrs- und Schriftsprache, welche bestimmte deutsche Mundarten ganz vermeiden oder sehr selten anwenden, negative Idiotismen wie sie Joseph Haltrich genannt hat, der dieselben für die siebenbürgisch-sächsische Volkssprache bearbeitet hat (Hermannstadt, 1866).

Den Kennern unserer mittelhochdeutschen Poesie sind die Veränderungen im Wortgebrauch bekannt, welche gegen Ende des zwölften Jahrhunderts der sogenannte höfische Geschmack bewirkt hat. Der Wechsel der Mode, der mit den Strömungen der Kultur zusammenhängt, hat auch das Leben der Worte bestimmt, hat alte getötet, neue gezeugt, hat alten neue Bedeutungen verliehen. Oft genügte der äussere Anklang an ein verfehlttes Wort, um ein ganz unschuldiges zu beseitigen. Dazu kam die religiöse oder auch bloss abergläubische Scheu bestimmte Wesen und Dinge, denen man grosse Macht zuschrieb, mit ihrem richtigen Namen zu nennen: das Namen-Tabu, das bei den sogenannten Wilden noch greifbar lebt, aber auch bei den Kulturvölkern besteht. Christoffer Nyrop hat in seinem Buche *Navnets magt, en folkepsykologisk studie* (Köbenhavn, 1887) davon lehrreich gehandelt.

Wer dem Leben der Volksseele im Sprachlichen nachspürt, wird nicht bloss den Umfang des Wortschatzes, sondern auch die Geschichte des einzelnen Wortes insofern studieren, als er es nicht bloss als einen, gesetzlichen Veränderungen unterworfenen, Lautkörper betrachtet, sondern als

Ausdruck eines Gedankens, als ein Seelenkind, das durch das Leben erzogen, gebildet und verbildet worden ist. In der Bedeutungsentwicklung eines Wortes spiegelt sich ein durch äussere Einflüsse geleiteter geistiger Werdegang. Das führt zu höchst anziehenden Beobachtungen. Was auf diesem Wege für die Volkskunde zu gewinnen ist, kann die eindringende Behandlung vieler Worte in dem Grimmschen Deutschen Wörterbuche, namentlich im IV. und V. Bande durch Rudolf Hildebrand, zeigen.

Hinzu treten die Redensarten, die Schelten und Flüche, die bildlichen Ausdrücke endlich über wiederkehrende Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens, die oft von überraschender Kraft und Schönheit sind und in der Volkssprache als uralte Zeugen der altgermanischen poetischen Rede sich noch aufspüren lassen.

In das sprachliche Kapitel der Volkskunde gehören auch die Namen; nicht bloss die, welche lebende Wesen, Menschen wie Tiere, von der Menge ausheben, sondern auch die, welche leblose Dinge mit einem persönlichen Leben kraft poetischer Auffassung begaben.

Bei den menschlichen Personennamen kann sich die Volkskunde daran genügen lassen, dass die Vorstellungen untersucht werden, welche in der alten namenbildenden Zeit dadurch zum Ausdruck kamen. Für die späteren Perioden dürfte es hinreichen, die Verbreitung der Namen zu erforschen, d. h. welche Personen(Vor)namen in gewissen Zeiten, Ländern, Orten, auch bei gewissen Ständen besonders beliebt waren. Nach der Reformation traten in Deutschland konfessionelle Unterschiede in den Vornamen hervor. Interessant ist auch die Geschichte der Judennamen in Deutschland und wahrscheinlich auch in anderen Ländern.

Eine besondere Abteilung bildet die Entstehung und Verbreitung der Familiennamen, die mit ständischen, gewerblichen und Stammes-Verhältnissen und weiterhin mit vielfach verschlungenen Zuständen zusammenhängen, deren Untersuchung interessant und lehrreich ist.

Bei den Tiernamen fassen wir ins Auge: 1. die umschreibenden Namen für wilde Tiere, die sich gewöhnlich als euphemistische Benennungen, die mit dem Tabu zusammenhängen, ergeben: so wenn der Fuchs Langschwanz, der Wolf Hölzing, das Wiesel Fräulein heissen. 2. Die auszeichnenden persönlichen Namen, welche den Haus- und Hoftieren gegeben werden, namentlich den Hunden, Rossen, Rindern und zahmen Vögeln.

Von leblosen Gegenständen treten mit Namen vor allen heraus: Berge, Hügel, Felsen, Höhlen, Wälder, Wiesen, Felder, alte Wege und Plätze, Quellen, Bäche, Flüsse, Seen. Den Forscher werden auch hier Bedeutung und Gründe dieser Namensgebung beschäftigen, die oft sehr alter Zeit zufällt und zuweilen von einem Volke auf das andere vererbt ist.

In den Pflanzennamen sind oft sehr alte Beziehungen auf die Götter- und die Tierwelt enthalten. Sie verdienen, soweit sie echt volkstümlich

und alt sind, eine sorgfältige Sammlung, in treuer Aufzeichnung und mit genauer Angabe der Standorte der Namen.

Endlich gedenken wir der Namen, die leblosen Dingen gegeben wurden, welche zum Menschen im Verhältnis von Freunden in der Not stehen. Schwert und Spiess wurden als Kampfgenossen durch Namengebung geehrt.

5. Poesie.

Wir können uns hier kurz fassen, da es sich um bekannte Gattungen dichterischer Erzeugnisse handelt: um das lyrische und das epische Volkslied, das volkstümliche meist geistliche Schauspiel, den Spruch und das Sprichwort, das Rätsel, die geschichtliche Sage, das Märchen und den Schwank.

Viele Sammlungen sind diesen Überlieferungen bereits gewidmet.

Das Kinderlied und das Kinderspiel (soweit es nicht neue kindergärtnerische Früchte sind) fallen auch hierher. Beide werden nicht bloss von der Melodie (Weise) begleitet, gleich dem weltlichen und geistlichen Liede und der Ballade, sondern auch durch rhythmische Bewegungen getragen.

Die uralte Vereinigung von Wort, Weise und rhythmischer Körperbewegung in diesen Kinderliedern machen sie interessant; zuweilen auch der Inhalt. Manche von ihnen deuten auf sehr alten Ursprung. Zugleich zeigen sie, dass auch

6. Musik und Tanz in der Volkskunde einen Platz fordern.

Wie bei der Poesie, wird das Verhältnis des Volkstümlichen zu dem rein Kunstmässigen dabei erwogen werden müssen.

7. In Poesie, Musik und Tanz äussert sich der Geschmack des Volkes; aber auch im Formen- und Farbensinn. Die künstlerische und technische Anlage muss beobachtet werden. Man wird eine Ästhetik bestimmter Stämme oder Völker entwerfen und dieselbe auch geschichtlich ausführen können.

Unsere Zeitschrift will der Volkskunde in den hier umrissenen Grenzen dienen. Sie wird ebensowohl Stoff sammeln als Verarbeitungen des Stoffes bringen.

Der Stoff kann aus der lebendigen mündlichen Überlieferung geschöpft sein; er kann aber auch schriftlichen älteren und neueren Quellen entnommen werden. Wir wollen ungedruckte ältere Aufzeichnungen bringen und mitunter auch aus alten gedruckten Büchern besonders wichtiges ausheben.

Unser Verein hat seinen Sitz in Berlin und wird daher vor allem die deutsche Volkskunde zu fördern streben; deutsch im Arndtschen Sinne; so weit die deutsche Zunge reicht.

Aber wir wollen uns nicht auf das deutsche Sprach- und Volksgebiet

beschränken. Wir wünschen dringend, dass die Volksforscher in den Niederlanden, in den skandinavischen Ländern, in England und Amerika sich uns anschliessen und brüderlich in unsere Reihen treten. Schon die ersten Hefte werden beweisen, dass unser Wunsch sich erfüllt.

Für die vergleichende Volkskunde ist ferner von grosser Bedeutung das Zusammengehen mit der Volksforschung in den slavischen und romanischen Ländern, ferner in Ungarn und Finnland, ja überall, wo Sinn für diese Studien sich regt, deren Material über die bewohnte Erde verbreitet ist.

Möge diese Zeitschrift ein Mittelpunkt für die gesamte Volkskunde werden!

Unbefangenheit in allen nationalen Fragen ist unser Grundsatz.

An den Leser.

Von Prof. Steinthal.

Die von Prof. Lazarus und mir herausgegebene Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft liegt in 20 Bänden vor. Seit dem Erscheinen des ersten Heftes derselben ist so ziemlich ein Menschenalter verflossen, und von denjenigen Männern, welche jenes wohlwollend begrüsst, werden viele dahingeschieden sein und die gegenwärtigen Seiten nicht mehr lesen. Was jene Bände geleistet haben mögen, will ich nicht fragen; aber ich bin der festen Überzeugung: ehrliche Arbeit bleibt nicht ohne Erfolg.

Von jetzt ab wird unsere Zeitschrift unter anderem Namen, sozusagen: unter neuer Flagge fahren; ihre Ladung wird den veränderten Verhältnissen entsprechend teilweise eine andere sein; aber ihr Ziel, ihr wissenschaftliches Streben wird dasselbe bleiben: die gründliche Erforschung des Volksbewusstseins, des geistigen Völkerlebens.

Uns dieses Ziel wieder einmal vorzuhalten, könnte wohl jederzeit erwünscht, erforderlich sein, umso mehr beim Antritt der neuen Fahrt. Selbst eine teilweise Wiederholung dessen, was wir beim ersten Erscheinen dieser Blätter (Bd. I. S. 1—73; vergl. auch Bd. XVII. S. 233—264) gesagt haben, dürfte den gegenwärtigen Lesern nicht unwillkommen sein.

Es war ein neuer Terminus: Völkerpsychologie, und er hat viele Gegner gehabt. Die Psychologie überhaupt, als Wissenschaft vom

Mechanismus des Bewusstseins, war in unserem Jahrhundert nicht beliebt; den Romantikern und Mystikern war sie abstoßend; den Materialisten war sie ein metaphysisches Überlebsel; selbst den Freunden der Psychologie aber schien die Völkerpsychologie der falschen Vorstellung einer Volksseele Vorschub zu leisten; und endlich hatte sie gar zu innige Freunde, welche sie darum für überflüssig erklärten, weil sie längst vorhanden sei und ihren Fortgang schon nehmen werde. Sie alle — ob sie uns gelesen und unsere Äusserungen geprüft haben? Gleichviel. Am ungeberdigsten hatten sich die letztgenannten Freunde gezeigt (Haupt, Scherer u. a.).

Ich bemerke hier nur kurz: die Geschichtsforschung erweckt das Bedürfnis nach der Historik, die Interpretation und Kritik nach der Hermeneutik und der Theorie der Kritik, und niemals kann das eine das andere ersetzen. Durch das Studium eines Lehrbuches der Historik oder der Hermeneutik ist freilich noch niemand ein grosser Historiker oder Philologe geworden; aber jenes Studium bleibt darum doch, neben der Betrachtung vortrefflicher Musterleistungen der Meister, dem Anfänger sehr nützlich, ja unentbehrlich. — Aber auch wenn das nicht wäre: so ist doch, sollte ich meinen, eine Beobachtung der Maximen, welche unsere grossen Historiker und Philologen geleitet haben, und, noch tiefer gehend, eine Erforschung der Gesetze alles geistigen Geschehens, auf welche jene Maximen sich gründen, eine für sich bestehende und höchst anziehende Disziplin.

Mit dem Namen Völkerpsychologie wollten wir nicht den Ruhm einer Erfindung oder auch nur einer Entdeckung erwerben, sondern nur auf ein erst wenig und planlos bebautes Gebiet hinweisen, das uns von weitem Umfange und, weil höchst fruchtbar, zur Kolonisation dringend empfehlenswert schien. Wir haben die Hinweisungen bei W. von Humboldt, beim Geographen Carl Ritter u. s. w. emsig aufgesucht, und zu den damals aufgeführten Namen hätten wir heute nicht wenige neue hinzuzufügen: wir waren bemüht, zu zeigen, dass wir nichts Neues, nichts Unerhörtes wollten.

Um in die Völkerpsychologie einzuführen, nahmen wir drei Ausgangspunkte ein.

Zuerst die Psychologie im üblichen Sinne. Vor einem Menschenalter und darüber zurück konnte man meinen, die Psychologie sei eine philosophische Disziplin, und folglich gebe es soviel Psychologien als philosophische Systeme, und so gebe es denn auch eine Herbartsche wie eine Hegelsche u. s. w. Ich setze voraus, dass heute kein Leser mehr in diesem Irrtum befangen ist. Die Psychologie ist eine empirische Disziplin, nach Charakter und Prinzip so empirisch wie Physik und Physiologie. Dies prinzipiell festgestellt zu haben, ist das unvergängliche Verdienst Herbarts, das dadurch nicht verkümmert wird, dass er selbst seine Psychologie auf Metaphysik gegründet glaubte, und selbst sein missglückter Versuch, für die Bearbeitung derselben auch die Arithmetik zu Hilfe zu

nehmen, mag in Vergessenheit sinken oder auch jemanden zu einem neuen Versuch reizen — immerhin lag doch diesen Berechnungen Herbart's der fruchtbare Gedanke einer psychischen Mechanik zu Grunde. Es war eine mübertroffene Kühnheit, wenn Herbart aussprach, die Vorstellungen bewegen sich in unserem Bewusstsein genau so gesetzmässig wie die Gestirne; er sprach es aus in einer Zeit, wo man sich in dem Taumel einer absoluten geistigen Freiheit oder einer absoluten Sündhaftigkeit oder eines, gleichgültig durch was, unabänderlich prädestinierten Charakters jedes einzelnen Menschen herumtrieb. Mit diesem Grundsatz aber, das Bewusstsein bilde einen Mechanismus, verschieden zwar vom physikalischen, jedoch durch feste Bewegungs-Gesetze geregelt, war die Psychologie geboren.

Derselbe Herbart aber sprach auch aus: „Die Psychologie bleibt immer einseitig, solange sie den Menschen als alleinstehend betrachtet.“ Nur in der Gesellschaft und durch dieselbe ist der Mensch ein geistiges Wesen und erhebt er sich über das Exemplar einer natürlichen Art von animalischen Organismen zur individuellen Persönlichkeit. Der Geist aber ist in Wahrheit, bevor er individuell und persönlich wird, ein allgemeiner Geist, ein Geist der Gesamtheiten, ein objektiver Geist, und der ist es, welcher das Objekt der Völkerpsychologie bildet. Nicht als ob nur die Volksgeister solche Gesamtheitsgeister bildeten — es giebt allerdings auch religiöse Gemeinde-Geister, Standes-Geister, wissenschaftliche und künstlerische Schul-Geister und wohl noch andere; diese alle aber werden doch von der National-Einheit umschlossen und getragen und stehen mit ihr in Wechselwirkung.

Wenn man mich nun fragt: was haben denn also eure 20 Bände geschaffen? wie, wodurch haben sie das allgemeine Wissen spezifisch gefördert, bereichert? so meine ich (obwohl ich dies dem gerechten Richterspruche der Zukunft überlasse) antworten zu dürfen: ohne in den Irrtum einer mystisch substantiellen Volksseele zu verfallen (und wie gern und vornehm spielen gerade die Gegner der Völkerpsychologie mit der Volksseele und dem National-Geiste! Haupt nicht ausgenommen), ist der klare Begriff eines „objektiven Geistes“ geschaffen und analysiert, ist über dem Natur-Reich, obwohl auf ihm beruhend (zur Freude Platons, meine ich, und wohl auch Kants), ein „intelligibles Reich“ oder ein „Reich von Intelligibilen“ entdeckt.

Der zweite Weg zur Völkerpsychologie geht von der Ethnologie aus. Dieser Weg ist der sichtbarste, geebnetste, am meisten betretene. In dieser Hinsicht wäre die Völkerpsychologie kurzweg als psychische Ethnologie zu bestimmen, womit ja nur eine Übersetzung gegeben wäre; und wie schon bisher ein grosser Raum der alten 20 Bände gerade dem geistigen Leben aller Völker der Erde gewidmet war, so werden, hoffen wir, die nun folgenden Bände als Organ des Vereins für Volkskunde dieses

Gebiet mit besonderem Fleisse und Erfolge anbauen. Eine nähere Begrenzung derselben wird bald folgen.

Ich muss zunächst das dritte Thor zur Völkerpsychologie öffnen: es bildet den Eingang von Seiten der Geschichte, d. h. der fortschreitenden Entwicklung des menschlichen Geistes.

In dem alten Namen *historia naturalis* bedeutet das dem Griechischen entlehnte *historia* nichts weiter als unser deutsches Kunde. Der konkreten, descriptiven Natur-Kunde stand zur Seite oder lag zu Grunde die abstrakte, rationale Physik (mit Chemie) und Physiologie. In neuester Zeit ist, wenigstens im Prinzip, wenn auch noch wenig ausgeführt (durch Darwin und seine Schüler), der Gedanke einer Geschichte der Natur, d. h. der Erde in ihrer allmählichen Gestaltung und der auf ihr lebenden vegetativen und animalischen Organismen nach ihren immer höher entwickelten Arten vom ursprünglichsten Lebewesen bis zum Menschen als der höchst stehenden Tier-Art, geschaffen und populär geworden. — Wir können uns einer solchen Erweiterung oder Erhöhung der Natur-Kunde zur wirklichen Natur-Geschichte nur freuen, wenn auch thatsächlich die Erfolge der letzteren noch unvollständig und meist unsicher sind. Allemal aber wird sich doch die Geschichte des Geistes von der Geschichte der Natur ebenso unterscheiden, wie sich überhaupt Geist von Natur unterscheidet. Wenn wir nicht imstande sind, diese beiden so zu definieren, wie die Gesetze der Logik es erfordern, so rührt es eben daher, dass sie gar nichts gemeinsam haben. Darum ist zwar einerseits die Unterscheidung beider so unmittelbar gegeben, dass niemals auch nur der geringste Zweifel darüber entstehen kann, ob irgend eine Erscheinung eine physische ist und eine physikalische Erklärung fordert, oder ob sie eine psychische ist und auf psychologische Gesetze zurückgeführt werden muss; andererseits aber, da beide nichts mit einander gemeinsam haben, können wir sie nur als zwei letzte Begriffe schlechthin aufstellen, ohne ein beide umfassendes Genus mit spezifischen Differenzen zu bilden, wie es die Definition erforderte. Für uns ist es genug, zu sagen: Geist — Bewusstsein; aber wir können eben auch nicht sagen, was Bewusstsein ist, und wir haben nur etwa im tiefen Schlaf ein Analogon des Bewusstlosen, also der Natur.

Der wesentliche Unterschied zwischen der Entwicklung der Natur und dem Fortschreiten des Geistes erfolgt aus dem immateriellen Wesen der Vorstellungen oder des Bewusstseins, welche weder sinnliche Qualitäten haben, noch auch wie Naturkräfte wirken. Dies zeigt sich in drei Punkten:

1. Die Natur entwickelte sich, indem aus der einen Art eine andere höhere Art entstand; der Geist macht seine Fortschritte, während der Mensch immer derselben Art bleibt.

2. Die organische Vererbung vollzieht sich von einem Individuum auf ein anderes, aus ersterem leiblich ausgelöstes, Individuum; die geistige

Vererbung geht von Generation auf Generation, weil eine menschliche Gesamtheit (Volk, Gemeinde) eine konkrete Einheit bildet, während die Art nur ein abstraktes Kollektivum bildet.

3. Die Pflanzen- und Tier-Arten entwickeln sich, indem sie sich der Umgebung, in welche sie geraten, anpassen; der Mensch dagegen eignet sich die Umgebung an.

Damit soll der in neuester Zeit so eifrig betriebenen, von Fechner (wenn auch aus falscher Metaphysik, doch mit vollem Recht und vielem Glück nach dem Vorgange der Physiologen, insbesondere der Gebrüder Weber) begründeten Psycho-Physik (warum nicht Physio-Psychik?) nichts von ihrem Wert und ihrem festen Boden abgesprochen werden. Denn wenn auch Geist und Natur gar nichts mit einander gemeinsam haben, und auch der Begriff der Kausalität auf das Verhältnis der beiden zu einander durchaus unanwendbar ist; wenn auch der Geist weder Materielles schaffen, noch auch unmittelbar bewegen kann (denn das hiesse: hexen), und andererseits die Materie weder Gefühl, noch Empfindung erzeugen kann: so besteht doch zwischen dem Materiellen und dem Psychischen ein Zusammenhang, eine Korrespondenz nach festen Proportionen, die sich in bestimmten Massen und Gesetzen erfassen lässt. In dieser Hinsicht mag es auch in Zukunft einmal eine Gehirn-Physiologie von psychologischer Bedeutung geben, wie es eine Physiologie der Sinnes-thätigkeit schon giebt. Jede Empfindung ist ein seelisches Erzeugnis nach Massgabe der physiologischen Thätigkeit des Sinnes-Organes. So ist z. B. Kurzsichtigkeit eine geistige Schwäche in Zusammenhang mit der Gestaltung des Seh-Organes, und ebenso Aphasie mit Störungen des Gehirns. Mehr aber als Physiologie der Sinne ist einstweilen die Psychophysik nicht und kann sie nie werden.

Doch dies nur nebenbei zur Feststellung der vollständigen Verschiedenheit der Entwicklung oder Geschichte des Geistes von der Natur-Geschichte in neuem Sinne. Es giebt allerdings, wie für den Einzelnen, so auch für die Völker eine Physio-Psychik (wie Einfluss des Landes nach Klima, Lage, Bodenbeschaffenheit auf den Volksgeist): aber wie es rein psychologische Gesetze für die Entwicklung des Einzelnen giebt, eine Mechanik des Bewusstseins an sich: so giebt es auch Gesetze für die geistige Entwicklung der Völker, und diese Gesetze stellt die Völkerpsychologie dar.

Diese ist also die eigentliche Historik, und deren Aufgabe ist es, der erzählenden und darstellenden Geschichte in ähnlicher Weise die rationale Grundlage darzubieten, wie die Physik und Physiologie dieselbe für die Naturgeschichte bildet.

Num hat sich aber in neuester Zeit in der Soziologie ein viertes Thor der Völkerpsychologie eröffnet. Diese jüngste aller Disziplinen hat sich in Darwins Gefolge gebildet. Bekanntlich war der Gründer der Descendenz-Theorie nicht zuerst durch Beobachtung der Natur auf die

Idee vom Kampf ums Dasein geführt; sondern er hat dieselbe durch einen Blick auf den menschlichen Verkehr gewonnen. So war es ein sehr begreiflicher Rückschlag, dass die Grundsätze, welche auf die Natur-Entwicklung angewandt waren, weiter auch das gesellige Leben der Menschen erleuchten sollten. Paul von Lilienfeld (Gedanken über die Sozialwissenschaft der Zukunft) macht seinen Vorgängern den Vorwurf, dass sie, wie das Tier, so auch den Menschen immer nur als Einzelnen betrachten, niemals aber die menschliche Gesellschaft als „reale Einheit“, „realen Organismus“ erfassen, innerhalb dessen der Einzelne die Rolle einer Zelle spielt. Der Standpunkt, den er dabei inne hält, soll der der Psychophysik sein, und so hat der dritte Band seines genannten Werkes den besonderen Titel: „Soziale Psychophysik“. So wäre eigentlich Soziologie, da sie ganz und gar psychologisch sein muss, und andererseits Völkerpsychologie, da sie die Erforschung der psychischen Vorgänge in der menschlichen Gesellschaft zur Aufgabe hat, insofern durchaus identisch. Der Unterschied liegt bloss darin, dass die Soziologie sich nur mit den praktischen Verhältnissen der Gesellschaft befasst, also mit der Rechts-Ordnung und der staatsbürgerlichen Verfassung, wie auch mit den national-ökonomischen Beziehungen, dagegen das contemplative Leben nicht berührt. So würde die Soziologie eben die eine Hälfte der Völkerpsychologie bilden: ihr Objekt wäre die Civilisation der Völker in Gegensatz zu deren Kultur (wenn man Civilisation und Kultur mit W. von Humboldt so unterscheidet). Nachdem man also die Natur-Reiche in ihrer gesamten Entwicklung hindurch verfolgt hat, gelangt man schliesslich auf das Getriebe der menschlichen Gesellschaft. In dem Leben der Tiere fehlt das psychische Moment und die Geselligkeit nicht durchaus, macht sich aber nur stellenweise geltend; im Leben der Menschen ist beides aufs Entschiedenste massgebend. Also kurz, was wir Völkerpsychologie nannten, heisst nach der Richtung derselben auf die Praxis der Völker dem Darwinisten Soziologie.

Was liegt am Namen? Insofern er bloss Laut ist, gar nichts: wenn er bloss ein aufgeklebter Zettel einer Schachtel wäre, dürfte er klingen wie er mag. Wir sind aber gewöhnt, bei jedem Wort (und der Name einer Disziplin ist ein inhaltsschweres Wort) etwas zu denken. Lilienfeld aber irrt, wenn er meint, Psychophysik sei „eine auf naturwissenschaftlicher Methode begründete Psychologie“. Ohne Stolz und ohne Demut muss ich mich frei von dem Aberglauben der allein Erkenntnis schaffenden naturwissenschaftlichen Methode erklären. Ich habe oben von der Berechtigung der Psychophysik gesprochen. Lilienfeld glaubt exakt zu verfahren, während seine ganze Konstruktion der Soziologie nur auf Analogieen beruht. Der soziale Organismus besitzt nur Nervenzellen und nur Nervengewebe, sagt Lilienfeld: die soziale Zelle aber sei die Person. Besteht hier wirklich Einheit des Wesens

zwischen der Funktion der Nervenzelle und der Person? Die Sozialwissenschaft wird von Liliensfeld bald „als Zweig der Naturkunde“, bald als „Hilfswissenschaft“ derselben gepriesen. — Ausser den Nervenzellen gebe es auch eine Intercellular-(Zwischenzellen-)Substanz. Diese werde in der Gesellschaft dargestellt durch Sprache, Geld, Kunstwerke u. s. w. Ist dies mehr als Analogie? Wird hierbei der soziale Organismus wirklich als ein „realer“ aufgefasst oder bloss in Analogie zu einem solchen? Ich meine, so lange man nicht begreift, dass der Geist etwas Wirkliches, obwohl nichts Körperliches, ist, so lange kann man auch nicht begreifen, wie der soziale Organismus, obwohl geistig, doch durchaus eine Realität haben kann. Analogien zwischen Geist und Körper werden sich in Fülle darbieten: aber sie beweisen nicht Gleichheit und Selbigkeit des Wesens beider. „Die Begriffe Freiheit, Moral, Recht, Religion u. s. w. erhalten durch solche Analogien keinen realen Boden.“

Dagegen will ich schon hier auf eine Arbeit verweisen, die später genauer besprochen werden soll, von G. Simmel: „Über soziale Differenzierung. Soziologische und psychologische Untersuchungen“ (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen. Herausgegeben von G. Schmoller. Bd. X. Heft 1). Verf. bezeichnet in der Einleitung den psychologischen Charakter der Soziologie sehr scharf (wenn er auch den Terminus „objektiver Geist“ meidet), und betrachtet von diesem Standpunkt aus die Kollektiv-Verantwortlichkeit nach ihrer verschiedenen Bedeutung in den verschiedenen Zeiten, dann weiter, hieran anschliessend, das wandelbare Verhältnis der Individualität zur Gruppe, innerhalb deren sie steht; endlich das Prinzip der Kraftersparnis als ebenso wichtig für das psychische und speziell das soziale Leben, wie für die Entwicklung der Naturorganismen. In diesen Darlegungen wird überall nicht mit Analogien getändelt, sondern man fühlt sich wirklich auf dem festen Boden einer exakten Betrachtung psychischer Verhältnisse und Erscheinungen.

So habe ich nur noch für die weitere Ausführung des Gesagten teils auf unseren Aufsatz im ersten Hefte des ersten Bandes dieser Zeitschrift, wozu noch Bd. XVII. 233—264 und XVIII. 311—324 zu vergleichen sind, teils auf die gedrängtere Übersicht unseres verehrten Herrn Weinhold im ersten Hefte des zwanzigsten Bandes, endlich auf das demnächst als viertes Heft desselben Bandes erscheinende General-Register für alle zwanzig Bände zu verweisen.

Schliessen aber will ich mit der Bemerkung, dass die wissenschaftliche Volkskunde, wie eng oder weit man deren Gebiet abstecken mag, immer eine psychologische Disziplin sein wird. Aller Geist, auch der hervorragendsten Individuen (wie Luthers, Lessings), liegt im Volke; der National-Geist ist entweder Ausgangs- oder Endpunkt oder beides für jeden individuellen Geist. Daher bezeichnet Völkerpsychologie oder

wissenschaftliche Volkskunde nicht einen bestimmten Ausschnitt der geistigen Betätigung, sondern nur eine besondere Weise der Betrachtung. Ist diese mehr synthetisch, so nennen wir sie völkerpsychologisch; ist sie mehr analytisch, so rechnen wir sie zur Volkskunde und zur Geschichte.

Volkstümliche Schlaglichter.

Von Wilhelm Schwartz.

Wenn Sammlungen von Sagen und Aberglauben den Kultur- und namentlich den wissenschaftlichen Kreisen das Verständnis des Volksglaubens vermitteln, so gehören dazu als Ergänzung eines richtigen Bildes von dem ganzen Denken und Empfinden der „volkstümlichen“ Kreise in jenen, wie in den übrigen mannichfachen Lebensverhältnissen, gleichsam Gallerien von kleineren Genrebildern, in denen sich auch in jenen Schichten das allgemein Menschliche, wenngleich in primitiveren, beschränkteren und oft roheren Lebensformen, abspiegelt¹⁾.

Derartige erscheint zumal für eine wissenschaftliche Volkskunde heutzutage um so notwendiger, je mehr das ganze europäische Kulturleben sich immer ideeller wie rationeller entwickelt, und Litteratur, Wissenschaft und Kunst die Kluft erweitert haben, welche überall schon da entsteht, wo, neben einem natürlichen, den mehr ländlichen Kreisen anheimfallenden Volkstum, sich ein reicheres Kulturleben an einzelnen Centralstellen in besonderen Lebensgestaltungen zu entfalten beginnt.

Zwar ist mit der politischen Entwicklung Europas seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts in der Wissenschaft prinzipiell die Verachtung geschwunden, mit der damals die gebildete Welt in dem idealen Aufschwung, welchen sie selber zu nehmen anfang, auf die Sprache und das ganze Leben und Treiben der unteren Stände hinabzusehen sich gewöhnt hatte. Aber das Verständnis desselben wird noch vielfach behindert durch den täglich sich im Gefühl jedes Einzelnen bewusster oder unbewusster erneuenden Gegensatz zwischen einem nach idealer Schönheit ringenden Kultur-

1) Gelegentlich habe ich schon auf derartige hingewiesen in Artikeln wie „Von einzelnen Ueberresten des alten Naturzustandes in der heutigen Lebensweise der Deutschen“, „Homer und der alte Fritz im Volksmund“, „Markgraf Hans im Königl. Museum zu Berlin“, die in den „Prähistorischen Studien“, S. 112 ff., 141 f., 502 f. wiederabgedruckt sind. Vergl. daselbst die kulturhistorisch-pädagogischen Miscellen, S. 379 f. und 207 Anh.

leben, dem er seiner Bildung nach selbst angehört, und den beschränkten oder formlosen, ja oft in roher Natürlichkeit ihm zunächst oft unangenehm berührenden Lebensformen der seitab lebenden Massen. Und dennoch liegt in dem richtigen Erfassen des Kerns jener der Schwerpunkt der Sache und überhaupt die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Behandlung des Volkstums.

Dem das Volkstum ist nicht bloss ein lebendiges, stets sich erneuendes Reservoir der Lebenskraft einer jeden Nation, sondern auch das Prototyp und die Grundlage ihres ganzen Denkens und Empfindens, wie es auf den Höhen der Kultur und der Bildung zum vollen Ausdruck gelangt und der Nation ihren weltgeschichtlichen Charakter verleiht. Und wenn hiernach die Volkskunde schon zu einem Objekt der historischen Wissenschaft wird, so weitet sich, als selbständige Wissenschaft gefasst, die vergleichende Volkskunde zu einer Völkerpsychologie, welche im Leben der Völker das allgemein Menschliche in seinen mannichfachen Gebilden und Phasen verfolgt, in denen es historisch in die Erscheinung getreten ist oder noch lebendig sich gelegentlich im einzelnen vor unseren Augen bekundet.

Die Vergleichung der verschiedenen Volkstypen eröffnet aber nicht bloss weitere Perspektiven, sondern bringt auch meist erst die einzelnen Fakta in ihre richtige Stellung und lehrt ihren natürlichen Ursprung, sowie ihre Weiterentwicklung richtig fassen.

Die Blutrache erscheint z. B. bei einem Volke vom Standpunkt der heutigen Gerechtigkeitspflege civilisierter Völker aus zunächst als eine rohe und grause Sitte. Die vergleichende, in die Anthropologie auslaufende Volkskunde knüpft aber bei Betrachtung derselben an Analogien, besonders innerhalb der ersten Gestaltungen menschlichen Lebens in Familie, Verwandtschaft und Stamm an und lehrt uns, dass für diese Zeit die Blutrache ein Fortschritt und der erste Schritt auf dem Gebiet einer natürlich sich entwickelnden Gerechtigkeitspflege war, indem nach ihr ein Totschlag nicht mehr straflos blieb, sondern die Familie, bzw. der Stamm, den Mord eines der Ihrigen zu rächen als eine natürliche Aufgabe oder Pflicht ansah.

Wenn dann weitere Phasen zeigen, wie in fortschreitender Entwicklung des Lebens zu mehr staatlichen Zuständen mit der Zeit der Träger der Rache, bzw. die Form der Verfolgung, wechselte und sich dabei allmählich im Anschluss an ethisch-religiöse Empfindungen das Gefühl einer sühnenden Gerechtigkeit in der Welt in den Gemütern anbaute, und aus dem rohen Wiedervergeltungsakt so ein „gerichtliches“ Verfahren wurde, so stellt die Anthropologie damit fest, wie aus einem rein naturalistischen Zustande durch eine Kette von Entwicklungsstufen sich allmählich ideellere Formen und Grundsätze gebildet haben.

Dass aber jener das Ursprüngliche gewesen, findet seine Bestätigung darin, dass selbst unter civilisierten Verhältnissen noch immer gelegent-

lich die Leidenschaft der Menschen in einzelnen Fällen einen Anlauf genommen hat oder noch immer nimmt, persönlich dem Rachegefühl nachzugehen. Es erneuen sich eben mit jedem Geschlecht die natürlichen Triebe und werden nur durch das öffentliche Leben, bezw. die Erziehung, in gewisse Formen und Schranken zurückgedrängt.

Aus diesem Umstand aber erwächst dem Völkerpsychologen bei seinen Forschungen die Aufgabe, zu den einzelnen Erscheinungen dieses oder jenes Volkstums überall Analogien in den ihn umgebenden Kreisen zu suchen, um den allgemein menschlichen Charakter, der sich in jenen ausprägt, richtig zu verstehen und zu verwerten.

Um noch ein analoges Beispiel des geschilderten Entwicklungsprozesses anzuführen, so treten ähnliche Phasen und Beziehungen wie bei der Blutrache in der Entwicklung des Verhältnisses der Geschlechter zu einander, im Zusammenleben beider und in einer daran sich schliessenden Familiengruppe, als der ersten dauernden Gemeinschaft von Menschen im gemeinsamen Kampf um das Dasein hervor. Aus dem Natürlichen entwickelt sich auch hier erst mit der Zeit das Ideelle, der Begriff der Ehe als eines geistigen, Individuen verschiedenen Geschlechts für das Leben vereinigenden Bandes. Wenn die Sinnewelt es knüpft, so bauten die Bedürfnisse des Lebens allmählich das Verhältnis aus. Die tägliche Sorge für die Ernährung und für die Kleidung, deren Materialien der Mann herbeischafft, schufen die Stellung der Hausfrau, ebenso wie die Erziehung oder, genauer gesprochen, die allmähliche Verwendung der heranwachsenden Mitglieder der Familie im Dienst derselben die Herrschaft der Mutter weitete. Virchow hat vollständig recht, wenn er von diesem Standpunkt ausführt, dass erst beim Sässigwerden der Menschen „am Kochherd“ die Kultur-aufgabe des Weibes für jene Zeiten zum vollen Ausdruck kam.

Unsere ideeller gestimmten Zeiten klingen freilich solche Betrachtungen zunächst fast unwürdig. Die erwähnten Verhältnisse haben aber, wenn sie gleich heutzutage nach den jetzigen Kulturzuständen mehr zurücktreten, nicht bloss immer noch ihre Analogien, sondern sogar noch immer eine gewisse reale Bedeutung, und in der Erkenntnis dieses Umstandes liegt der Beweis der Richtigkeit der angedeuteten anthropologischen Entwicklungstheorie, wie schon von Haus aus die Vergleichung mit der Gegenwart im Einzelnen das Verständnis für die Verhältnisse überhaupt erschliesst.

Wie die Jägervölker am Weibe vor allem schätzen, wenn sie gut die Felle zusammennähen und für die Kleidung sorgen kann, auch noch Homer für die Griechen es vor allem am Weibe preist, wenn sie des Webens wohl kundig ist, und wie bei den Ariern dann allgemein besonders am Herde sich die Tüchtigkeit der Frau weiter bewährt, ist es nicht nur in den Arbeiterkreisen bei uns auch noch heutzutage ein Hauptmoment in der Ehe, — über dessen Mangel nicht die schönsten Redensarten hinforthelfen, — ob die Frau den Mann und die Kinder ordentlich „benährt“.

wie es heisst, d. h. ganz in der Kleidung erhält, und ob zur rechten Zeit der Kochtopf voll ist, sondern auch in den höheren Schichten vibriert dasselbe Moment, nur in anderen Formen, noch immer hindurch! Wenn hier der Mann der Familie durch sein Thun im grossen Ganzen den Stempel aufdrückt, so beruht die Kontinuität und gleichsam Dauerhaftigkeit derselben doch mehr auf den täglichen Lebensgewohnheiten, welche die Frau ihr und dem Nachwuchs gegeben.

Den natürlichen Faden der Entwicklung aber stets festzuhalten, ja ihn überhaupt der Wissenschaft zu vermitteln, ist gerade eine Hauptaufgabe der Volkskunde. Nicht bloss Tacitus ging fehl, als er den alten Deutschen unterschob, sie hätten keine Tempel, weil sie glaubten, das Göttliche nicht in Wände einschränken zu dürfen, sondern es ist derartige eine allgemeine Stubengelehrtenkrankheit, die überall da hindurchbricht, wo die Wissenschaft und Litteratur nicht in Fühlung mit dem Leben bleibt. Will man doch z. B. selbst noch aus Homer und dem griechischen Altertum, wo der natürliche Hintergrund doch noch überall sichtbarlich hindurchblickt, ihn möglichst ausmerzen, wenn er einmal schärfer unserem modernen Gefühl oder Geschmack widerspricht¹⁾.

Deshalb erschien es mir nicht ungeeignet, zur Vorbereitung einer Charakteristik des Volkstümlichen in diesem Sinne, dasselbe einmal in seiner Eigentümlichkeit auf verschiedenen Gebieten, wie es überall noch, namentlich auf dem flachen Lande und in den kleinen Städten, gelegentlich in einzelnen Zügen charakteristisch hervortritt, gleichsam an praktischen Beispielen zu verfolgen. An die Spitze möchte ich eine Sammlung charakteristischer Volksmiscellen stellen, wie sie mir bei dem Verkehr mit dem Volke einst auf langjährigen Wanderungen in der Mark und dann überhaupt in Norddeutschland behufs Sammeln von Sagen und dergleichen²⁾, gelegentlich entgegengetreten sind, und in denen das allgemein Menschliche zu einem für den Volkstypus bezeichnenden Ausdruck gelangt und zu denen auf den Höhen des Lebens in der

1) Wenn z. B. Antigone beim Sophokles in ihrer Erregtheit vom „natürlichen“ Standpunkt aus auseinandersetzt, dass der Bruder ihr höher stände als ein Gatte oder ein eigenes Kind, denn beide könnte sie wieder bekommen, aber nachdem Vater und Mutter tot, einen Bruder nicht. Oder Jokaste dem Oedipus seine Sorgen ausreden will mit der Bemerkung, „dass viele Menschen auch in Träumen schon sich vermählt sahen ihren Müttern“. Man muss solche Stellen nicht von unserem Gefühl, sondern von der Anschauung des betreffenden Volkes aus auffassen, ebensowenig wie man in Homers Ilias die Verse ausmerzen darf, in denen der Dichter den Odysseus dem Thersites, um den widrigen Schwätzer zur Ruhe zu bringen, eins mit dem Scepter überziehen lässt, indem man es für „feiner“ erachtet, wenn er ihm nur Schläge androht.

2) Vergl. A. Kuhn und W. Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg, Pommern, der Mark, Sachsen, Thüringen, Braunschweig, Hannover, Oldenburg, Westfalen. Aus dem Munde des Volks gesammelt. Berlin 1849. Desgl. die Märkischen Sagen vom Jahre 1843, bezw. die Volksausgabe, Berlin bei Hertz, vom Jahre 1886.

Form entsprechende Analogien sich finden, welche nur den kleinen Interessen entrückt und, von geistigeren Strömungen getragen, eine idealere Gestaltung zeigen.

Denn, wie ich auf mythologischem Gebiet auf die „volkstümlichen Naturanschauungen“ als die „Grundlagen der entwickelten Göttersagen“ hingewiesen habe, so spiegeln ähnlich sich auch im übrigen Volksleben alle Richtungen des allgemein Menschlichen ab. Und wenn sie unter dem Druck des alltäglichen Lebens sich nicht voller und breiter entwickeln und ihnen ein beschränkter Horizont, sowie enge Verhältnisse den Stempel aufdrücken, so fehlt es ihnen doch nicht gelegentlich an Innigkeit und Tiefe des Empfindens, sowie an Schärfe der Auffassung und reicher Lebenserfahrung, was nur eben bei der natürlichen Naivetät oder gar Derbheit in der Form, in der sie gebildeterem Leben gegenüber erscheinen, oft nicht voll erkannt wird.

Wenn der I. Abschnitt „Volksgeschichten und kulturhistorische Parallelen in ihren Analogien und Kontrasten“ bietet, so denke ich in einem II. „Von der volkstümlichen Naturkenntnis“, in einem III. dann von der „Farbenkenntnis des Volks“ zu handeln, während ein IV. „Die Weltgeschichte im Spiegel des Volkstums“ schildern soll. Es sind dies Gesichtspunkte, wie sie sich mir bei den betreffenden Studien im Volke selbst bedeutsam aufgedrängt haben.

I. Volksgeschichten und kulturhistorische Parallelen.

Zunächst also ein paar einfache kulturhistorische Parallelen, in denen sich die Höhen und Tiefen des Lebens in den Formen begegnen und nur in den Motiven auseinandergehen.

„Sokrates und der Ruppiner Tagelöhner.“ Plato schildert uns in erhebender Weise in seinem Phaedon, wie Sokrates sich auf seine Sterbestunde vorbereitet. „Es ist der Philosoph, der von der Welt scheidet in dem Gefühl, zu höheren Sphären einzugehen.“ Gelegentlich flieht Plato nun einige Züge ein, die Sokrates uns wieder „menschlich“ näher bringen, damit aber um so bedeutsamer indirekt die „ideelle Höhe“, zu der er sich emporgerungen, hervortreten lassen. So lässt er ihn, ehe er den Giftbecher trinkt, sagen, „er wolle ein Bad nehmen, damit er nicht nachher den Leichenfrauen viel Arbeit mache“¹⁾.

Dazu stellt sich eine Ruppiner Geschichte von der Sterbestunde eines Tagelöhners, die in ihrer naiven Form mir als eine Art Humoreske erzählt wurde, aber, abgesehen von dem verschiedenen Hintergrund und den verschiedenen Motiven, denselben Charakter hat. — Der Mann merkte,

1) Δοκεῖ γὰρ δὴ βέλτιον εἶναι, λουσάμενον πιεῖν τὸ φάρμακον καὶ μὴ τράγματι ταῖς γυναῖξι παρέχειν νεκρὸν λούειν.

dass die Todesstunde nahe. Nach einem langen Leben voller Arbeit und Sorgen sah er ruhig dem allgemeinen Menschenlos entgegen. Er hatte in seinem Gefühl gleichsam „ausgelebt“! Nachdem er sich und alles bestellt, sagte er zu seiner Frau: „Mutter, jetzt geht es bald zu Ende. Nun könntest Du den Barbier holen, damit er mich noch einmal rasiert. Sieh, jetzt kostet es einen Sechser, und wenn er es nachher (bei der Leichenwäsche) thun soll, kostet es 2 gr.!“

Die Sache kommt in beiden Fällen fast auf dasselbe hinaus. Aber den Tagelöhner, welcher zeitlebens jeden Groschen umgekehrt hatte, ehe er ihn ausgab, bestimmte dem entsprechend nur dabei die Rücksicht auf die sonst erwachsenden Mehrausgaben, während Sokrates ein ethisches Gefühl, die Humanität gegen die armen Wäscherinnen, auf einen ähnlichen Gedanken brachte.

„Ich weiss nicht, wie ich es ihm beibringen soll.“ Die Witwe eines Tagelöhners in demselben Ort hatte früher bei einer verwitweten Majorin ebendasselbst gedient, und diese bewahrte der früheren treuen Dienerin stete Teilnahme. Oft traf sie selbige auf dem Kirchhof, wenn sie das Grab ihres Gatten dort besuchte, und sprach mit ihr dann dies oder jenes Wort, bei welcher Gelegenheit sie erfuhr, dass die Tagelöhnerwitwe stets am Grabe ihres Mannes in treuem Rapport mit dem Toten blieb, ihm alles berichtete, was zu Hause passierte, wie es mit dem kleinen Anwesen, das sie gehabt, gehe, ob das Schwein gedeihe u. dergl. m.

So ging es ein Paar Jahre.

Da traf sie einmal die Frau ganz beklommen am Grabe ihres Mannes, mit Thränen in den Augen, stehend. Als sie selbige fragte, was sie denn habe, antwortete jene: „Ja, ich weiss garnicht, wie ich es ihm (dem Toten) beibringen soll. Ich will wieder heiraten,“ und dabei stockte sie. Nun, sagte die Dame, das ist doch nachgerade auch nicht schlimm, er ist ja schon lange tot. „Das wäre auch richtig,“ meinte jene, „sie schäme sich nur zu sehr, ihm zu sagen, dass sie schon in anderen Umständen sei,“ und dabei brach ein Thränenstrom hervor.

Die kleinen Verhältnisse decken hier mit dem Schleier des Humors den alten Volksglauben, der meinte, im Rapport mit den Geistern der Verstorbenen bleiben zu können, und das Grab als den natürlichen Vermittlungspunkt dafür fasste. In der Sache ist es aber dasselbe, als wenn Atossa beim Aeschylos am Grabe des Darius ihm das Leid klagt, das ihr heiss-sporniger Sohn über Persiens Volk gebracht. Die eine Scene bewegt sich nur eben in beschränktem Lebenskreise und weckt so heutzutage, wo auch der Glaube selbst geschwunden, fast mehr Humor, — voller Ernst war es der Tagelöhnerfrau aber auch, — während Atossas Auftreten auf der Höhe eines nationalen Lebens in dem welterschütternden Ringen der Griechen und Perser, zumal der Glaube damals noch das Beschwören des Schatten

des Darius und sein Erscheinenlassen dem Dichter gestattet, im vollsten Pathos der Weltgeschichte wirkt.

Wenn aber gleich heutzutage das Beschwören der Toten ein abgethaner Glaubenssatz ist, so wirkt ihr angebliches Erscheinen im Traume doch noch immer wie in der Urzeit gelegentlich auf die Überlebenden ein: Visionen, wie sie nie ganz aufhören werden.

Ich habe in den kulturhistorischen Studien aus Flinsberg vom Jahre 1877¹⁾ schon eine in dieser Beziehung charakteristische Geschichte mitgeteilt.

Eine Frau, deren Mann gestorben, kommt nach einigen Tagen zum Prediger und klagt ihm ihr Leid. Sie wolle nur gestehen, sagt sie, sie hätte ihren Mann in einem zerrissenen Hemde begraben, nun liesse es ihr keine Ruhe, die Nachbarn hätten es ihr gleich gesagt. Alle Nacht käme ihr Mann (im Traume) und klage ihr, er werde mit seinem zerrissenen Hemde nicht in den Himmel kommen. Ob es nicht möglich sei, ihn noch einmal auszugraben, und das zerrissene Hemde durch ein ganzes zu ersetzen.

Der Volkshumor deckt auch hier das Bild, indem er den Geistlichen, nachdem er durch Fragen herausbekommen, das Loch sei hinten im Hemde gewesen, die Frau tröstet, indem er sagt, dann könne sie ruhig sein, ihr Mann sei stets im Leben ein solcher Schlauberger gewesen, der werde sich auch schliesslich bei Petrus so an der Wand entlang drücken, dass jener das Loch nicht bemerke u. s. w. Aber abgesehen von dem humoristischen Motive und dem dadurch bedingten Charakter stellt sich die Geschichte als gleichartig zu den Scenen bei Homer, wenn des Patroklos Geist dem Achill im Traume erscheint und um baldige Bestattung bittet oder bei der Beschwörung der Toten von Seiten des Odysseus des Elpenor Schatten jenen ebenlaran mahnt, weil er sonst nicht in das Reich der Seelen Eingang fände. Die letztere Geschichte bildet sogar im Charakter eine Art Übergang zwischen den beiden anderen. Das Erscheinen des Patroklos tritt mit vollem heldenmässigen Pathos ein, während des Elpenors Tod, wie der unerfahrene Mensch trunken sich auf das platte Dach legt, um auszuschlafen und, als er erwacht, noch halb im Schlaf, herunterstürzt, in ihrer ganzen Ausführung auch schon mehr nach einem etwas rohen Volkshumor schmeckt.

Auf fast allen Lebensgebieten treten solche Parallelen bzw. Kontraste, wie die gezeichneten, hervor, selbst auf politischem, nur dass der verschiedene Horizont hier doppelt stark im Kontrast der Form sich geltend macht, je nachdem der Repräsentant der Kultur mit weitem Blick oder der Vertreter des Volkstums von seinem beschränkteren Standpunkt aus

1) Prähistorisch-anthropologische Studien. Berlin 1884. S. 373 ff.

die Dinge beurteilt. So erlebte ich einmal ein charakteristisches Beispiel in der Parallele, bezw. Differenz der Ansicht des bekannten Professors und „Abgeordneten Stahl und der eines westfälischen Bauern“ über die Güte des konstitutionellen Systems.

Stahl äusserte nämlich u. A. dasselbe hätte die gute Seite, dass es gleichsam ein Ventil sei, in dem sich alle Unzufriedenheit im Volke Luft machen könne, und so die kranken Stellen im Volksleben zu Tage träten. Ähnlich fasste es ein westfälischer Bauer auf, der mich im Winter 1848/49 besuchte. Als richtiger Westfale hatte er natürlich einen Prozess, wie auch schon der erste Westfälinger nahe daran war, einen solchen mit Christus anzufangen, als dieser ihn auf Wunsch St. Peters geschaffen hatte, wie sie durch Westfalen kamen und das Land noch menschenleer und nur wilde Schweine in den Eichenwäldern fanden¹⁾, und Petrus Christus gebeten haben soll, das Land auch mit Menschen zu bevölkern. Da der Prozess meines Westfalen schon in der letzten Instanz beim Kammergericht schwebte, kam unser Kolon, er gehörte noch zu den alten bei Herford, die ihr Geschlecht mit Wittekind in Berührung bringen, nach Berlin und wollte durch mich einen tüchtigen Rechtsanwalt haben. „Ich brauche so einen recht „niederträchtigen“ (gewitzten), sagte er, „Waldeck oder Stieber, denn die Sache ist schwierig²⁾.“ Natürlich konnte ich ihm weder den einen noch den anderen schaffen. Bei dieser Gelegenheit meinte er nun u. A.: „Ach mit der Nationalversammlung, die der König berufen hat, das ist dummes Zeug. Da erfährt er doch nicht, wie es im Lande aussieht. Wenn er meinem Rat folgte, dann müsste an einem bestimmten Tage überall mit Glockengeläut die ganze Gemeinde zusammenberufen werden. Und dann müsste jeder ungestraft sagen können, was ihm auf dem Herzen läge. Und das müssten dann kluge Männer zu Papier bringen, dann würde der König schon sehen, wie es im Lande aussieht und wie zu helfen“.

Stahl sprach von der Höhe politischen Lebens, der Sohn der roten Erde von dem beschränkten Standpunkt seines Kirchspiels aus. Die Idee war sonst ziemlich dieselbe, nur kleidete sie jeder von beiden nach seinem Standpunkt in verschiedene Formen. —

Es mögen nun ein paar Geschichten folgen, in denen sich entweder

1) Dem Petrus sollen nämlich die berühmten westfälischen Schweineschinken schon im Geiste vorgeschwebt haben, die es dort geben würde, wenn Menschen da wären, die Schweine zu züchten. Wie nun der Herr dem Petrus schliesslich zu Gefallen einen gerade am Wege liegenden Schweinekot mit dem Fusse und den Worten ansties „Werde ein Mensch“, da, heisst es, hob sich plötzlich ein trotziger, starker Mann von der Erde und fuhr den lieben Herrn mit den Worten an: „Wat stött he mi“! Wedingen und Hartmann, Der Sagenschatz Westfalens. Minden 1884, S. 6.

2) Waldeck, bekanntlich ein geborener Münsteraner, war in Westfalen sehr populär im Bauernstande durch seine Reden auf dem Feste in Soest 1843 und seine Schrift über das bäuerliche Erbfolgerecht in Westfalen vom Jahre 1844.

eine tiefere, den ganzen Menschen erfüllende Empfindung oder die Selbständigkeit des Charakters, sowie ein treffendes Urteil selbst über den grossen Lauf der Welt in Bildern oder wenigstens konkreten Formen ausspricht. Denn in abstrakten Gedanken derartiges zu äussern liegt dem Volke, namentlich der ländlichen Bevölkerung, im ganzen fern, wie ja auch bekanntlich schon die einfachste Lebenserfahrung in diesen Kreisen gern sich in der Form des Sprichworts zum Ausdruck bringt.

„Die Heimat meiden ist schwer“. Kuhn und ich haben s. Z. auf unseren Wanderungen in Norddeutschland manchen hübschen Zug von treuer Heimatsliebe beim Landvolke auf die verschiedenste Weise zum Ausdruck kommen sehen, in eigentümlicher Form trat es vor allem aber einmal bei einem Mädchen aus Winsen an der Aller hervor, mit der wir eine ganze Strecke zusammengingen, und die uns manche hübsche Sage aus der Gegend erzählte. Zuletzt kam sie auch auf die Auswanderer zu sprechen, die damals gerade ziemlich stark aus dem benachbarten Bremen nach Amerika zogen. „Wenn die aufs Schiff steigen, sagte sie, ständen die Verwandten jammernd herum und es wäre kein Weinen mehr, sondern ein Gebrüll: dann gingen alle Glocken von den Thürmen Bremens so recht feierlich, denn es wäre doch ein gar schwerer Gang, den sie thäten, so aus „dütschen Landen“ zu scheiden¹⁾“.

Die Heimatsliebe umfasst beim Landvolk nicht aber nur das Gefühl des Verwachsenseins mit der Gegend, in welcher der Mensch gross geworden, sondern reflektiert ebenso auf Dialekt, Tracht, sowie die ganze Lebensweise bis auf die primitivsten Verhältnisse hinab. Der natürliche Mensch hängt eben unbewusst innerlicher mit alledem zusammen, als er es selbst ahnt, und nur besondere Umstände bringen es zum gelegentlichen Ausdruck. „Hier (in Berlin) bekommt man auch gar nichts zu sehen“, sagte jüngst zu meiner Tochter unser sonst ganz kluges Dienstmädchen in einer gewissen elegischen Stimmung, indem die Weltstadt vor ihren Augen versank und die (ostpreussische) Heimat in allem Glanz auftauchte. „Man sieht hier nichts, man hört hier nichts. Man weiss nicht, ob das Korn gesäet ist, oder ob es reif ist: ob die Kartoffeln gesteckt oder schon „gebuddelt“ werden. Drei Jahr bin ich nun schon hier und, Fräulein, auf-

1) Vergl. unsere Norddeutschen Sagen. Berlin 1849. Wenn die geschilderte Scenerie zunächst etwas fremdartiges hat und man sich erst voll in dieselbe gleichsam hineinleben muss, um die Tiefe des Empfindens zu ermessen, welche sich in derselben ausspricht, so ist für den modernen Geschmack das Wort „Gebrüll“ namentlich leicht anstössig. Und doch ist es gerade der korrekte, natürliche Ausdruck für das, was gemeint ist, und die Ersetzung durch einen anderen würde die Sache abschwächen. Gerade so braucht auch Sophokles an verschiedenen Stellen den entsprechenden Ausdruck *βραχίσθαι* für den tiefsten Schmerz, der nur ab und zu durch ein Aufstöhnen sich bekundet: z. B. sagt er vom Ajax, indem er geradezu an den rauhen, dumpfen Ton erinnert, wie man ihn namentlich vom Stiere hört:

*ἀλλ' ἀψόφητος ὄξέων κοκκυάτων
ἐπιτινάξει, ταῖρος ὄς, βρυχώμενος.*

richtig gestanden, kein Schwein habe ich noch nicht gesehen“. Die Stimmung ist psychologisch erklärlich. In der mehr oder minderen Monotonie des Küchenlebens taucht die Erinnerung an den lebendigen Wechsel, den ihr einst die unmittelbare Beziehung zur Natur tagtäglich gegeben hatte, wie ein verlorenes Paradies vor ihren geistigen Augen auf.

Land und Stadt unterscheiden sich eben fast in allen Beziehungen. So erzeugt auch das Bewusstsein, auf eigenem Boden zu sitzen, und die hauptsächlichsten Lebensbedürfnisse in Nahrung und zum Teil auch in Kleidung sich allein beschaffen zu können, schon eine gewisse Selbstständigkeit in allen Schichten der ländlichen Bevölkerung, und die Erfahrung, dass der staatliche Schutz, der Natur der Verhältnisse nach, meist lange nachher, als man ihn brauchte, nachgehinkt kommt oder oft ganz ausbleibt, nährt eine dem Menschen so schon angeborene Neigung zur Selbsthilfe. Es liegt in diesen Eigenschaften die natürliche Kraft des Bauernstandes, aber auch, dass er jedem staatlichen Zwange gegenüber, zumal wenn dieser seine Gewohnheiten antastet, leicht obstinat bis zur äussersten Rücksichtslosigkeit wird¹⁾. Als ein kleines typisches Genrebild, dass die Grundstimmung auf dem Lande von Haus aus so in einem gewissen Gegensatz zu dem Kulturleben schon mit seinen einfachsten bürokratisch-statistischen Formen steht, möge folgende kleine Geschichte aus dem Jahre 1879 zeigen, in der ein Mädchen den Mittelpunkt bildet.

„Resolute Ansichten“. Unter dieser Überschrift berichtete die „Post“ im Jahre 1879, Nr. 290, folgendes: „Unlängst erschien auf dem Bureau des Gemeindevorstehers zu Geestendorf eine dort als Dienstmagd gedungte fixe junge Dirne aus Franzenberg bei Kuxhafen, um sich zur Ortskontrolle anzumelden. Hier entspann sich nun zwischen der Fragerin und dem Beamten folgender heitere Dialog: „Wie alt sind Sie?“ — „Dat weet ick nich so genau: wie Franzenberger, dat weet Se ja, fiert nie' en Geburtstag.“ — „Ich muss es aber wissen.“ — „Nu, et schall wull so an de fiefundtwintig Jahr sind.“ — „Welcher Religion gehören Sie denn eigentlich an?“ — „Ick bün so recht dütsch wie wie alltosam in Franzenberg; wie glöwt nich an den Papst, man blot an den leiwen Herrgott und den ollen Bismarek. — denn annern Krams kennt wie nich. H! Adjüs ok!“ Sprachs mid empfahl sich, ohne weiter eine Miene zu verziehen.“

Aber nicht bloß im eigenen Wesen, sondern auch in der Gestaltung und Beherrschung der Lebensverhältnisse, in denen es sich bewegt, entwickelt das Volkstum, namentlich auf dem flachen Lande, sich zur vollsten

1) Tragisch schildert den ganzen Kontrast für österreichisches Bauernleben Rosegger, Jacob der letzte, Hartleben, Wien-Pesth-Leipzig 1889.

Kraft und Sicherheit, so dass ein in Kulturverhältnissen gross gewordener Mensch trotz aller theoretischen Bildung in entsprechenden Kreisen schwer mit ihm wetteifern kann, wie er auch in Arbeitskraft und Ausdauer ihm meist nicht gleichkommt. Daneben schärft aber auch die Erfahrung eines langen Lebens vielfach den Blick dem Bauer in eigentümlicher Weise zu treffender Beurteilung selbst grösserer Verhältnisse. Ein einfacher Mensch, der in kleinen Verhältnissen sicher geworden und sinniger Art ist, sieht oft selbst die Weltereignisse mit einer gewissen Objektivität an und stellt ihnen in allgemeinen Zügen eine nicht unrichtige Diagnose. Die Form entspricht freilich immer den begrenzteren Anschauungen und Verhältnissen, in denen er sich bewegt. Ein paar charakteristische Geschichten fallen mir in dieser Hinsicht ein.

„Die Nummer ist Ihre Sache“. — Es ist ein Unterschied zwischen Religion und Theologie. Das vergessen oft manche Geistliche. Daran erinnerte aber in drastisch-treffender Weise ein havelländischer Bauer bei einer Kirchenvisitation.

Als nämlich die Kirchenvisitationen in den vierziger und fünfziger Jahren in Preussen aufkamen, verhielten sich die Bauern der Mark zunächst etwas reserviert dagegen, namentlich inwiefern auch Besprechungen mit der Gemeinde stattfinden sollten, um den Bestand an Christentum in derselben zu konstatieren. Da fragte nun einmal, heisst es, im Havellande bei solcher Visitation in einem Bauerndorfe der General - Superintendent oder der ihn vertretende Geistliche im Gespräch einen Bauern, ob er das fünfte Gebot kenne. Ja, sagte der Bauer, Herr General - Superintendent, die Gebote kenne ich von Jugend auf, die Nummer aber, das ist Ihre Sache.

„Die Welt kann sich nicht selbst regieren“. Im Jahre 1848 wohnte ich in der Stralauerstrasse, wo mein Vater dem Grossen Friedrichs-Waisenhaus vorstand. Die Verhältnisse liessen es mir als Pflicht erscheinen, auch bei der Bürgerwehr mit einzutreten. So stand ich denn auch einmal Ende März Nachts vor dem Kadettenhause in der Friedrichstrasse Schildwache. Damals beherrschte die Politik alle Unterhaltung, und als der Nachtwächter sich zu mir gesellte, war auch bald ein entsprechendes Gespräch im Gang, zumal es mich auch gerade in jener Zeit besonders interessierte, die Stimmungen im Volke in allen Kreisen kennen zu lernen. Der Mann war früher Soldat gewesen und hatte seine eigenen Gedanken. Dass die Regierung am 18. die Waffen gestreckt, wollte ihm gar nicht in den Kopf. „Die Leute meinen“, sagte er, „die Welt werde sich selbst fortan regieren. Ich sage Ihnen, das geht nicht. Unser einer, der so sieht, wie „sie“ des Nachts aus den Bierstuben kommen und die Strassen so entlang taumeln, der sagt: Die können sich nicht selbst regieren. Wenn der König nicht mehr regieren will, dann

werden es Andere besorgen, aber regiert wird immer werden. Das sage ich Ihnen!“

Die Anschauung des Mannes entsprach seinen täglichen Lebenserfahrungen. War sie gleich einseitig nur „nächtlich“ und bekam dadurch ebenso wie die Form einen humoristischen Anstrich, so traf sie doch in ihrer Weise prägnant den Nagel auf den Kopf und zog inmitten des allgemeinen Wirrwarrs in selbstständigem Denken ein treffendes Facit aus den Verhältnissen für die Zukunft.

Ähnliche selbständig charakteristische Äusserungen habe ich in jenen Zeiten aus der ungetrübten, praktischen Anschauung des Volkstums öfter gehört. So sagte mir einmal ein alter Fuhrherr, mit dem ich (im Anfang der sechziger Jahre) von Eberswalde aus öfter in die Grimnitz-Forst nach Hünengräbern fuhr, und der mir manche hübsche Sage erzählte, als auf das Jahr 1848 die Rede kam: „Ja, Herr Professor, dass die Welt verdreht wurde, das habe ich schon lange vor 48 gewusst. Das war, als sie anfangen Pferdefleisch zu essen. Da sagte ich zu meiner Frau: Mutter, pass auf, die Menschen werden verdreht; sie essen schon Pferdefleisch! Und 48 war es richtig, da brach es aus!“ Dem Manne, der sein Lebenlang mit Pferden zu thun gehabt und die seinigen gehegt und gepflegt hatte, erschien der Gedanke, sie schliesslich zu schlachten und zu essen, als eine an Tollheit streifende Neuerung. —

Jeder aus dem Volke, der seinen eigenen Gedanken nachgeht, urteilt eben nach dem kleinen Kreise, in dem er sich bewegt, und nach den Interessen, welche den Mittelpunkt seines Denkens ausmachen. Aus ihnen entnimmt er das Mass für die Dinge, so dass wenn der Kontrast mit den Verhältnissen zu gross ist, die Form des Urteils eben leicht in das Komische umschlägt. Wie man 1848 von einem oberschlesischen bäuerlichen Abgeordneten erzählte, dem zufällig während seiner Abwesenheit eine Kuh abgepfändet war, er habe eine Donnerrepistel von Berlin in die Heimat gesandt, des Inhalts, „ein Abgeordneter sei nach der Verfassung unverletzlich, also auch sein Vieh“, so schrumpften auch bei einer Witwe, die ich in jenen Tagen sprach, die grossen, nationalen Hoffnungen zu dem Wunsche zusammen, dass, „wenn Alles besser würde, ihr Sohn auch hoffentlich bald einen anderen Vormund erhalten würde, denn der bisherige taue nichts!“

Das sind nicht blos einzelne humoristische, sondern, wie schon angedeutet, typische Beispiele volkstümlichen Denkens. Daneben schlummern aber nationale und religiöse Empfindungen, letztere oft noch in der Form des Aberglaubens in der Seele auch der unteren Schichten in Stadt und Land, und sie bedürfen oft nur eines Anstosses, um zu hellen Flammen aufzuschlagen: ob im Sinne zu lobender Begeisterung oder in wildem, verheerendem Fanatismus, hängt von den Verhältnissen ab; es kommt zunächst nur darauf an, das Faktum zu konstatieren, dass solche elementaren

Mächte da sind, die jeden Augenblick geweckt werden können, sobald die regierenden Kreise derartiges unberücksichtigt lassen oder, wenn es zum Handeln kommt, das Heft aus der Hand verlieren. Jede Ueberlegung schwindet, und nur von seinen Gefühlen und Leidenschaften lässt sich dann das Volk leiten und ist bereit, das Tollste zu glauben und seine Gedanken sofort in entsprechendes Handeln umzusetzen.

Ich brauche nicht an die alten Zeiten zu erinnern, wo Epidemien ganz gewöhnlich den Glauben von Vergiftung der Brunnen u. dergl. veranlassten. Das Jahr 1848 bietet uns auch neben vielen anderen Beispielen ein höchst charakteristisches von einer wild aufflackernden Volksstimmung in jener Nacht des März, wo man in Berlin den Prinzen von Preussen plötzlich mit 80 000 Russen vor dem Frankfurter Thore stehend glaubte, um der Freiheit wieder ein Ende zu machen, und man schon anfang, die Dächer abzudecken und Ziegel und Steine auf denselben anzuhäufen, um die Russen bei ihrem Einzug mit Steinwürfen aus der Höhe zu empfangen. Mögen einzelne Personen dabei ihre Hand im Spiele gehabt haben; um die Möglichkeit des Prozesses, der sich abspielte, zu begreifen, muss man auf die allgemeine Stimmung zurückgehen. Sie war eine in ihren Tiefen aufgewühlte und fieberhafte. Das Volk wusste von den Vorgängen im königlichen Schlosse nur so viel, dass der Prinz von Preussen anderer Meinung gewesen als sein königlicher Bruder. Wenn er fortgegangen, lag es dem Sinn der Leute nahe, dass er Hilfe holen, mit einem Heer vor den Thoren Berlins plötzlich wieder erscheinen würde. In fieberhafter Angst dachte man an den Kaiser Nicolaus und seine Russen, und was man fürchtete, glaubte man im Schrecken der Nacht auch schon vor sich gehen zu sehen. Ob es überhaupt so rasch möglich, daran dachte man nicht oder wagte es der aufgeregten Menge gegenüber nicht zu äussern. Die ganze Bevölkerung, Männer, Weiber und Kinder, erfasste ein toller Taumel, als gelte es, nach dem vorangegangenen, den letzten Kampf für die Freiheit zu wagen oder sich unter den Trümmern Berlins zu begraben.

Die Leidenschaften des Volkes waren eben bis zum Wahnsinn erhitzt, und nichts war da, was sie zügelte. —

Sind gleich solche grossartigen Verirrungen, wie die zuletzt geschilderte, selten und nur eben möglich, wenn alle Schranken gefallen und die Volkseele mit elementarer Gewalt sich Bahn bricht, so wird dieselbe doch überhaupt stets leicht bewegt und ist meist immer geneigt, von diesem oder jenem Gerücht, das einen Widerhall in ihrem Innern findet, sich fortzureissen zu lassen. Die unteren Stände sind um so mehr dazu geneigt, als ihnen meist ruhigere Ueberlegung und Einsicht bei allen, ihrem täglichen Leben ferner liegenden Dingen mangelt, und ein ihnen eigentümliches Misstrauen sie veranlasst, Alles sofort nach der bösen Seite aufzufassen und ins Abenteuerlichste umzugestalten. Wie ihnen das Ideale im allgemeinen meist ferner liegt, sind sie überall leicht bereit, sobald ihnen etwas Fremd-

artiges aufstösst, etwas Schlimmes dabei vorauszusetzen und Tücke und Bosheit der Menschen darin zu suchen. Das Leben erscheint ihnen eben mehr in einem bösen als in einem guten Lichte. Wie oft habe ich nicht gehört, wenn auf den Glauben der Leute so die Rede kam und die Frage aufgeworfen wurde, ob es einen Teufel gäbe, dass dies gerade in folgender Form verneint wurde: „Ne! ein Mensch ist dem andern sein Teufel“.

Ein groteskes Beispiel, wie so ganze Landstriche von dem wunderbarsten Misstrauen plötzlich bei ganz unschuldigen Veranlassungen ergriffen werden können, veranlasste auch im Jahre 1875 die Berliner Anthropologische Gesellschaft, als sie eine Anfnahme der Kinder in den Schulen nach Rücksicht auf Hautfarbe, Haare und Augen bei der Regierung durchsetzte. Ich habe die Sache s. Z. in der Berl. Zeitschrift f. Ethnologie VII., S. 391 ff. (wiederabgedruckt in den Prähistorischen Studien 1884, S. 306 ff.) des Ausführlicheren behandelt. Das Ding erschien dem Volke ebenso fremdartig als bedenklich, so dass die Weigerung, die Kinder im obigen Sinne untersuchen zu lassen, in verschiedenen Gegenden zu tumultuarischen Scenen führte. Der König (oder Bismarck), hiess es u. a., habe an den Kaiser von Russland oder gar an den Sultan 10 000 oder 40 000 blauäugige und blondhaarige, bezw. braunäugige und schwarzhaarige Kinder, im Kartenspiel verspielt, und die sollten nun ermittelt und aufgegriffen werden. Die Lehrer begünstigten den Raub, denn sie erhielten für jedes Kind 5 Thaler Prämie¹⁾.

Es sind natürlich nur besondere Veranlassungen, wenn in so toller Weise die Volksstimmung sich bekundet, aber schon das Bedürfnis nach Unterhaltung und die dem Menschen angeborene Sucht nach Neuem hält überall in Stadt und Land stetig einen gewissen sog. Klatsch aufrecht. Knüpft er sich meist zunächst in kleinerem Kreise an die Familienverhältnisse der anderen Menschen, so gewinnt er sofort weitere Dimensionen, wenn er Dinge von allgemeinerem Interesse erfasst, und aus dem Klatsch

1) Noch in den letzten Tagen berichtete die Nordd. Allg. Zeitung, 1890, Nr. 433, aus Bosnien in dieser Hinsicht folgende lustige Geschichte. Nach dem „N. Pest. Journ.“ meldeten sich bei der Bezirksbehörde von Bjelina seit einigen Wochen wiederholt Bosniaken, welche sich für Baron Rothschild köpfen lassen wollten. „In der Landbevölkerung kursiert nämlich allen Ernstes“, heisst es, „das Gerücht, dass Baron Rothschild zum Tode verurteilt worden sei und einen Ersatzmann suche, der sich gegen eine Entlohnung von einer Million Gulden für ihn köpfen lassen wolle. Es haben sich unter den Bosniaken förmliche Konsortien gebildet, welche die Million gewinnen wollen, der Art, dass sie das Loos entscheiden lassen wollen, wer sich als Ersatzmann für Rothschild stellen solle. Die Übrigen wollen dann die Million unter sich teilen. Vergebens versichern die Beamten den Bauern, dass sie einem Spassvogel reingefallen seien. Die Bauern glauben noch immer an die Sache, und es melden sich noch immer Ersatzmänner.“ Das erinnert mich an ein Gerücht, welches Ende der vierziger oder Anfang der fünfziger Jahre durch Berlin ging: im Hotel de Rome unter den Linden sei eine Gräfin „mit einem Totenkopf“ abgestiegen, die einen Mann zu ihrer Million suche.

entstehen Gerüchte, welche dann leicht eine ganze Bevölkerung in allerhand Phantasiegebilde verstricken.

Wie so Gerüchte gerade in den untersten Regionen aus Stimmungen und daran sich knüpfenden Kombinationen entstehen und allmählich in immer höhere Kreise steigen, und eine ganze Bevölkerung einer Stadt schliesslich aufregen können, habe ich einmal Gelegenheit gehabt, in Neu-Ruppin recht anschaulich an einem kleinen Beispiele zu beobachten. Im Jahre 1866 gingen durch die märkischen Landstädte allerhand Gerüchte, dass die katholischen Geistlichen in dieser oder jener Nachbarstadt Partei ergriffen für Österreich und in diesem Sinne beim Gottesdienst beteten. Einer hätte sogar, hiess es in Neu-Ruppin, einen Topf (!) dabei hingeworfen, so dass er in Scherben gegangen, und den Fluch ausgesprochen, so müsse auch Preussen zerfallen!! — Unter dem Reflex dieser Stimmung wurde die katholische Generalin von R., die schon Jahre lang dort lebte, Gegenstand des Argwohns. Er knüpfte sich an die starke Korrespondenz, die sie namentlich auch mit ihrem Solme führte, der bei der Armee in Böhmen stand. Eines Tages sagte mir ein angesehener Ruppiner Bürger, was doch für Unsinn erzählt würde. Sein Mädchen habe seiner Frau erzählt, die alte Generalin R. habe so viele Briefe empfangen und abgeschickt, fast täglich und meist an ihren Solm, den Hauptmann. Endlich sei man dahinter gekommen, dass sie den Österreichern den ganzen preussischen Kriegsplan verraten hätten. Wie der Bediente des Hauptmanns aber einmal wieder einen Brief des Inhalts hätte forttragen sollen, hätte er es nicht länger mit ansehen können, sondern den Brief dem Prinzen Karl gebracht. Da sei Alles herausgekommen und der Hauptmann sei nach Glatz abgeführt worden. — Die Phantasie hatte den Argwohn mit allerhand That-sachen in Verbindung gebracht und Schritt für Schritt weiter angesponnen, und es fehlte nur noch zum volkstümlichen Schluss, dass auch angegeben worden wäre, wie viel die Betreffenden dafür erhalten hätten. Denn wie die eigenen Interessen meist das Volk beherrschen, glaubt es auch meist nicht an ideale Hingebung, sondern ist auch stets bereit, bei Anderen nur materielle Interessen voranzusetzen.

Soweit kam es freilich noch nicht, aber die Sache zog immer weitere Kreise. Einige Tage später meinte der oben erwähnte Herr, der es zuerst für Unsinn erklärt hatte, auch schon, es müsste doch etwas daran sein, denn Alle sprächen davon. Von den untersten Schichten war es durch die Dienstboten allmählich in die höheren gedrungen, so dass es schliesslich durch alle Stände ging. Ja, es steigerte sich zur allgemeinen Erregung, so dass der katholische Pfarrer zu mir kam, um Rat zu pflagen, ob nicht in der Sache etwas geschehen könne.

Zufällig war gerade in einer befreundeten Offizierfamilie ein Brief aus Brünn eingetroffen, in welchem erwähnt wurde, dass der Hauptmann von R. mit seiner Kompagnie so eben mit klingendem Spiel vorbeizöge.

Durch den Abdruck der betreffenden Notiz in dem „Ruppiner Tageblatt“ als einer die Einwohner voraussichtlich interessierenden Nachricht vom Kriegsschauplatz in betreff ihrer Garnison, liess sich die Sache tot machen, deren Weiterentwicklung die bösesten Folgen hätte haben können. —

In ähnlicher Weise entstehen leicht Gerüchte in kleinen und grossen Städten, indem bei lebhafter Erregung die Phantasie eines jeden, der die Sache weitererzählt, sie noch immer energischer und womöglich grausiger ans malt. Gefühl und Phantasie beherrschen eben vollständig in solchen Augenblicken die volkstümlichen Kreise, nach der guten wie nach der bösen Seite hin, und es hängt oft vom Zufall ab, ob einer als Heros für den Augenblick erscheint oder gelyneht wird.

Davon ein kleines Beispiel. Ein Kind lief auf der Strasse einem Manne zwischen die Füsse und fiel gegen einen Stein. Wie er es aufhob, blutete es. Eine Frau, die nur das letzte Moment sah, fing an, auf die Rohheit des Mannes zu schelten, der das Kind umgestossen. Zum Unglück hatte er einen grossen Hund bei sich, und es dauerte nicht lange, so hatte sich ein Haufe Menschen versammelt, in dessen Peripherie man zu erzählen anfing, ein Mann habe einen Hund auf ein Kind gehetzt, „dass nur das Blut so herunter liefe“, so dass es nur vom Zufall abhing, ob nicht der Unschuldige einem Ausbruch der Volkswut preisgegeben wurde. Derartige kann man oft erleben, und wenn es schon jeden vor voreiligem Urteil warnt, ist es besonders für Juristen bedeutsam, in solchem Fall die Zeugen zu wägen.

Im gleichmässig fortfliessenden Leben regelt allerdings Gebrauch und Sitte das Verhalten der Menschen zu einander auch in volkstümlichen Kreisen. ähnlich wie es in Kulturverhältnissen der Fall ist, nur dass dort, z. B. bei Heiraten die materiellen, praktischen Rücksichten die Formen geschaffen haben und allen Abweichungen von einem individuellen, mehr ideelleren Standpunkt aus meist um so schrofferen Widerstand entgegensetzen, als den Kreisen im allgemeinen Motive der letzten Art ferner liegen.

Daneben entwickelt sich aber in einzelnen Fällen das Gemüt und alle menschlichen Empfindungen und Tugenden in eigener und oft in der zartesten Weise. Gerade bei dem langjährigen Sagensammeln habe ich Gelegenheit gehabt, zu beobachten, welche Poesie neben aller Derbheit und Rohheit in der Volksseele schlummert und gelegentlich bei Einzelnen zum Ausdruck kommt. Nur fehlt eben meist eine gleichartige Durchbildung der Gesinnung, es ist alles mehr naturwüchsig, unmittelbar und ein Kind des Augenblicks, und so ist das Leben oft voller Kontraste. Dass der Bauer seine Frau einmal schlägt, wie Siegfried die Chriemhilde, thut der Liebe meistens noch keinen Eintrag. Es sind eben andere Lebensformen als die, welche die Kultur zeitigt. Aber in sich hat es

auch wieder seine Grenze. Wenn das Leben über ein einmaliges Vorkommen der Sache in aller Stille gleichsam zur Tagesordnung übergeht, so würde es auch in jenen Kreisen, falls es vor Zeugen oder gar öfter geschähe, als ein Zeichen von Rohheit selbst durch die öffentliche Meinung gemissbilligt werden.

Das Volkstum hat ebenso seine eigenen Begriffe von Anstand und von dem was sich schickt. Zwei charakteristische Beispiele davon mögen hier ihre Stelle finden.

Mein Vater starb auf dem Lande, im Forsthaus Dreilinden, welches damals einer seiner Freunde, der Schifffahrtsinspektor Bensch, später der Prinz Friedrich Karl besass. Meine Mutter gab einem alten Tagelöhner, der dort arbeitete, verschiedene Kleidungsstücke des Verstorbenen. Als richtiger Bauer, der so leicht nichts verschenkt, dachte jener zuerst, er solle sie kaufen! Als ihm klar gemacht wurde, sie würden ihm geschenkt, er solle sie nur nehmen, packte er schliesslich alles zusammen und sagte: „Na dann danke ich schön fürs Erste“. Wir lachten im Stillen über die Schlussworte, aber wir erfuhren bald, was dahinter steckte. Nächsten Sonntag erschien der Mann nämlich in seinem Sonntagsrock mit einem Topf in der Hand. Auf die Frage, was er wolle, meinte er, die schönen Kleider könne er doch so nicht annehmen. Er hätte gerade Honig geerntet und brächte einen Topf davon. Es wäre zwar wenig, aber er bäte recht sehr, es ihm nicht abzuschlagen.

Das war der gesunde Stolz des Arbeiters, der sich bewusst war, wie nur die Arbeit ihren Lohn verdiene und in dem Gefühl, so immer anständig durch die Welt gekommen zu sein, nichts, namentlich von Fremden, geschenkt nehmen wollte.

Von einem fast zarten Taktgefühl zengt eine andere Geschichte, die ich mit erlebt habe. Ein alter Heizer in einem grossem Etablissement sollte mit seiner Frau als Anerkennung langjähriger Dienste die bequeme und einträgliche Stelle eines Hausmanns erhalten. Zum Erstauen seines Chefs lehnte er ab, indem er meinte, er und seine Frau wären dazu zu alt und blieb hartnäckig dabei. Später kam durch Zufall der eigentliche Grund heraus. Es war das Reinigen der Bureauzimmer mit der Stelle verbunden, und da hatte er dieselbe nicht angenommen, weil er, so tüchtig seine Frau sonst war, ihr nach anderen Vorkommnissen nicht zutraute, sie sicher über fremde Sachen schicken zu können. Der Mann hatte es nicht bloss seine Frau nicht entgelten lassen, dass er ihrethalben der vorteilhaften Stelle entsagen musste, er hatte es auch für auständig gehalten, lieber selbst als eigensinnig zu gelten, als durch Angabe des wahren Grundes die Ehre seiner Frau preiszugeben. Der Mann machte sonst den Eindruck eines Töffels, in dem Punkte aber war er ein Ehrenmann.

Neben solchen Zügen einer gehobenen ethischen Gesinnung treten dann wieder andere, in denen die materiellen Verhältnisse eine Denkmals-

art zeitigen, welche in schroffem Kontrast mit dem in Kulturkreisen herrschenden Empfinden steht. Es giebt so leicht Momente, in denen das Leben eines Tieres höher als das eines Menschen zu stehen scheint.

In dem erwähnten Forsthaus „Dreilinden“ hatte sich einmal eine Kuh aus dem Stalle losgerissen, war wild auf dem Hofe herumgesprungen und zuletzt in die daselbst befindliche Pfütze gefallen. Die alte Försterin, welche allein zu Hause war, hatte versucht, sie heraus zu holen, war aber beinahe selbst dabei zu Schaden gekommen. Ich kam aus der Forst und hatte schon davon im allgemeinen gehört, als mir der Knecht begegnete, der mir nun noch einmal ausführlich erzählte, wie die Kuh in den Sumpf geraten und die Försterin beinahe ihr nachgestürzt sei. Als ich meinte: „Nun, sie ist doch aber schliesslich glücklich davon gekommen“, sagte er: „Ja, sie ist schon wieder im Stall an der Kette!“ — Ihm war die Kuh eben Hauptperson bei der Sache, denn die kostete ja viel, viel Geld, die Försterin aber — nicht, die war anderweitig zu ersetzen. — Derartige erklärt sich eben daraus, dass für den Landmann der Viehstand eine Existenzfrage ist, vor der alles Andere zunächst verschwindet. Der Naturmensch entwickelt sich eben zunächst nach den Verhältnissen und Interessen, in denen er sich bewegt, und erst Kultur und Erziehung heben ihn auf einen höheren Standpunkt.

Der unmittelbare Verkehr mit der Tierwelt, namentlich dem gezüchteten Vieh, wirkt auch in anderer Hinsicht noch in den ländlichen Kreisen auf die Menschen in besonderer Weise von Jugend auf ein, nämlich in Hinsicht auf die Art der Entwicklung des Schamgefühls. Während in Kulturkreisen die männliche wie weibliche Jugend in einer gewissen Abgeschlossenheit von allem Natürlichen in betreff der Fortpflanzung der Tiere und ihrer Geschlechter gross wird, findet auf dem Lande meist fast gerade das Umgekehrte statt. Die Kinder beobachten täglich Hühner und Tauben, hören vom Kapaun, Ochsen, Bullen, Hengst und dergleichen, kurz das ganze natürliche Leben tritt unter einer gewissen Unbefangenheit in ihren Horizont, so dass instinktmässig eine allmähliche Übertragung der damit zusammenhängenden Verhältnisse der Geschlechter auf den Menschen sich entwickelt. Wenn dann das Leben und andere Interessen oder Lehre und Erziehung sich geltend machen, so entsteht zwar im gemeinsamen, mehr öffentlichen Verkehr allmählich ein gewisses Schamgefühl, und die bedenklichen Seiten jenes Naturzustandes werden immer mehr zurückgedrängt; in der Totalität der Anschauung bleibt aber doch, zumeist bei dem fortdauernden Verkehr mit der Thierwelt, ein mehr natürlicherer Hintergrund zurück. Das Zusammenleben der Menschen in meist engen Räumen spielt auch seine Rolle dabei, so dass auch hier ein gradueller Unterschied stattfindet und nach den Verhältnissen das Schamgefühl verschiedene Formen gegenüber dem auf den Höhen des Kulturlebens annimmt.

Man darf eben nicht, das ergibt sich für alle Zeiten, aus einzelnen natürlichen Gewohnheitsformen auf die Sittlichkeit der Menschen überhaupt einen unbedingten Schluss ziehen wollen, ebensowenig wie z. B. auf die Sauberkeit, je nachdem der Mensch ein Schnupftuch oder eine Zahnbürste gebraucht und dergleichen mehr. Alles derartige ist zunächst vom allgemeinen menschlichen Standpunkt aus als relativ zu beurteilen. Es zeugt z. B. in letzterer Beziehung event. für eine in dem einzelnen Punkte ausgebildete Sauberkeit, entscheidet aber noch nicht über die Sauberkeit des Einzelnen im ganzen. Wie Millionen von Menschen in der Wüste, in Ermangelung von Wasser, sich nicht waschen, ist auf dem Lande bei uns weder Schnupftuch noch Zahnbürste in volkstümlichen Kreisen voll eingebürgert, und dabei wird man innerhalb oder trotz der damit zusammenhängenden Lebensgewohnheiten überall auch dort daneben noch saubere von unsauberen Menschen unterscheiden können. Die Gutsbesitzer und Geistlichen in dem ersten Drittel dieses Jahrhunderts bei uns waren doch auch gebildete und saubere Leute, es war aber, wenn sie Tabakraucher waren, bei ihnen eine Gewohnheit weit verbreitet, die man heute als arge Schmutzerei ansehen würde. In einer Ecke des Herrenzimmers war ein sogenanntes Pfeifenspinde angebracht. Da standen Pfeifen aufgereiht für die Gäste, und Niemand fand etwas dabei, dass ihm eine angeboten wurde, die schon durch so und so viel Mäuler gegangen war. Man fand eben nichts darin, und Cigarren waren noch wenig Mode.

Schamgefühl, Anstand und Sauberkeit sind eben zunächst zu allen Zeiten und zu allen Orten, wie angedeutet, relative Begriffe, welche sich nach den Verhältnissen entwickeln und in der Art, wie sie voller und idealer zur Geltung kommen, dem Leben eine vollere Weihe geben. Aber nicht die einzelnen Formen, die sie annehmen, sondern der Geist, von dem jedes Ding getragen wird, verleiht ihm erst seinen Charakter und spricht ihm das Urteil. Fallen doch auch, wenn Krankheit oder Not mit überwältigendem Zwange hereinbricht, wenn es gilt ein Menschenleben zu retten oder das eigene zu erhalten, unter Umständen momentan fast alle Formen, und die Naturnotwendigkeit tritt wieder, wie in der Urzeit, voll in ihr Recht¹⁾.

Die relativ volkstümliche Natürlichkeit, die sich der Dinge nicht weiter bewusst wird, stempelt den Repräsentanten derselben noch nicht als roh oder unsittlich²⁾, wohl aber erscheint der als sittlich verloren, der,

1) Vergl. den Aufsatz „Von einzelnen Überresten des alten Naturzustandes im Leben der Deutschen“ vom Jahre 1882, wiederabgedruckt: Prähistorisch-anthropologische Studien, S. 121 f.

2) Ein alter Kuhlhirt in Brodewin in der Uckermark, der von Kuhn in der Vorrede unserer Nordd. Sagen, XIX, in seiner rührenden Einfalt geschildert wird, und den wir öfter besuchten, erzählte uns z. B. ruhig in Gegenwart von Frau und Kinder manch stark schmackiges Märchen, so harmlos naïv, wie Homer vom Verkehr der verschiedenen Geschlechter mit einander gelegentlich berichtet, und es kam so selbstverständlich natürlich heraus, dass es keinen widrigen Anstoss gab.

höher gebildet, zu niederen Stufen des Lebens herabsinkt und sich an sie gewöhnt oder gar seine Freude daran findet. Das gehört aber nicht in das Gebiet der Völkerpsychologie, sondern in das der Moral, welche den einzelnen Menschen nach seinem Werte wägt. Die Völkerpsychologie hat es nur mit den Erscheinungen im Volksleben an sich zu thun, sie in ihrem Ursprung zu erklären und in ihrer Entwicklung zu verfolgen und zieht das Facit über den Kulturzustand eines Volkes nur danach, je nachdem es im ganzen einem idealen Charakter näher kommt oder ferner bleibt.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Volkskunde Islands.

Von **Konrad Maurer.**

Mehr als andere Länder wurde die Insel Island durch ihre Entlegenheit, ihr rauhes Klima und ihren unwirtlichen Boden vor fremden Einflüssen bewahrt. Demgemäss haben sich volkstümliche Überlieferungen auf derselben ungetrübter bewahrt als in anderen, minder geschützten Gegenden; indessen geht man entschieden zu weit, wenn man das Land vielfach nur als eine Fundstätte ungemischter altnordischer Traditionen ansehen will, welche unvermehrt und unversehrt aus der grauesten Vorzeit bis in die Gegenwart herunter bewahrt geblieben wären. Auch auf Island hat vielmehr die Überlieferung nicht nur gar manche tiefgreifende Störungen erlitten, sondern es haben sie auch auswärtige Einflüsse keineswegs unberührt gelassen von neuer Zufuhr und es hat sein besonderes Interesse, diesen Einflüssen und jenen Störungen etwas genauer nachzugehen.

Am leichtesten lässt sich deren Verlauf im Bereiche der Volkssagen und des Volksaberglaubens verfolgen, und auf sie mag darum zuerst ein Blick geworfen werden. Auf die neuerdings heftig umstrittene Frage, ob und wie weit die Mythologie der Edda-Lieder christliche und altklassische Einwirkungen erlitten habe, braucht dabei nicht eingegangen zu werden, da es für die Volksüberlieferungen der späteren Zeit ziemlich gleichgültig ist, in welchem Sinne man sie beantworten zu sollen meint. Dagegen ist wohl zu beachten, in wie eigenthümlicher Weise der Übertritt des Volkes zum Christentume auf dessen geistiges Leben einwirkte. Die Verehrung der alten Götter wurde jetzt natürlich bei strenger Strafe verboten; aber die Kirche selbst war weit davon entfernt, diesen ihr Dasein

zu bestreiten, vielmehr fasste sie dieselben lediglich als teuflische Dämonen auf, und warf sie als solche mit den Elben und Zwergen, den Riesen und allen übrigen Unholden des Heidentums zusammen, wie denn im älteren isländischen Christenrechte dem Gebote, „*menn skolo trúa á einn guð ok á helga menn hans*“, sofort das andere an die Seite gestellt wird: „*ok blóta eigi heiðnar vaettir*“ (Kgsbk. § 7, S. 22). Ebenso wurde jetzt der Götterdienst mit der Zauberei und allem anderen heidnischen Aberglauben zusammengeworfen, von welchem er doch vordem scharf unterschieden worden war; als „*forneskja*“, d. h. alter Brauch, wurde nun alles zusammengefasst und mit Strafe belegt, was die Kirche als Überbleibsel des Heidentums betrachtete. Dabei liess sich nun allerdings nicht ganz konsequent vorgehen. Von dem glaubenseifrigen Jón Ögmundarson z. B., dem ersten Bischöfe von Hólar (1106–21), erzählt seine Lebensbeschreibung (I, cap. 12, S. 165; II, cap. 24, S. 237), dass er nicht nur allem Götterdienste und Opfertreiben, dann aller Zauberei und Hexerei strengstens entgegengetreten sei, sondern auch jeder anderen Art von Aberglauben, mochte er sich nun an die Mondphasen knüpfen oder an bestimmte Tage, und dass er nicht einmal die alten Bezeichnungen der Wochentage dulden wollte, weil sie von den Namen der Götter hergenommen waren. In der That haben sich für die alten Namen „*sunnudagr, mánadagr, Týrsdagr, Óðinsdagr, Þórsdagr, Frjádagr*“, welche in Norwegen wie in Dänemark und Schweden erhalten blieben, auf Island nach einigem Schwanken die kirchlichen Bezeichnungen „*dróttinsdagr, annardagr, þröjúdagr, miðvikudagr, fimtídagr*“ und „*föstudagr*“ eingebürgert, und bis auf den heutigen Tag in Geltung erhalten, während nur dem Samstage sein unanstössiger Name „*laugardagr*“ oder „*þráttídagr*“ hier wie dort belassen wurde. Aber dem gegenüber hat nicht nur die Dichtersprache auf Island wie in Norwegen auch in der christlichen Zeit unbedenklich die heidnischen „*kenningar*“ fortgeführt, worauf allenfalls, wie E. H. Meyer (*Völuspá*, S. 264–265) und A. Noreen (*Nordisk Tidsskrift*, 1890, S. 211) bemerkt haben, das Beispiel der christlichen Dichter Deutschlands und Frankreichs eingewirkt haben mochte, welche unbedenklich die antike Mythologie selbst in kirchlichen Dichtungen zu verwenden pflegten: sondern es ist auch in Tier- und Pflanzennamen (z. B. *Óðinshani, Friggjargras, Týrsfjöla, Baldrsbrá, Njarðarvötr, Lokasjóðr* und dergleichen mehr) mehrfach die Erinnerung an die alte Götterwelt stehen geblieben und zumal haben sich auch zahlreiche mit *Ás-*, *Frey-* und *Þórr-* zusammengesetzte Personennamen bis auf die Gegenwart herab im Gebrauch erhalten. Sigurðr Hansen zählt in seinem Verzeichnisse isländischer Personennamen für das Jahr 1855 (*Skýrslur um landshagi á Íslandi*, I, S. 514–68; 1858) an Mams- und Frauennamen 129 und 90 mit *Ás-*, 6 und 7 mit *Frey-*, endlich 2047 und 1865 mit *Þórr-* zusammengesetzte auf, also zusammen 4144, auf eine Gesamtzahl von 74 603 Namen, wobei noch obendrein Namen, welche den betreffenden

Gott erst im zweiten Teile der Zusammensetzung nennen (wie etwa *Arnþór*, *Bergþór*, *Hildipór*, *Hjörtþór*, oder *Arnþóra*, *Bergþóra*, *Bjarnþóra*, *Steinnþóra*, *Gunnþórunn*), ebenso unberücksichtigt blieben, wie die einen anderen Gott (wie z. B. *Valtýr*, *Hjalmtýr*) oder halbgöttliche Wesen (wie *Álfr*, *Álfdis*, *Álfhildr*, *Þráðr* und dergleichen) nennenden, oder gar altheidnische Namen, welche eine christliche Deutung zuliessen (wie z. B. die sehr häufig gebrachten Namen *Guðmundr* oder *Guðrín*). Namen also, welche man zur Bezeichnung von Tagen zu gebrauchen für sündlich hielt, liess man anstandslos bei der Taufe dem Täufling beilegen!

Auf das Verbot des heidnischen Glaubens und Treibens, dann auf die Umbildung der heidnischen Götter und Wichte in teuflische Dämonen beschränkte sich aber der Einfluss nicht, welchen die Bekehrung Islands zum Christentume auf dessen Volksüberlieferungen ausübte; vielmehr brachte die Kirche auch ihren eigenen Wunderglauben, ihre Engel und Teufel, sowie ihre Legenden mit, und ausserdem noch gar manchen jüdischen und klassischen oder halbklassischen Aberglauben, welcher sich im Verlaufe der Zeiten an ihre Lehre oder doch an die Gewohnheiten ihrer Bekenner angesetzt hatte. So entstand denn ein wirres Gemisch von Sagen, dann von abergläubischen Meinungen und Bräuchen der verschiedensten Herkunft, in welchem je nach Umständen bald das eine, bald das andere Element vorschlägt. Schon in den Quellen des 13. und 14. Jahrhunderts finden sich neben dem krassesten Heiligen- und Reliquienkultus samt den allerwärts an diesen sich anschliessenden Visionen und Wundergeschichten einerseits zwar noch Überreste ziemlich unverfälschten einheimischen Heidentumes, andererseits aber auch deutliche Spuren klassischer, und obwohl weit seltener, auch jüdischer Überlieferungen. Wie sich auf Island überhaupt ein fremder, kirchlich gelehrter Unterricht neben den einheimisch volkstümlichen stellte, so wurde eben auch der Erzählungstrieb und der Aberglaube des Volkes von beiden Seiten her gleichmässig genährt; und da gar mancherlei Fremde ins Land kamen, und umgekehrt nicht wenige Isländer als Kaufleute, Wallfahrer, Studierende oder einfach Reisende das Ausland besuchten, und zwar Deutschland, England, Frankreich und Italien nicht minder als Norwegen, Schweden oder Dänemark, so machten sich auch auf diesem Wege fremde Einflüsse der verschiedensten Art neben den einheimischen geltend. Es versteht sich von selbst, dass diese Sätze nicht bloss in Bezug auf den Aberglauben des Volkes und die mit ihm zusammenhängenden Bräuche, dann dessen Sagen gelten, sondern ganz ebensogut auch in Bezug auf alle anderen Seiten des Volkslebens. Wir wissen z. B. von alten Volksliedern auf Island, welche insbesondere zum Tanz gesungen wurden. Schon Bischof Jón Ögmundarson eiferte gegen das Singen von Liebesliedern und gegen jene Wechselgesänge, wie sie unter der Bezeichnung „*Stee*“ noch heutigen Tages in Norwegen üblich sind, wobei freilich sofort bemerkt wird (ang. O., I, cap. 13, S. 165; II, cap. 24,

S. 237), dass ihm deren völlige Beseitigung nicht gelungen sei. In der Sturlunga ist uns ein Stück eines „*Grýlukvæði*“ (VII, cap. 44, S. 246) und sind uns überdies mehrfache Bruchstücke von Tanzliedern erhalten (VII, cap. 44, S. 249 und cap. 329, S. 264), deren zweites ausdrücklich als solches bezeichnet wird, während das erste durch seine satirischen Beziehungen auf gleichzeitige Begebenheiten seinen durchaus nationalen Charakter deutlich zu erkennen giebt. Auch sonst wird in dieser Quelle öfter des Dichtens satirischer Tanzlieder gedacht (VII, cap. 44, S. 245; cap. 202, S. 68) und wird des Tanzens unter den bei festlichen Gelegenheiten üblichen Unterhaltungen nicht selten erwähnt (II, cap. 10, S. 19; VII, cap. 81, S. 293; vgl. die Guðmundar bps s., cap. 97, S. 549; ferner Sturl. VII, cap. 314, S. 245, und die Árna bps. s., cap. 2, S. 680); selbst ein Priester mag sich am Tanze allenfalls beteiligen (Sturl. VII, cap. 295, S. 225). Aber doch bemerkt Jón Þorkelsson (Om Digtingen på Island i det 15 og 16. Århundrede, S. 116 und 182 ff.; 1888), dass die überwiegende Mehrzahl der isländischen Volkslieder aus der Fremde eingewandert sei und ein Blick auf die von Jón Sigurdsson und Svend Grundtvig gesammelten „*Íslensk fornkvæði*“ (1854—85) bestätigt seine Angabe. Gar manche auf Island verschwundene Volkslieder, norwegischen und dänischen nicht nur, sondern selbst isländischen Ursprungs, haben sich noch auf den Färöern erhalten (vgl. V. A. Hammershaimb, Färöiske Kvæder; 1851—55), wo die Wendung des Geschmackes auf ausländische Ritterromantik sich weniger durchgreifend geltend machte. Auch die den Volksliedern nahestehenden „*Rímur*“, welche seit der Mitte des 14. Jahrhunderts aufkamen, behandeln ebensowohl ausländische als inländische Stoffe und ist dies um so weniger zu verwundern, als ja auch in der Prosa des 13. und 14. Jahrhunderts bereits Übersetzungen der Ritterromane und Sagenstoffe Deutschlands, Frankreichs und Englands eine Rolle zu spielen begonnen hatten. In gleicher Weise brachte Bischof Jón Haldórsson von Skálholt (1322 bis 1339), ein geborener Norweger, welcher zu Paris und Bologna studiert hatte, neben der Clarussage auch eine Reihe kleinerer Erzählungen nach Island, welche nach seinem Tode von isländischen Männern gesammelt und aufgezeichnet wurden. Über den Mann sowohl als die auf seine Erzählungen gebauten Sammlungen hat H. Gering in seiner Ausgabe dieser letzteren erschöpfenden Bericht gegeben (*Íslensk æfentýri*, II, S. VI bis XXV) und dabei auch die für jene Erzählungen benützten schriftlichen Quellen, soweit möglich, nachgewiesen.

Bezüglich anderer Seiten der Volkszustände wird man wohl einen ähnlichen Verlauf der Dinge annehmen dürfen, wenn man denselben auch teils wegen des Mangels an Quellen, teils wenigstens wegen des Mangels an Zusammenstellungen des quellenmässigen Materiales nicht ebenso leicht nachweisen kann. In einzelnen Beziehungen freilich, wie zumal bezüglich der Einrichtung der Wohnungen und der Kleidung, kann auch bezüglich

der Ernährung, mag die eigentümliche Lage und Bodenbeschaffenheit der Insel den ausländischen Einflüssen kräftigeren Widerstand entgegengesetzt haben, wenigstens was das Leben des gemeinen Mannes betrifft.

Unter dem doppelten Drucke einer ausländischen Regierung und einer vom nationalen Leben sich mehr und mehr abkehrenden Hierarchie erschlaffte das geistige Leben auf der Insel bereits im 14. Jahrhundert sehr fühlbar; am Anfange des 15. Jahrhunderts aber suchte der schwarze Tod (*svarti dauði*) das Land heim, welchem ein Drittel seiner Bevölkerung, und zumal auch ein sehr erheblicher Teil seiner Geistlichkeit erlag, und von hier aus ergab sich wieder eine zwiefache Folge für die Überlieferung. Einerseits nämlich bot die grässliche Seuche und die durch sie bedingte Verödung ganzer Landstriche der Volkssage neuen Stoff; andererseits aber vollendete die geistige Lähmung, welche die verheerende Landplage mit sich führte, jene Unterbrechung der geschichtlichen Tradition, welche früher schon begonnen hatte. Gleichzeitig nahm der englische und etwas später der hansische Handel auf der Insel überhand, wogegen der Verkehr mit Dänemark und Norwegen, welche Länder bereits um ein halbes Jahrhundert früher von der schrecklichen Krankheit heimgesucht worden waren, in entsprechendem Masse zurückging. Um ein Jahrhundert später kam die Reformation. Anfangs durch einige wenige, in Deutschland innerlich bekehrte Männer, wie z. B. den trefflichen Lögmann Oddr Gottskálksson († 1556) vertreten, bald aber durch die dänische Regierung aus politischen und zumal aus fiskalischen Gründen gewaltsam durchgeführt, wirkte sie zunächst nur zerstörend auf die alten Überlieferungen ein. Wie früher die heidnischen Götter zu Dämonen und deren Verehrung zu abergläubischem Treiben und Zauberwerk herabgedrückt worden waren, so mussten jetzt die katholischen Segnungen und Gebete sich die gleiche Wandelung gefallen lassen, und wiederum erschien die ganze Vorzeit den Trägern des neuen Geistes als eine schlechthin verwerfliche und zu bekämpfende. Nachdem aber der evangelische Glaube erst einigermassen befestigt war, traten sofort auch die Früchte der frischeren Bewegung, in welche er die Geister versetzt hatte, und des häufigeren Verkehrs mit dem Auslande zu Tage, welcher durch ihn, wie zuvor schon durch den Handel, angebahnt worden war. Ein Deutscher, Namens Gories Peerse, hatte im Jahre 1561 ein Gedicht „*Van Island*“ in Hamburg drucken lassen, welches W. Seelmann von sehr dankenswerten Anmerkungen begleitet neuerdings herausgegeben hat (Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Jahrgang 1883). Wiederholt aufgelegt, scheint dasselbe auf der Insel grossen Ärger erregt zu haben, und Bischof Gudbrandr Þorláksson von Hólar († 1627) veranlasste infolgedessen einen jungen Geistlichen seiner Diöcese, Arngrímur Jónsson, zur Abfassung einer Gegenschrift, welche, auf verlässige einheimische Quellen gestützt, dem Auslande richtigere Begriffe von dem Lande und Volke bei-

bringen sollte. So entstand der „*Brevis commentarius de Islandia*“ (Kopenhagen, 1593), welchem Arngrímur dann später noch seine „*Crymogaea*“ (Hamburg, 1609 und öfter), sein „*Specimen Islandiae historicum, et magna ex parte chorographicum*“ (Amsterdam 1643), und eine Reihe anderer auf die Geschichte und Geographie seines Landes bezüglicher Schriften folgen liess. Dadurch wurde die Aufmerksamkeit des Auslandes auf die merkwürdige Insel und deren Geschichte gezogen, zugleich aber auch der Blick des Volkes selbst wieder auf seine eigene Vorzeit zurückgewandt. Da überdiess gleichzeitig auch in Schweden und in Dänemark durch Männer wie Johannes Buräus (1568—1652) und Johannes Messenius (1579 bis 1637), dann Ole Worm (1588—1654) und Stephan Stephanus (1599 - 1650) die einheimischen Altertümer in Angriff genommen wurden, wobei man der sprachlichen Beihilfe der Isländer nicht zu entraten vermochte, kam nun sofort mit einem Male das Studium der bisher nahezu völlig vergessenen alten Quellen in lebhaften Gang. Als Begründer desselben mögen, neben dem bereits erwähnten Arngrímur lærði († 1648), etwa Magnús Ólafsson zu Laufás († 1636), der Bauer Björn Jónsson zu Skarðsá († 1665) und Bischof Brynjólfur Sveinsson von Skálholt († 1675) genannt werden, während dessen festere wissenschaftliche Begründung vorab dem Geschichtsforscher Þormóður Torfason (Torfæus, † 1719), dem Lögmann Páll Vídalín († 1727) und dem Professor Árni Magnússon († 1730) zu verdanken ist. Auf die Volksüberlieferungen der Insel aber übte diese isländische Renaissance einen recht eigentümlichen Einfluss aus.

Ursprünglich von gelehrten Männern ausgegangen, wurde die Beschäftigung mit der eigenen Vorzeit doch bald auch in weiteren Kreisen heimisch, was durch das Fortleben der alten Sprache auf der Insel ermöglicht war. In zahlreichen Abschriften, seit dem Ende des 17. Jahrhunderts teilweise auch schon in Drucken, verbreiteten sich die sozusagen neu entdeckten alten Schriftwerke. Halb oder ganz erloschene Erinnerungen wurden durch sie wieder aufgefrischt, und gingen nun, richtig oder unrichtig verstanden, neuerdings wieder in den Volksmund über. Nachdenkliche Männer suchten die Berichte der schriftlichen Quellen soweit möglich zu lokalisieren, mit erhaltenen Überresten von Baulichkeiten, oder was man dafür hielt, in Verbindung zu bringen und mit allenfalls umlaufenden Lokalsagen auszugleichen; ihre mehr oder minder begründeten Vermutungen aber wurden dann ebenfalls wieder vielfach vom Volke gläubig weitergetragen und erweiterten sich noch durch Zuthaten der fortwährend schöpferischen Phantasie. Neue Sagen bildeten sich auf diesem Wege, deren gelehrten Ursprung in vergleichsweise neuer Zeit man nicht immer auf den ersten Blick zu erkennen vermag. Ich habe mich aber über diese Renaissancesagen und deren Verhältnis zu den Sagen echt volksmässigen Ursprunges schon anderwärts ausgesprochen (Germania IX, S. 233—38).

und will das dort Gesagte hier nicht wiederholen. Neben diesen mehr oder minder der Lecture der älteren einheimischen Quellen entsprungenen Sagen brachte aber der Verkehr mit dem Auslande gleichzeitig auch noch mancherlei fremdes Wissen ins Land. Hatte man schon im 13. und 14. Jahrhundert, wovon die Hanksbók Zeugnis giebt, aus Isidor und Augustinus, dem Adamsbuch, Plinius, einem Algorismus, Cisio Janus und dergleichen sich allerhand Weisheit zusammengeschrieben, so treten jetzt Übersetzungen oder Bearbeitungen deutscher oder lateinischer Werke über Physiognomik und Chiromantie, astrologischer Schriften, deutscher Aderlassbüchlein und anderer medizinischer Volksbücher, Auszüge aus den Schriften des Albertus Magnus über Steine und Pflanzen und dergleichen auf, wofür ich anderwärts bereits Belege zusammengestellt habe (Germania VII, S. 248—49). Auch manche Zauberformeln, wie z. B. der *Sator arepo*, wurden aus der Fremde aufgenommen, und nicht minder scheinen die Hexenprozesse, welche auf Island bis gegen das Ende des 17. Jahrhunderts herab ganz in der anderwärts üblichen Gestalt vorkommen, auf fremden Einfluss zurückgeführt werden müssen, da die Klagen wegen Zauberei in den älteren isländischen und norwegischen Christenrechten noch einen ganz anderen Charakter zeigen. Indessen gesteht nicht nur in Norwegen schon im Jahre 1325 ein Weib ein: „*quod divine protectioni abrenunciavit et se dyabolo commendavit*“ (Diplom. norv. IX, no. 93, S. 113), sondern auch auf Island wurde schon im Jahre 1343 eine Klosterfrau von Kirkjubær verbrannt, weil sie sich durch schriftlichen Vertrag dem Teufel übergeben und sich überdies an einer geweihten Hostie gröblich vergangen hatte (Flateyjar Annáll, S. 402, ed. G. Storm); und in Grönland erlitt im Jahre 1407 ein Mann den Feuertod, weil er „*med scartakonstrum*“ eine Frau zum Ehebruch verleitet hatte, welche hinterher geisteskrank wurde und starb (Lögmanns annáll, S. 288—89 und 296), sodass also derartige Verfolgungen keineswegs erst seit der Reformation im Norden aufkamen.

Wiederum sind manche Sagen auch in der späteren Zeit von Deutschland aus nach Island hinübergewandert. Von der Sage vom ewigen Juden habe ich dies bereits früher nachgewiesen (Germania IX, S. 231—32); aber auch eine über den Ursprung der „huldumenn“ umlaufende Sage weist deutlich auf einen von Hans Sachs gedichteten Schwank (Bibliothek des literarischen Vereins, Bd. 125, S. 354—60) oder die ihm zu Grunde liegende Quelle zurück (vergl. J. Grimm in der Zeitschrift für deutsches Altertum, II, S. 257—67; Kleinere Schriften, VII, S. 106—14), wenn auch deren nächste Quelle eine dänische sein mochte (vergl. Thiele, Danmarks Folkesagn, II, S. 175—76; 1843); und eine Erzählung von Christus und dem Regengpfeifer (*lóa*) hat ihr Vorbild in Bruder Philipps Marienleben, (V. 4110—175 ed. Rückert, S. 112—14).

Ausser der älteren Überlieferung, neubelebten Erinnerungen aus der besseren Vorzeit und fremder Zufuhr bot übrigens, wie zum Teil

bereits angedeutet, auch die spätere Geschichte der Insel manchen Stoff zu neuer Sagenbildung. Schwere Seuchen oder Missjahre, vulkanische Ausbrüche und Überschwemmungen, mancherlei sonstige ausserordentliche Unglücksfälle, unter besonderen Umständen begangene Todschläge oder Räubereien, hervorragende Thaten oder Leiden einzelner Menschen haften in der Erinnerung und gewannen, von Mund zu Mund weiter erzählt, nach und nach sagenmässige Gestalt. Vielfach knüpfen sich dabei ältere Sagenzüge hinterher an jüngere Persönlichkeiten, und zumal Zaubersagen schliessen sich mit besonderer Vorliebe an einzelne bekanntere Persönlichkeiten weltlichen und vorab geistlichen Standes an. Neben Sæmundr fróði († 1133), von welchem schon die jüngere Jóns biskups saga, cap. 15—16, S. 227—29, einige Zauberstückchen berichtet hatte, und von welchem durch Arni Magnússon gesammelte Aufzeichnungen gar viel zu erzählen wissen, dann Bischof Gottskálkr hinn grimmi von Hólar (1498—1502) spielen zumal sira Hálfðan Narfason zu Fell í Sléttuhlíð († 1598?) und sira Eiríkr Magnússon zu Vogsósar (1677—1716), dann auch der berühmte Psalmendichter sira Hallgrímur Pètrsson († 1674), ja noch sira Sæmundr Hólm zu Helgafell († 1821) als Zauberer eine Rolle, unter Leuten weltlichen Standes aber, neben Ólafur tóni († 1393), der Lögmann Páll Vídalín und mancher andere. Mit dem Wechsel der Zeiten ändert sich dabei wohl auch der Charakter der Sagen, indem in Zeiten dumpfen Aberglaubens und tiefer geistiger Finsternis die Gespenster- und Zaubersagen vorherrschen, wogegen in lichterem und milderem Zeiten mehr die freundlicheren Elbensagen und die Schwänke hervortreten. Zeitenweise suchte freilich die evangelische Kirche, durch mancherlei Missbräuche erschreckt, den alten Überlieferungen und jedem fröhlicherem Treiben des Volkes entgegenzutreten, und als unter K. Christian VI. von Dänemark (1730—46) ein trübseliger Pietismus zur Herrschaft gelangte, wurde sogar mit königlichen Verordnungen gegen das Lesen von Sagen, die Beschäftigung mit unnützen Gedichten und Reimen, gegen unnütze Spiele und alles, was man für Aberglauben hielt, zu Felde gezogen. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wurden solche Überlieferungen auch wohl von platt rationalistischem Standpunkte aus angegriffen, während die „*rímur*“ wenigstens auch noch um einige Jahrzehnte später von ästhetischer Seite her ernstliche Anfechtungen zu erleiden hatten (vergl. Jón Þorkelsson, ang. O., S. 125 bis 131). Aber trotz aller dieser Angriffe hielt und hält das Volk im ganzen an seinen Traditionen fest, und bildet sie nach wie vor weiter. Man liest auf Island nach wie vor die alten Sagenwerke und erzählt sich mancherlei Geschichten. Man singt und recitiert noch die alten Lieder und Reime, und dichtet neue hinzu. Man gebraucht noch, wie bei uns, mancherlei Besprechungen und geheime Mittel, und glaubt noch an allerlei Spuk und Vorzeichen: habe ich doch selbst noch auf Island Leute gekannt, die bei den Elben im Berg gewesen sein sollten (darunter einen

Polizeidiener in Reykjavík!), oder an deren Person und Geschlecht sich Folgegeister knüpften. Gewisse Festlichkeiten und Spiele freilich, bei denen es nicht immer unbedenklich zugeht, kamen seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ausser Gebrauch, wie denn z. B. die *Jörvagleði* im Haukadale schon im Jahre 1695 durch Björn Jónsson als Verwalter der Dalasýsla, und dann nochmals im Jahre 1708 durch Jón Magnússon, den Bruder Árni's, verboten worden war (*Jón Espólín, Íslands árbækur*, VII, cap. 30, S. 48—9, und cap. 81, S. 117). Aber an Spielen minder bedenklicher Art fehlt es darum doch auch heutigen Tages noch keineswegs auf der Insel, wie ich hierauf schon früher gelegentlich aufmerksam gemacht habe (*Germania XIV*, S. 105—10).

Kurz nachdem durch Arngrímur lærði der Anstoss gegeben worden war, mit den Zuständen des eigenen Landes in der Vergangenheit und Gegenwart sich zu beschäftigen, begannen auch bereits einzelne Männer die isländische Volkskunde in Angriff zu nehmen und Sammlungen innerhalb ihres Bereiches zu veranstalten. Bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts reichen derartige Versuche hinauf. Mit unsicherer Hand herumtastend, mischen sie zunächst in ziemlich verworrenere Weise Altes und Neues, Fremdes und Einheimisches, auch wohl Überliefertes und willkürlich Erfundenes; erst mit dem Anfange dieses Jahrhunderts kommt einige wissenschaftliche Klarheit und damit eine gewisse Methode und einiger Zusammenhang in derartige Bestrebungen, — erst seit dieser Zeit beginnt man sodann auch mit Veröffentlichungen hervortreten, welche den gesammelten Stoff allgemein zugänglich machen. Es sind aber zunächst ein paar gelehrte Gesellschaften, welchen diese Wendung zum Besseren zu verdanken ist. In Dänemark war schon durch ein Rescript vom 22. Mai 1807 eine Kommission für die Erhaltung von Alterthümern errichtet worden, und diese erliess am 5. April 1817 an sämtliche Präpste und Pfarrer, sowie auch an einzelne Gelehrte und weltliche Beamte auf Island ein Zirkular (*Lovsamling for Island*, VII, S. 658—61), welches dieselben zur Berichterstattung über alle einschlägigen Vorkommnisse aufforderte. Unter den ins Auge zu fassenden Punkten nennt aber ein beigefügtes Verzeichnis unter anderem auch mündliche Erzählungen des Volks über Leute aus der Vorzeit (soweit sie nicht bereits in den geschriebenen Sagenwerken enthalten seien), über merkwürdige Örtlichkeiten, alten Glauben oder Aberglauben, besondere Ereignisse u. dergl., zunal soweit sie sich auf Altertümer beziehen. Diese Aufforderung scheint indessen keinen erheblichen Erfolg erreicht zu haben. Ein paar Jahrzehnte später that die im Jahre 1816 gestiftete isländische gelehrte Gesellschaft (*Hid íslenzka bókmentafélag*) einen ähnlichen Schritt. Sie erliess am 30. April 1839 ein Rundschreiben an sämtliche Pfarrer des Landes (*Hid íslenzka bókmentafélag*, S. 71—78, 1867) mit der Aufforderung, Beschreibungen ihrer Pfarreien einzuschicken. Unter den 70 Fragen, welche bei dieser

Gelegenheit gestellt wurden, beziehen sich aber einzelne auch auf die Volkssagen und alten Lieder, dann auf die Leibesübungen, die Musik und die sonstigen Unterhaltungen, endlich auf die Volksmedizin (Nr. 56 bis 58, 66 und 69). Eine Reihe von Beschreibungen einzelner Pfarreien lief daraufhin ein, deren manche auch hierher Gehöriges enthalten, und einen ähnlichen Erfolg erzielte auch ein gleichzeitig an die Syssebmänner erlassener Aufruf entsprechenden Inhaltes (a. a. O. S. 78—80). Endlich erliess auch die im Jahre 1825 gestiftete Gesellschaft für nordische Altertums-kunde auf Grund eines von Prof. G. Stephens gestellten Antrages am 28. April 1846 einen ähnlichen Aufruf an die Isländer (Antiquarisk Tids-skrift, 1843—45, S. I—VIII), welcher in sehr eingehender Weise um die Sammlung und Einsendung alter Volks- und Kinderlieder, Sagen, Aberglauben, Angaben über Spiele und Tänze, Rätsel, Sprichwörter u. dergl. ersuchte. Sehr ausgiebigen Erfolg hatte auch dieser Aufruf nicht; indessen liefen auf Grund desselben immerhin beachtenswerte Mitteilungen von Liedern, Volkssagen und Angaben über Spiele ein.

Inzwischen war aber auch mit der Veröffentlichung einzelner Sammlungen begonnen worden, und zwar waren es die isländischen Sprichwörter, welche dabei zuerst in Angriff genommen worden waren. Schon von ältester Zeit her spielen diese auf der Insel eine bedeutsame Rolle; Hávamál ist gutenteils aus solchen zusammengesetzt; eine Anzahl von solchen hat Snorri Sturluson in seinem Háttatal unter der Bezeichnung „ordskviðuhátt“ vereinigt (Snorra-Edda, I. S. 636 ed. Arnau.), und eine grössere Anzahl das von Th. Möbius nach einer Handschrift des 14. Jahrhunderts herausgegebene Málsháttakvæði, während aus den Sögur Guðbrandr Vigfússon in seinem Icelandic Prose Reader, S. 259—64 (vergl. S. 432—33), eine Zusammenstellung gegeben hat. In späteren Zeiten soll bereits Björn von Skardsá einen „Orðskviðaklasi“ gedichtet haben (vergl. Jón Þorkelsson im Tímarit, VIII. S. 65) und ebenso Jón Hálf-danarson, dann Skúli Þorbergsson einen „Klasbarði“, welcher über 600 Sprichwörter enthalten haben soll, während prosaische Sammlungen von Hannes Þorleifsson († 1682), Guðmundr Ólafsson († 1695), sira Eyjólfur Jónsson zu Vellir († 1745), Ólafur Gunnlaugsson, dem Vater des Vielögmans Eggert, Jón Ólafsson von Grunnavík († 1779), Rector Hálfdan Einarsson († 1785) u. A. zustande gebracht worden sein sollen. Auf Grund der wichtigeren unter diesen Vorarbeiten, welche, soweit noch vorhanden, sämtlich ungedruckt sind, brachte nun sira Guðmundr Jónsson, Pfarrer zu Stáðastadr († 1836), eine umfangreiche Sammlung zusammen, welche unter dem Titel „Safu af íslenskum orðskviðum, fornaelum, heilraedum, snilliyrdum, sanmaelum og máls-greinum“ im Jahre 1830 von der isländischen gelehrten Gesellschaft herausgegeben wurde. Die Sammlung ist zwar sehr reich, aber sie enthält neben echt isländischen Stücken auch gar manche ausländische oder neuerdings

erfundene, welche auf der Insel nie in den Volksmund übergegangen sind; sie enthält ferner, wie auch ihr Titel andeutet, nicht nur Sprichwörter, sondern auch blosse Lebensregeln, Sentenzen u. dergl., deren volkstümlicher Charakter vollends anfechtbar ist. Etwas später gab der hochverdiente Oberlehrer der gelehrten Schule in Reykjavík, Dr. Hallgrímur Schèving († 1861), unter dem Titel „Íslenskir málshættir“ in zwei Programmen dieser Schule (1843 und 1847) eine Reihe weit sorgsamer ausgewählter und behandelter Sprichwörter heraus, welche zum Teil auch mit Nachweisen ihres Vorkommens versehen sind. Eine Besprechung beider Werke im Fjölnir, VII, S. 100—103 (1844), bringt noch einige Nachträge aus älteren Quellen; in den von dem Samfund til Udgivelse af gammel nordisk Litteratur herausgegebenen „Smástykker“, Nr. 7, hat ferner Kr. Kålund eine isländische Sprichwörter-Sammlung aus dem 15. Jahrhundert herausgegeben (S. 131—84, 1886), und Eiríkr Magnússon hat zu dieser Sammlung wie zum Málsháttakvæði weitere Bemerkungen geliefert (Aarbøger for nordisk Oldkyndighed og Historie, 1888, S. 323—48).

An zweiter Stelle wurden die Volkssagen, Märchen und Schwänke samt dem an sie sich anschliessenden Aberglauben in Angriff genommen. Die ältere isländische Litteratur enthält zwar in grosser Zahl Belege für das Vorkommen ganz ähnlicher Sagen, wie sie heute noch im Volksmunde umlaufen, und manche von diesen streifen auch wohl hart an die Grenze des Schwanks. Dass auch Märchen bereits in jener frühen Vorzeit umliefen, beweist die Erwähnung der „stjúpmæðra sögur er hiardar sveinar segia“ in der Vorrede zur Lebensbeschreibung K. Ólaf Tryggvason's, welche der Mönch Oddr Snorrason verfasste (S. 1, ed. Munch), die Bezugnahme der Sverris s. cap. 7 (FMS. VIII, S. 18) auf alte Sagen, welche davon erzählen, „er konungabörn mætu fyrir stjúpmæðra sköpum“, und die Erzählung von dem durch „stjúpmóður sköp“ verzauberten Weibe, welche nur ein König erlösen konnte, in der Hrólf's s. kraka, cap. 15 (FAS., I, S. 31). Belege endlich für die verschiedensten Arten des Aberglaubens bieten die älteren Quellen in Hülle und Fülle; aber an eine Zusammenstellung derartiger Dinge scheint vor der Reformation niemand gedacht zu haben, ausser etwa soweit es sich um aus der Fremde bezogene Erzählungen handelte, von denen die oben schon erwähnte, Jón Halldórsson's Namen tragende Sammlung und manche von Konráð Gíslason in seinem „Fire og fyrretve Prøver“ (Kopenhagen, 1860) mitgeteilte Stücke als Beispiele genannt werden mögen. Dagegen hat schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts Jón Guðmundsson († 1650), welcher bald als „kerfi“, bald als „málari“ bezeichnet wurde, manches hierher Gehörige zusammengetragen. Im Besitze sehr ausgebreiteten, wenn auch oberflächlichen Wissens, aber voller Aberglaubens und zugleich selber der Zauberei verächtigt, berichtet er nicht nur in verschiedenen seiner Gedichte von allerlei Spuk und Zauberkünsten, mit welchen er zu kämpfen hatte, sondern er

giebt auch in mehrfachen Schriften Bescheid über die Elben und Wasser-geister, über verborgene Thäler auf Island und deren Bewohner, über wunderbare Steine, Pflanzen und Tiere, wobei mancherlei Sagen als Belege beigebracht werden, und er hat überdies die „Krukksspá“ gedichtet, welche eine Reihe von Weissagungen über Island giebt und welche, vielfach vermehrt und verändert, noch bis auf den heutigen Tag herab auf der Insel umläuft. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts schrieb ein sonst nicht bekannter Mann, Ólafur gamli, über die Runenkunst, und erzählt in diesem Werke eine Reihe von Sagen über verschiedene zauberkundige Männer, sowie mancherlei anderes über verschiedene Zauberkünste. Auch Árni Magnússon hat, so sehr er die Volkssagen als geschichtlich nicht begründetes Geschwätz verachtete, doch manches hierher Gehörige gesammelt, wie z. B. Zaubersagen über Sæmundr fróði, ältere Märchen und dergleichen mehr. Ebenso hat Jón Ólafsson von Grunnavík (1705 bis 1779) mancherlei zusammengebracht. In seiner Jugend hatte dieser vielschreibende Mann bei Páll Vídalín und dann bei Árni Magnússon gelebt, und schon bei ihnen mancherlei volkstümliches Wissen aufgelesen. Selbst in hohem Grade abergläubisch, erzählte er freilich aus Furcht, sich lächerlich zu machen, vieles von dem, was er hörte und glaubte, nicht oder doch nur andeutungsweise; aber doch enthält seine „*Runologia*“ Einiges über Runenzauber und seine Lebensbeschreibung Páll Vídalíns mancherlei über die dem Lögmanne zugeschriebenen oder gegen ihn gerichteten Zauberkünste, während sein weitschichtiges Wörterbuch vollends eine Fundgrube der mannichfaltigsten Notizen ist. Etwas später noch sammelte Eiríkr Laxdal Eiríksson († 1816) isländische Volkssagen und vereinigte sie zu einem grossen Ganzen, welches er „*Ólandssaga*“ nannte; aber freilich ist dabei schwer auszuscheiden, was in dieser echte Überlieferung und was eigene Zuthat des Sammlers ist. In des Sysselemannes Jón Espolín († 1836) isländischen Jahrbüchern (Kopenhagen, 1821—55) findet sich eine Menge hierher gehörigen Stoffes um so unverfälschter vorgetragen, als der Verfasser selbst an die unglaublichsten Dinge glaubte; als Sammlung von volkstümlichen Überlieferungen kann indessen sein Werk natürlich nicht betrachtet werden. Im ganzen war selbstverständlich weder die pietistische Periode um die Mitte, noch die Aufklärungszeit am Schlusse des vorigen und am Beginne des gegenwärtigen Jahrhunderts der Beschäftigung mit den Volkssagen günstig. Erst nachdem bei uns in Deutschland die Brüder Grimm mit ihren „Kinder- und Hausmärchen“ (1812—15) und mit ihren „Deutschen Sagen“ (1816 bis 1818) die Aufmerksamkeit auf diese gelenkt, als ferner in Dänemark J. M. Thiele seine „Danske Folkesagn“ (1818—23) und in Norwegen P. Chr. Asbjørnsen und J. Moe ihre köstlichen „Norske Folkeæventyr“ (1845) veröffentlicht hatten, fing man auch auf Island an ernstlicher in dieser Richtung vorzugehen.

Zwei junge Leute, Magnús Grímsson, damals Schüler der gelehrten Schule zu Bessastaðir, und Jón Árnason, welcher diese zwei Jahre zuvor absolviert hatte, aber damals noch im Hause des Lehrers und späteren Rektors dieser Schule, Dr. Sveinbjörn Egilsson, lebte, begannen im Jahre 1845, angeregt durch das Lesen der Grimm'schen Kinder- und Hausmärchen, Märchen, Volkssagen und andere volkstümliche Überlieferungen ihrer Heimat zu sammeln. Schon im Jahre 1852 erschien als Probe dieser ihrer Sammlungen in Reykjavík ein kleines Bändchen unter dem Titel „Íslenzk æfintýri“, welches einige Volkssagen, Volkslieder und Schwänke enthielt; an der Schwierigkeit aber, einen Verleger für ein umfangreicheres Werk zu finden, scheiterte zunächst die Absicht, mit der Veröffentlichung des Gesammelten fortzufahren, und damit erlahmte auch einigermaßen der Eifer der beiden Sammler. Als ich aber im Sommer des Jahres 1858 Island bereiste, lernte ich Jón als damaligen Vorstand der Landesbibliothek und Sekretär des Bischofs, sira Magnús dagegen als Pfarrer zu Mosfell in der Mosfellssveit kennen und da ich mich damals selber bemühte, eine kleine Sammlung isländischer Volkssagen zusammenzubringen, traten wir uns rasch näher und diese Annäherung war uns beiderseits von erheblichem Vorteil. Mir erwuchs aus dem Verkehre mit den beiden trefflichen Männern, neben mancher ebenso vergnügten als lehrreichen Stunde, mancherlei Stoff für meine Sammlung, welche hinterher in meinen „Isländischen Volkssagen der Gegenwart“ (Leipzig, 1860) Verwertung fand; andererseits aber konnte ich, durch freundliche Vermittlung des nun leider auch dahingegangenen Th. Möbius, den beiden Isländern die Aussicht eröffnen, dass ihre Sammlung von einer hervorragenden deutschen Firma in Verlag genommen werden würde. Jetzt kam wieder Zaig in die Sache. Noch in demselben Herbste erliess Jón Árnason einen Aufruf mit der Bitte um weitere Beiträge zu seiner Sammlung, und im Jahre 1861 liess er demselben noch einen zweiten folgen. Von allen Seiten strömten jetzt Mittheilungen heran, und wiewohl der frühe Tod Magnús Grímsson's († 18. Januar 1860) ihm seines treuen Mitarbeiters beraubte, wusste doch Jón Árnason die Sagensammlung so eifrig zu fördern, dass sie bereits in den Jahren 1862—64 unter dem Titel Íslenzkar þjóðsögur“ (Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung) in zwei starken Oktavbänden erscheinen konnte, welchen die Verlagshandlung im Jahre 1874 noch ein Sach- und Nameuregister in deutscher Sprache folgen liess. Gudbrandr Vigfússon, welcher dem ersten Bande des Werkes eine sehr lesenswerte Einleitung vorausgeschickt hat, bemerkt in dieser, dass dasselbe nur den geringsten Teil der isländischen Volkssagen, Märchen und Schwänke enthalte, und bis auf einen gewissen Grad kann ich diesen Ausspruch bestätigen. Einerseits nämlich wurden von vornherein nicht alle damals bereits eingegangenen Erzählungen in die gedruckte Sammlung aufgenommen, sondern nur die einigermaßen vollständigen und

von mehreren parallel laufenden Gestaltungen nur die besten; und andererseits setzte Jón Árnason auch nach erfolgter Drucklegung seine Sammlungen noch fort und gelang es ihm hinterher noch mancher Sage habhaft zu werden, die ihm zunächst noch entgangen war. Immerhin bietet die Sammlung aber einen überaus reichen Stoff, und einen völlig genügenden Überblick über die isländische Sagenwelt, welcher durch spätere Nachträge fortan leicht ergänzt werden kann. In ihrem letzten Abschnitte (II, S. 544 bis 581) enthält sie überdies eine bemerkenswerte Aufzeichnung der verschiedensten Arten von Aberglauben und einer Reihe von Gebräuchen eigentümlichster Art, auf welche ich noch ganz besonders aufmerksam gemacht haben möchte. Ich bemerke noch, dass einige Besprechungen meiner Volkssagen von Jón Sigurdsson (*Ný fêlagsrit*, XX, S. 190—200), Ign. Zingerle (*Germania*, V, S. 378—80) und F. Liebrecht (*Göttinger gelehrte Anz.*, 1861, St. 11), dann des Werkes Jón Árnason's von F. Liebrecht (*Germania*, XXI, S. 68—75, auch in dessen Schrift: *Zur Volkskunde*, S. 362—73) und von mir (*Germania*, VII, S. 247—51 und IX, S. 231—45) teils Vervollständigungen, teils Erläuterungen zu beiden Sammlungen bringen; dass ferner, von einigen dänischen, norwegischen und englischen Bearbeitungen abgesehen, durch Fräulein Margarete Lehmann-Filhés eine Auswahl isländischer Sagen nach Jón Árnason's Text in deutscher Übersetzung herausgegeben wurde (Berlin, 1889. 1891. 2 Bände), sodass auch dem des Isländischen nicht kundigen deutschen Leser ein Einblick in diese Sammlung ermöglicht ist.

Auf die Volkssagen, Märchen und Schwänke, sowie den Aberglauben auf Island, womit sich das eben besprochene Werk allein beschäftigt, beschränkten sich übrigens die Sammlungen Jón Árnason's nicht, und eifrig war er bemüht auch andere Teile derselben zur Veröffentlichung zu bringen. Wiedernum zeigte sich die Schwierigkeit, einen Verleger zu finden; dieselbe löste sich aber schliesslich, wenigstens teilweise, durch das Eingreifen der isländischen gelehrten Gesellschaft. Schon anlässlich des Erscheinens der *Þjóðsögur* hatte diese auf den Vorschlag ihres damaligen Vorsitzenden, des trefflichen Jón Sigurdsson († 1879), durch einen mit dem Verleger abgeschlossenen Vertrag das Werk den Isländern unter vorteilhafteren Bedingungen zugänglich zu machen gewusst: im Winter 1885—86 aber einigte sie sich mit Jón Árnason über die Herausgabe eines zweiten Teiles seiner Sammlungen, der isländischen Rätsel nämlich, der Reihengedichte (*pulur*), sowie der Spiele und sonstigen Unterhaltungen. Die Rätsel gab demgemäss noch Jón Árnason selbst auf Kosten der Gesellschaft in einem stattlichen Hefte heraus, welches den Generaltitel „Íslenzkar gátur, pulur og skemtanið. I.“ und den Spezialtitel „Íslenzkar gátur“ trägt (Kopenhagen 1887). Auf Island waren diese zweifellos von jeher beliebt gewesen. Sveinbjörn Egilsson führt in seiner Ausgabe der *Snorra Edda*, S. 238—9 aus der *Edda* des

sira Magnús Ólafsson zu Laufás ein solches an; andere Rätselreden enthält die Völsúnga, cap. 18 (FAS, I, S. 160—61) und die Ragnars konúngs s. loðbrókar, cap. 4 (ebenda, S. 245—6), mit welcher letzteren sich auch die Reden und Gegenreden im Vafrúðnismál berühren; vor allen berühmt sind die Rätsel des Gestumblindi in der Hervarar s. ok Heiðreks konúngs, welche auch Jón Árnason nach S. Bugge's Text an die Spitze seiner Sammlung stellt. Auch in den geschichtlichen Quellen fehlt es an Rätselreden nicht, und will ich beispielshalber nur die Reykdæla, cap. 26, S. 133 (1881) und die Krókarefs s. S. 31—33 (1866) anführen. In neuerer Zeit haben sich verschiedene Männer um die Sammlung von Rätseln bemüht, darunter der treffliche Propst sira Ólafr Sivertsen in Flatey († 1860); aber veröffentlicht wurde von diesen Sammlungen nichts, wenn man von einzelnen Kinderschriften, Kalendern und dergleichen absieht, und ist demnach die vorliegende Sammlung, welche 1194 Nummern aufweist, die erste ihrer Art. Auch die þulur hat Jón Árnason, soviel ich weiss, noch selbst bearbeitet, wenn sie auch zur Zeit noch nicht erschienen sind; dagegen überliess der hochbetagte, halb erblindete und kränkliche Mann die Bearbeitung der Spiele einem jüngeren Verwandten, Ólafr Davíðsson, welcher schon frühzeitig angefangen hatte auch seinerseits zu sammeln, und welcher auch bereits zu den Rätseln erhebliche Beiträge geliefert hatte. Bald nachher starb der vielverdiente Mann (4. September 1888), über dessen Leben und Wirksamkeit zwei Nekrologe von cand. mag. Dr. Jón Þorkelsson (im Arkiv för nordisk Filologi, V, S. 297—302) und von mir (Zeitschrift für deutsche Philologie, XXI, S. 470—72) näheren Aufschluss geben.

Spiele, Leibesübungen und andere Unterhaltungen waren aber in der Zeit des isländischen Freistaates sehr beliebt gewesen, und es fehlt in den älteren Quellen nicht an zahlreichen Angaben über dieselben. In der späteren Zeit scheinen dieselben weniger betrieben worden zu sein, obwohl sich allerdings bis in das 16. Jahrhundert herab schwer erkennen lässt, wieweit uns nicht etwa nur der Mangel an ausgiebigeren Nachrichten über deren Betrieb im Unklaren lässt. Sicher ist jedenfalls, dass im 16., 17. und 18. Jahrhundert die Freude an den nationalen Spielen und sonstigen Vergnügungen sehr erheblich abnahm, teils weil die schweren Zeiten, welche das Volk durchzumachen hatte, dessen Lebensmut und Lebensfreudigkeit schwächten, teils weil die Kirche sich allem Spiele als sündhafter Unterhaltung missgünstig erwies, und die, wie bereits bemerkt, im pietistischen Geiste geleitete Gesetzgebung aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts sich scharf gegen dieselben kehrte. Am Anfange des vorigen Jahrhunderts hatte der fromme, aber masshaltende Bischof Jón Vídalín von Skálholt († 1720) noch verständig zwischen erlaubtem und unerlaubtem Spiele zu unterscheiden gewusst; um die Mitte desselben Jahrhunderts aber (1757) verfasste der Propst sira Þorsteinn Pètrsson zu Stádarbakki († 1785)

eine eigene, handschriftlich erhaltene Streitschrift gegen alles Spiel, welche mit der äussersten Heftigkeit gegen dasselbe ankämpft. und diese feindselige Richtung entsprach der damaligen Gesetzgebung. Endlich brachte die allgemeine Richtung der Zeit auf alles Ausländische und zumal Dänische mit sich, dass mancherlei fremdländische Spiele und Unterhaltungen zunächst bei den vornehmeren Klassen des Volkes Eingang fanden und dann von hier aus auch wohl in weitere Kreise sich verbreiteten. Auch auf diesem Wege wurden die einheimischen Spiele mehrfach verdrängt, und zumal der Tanz wurde, nachdem die alten einheimischen Reihentänze im vorigen Jahrhundert beseitigt worden waren, erst vom Auslande aus, und in ausländischer Gestalt wieder eingeführt. Vergeblich hatte sich der überhaupt für alles Volkstümliche lebhaft eingenommene Vicelögmann Eggert Ólafsson († 1768) um die einheimischen Spiele angenommen; nur die studierende Jugend hatte in den Domschulen zu Skálholt und Hólar, dann später in der Landesschule zu Bessastaðir und Reykjavík, diese noch einigermaßen gepflegt. Neuerdings hat diese in etwas stark altertümlicher Weise auch wohl neue Spiele aufzubringen gesucht, wie z. B. Elbentänze bei Fackelschein oder gar ein *porrablót* mit Mimetränken. Andererseits ist aber auch von dem Baue eines Theaters in Reykjavík die Rede, in welchem einheimische Stücke aufgeführt werden sollen, und auch mit derartigen Aufführungen hat wieder die Schule den Anfang gemacht. Im laufenden Jahrhundert haben endlich zumal auch die Leibesübungen wieder einen erfreulichen Aufschwung genommen, durch neugebildete Vereine getragen und durch die Zeitungen des Landes kräftig befürwortet; doch blieb der seit dem Jahre 1850 an der gelehrten Schule eingeführte Turnunterricht zunächst ein durchaus fremdländischer, und wurde erst im Jahre 1877 die Pflege der nationalen Ringkunst (*glíma*) bei demselben eingeschärft.

Es begreift sich unter solchen Umständen, dass die litterarische Beschäftigung mit den Spielen sich zunächst vorzugsweise der alten Zeit zuwandte. Schon Arngrímur lærði hatte in seiner „Crymogæa“, S. 55—58 über die isländischen Spiele einige Mitteilungen gemacht. Später hatte Skúli Thorlacius in seinen „Antiquitatum borealium observationes miscellaneae“, Specimen IV, S. 211—63 (1784) ausführlicher von denselben gehandelt, freilich nicht ohne manches nicht hierher Gehörige mit heranzuziehen. Einiges hierher Bezügliches bietet Jón Eiríksson in seiner Abhandlung „De philippia“ (Leipzig, 1755) und mehr noch Engelseftoft in seinem Programm: „Om den Priis, Oldtidens Skandinaver satte paa Legemsøvelser“ (Kopenhagen, 1801). R. Keyser in seiner Abhandlung „Nordmändenes Forlystelser i Oldtiden“ (in Chr. Lange's Norsk Tidsskrift for Videnskab og Litteratur, II, 1848, S. 225—53, dann Efterladte Skrifter, II, 2. Abteilung, S. 100—26). K. Weinhold, „Altnordisches Leben“ (Berlin, 1856), S. 290—313 und 464—70. Aber alle diese Werke

behandeln zunächst nur die entferntere Vorzeit, und berücksichtigen die neuere Zeit nur ganz beiläufig in einzelnen Bemerkungen. Schon mehr bietet Jón Ólafsson von Grunnavík in seinem weitläufigen Wörterbuche, in welchem er unter dem Schlagworte „leikr“ einlässlich von den Spielen überhaupt handelt, unter „skák“, „spil“, „tafl“ noch weitere Nachträge liefert, und an verschiedenen Orten zerstreut noch mancherlei Bemerkungen bringt. Ebenso hat Bischof Hannes Finnsson von Skálholt († 1796) mancherlei über die Spiele zusammengebracht; aber seine Sammlung ist ebenso wie Grunnavíkur-Jón's Wörterbuch ungedruckt geblieben. Manches über die Spiele findet sich bei Eggert Ólafsson in seiner „Reise igjennem Island“ (Soröe, 1772; deutsche Übersetzung, Kopenhagen und Leipzig, 1774), bei Magnús Stephensen, in seinem „Eptirmáli átjáundu aldar“ (Leirárgarðir, 1806), S. 555—74, oder „Island i det attende Aarhundrede“ (Kopenhagen, 1808), S. 223—40, sowie bei einzelnen fremden Reisenden, wie z. B. dem Schweden Uno von Troil, „Bref rörande en Resa til Island“ (Upsala, 1777; deutsche Übersetzung Upsala und Leipzig, 1779), S. 69—71; aber alle diese Bemerkungen sind nur wenig erschöpfend. Dagegen haben in neuester Zeit neben Jón Árnason und sira Magnús Grímsson auch andere Männer Sammlungen von Spielen und dergleichen angelegt, wie zumal sira Guðmundr Einarsson zu Breiðabólstaðir auf der Skógarströnd, Professor Valtýr Guðmundsson in Kopenhagen, Candidat Pálmi Pálsson, Student Bogi Thorarensen Jónsson Melsteð und Guðmundr Davíðsson. Alle diese handschriftlichen Sammlungen konnte aber des Letztgenannten Bruder, Ólafr Davíðsson, benutzen, wogegen eine in der Bodleiana zu Oxford liegende handschriftliche Sammlung von dänischen, norwegischen, schwedischen und isländischen Spielen unbenutzt gelassen werden musste. Letzterer hat nun wiederum auf Kosten der isländischen gelehrten Gesellschaft, die Veröffentlichung einer Sammlung von Spielen und dergleichen begonnen, und zwar erschien deren erstes Heft mit dem Generaltitel: „Íslenzkar gátur, pulur og skemtanir II“, im Jahre 1888. In einer sehr interessanten Einleitung giebt der Verfasser sowohl Aufschluss über die von ihm benutzten Hilfsmittel, als auch einen Überblick über die Geschichte der Spiele auf Island, welchem ich manche der oben mitgetheilten Angaben verdanke. Die Sammlung selbst soll in drei Teile zerfallen, deren erster die Bewegungsspiele einschliesslich der Leibesübungen behandeln soll, während der zweite die Spiele enthalten wird, welche vorzugsweise die geistige Thätigkeit und das Gedächtnis in Anspruch nehmen, und der dritte diejenigen Spiele, zu welchen Geräte gebraucht werden. Das vorliegende Heft umfasst aber nur ein Stück des ersten Teiles, nämlich die Leibesübungen, unter welchen zumal die Ringkunst eingehend besprochen wird, sowie den Anfang der Bewegungsspiele im engeren Sinne des Wortes ¹⁾. Es ist also nur ein kleiner Teil des Ganzen,

1) Während der Korrektur geht mir das dritte Heft der „Íslenzkar gátur, pulur og skemtanir“ zu (1890), welches die Fortsetzung des zweiten enthält.

welcher bisher gedruckt ist; indessen darf mit Zuversicht erwartet werden, dass das Fehlende in nicht allzulanger Zeit nachfolgen wird, und steht doch wohl auch zu hoffen, dass die isländische gelehrte Gesellschaft seinerzeit auch zur Veröffentlichung jener, allerdings gewaltig umfangreichen, Liedersammlungen schreiten werde, welche Jón Sigurðsson und Jón Árnason zusammengebracht haben und von welchen die oben schon erwähnten „*Íslensk fornkvæði*“ doch nur einen sehr geringen Teil ausmachen. Man wird dann allmählich einsehen lernen, dass das isländische Volk selbst in den dunklen Zeiten, welche zwischen dem 14. und dem 19. Jahrhundert in Mitte lagen, keineswegs so völlig geistig gebrochen und tot war, wie wir Ausländer dies zumeist anzunehmen pflegen.

Ein anscheinend deutsches Märchen von der Nachtigall und der Blindschleiche und sein französisches Original.

Von Reinhold Köhler.

In Firmenichs „Germaniens Völkerstimmen“, I. 283, steht ein Märchen „De nachtigall und de blinnerslange“ (Blindschleiche) in der Mundart von Warendorf im preussischen Regierungsbezirk Münster. Dieses Märchen hat — ohne Quellenangabe — H. F. W. Raabe in sein „Allgemeines plattdeutsches Volksbuch“, Wismar und Ludwigslust 1854, S. 234, aufgenommen, aber in mecklenburg-schwerinsche Mundart übersetzt und „Die Nachtigall un die Hartworm over Blindschlang“ betitelt. F. H. von der Hagen hat in seiner Besprechung von Firmenichs Werk in seiner „Germania“, VIII. 218, die „Warendorfer Märe“ als „sonderbar“ hervorgehoben und ihren Inhalt mitgeteilt, und K. Schiller, „Zum Thier- und Kräuterbuche des mecklenburgischen Volkes“, 1. Heft, Schwerin 1861, S. 2, hat mit Verweisung auf von der Hagen und Raabe des Märchens gedacht. Von der Hagen und Schiller haben das Märchen jedenfalls für ein deutsches gehalten, und wohl die meisten Leser der genannten Bücher werden dies auch gethan haben. Das Märchen ist aber gar kein deutsches, sondern ein französisches. Es findet sich nemlich in der ersten Ausgabe der „Kinder- und Haus-Märchen“ der Brüder Grimm, Berlin 1812, S. 20 f., als Nr. 6 ein Märchen „Von der Nachtigall und der Blindschleiche“, welches nach der Anmerkung dazu aus dem Französischen übersetzt ist. Das Märchen bei Firmenich aber ist nichts anderes als eine fast durchaus

wörtliche Übertragung der Grimmschen Übersetzung in die Warendorfer Mundart.

Da die erste Ausgabe der Grimmschen Märchen sehr selten ist, und auch die *Mémoires de l'Académie celtique*, aus denen das Märchen übersetzt ist, wenigstens deutschen Lesern nicht leicht zugänglich sein werden, wird es gerechtfertigt erscheinen, wenn ich Übersetzung und Original hier mittheile.

Die Grimm'sche Uebersetzung lautet:

Von der Nachtigall und der Blindschleiche.

Es waren einmal eine Nachtigall und eine Blindschleiche, die hatten jede nur ein Aug' und lebten zusammen in einem Haus lange Zeit in Frieden und Einigkeit. Eines Tags aber wurde die Nachtigall auf eine Hochzeit gebeten, da sprach sie zur Blindschleiche: „ich bin da auf eine Hochzeit gebeten und mögte nicht gern so mit einem Aug' hingehen, sey doch so gut und leih mir deins dazu, ich bring dirs Morgen wieder.“ Und die Blindschleiche that es aus Gefälligkeit.

Aber den anderen Tag, wie die Nachtigall nach Haus gekommen war, gefiel es ihr so wohl, dass sie zwei Augen im Kopf trug und zu beiden Seiten sehen konnte, dass sie der armen Blindschleiche ihr geliehenes Aug' nicht wiedergeben wollte. Da schwur die Blindschleiche, sie wollte sich an ihr, an ihren Kindern und Kindeskindern rächen. „Geh nur, sagte die Nachtigall, und such einmal:

ich bau mein Nest auf jene Linden,
so hoch, so hoch, so hoch, so hoch,
da magst du nimmer wiederfinden!“

Seit der Zeit haben alle Nachtigallen zwei Augen und alle Blindschleichen keine Augen. Aber wo die Nachtigall hinkommt, da wohnt unten auch im Busch eine Blindschleiche, und sie trachtet immer hinaufzukriechen, Löcher in die Eier ihrer Feindin zu bohren oder sie auszusafen.

Im „Anhang“ ist dazu S. VII bemerkt:

Zur Nachtigall und Blindschleiche. Nr. 6,

aus dem Französischen übersetzt, *Mémoires de l'Académie celtique*. Tome 2, 204. 205. Vergl. T. 4, 102. Das Märchen und der Glaube findet sich unter den Solognots. Die französischen Reime ahmen den Ton der Nachtigall glücklicher nach:

je ferai mon nid si haut, si haut, si haut! si bas!
que tu ne le trouveras pas!

Die „*Mémoires de l'Académie celtique, ou Recherches sur les antiquités*

celtiques, gauloises et françaises; publiés par l'Académie celtique“, Tome II. Paris 1808, pag. 204—218. enthalten „Traditions et usages de la Sologne¹⁾“, par M. Legier, du Loiret, Ex-Législateur, et Membre de l'Académie celtique“. No. II derselben (S. 204 f.) lautet:

Le rossignol et l'Anvot, suivant la croyance des Solognots, n'avaient qu'un oeil chacun. Depuis très-long tems ils vivaient dans une bonne intelligence; mais le rossignol fut un jour invité de la noce. Il pria l'Anvot de lui prêter son oeil, afin de paraître à la noce avec deux yeux. L'Anvot le lui prêta. Le rossignol de retour, refusa de rendre à son ami l'oeil qu'il lui avait prêté. L'Anvot fâché jura de s'en venger sur lui ou sur sa progéniture. Mais le rossignol ingrat lui répondit: *Je ferai mon nid si haut, si haut, si haut, si bas, que tu ne le trouveras pas*; et voilà pourquoi l'Anvot ne voit pas clair. L'opinion des Solognots est que non loin du nid d'un rossignol, souvent sous l'arbuste où il est, on peut chercher, on y trouvera certainement un Anvot; j'ai cherché et n'ai rien trouvé.

Wenn die Brüder Grimm auch noch auf „T. 4, 102“ der Mémoires de l'Académie celtique hinweisen, so bezieht sich dies auf eine Stelle einer Bd. IV, Paris 1809, S. 93—103, stehenden „Notice sur les traditions et les croyances de la Sologne et du Berri; par M. Légier, du Loiret. Suite“²⁾. Hierin heisst es S. 100:

La fable druidique relative à l'Anvot et au rossignol, y [i. e. en Berri] est accréditée comme à Sologne, et citée même comme proverbe, sans doute parce qu'elle tient à la fois aux allégories du druidisme et à la morale. Par ce double rapport, nous avons cru, M. Johanneau et moi, qu'elle méritait d'être versifiée, et nous l'avons mis en vers: la voici.

Nun folgt (S. 100—102) die versificierte Fabel, welche also schliesst:

Aveugle et malheureux par trop de complaisance.
 Depuis ce tems l'Anvot cache son existence
 Sous le nid de l'ingrat; attend dans le silence
 L'instant de se venger de l'oeil qu'il a perdu.
 En mangeant l'oeuf que le traître a pondu.

Unter dem Text steht zu „l'ingrat“ die Anmerkung: (1) On dit qu'il se trouve toujours un Anvot sous le nid du Rossignol, et qu'il en perce et mange les oeufs.

Es sei noch bemerkt, dass auch in neuerer Zeit in verschiedenen Gegenden Frankreichs Varianten des Märchens von der Nachtigall und der Blindschleiche gefunden und aufgezeichnet worden sind. Man sehe Laisnel de la Salle, Croyances et Légendes du Centre de la France, Paris 1875. II. 245 (Märchen aus Berry, schon früher nach Laisnels Mitteilung in

1) Die Sologne liegt im Departement Loir-Cher.

2) S. 93 und 103 ist Légier gedruckt, im 2. Band ist S. 204 und 471 Legier S. 468 Légier gedruckt.

des Grafen Jaubert *Glossaire du Centre de la France*, 2. éd., Paris 1864, S. 31 b, gedruckt), *Revue des langues romanes*, IV. Montpellier-Paris 1873, S. 317 f. (Märchen aus der Provence); E. Rolland, *Faune populaire de la France*, II. Paris 1879, S. 270 (Märchen aus Châtillon-sur-Loing im Departement Loiret), III. Paris 1881, S. 21 (Märchen aus Côte-d'or) und 22 (Märchen aus dem Kanton Escurolles in Bourbonnais), *Revue des Traditions populaires*, I. Paris 1886, S. 177 (Märchen aus Nivernais).

Die Ausnahmslosigkeit sämtlicher Sprachneuerungen.

Von Richard Löwe.

Die vorliegende Abhandlung ist wesentlich methodologischer Natur. Nur durch genaueste Beobachtung der lebenden Sprache und eindringende psychologische Analyse wird es möglich sein, die hier aufzustellenden Gesetze über Ausnahmslosigkeit der Analogiebildung und der sonstigen Sprachneuerungen so, wie sie hier formuliert werden sollen, entweder zu beweisen oder in irgend einer Weise zu modifizieren. Aber auch der Satz von der Ausnahmslosigkeit des Lautwandels wird sich nur in gleicher Weise wirklich beweisen oder modifizieren lassen. Hat man diesen Satz, für dessen Richtigkeit nur eine Art innerer Wahrscheinlichkeit spricht, zu einer methodischen Richtschnur erhoben, so hat man auch entsprechenderweise analoge Sätze über die Ausnahmslosigkeit der übrigen Sprachneuerungen, für die sich die gleiche innere Wahrscheinlichkeit ergibt, als methodologische Prinzipien gelten zu lassen.

Wie man den Satz der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze dahin formuliert hat, dass der gleiche Laut, der bei demselben Individuum an gleichem Zeitpunkte unter den gleichen phonetischen Bedingungen einem bestimmten Wandel unterliege, in sämtlichen ihm enthaltenden Formen von diesem Wandel betroffen werden müsse, so hat man das Gesetz von der Ausnahmslosigkeit der Analogiebildung folgendermassen zu präzisieren: „Das gemeinsame Wortelement einer Formenreihe, das bei demselben Individuum an gleichem Zeitpunkte unter den gleichen Bedingungen auf dem Wege analogischer Neuschöpfung durch ein anderes Wortelement verdrängt wird, muss in sämtlichen dieser Reihe angehörigen Formen dieser Um-

bildung unterliegen“. Unter der Bezeichnungsweise „Wortelement“ ist eine in einer Reihe von Formen mit einer bestimmten Funktion oder Bedeutung verknüpfte Lautgruppe zu verstehen, also sowohl formelle wie materielle Bestandteile. Ersteren Fall haben wir z. B. vor uns bei den Pluralen der nhd. Feminina der germanischen *ô*-Deklination, die ohne Ausnahme das Wortelement *-en* für *-e* nach Analogie der schwachen Feminina angenommen haben; letzteren in sämtlichen ursprünglich grammatischen Wechsel zeigenden tiefstufigen Verbalformen des Gotischen mit präteritaler Funktion, wo die wurzelhaften stimmlosen Spiranten ausnahmslos an die Stelle der entsprechenden stimmhaften gestreten sind, wo also z. B. in *ga-tauhum* das Wortelement *tug-* durch *tuh-* (woraus *tauht-*) ersetzt worden ist; beide Fälle sich kreuzend bei den verschiedenen Ablautreihen der starken Verba des Nhd., wie z. B. in der vierten Reihe der Ablaut *á* des ind. plur. praet., zugleich wurzelhafter Teil und Flexionselement, das *a* des zugehörigen Singulars in allen Formen verdrängt hat. — Gleichgültig ist, ob die ältere Formenreihe neben der neugebildeten noch eine Zeit lang fortbesteht oder nicht: sowohl die Neuschöpfung der analogisch entstehenden wie der Untergang der älteren Formen muss unter gleichen Bedingungen gleich ausnahmslos vor sich gehen.

Die Wirkung der Ausnahmslosigkeit der Analogiebildung kann gerade wie die der Ausnahmslosigkeit des Lautgesetzes von jüngeren Lautgesetzen und Analogiebildungen wieder durchbrochen werden. Der so entstandene Lautwechsel beweist natürlich nicht das Mindeste gegen die unbedingte Konsequenz beider Arten von Wandlungen. Wohl aber kann man insofern in einem bestimmten Sinne von Ausnahmen der Lautgesetze und Analogiebildungen reden, als bereits der Eintritt beider Arten von Sprachneuerungen durch bestimmte Faktoren eingeschränkt werden kann. Will man hier die Bezeichnung „Ausnahme“ anwenden, so handelt es sich dabei nicht um eine verschiedene Auffassung der Thatsachen, sondern nur um eine abweichende Ausdrucksweise. Der Eintritt eines Lautwandels kann in Verbindung des zu wandelnden Lautes mit bestimmten anderen Lauten unterbleiben, wie z. B. die ahd. Tenues zur Vermeidung der unbequemen Aufeinanderfolge dreier Geräuschlaute nach *s* nicht zu Affricaten verschoben worden sind. Ganz entsprechend können sich auch da, wo eine Analogiebildung eine Formenreihe ergreift, einzelne Formen der analogischen Umbildung dann entziehen, wenn speciell sie wiederum mit anderen Formen associiert sind, die vermöge ihrer Lautgestalt jener Analogiebildung direkt entgegenwirken, bezw. die Richtung der Ausgleichung nach einer anderen Seite hin treiben. Ich gebe dafür ein Beispiel aus meinem heimatlichen Dialekte, dem Niederdeutsch südwestlich von Magdeburg. Die auf *l* — *cons.* oder *ll* auslautenden Wurzeln der dritten Ablautreihe haben dort das *i* des Singulars auf dem Wege der Analogiebildung auch in den Plural übergeführt: so *hilps*, *hilpni* (helfen), *silb*, *silbi* (schelten), *jilb*, *jilbi* (gelten), *swilb*,

swily (schwellen)¹⁾; dass das *i* des Plurals hier nicht lautgesetzlicher Herkunft ist, zeigen Formen wie *melij* < as. *mældôn* und das aus unserer Reihe in die schwache Konjugation übergegangene *melkn* = ahd. *mëlchan*. Dagegen ist bei dem Verbum *smelto*, *smeltij* der Vokal des Plurals in den Singular gedrungen. Das stets stark flektierte Verbum hat sowohl transitive wie intransitive Bedeutung: das Grundverbum und sein Causativum waren durch Zusammenfall des westgerm. *ē* und des Umlauts *-e* zunächst in mehreren Präsensformen völlig zusammengeronnen, ein Umstand, der es zur Folge hatte, dass beide Verba auch in den übrigen Formen Anschluss an einander suchten. Dass im Singular neben einem *smilte* auch ein *smelte* stand, genügte, um hier die Formen mit *e* durch das ganze Präsens durchdringen und die mit *i* gänzlich verschwinden zu lassen. Die Trennung des Verbums *smelten* im Präsens von denjenigen Verben, denen es ursprünglich zugehörte, bewirkte sodann in den Präteritalformen eine noch weitere Trennung desselben von seiner Reihe. Hier wurde bei den übrigen Verben der gleichen Reihe der Vokal des ind. plur. massgebend für den des ind. sing. und den des part.: also sing. *hulp* und part. *shulpij* nach plur. *hulpij*, *šul*, *šsulij* nach *šulij*, *jul*, *ojulij* nach *julij*, *swul*, *šswulij* nach *swulij*. Dagegen siegte bei *smelten* der Vokal des Partizips: *smolt*, *smoltij* nach *šsmoltij*. Das durchgehende *e* des Präsens hatte das Verbum der Reihe *hülpfen* u. s. w. enthoben und es den auf *r* + cons. in der Wurzel ausgehenden Verben wie *sterben*, *verderben*, bei denen gleichfalls der Vocal des Plurals im Präsens durchgedrungen war, associiert. Diese Association muss in einer Zeit eingetreten sein, in der *e* vor *r* noch nicht zu *a*, wohl aber *u* vor *r* + cons. zu *o* geworden war. Dass letzterer Wandel früher als der erstere stattgefunden hat, ergibt sich daraus, dass im Mittelniederd. nur Formen wie *borg*, aber noch solche wie *perle* neben solchen wie *parle* geschrieben werden. In der Reihe der auf *r* + cons. in der Wurzel auslautenden Verba ist die Form *storbij* < *sturben* für den plur. praet. lautgesetzlich; danach wurde im sing. *storf* geschaffen, während das part. mit seinem *o* nicht mehr umgebildet zu werden brauchte. Da also in dieser Reihe die Formen mit *o* den Sieg davontrugen, so drang auch bei *smelten* das *o* des part. praet. in die Formen des zugehörigen Indikativs.

Sehr häufig umfasst die ganze Analogiebildung nur eine einzige Form oder wenige Formen. Diese muss oder diese müssen dann lautlich oder funktionell zur Musterform in irgend einer näheren Beziehung als die mit ihr oder mit ihnen zur gleichen Reihe verknüpften Formen stehen. Auf dem Gebiete des Lautwandels entspricht dieser Art der Analogiebildung der Wandel eines Lantes in einer oder in mehreren bestimmten Verbindungen. Wie sich sämtliche zu einer Formreihe gehörigen Formen zu einander verhalten, so verhalten sich sämtliche Lautkomplexe zu ein-

1) Das *t* dieser Verba ist als Fortis zu sprechen.

ander, die den gleichen Laut an gleicher Stelle aufweisen. Wenn sich im Ahd. Accusative auf *-an* ausser bei Eigennamen nur bei den Appellativen *truhtîn, got, fater, man* finden, so erklärt sich dies aus der den Eigennamen nahe stehenden Bedeutung speciell dieser Appellativa: es vergleicht sich im Gebiete des Lautwandels damit z. B. die ahd. Kontraktion des *ai* nur vor *r, h, w*, die eben durch die Natur gerade dieser Laute veranlasst oder bedingt worden ist. Diese Art von Analogiebildung und Lautwandel bildet genau das Gegenstück zu den oben gekennzeichneten Ausnahmen beider Arten der Sprachneuerungen.

Es ergibt sich somit die methodische Forderung, den Bereich der Ausdehnung der Analogiebildung gerade so genau wie denjenigen der Ausdehnung des Lautwandels in jedem einzelnen Falle aufs schärfste abzugrenzen. Und wie man das Wort „Gesetz“ in der Verbindung „Lautgesetz“ zur Bezeichnung eines einzigen eine Reihe von Einzelfällen in gleichmässiger Weise treffenden Verschiebungsaktes anwendet, so darf man in einem ganz entsprechenden Sinne auch von einem „Analogiegesetze“ reden. Der Bereich des Analogiegesetzes ist deshalb, weil die Analogiebildung sich auf das Worthelement, also zugleich auf Lautgestalt und Bedeutung bezieht, theils lautlich, theils funktionell oder semasiologisch abgegrenzt. Eine lautliche Abgrenzung haben wir z. B. im Ahd. in der Setzung des *a* vor konsonantisches *l, r, m, n* in denjenigen Fällen, in denen sich in verwandten Formen das *a* vor sonantischem *l, r, m, n* lautgesetzlich entwickelt hatte: hier tritt in ältester Zeit die analogische Einfügung des *a* nur nach kurzer Silbe ein; vgl. *fogales, ebano, bodames* gegenüber *hlütres, zēihnes, ackres*. In dieser Abgrenzung der Ausgleichung finden wir eine grosse Ähnlichkeit mit der Abgrenzung des westgermanischen Synkopierungsgesetzes, das durch die Beseitigung des Vokales nach langem betonten Vokal einen ganz analogen Zustand wie unser Analogiegesetz schuf: in beiden Fällen sehen wir die Wirkung der gleichen rhythmischen Prinzipien. Ein Beispiel für die Abgrenzung der Analogiebildung nach der Bedeutung bilden die oben erwähnten ahd. Wörter *got, fater, truhtîn, man*.

Wie die Analogiebildung so ist auch natürlich die Kontamination nebst allen Zwischenarten von Kontamination und Analogiebildung ausnahmslos. Aber auch für den Funktionswandel hat das Gesetz der Ausnahmslosigkeit zu gelten. Die Verschiebung irgend eines einer Reihe von Formen gemeinsamen Bedeutungselementes muss in allen diesen Formen gleichmässig erfolgen, soweit nicht einzelne unter diesen formell oder funktionell gegen die übrigen isoliert sind. Nimmt z. B. in irgend einer Mundart der Konjunktiv irgend eines Tempus futurische Bedeutung an, so natürlich alle in der Mundart enthaltenen Konjunktive desselben Tempus mit Ausnahme der etwa formell oder funktionell gegen die übrigen in irgend einer Weise isolierten. Man darf daher auch von „Funktionsgesetzen“ reden. Gleichgiltig ist natürlich dabei, ob es sich um eine Funktionsverschiebung,

-erweiterung oder -verengung handelt. Auch das völlige Aufgeben einer Formenreihe ist eine Funktionsverengung bis zum Nullpunkte und muss alle in der Reihe enthaltenen Formen gleichmässig ohne Unterschied treffen, falls sich nicht etwa einige derselben in irgend einer Weise formell oder funktionell gegen die übrigen isoliert haben. Die beliebte Erklärung von Formen, deren Lautgestalt sich nicht in das Formensystem ihrer Sprache einfügt, als Überreste einer verloren gegangenen Formenkategorie ist überall da ein methodischer Fehler, wo sich nicht der Nachweis führen lässt, dass jene Formen lautlich oder funktionell gegen die übrigen der gleichen Reihe zur Zeit des Unterganges dieser in irgend einer Hinsicht isoliert gewesen sind. Aus diesem Grunde ist z. B. die von Kluge¹⁾ gegebene Deutung des ahd. Präteritums *ier* als Restes des sonst verlorenen echten Aorists zu verwerfen. Dagegen dürfen wir z. B. bei Formen des Verbum substantivum, dessen rein abstrakte Bedeutung gegenüber derjenigen der übrigen Verba eine isolierte Stellung einnimmt, analoge Erklärungen gelten lassen.

Aber nicht nur für den Funktionswandel, d. h. den Wandel der formellen Bedeutung, sondern auch für den der materiellen, den man schlechthin Bedeutungswandel zu nennen pflegt, gilt das Gesetz der Ausnahmslosigkeit. Nur wird hier in den wenigsten Fällen das unter bestimmten Bedingungen veränderte Bedeutungselement unter diesen gleichen Bedingungen in mehr als einem Worte vorhanden sein, so dass hier das Bedeutungsgesetz fast immer nur einen einzigen Fall in sich schliesst.

Hinsichtlich der Ausnahmslosigkeit des Lautwandels ist noch eine wichtige Bemerkung zu machen. Die Ausnahmslosigkeit hat auch für den sogenannten springenden Lautwandel (Metathesis, Silbenassimilation, Dissimilation), für den sie inkonsequenterweise von derselben Seite aus, von der die des sogenannten allmählichen Lautwandels besonders betont wurde, teilweise in Abrede gestellt worden ist, in vollem Umfange zu gelten. In einigen Fällen wie bei den Dissimilationen der altind. und griech. Aspiraten können wir die Ausnahmslosigkeit dieses Lautwandels induktiv direkt erweisen. In anderen Fällen, in denen der sogenannte springende Lautwandel scheinbare Unregelmässigkeiten zulässt, hat man zu beachten, dass sein Eintreten überall mindestens von allen denjenigen Lauten zugleich bedingt wird, die zwischen den beiden vom Wandel betroffenen stehen, sehr häufig aber auch wohl noch von dem dem zweiten nächstfolgenden und zuweilen wohl auch noch von dem dem ersten vorangehenden Laute. Auf diese Weise erklärt es sich, dass gerade der Bereich des springenden Lautwandels so häufig nur ein einziges Wort umfasst. Hinsichtlich der Mitwirkung des folgenden Lautes ist auf die Metathesis von *r* + *voe*. vor folgendem Dental im Anglofriesischen und Niederdeutschen zu verweisen.

1) Kluge, Geschichte der german. Konjug. S. 137.

In manchen Fällen, in denen beim sogenannten springenden Lautwandel eine scheinbare Regellosigkeit vorliegt, wird man durch sorgfältige Zusammenstellung und Vergleichung aller Einzelfälle das Lautgesetz zu erschliessen imstande sein. Bechtel¹⁾ hat diejenigen lateinischen Wörter zusammengestellt, in denen dem stamm bildenden Suffixe *-cro-*, *-culo-* ein *l* in der Wurzel vorausgeht. Hier war bekanntlich *-clo-* < *-tlo-* die ursprünglich durchgehende Suffixform. Aus den bei Bechtel aufgezählten Beispielen kann man folgendes Lautgesetz konstruieren: „*l* ging nach *c* in *r* über, erstens wenn auch in der unmittelbar vorangehenden Silbe überhaupt irgend ein *l*, zweitens wenn in der zweitvorhergehenden Silbe ein anlautendes *l* stand. Dagegen blieb *l* nach *c* erhalten, wenn das in der zweitvorhergehenden Silbe vorhandene *l* nicht silbenanlautend war“. Vgl. 1. *lucrum*, *involucrum*, *molucrum*, *simulacrum*, *sepulcrum*, *fulcrum*. 2. *lacrurum*, *elucrum* gegenüber *clunaculum*, *subligaculum*. Im Mhd. lässt sich folgendes Dissimilationsgesetz aufstellen: „Anlautendes *kl* geht in *kn* über, wenn in demselben Worte ein *l* folgt, ausgenommen wenn ein Nasal zwischen beiden *l* steht“. Vgl. *kniuwel* < *kliuwel*, *knobelouch* < *klobelouch*, dagegen stets *klingelen*, *klüngelîn* (Knäuel). Die Dissimilation trat zur Vermeidung einer unbequemen Lautfolge ein: hätte man nun auch *kl* bei folgendem Nasal in *kn* gewandelt, so würde man in derselben Silbe zwei Nasale erhalten und so eine noch unbequemere Lautfolge erzeugt haben.

Ohne an dieser Stelle den eigentlichen Beweis für die Ausnahmslosigkeit des springenden Lautwandels führen zu wollen, will ich doch hier wenigstens diejenigen Einwände widerlegen, die gegen dieselbe erhoben worden sind. Man hat die Metathesen, Silbenassimilationen und Dissimilationen aus einem Sichversprechen ableiten wollen. Dem ist entgegenzuhalten, dass wir uns so selten zu versprechen pflegen, dass die auf diese Weise entstandenen Missbildungen niemals usuell werden können. Dazu versprechen wir uns, da wo wir keine occasionellen Analogiebildungen machen, zum weitaus überwiegenden Teile nur in der Weise, dass wir Laute zweier verschiedener Wörter mit einander vertauschen oder einen Laut eines Wortes durch den eines Nachbarwortes beeinflussen lassen. Auch ist der Umstand in Betracht zu ziehen, dass, während der sogenannte springende Lautwandel am häufigsten bei Liquiden und demnächst bei Nasalen stattfindet, ein Sichversprechen, wie man beobachten kann, am meisten durch *s-* und *š-*Verbindungen begünstigt wird. Und in der That weist der sogenannte springende Lautwandel auf ganz denselben Ursprungspunkt zurück wie der sogenannte allmähliche.

Wegener²⁾ hat auf Grund eigener Beobachtungen darauf hingewiesen, dass der Lautwandel bei der jüngeren Generation durch abweichende Neu-

1) Bechtel, Assimilation und Dissimilation der beiden Zitterlaute. S. 25.

2) Wegener in seiner Recension von Pauls Prinzipien. Zeitschr. f. d. Gymnasialw. Bd. XXXVI. S. 301 ff.

erzeugung des von der älteren Generation überlieferten Lautmaterials seine Entstehung nehme. Völlig unabhängig von Wegener ist Bremer bei seiner Erforschung des Dialektes der Insel Föhr auf ganz dasselbe Resultat gelangt: vgl. seine eingehende auf genauester Beobachtung basierte Schilderung der Verhältnisse der aosdringischen Mundart¹⁾. Auch soweit ich selbst bisher in meinem Heimatsdialekte Beobachtungen über diesen Punkt angestellt, habe ich dies Resultat bestätigt gefunden. Ich muss dabei bemerken, dass sich zwischen der Sprache der älteren und der jüngeren Generation oft ein klaffender Riss ohne irgend welche Übergänge bildet, wie es z. B. in meiner Heimat Dörfer giebt, in denen die Erwachsenen *sp* und *st*, die Kinder dafür *šp* und *št*, und solche, in denen die Erwachsenen deutliches *g*, die Kinder deutliches *j* sprechen, ohne dass irgend welche Zwischenstufen existieren. Es erhellt, dass sowohl der spontane wie der auf Beeinflussung durch Nachbarlaute beruhende kombinatorische Lautwandel durchaus nicht notwendig stets ein allmählicher ist. Man hat mithin den als historisch konstatierbaren Lautwandel — einzig vom willkürlichen und von dem durch Mischung im engeren Sinne entstandenen abgesehen — in letzter Instanz aus der Sprache der sprechenden Kinder abzuleiten. Aus derselben Quelle hat Paul²⁾ mit Recht einen Teil des Bedeutungswandels hergeleitet. Er hat ausgeführt, dass zufällige Übereinstimmungen in der Bedeutungsverschiebung bei verschiedenen regelmässig mit einander sprechenden Kindern dazu führen könnten, dass diese Kinder die Bedeutungsveränderung gemeinsam in ihrer Sprache festhielten. In ganz analoger Weise können aber auch mit einander verkehrende Kinder, die zufällig in einer bestimmten lautlichen Abweichung von der Sprache der Erwachsenen untereinander übereinstimmen, diese Abweichung für immer beibehalten. Zwar pflegen viele dieser Abweichungen infolge übereinstimmender psychophysischer Weiterentwicklung der Kinder regelmässig wieder zu verschwinden, wie sich denn z. B. wenigstens auf indogermanischem Gebiete nirgends ein spontaner Übergang von *k* zu *t*, der doch in der Kindersprache so überaus häufig ist, nachweisen lässt. Dagegen entspricht dem wohl noch häufiger vorkommenden spontanen Lautwandel der Kindersprache *ō* > *s* ein spontaner Lautwandel *š* > *s* im Iranischen, im Slawischen, im Lettischen und im Preussischen³⁾; auch aus dem „Schiboleth“ der Bibel ist er aus semitischem Gebiete bekannt. Ungemein häufig sind in der Kindersprache Auslassungen von Konsonanten in Nachbarschaft anderer Konsonanten: vgl. die historisch nachweisbaren Assimilationen dieser Laute.

Es finden sich nun in der Kindersprache auch Lautwandlungen, die eine weit grössere Übereinstimmung mit dem sogenannten springenden

1) Niederdeutsches Jahrb. Bd. XIII. S. 14 ff.

2) Paul, Prinzipien d. Sprachg. S. 76 ff.

3) Vgl. Brugmann, Grundr. d. vgl. Gramm. d. idg. Spr. Bd. I, § 397 und 412.

Lautwandel als die Fälle des Sichversprechens zeigen. So bildet das von Preyer¹⁾ aus der Sprache seines Kindes angeführte „*grefessen*“ für „*gefressen*“ eine genaue Parallele zu anord. *fifrlide* = ahd. *fifaltra*, dodonäisch *κάτροπτον* < *κάιοπτρον*, syrakusanisch *δρίφος* < *δίφρος* und einer ganzen Reihe entsprechender Lautwandlungen im Portugiesischen²⁾. Mein jüngster Bruder sagte, als er sprechen lernte, regelmässig *Sneiblit*³⁾ für *Schleibnitz* (ein Dorfname); vgl. dodonäisch *ἀμιθρός* < *ἀμιθμός*, portug. *alento* > *anelto* > *anhelitus*. Ein von mir kürzlich beobachteter, nahezu dreijähriger Knabe, Willy Regal aus Halle a. S., zeigte einen ungemeinen Reichtum an derartigen Lautwandlungen. Derselbe ersetzte z. B. die Lautgruppe *st* regelmässig durch *ts*, sagte z. B. *tatsen* für *kasten*, *du meits* für *du weisst* u. s. w.; vgl. syrakusanisch *ψέ* < *σφε*⁴⁾, sowie die Vertretung von anlaut. idg. *sk* durch griech. *ξ*. Ferner setzte er, obgleich er inlautendes *l* und *r* sehr wohl sprach, für anlautende liq. oder die anlautende Gruppe cons. + liq. regelmässig ein *m*, wenn der dem Vokale der ersten Silbe folgende Konsonant ein Labial, ein *n*, wenn derselbe ein Dental war. So sagte er: *mampe* für *lampe*, *meiben* für *bleiben*, *meppe* für *treppe*, *mauf* für *drauf* (*darauf*), *mief* für *brief*, *mappern* für *klappern*; *noss* für *gross*, *nèn* für *klèn* (hallisch für *klein*), *nätte* für *plätte*, *neid* für *kleid*, *nìn* für *grìn* (hallisch für *grün*), *noss* für *kloss* u. s. w. Nasale für Liquiden und liquidische Verbindungen sind in der Kindersprache ganz gewöhnlich. Uns interessiert hier die Assimilation dieser Nasale an den folgenden Konsonanten hinsichtlich ihrer Artikulationsstelle. Eine gerade umgekehrte, aber in ihrem Wesen ganz analoge Assimilation eines Explosivlautes an einen vorangehenden Nasal hinsichtlich der Artikulationsstelle findet sich im Niederdeutsch des Magdeburger Landes in dem Worte *hamspr* < mnd. *hamster*: der labiale Nasal *m* machte den dentalen Mundexplosivlaut *t* zum labialen Mundexplosivlaut *p*, eine partielle Silbenassimilation, die einer totalen wie ai. *mama* < **mana* = abktr. *mana* = abulg. *mene* vollkommen parallel geht. Die erwähnten partiellen Silbenassimilationen zeigen übrigens aufs deutlichste, dass nicht nur die Formen, sondern auch die Laute der zu erlernenden Sprache in der Seele der sprechen Lernenden in Reihen geordnet sind⁵⁾. Eine Dissimilation zeigte Willy Regal in dem Worte *talinchen* für *kaninchen*; vgl. altportug. *linho* < *ninho*⁶⁾. Von der älteren Schwester dieses Knaben erzählten mir ihre Eltern, dass sie die „Buchstaben herum-

1) Preyer, Die Seele des Kindes. S. 327.

2) Vgl. Cornu in Groebers Grundr. d. roman. Philol. S. 764, § 157.

3) Ich schreibe die Wörter aus der Kindersprache nicht phonetisch, sondern nach gewöhnlicher Orthographie, indem ich nur die Abweichungen von der Sprache der Erwachsenen besonders kennzeichne.

4) Vgl. Gust. Meyer, Griech. Gram. § 250.

5) Vgl. Steinthal, Zeitschrift für Völkerpsychologie, Bd. 1, S. 135 ff., dazu die trefflichen Bemerkungen Wegeners, a. a. O.

6) Cornu, a. a. O., S. 351.

gedreht“ habe (dies besonders häufige Vorkommen des sog. springenden Lautwandels bei Geschwistern muss auf Vererbung derselben geistigen Anlagen beruhen); sie erinnerten sich noch, dass sie *kapet* für *paquet* gesagt hatte: vgl. lit. *kepù* < **pekù* = abnlg. *peka*, griech. *σκέπ-τομαι* < **σπέκ-τομαι* = lat. *spec-io*.

Übrigens kann auch die Analogiebildung nur in der Übertragung der Sprache auf eine jüngere Generation ihre Ursache haben. Denn es ist ganz unmöglich, dass die wenigen durch Sichversprechen occasionell entstehenden Missbildungen, die auch dem Ungebildeten, der die gleiche Mundart wie der sich Versprechende redet, auffallen und lächerlich erscheinen, wirklich usuell werden können. Dagegen sind die Analogiebildungen in der Kindersprache so ungemein häufig, dass man diese Sprache ohne Bedenken für das einzige Gebiet der Entstehung der sich wirklich festsetzenden Analogieformen ansehen darf. Der Umstand, dass sowohl Lautwandel wie Analogiebildung durch Übertragung von Generation auf Generation entstehen, ist für die Richtung, in welcher die Untersuchung über die Ausnahmslosigkeit beider Arten von Sprachneuerungen zu führen sein wird, einzig bestimmend.

In der Sprache der Erwachsenen selbst entstehen — von allen Mischungen im engeren Sinne und gemeinsprachlichen Einflüssen ist hier abzusehen — von lautlichen Veränderungen nur gewisse Entstellungen von Wörtern und Wortverbindungen. Wir können dieselben einfach „Wortentstellungen“ nennen. Sie haben gegenüber dem Lautwandel, der gänzlich unabhängig von der Bedeutung der Wörter, welche die vom Wandel betroffenen Laute enthalten, vor sich geht, das mit der Analogiebildung gemeinsam, dass sie stets durch die Bedeutung des veränderten Wortes mitbedingt sind: sie gehören wie die Analogiebildungen zum „Wortwandel“. Ich gehe auf die Wortentstellungen hier kurz aus dem Grunde ein, weil dieselben eine Reihe scheinbarer Ausnahmen der Lautgesetze erklären; auch hier kommt es mir nur darauf an, die wirklich gewichtigen Einwendungen, die gegen die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze erhoben worden sind, zu widerlegen.

Die Wortentstellungen gliedern sich in zwei Hauptgruppen, die wir Wortkürzungen und Wortverdrehungen nennen können.

Unter den Wortkürzungen haben wir Verkürzungen von Wortverbindungen um ganze Wörter, von Wörtern um einzelne Silben oder Laute zu verstehen. Wie wir nach Wegener¹⁾ die Worte des Sprechenden schon nach wenigen Merkmalen auffassen, und wie nach ihm die Worte im Gespräche der Glieder einer Familie, einer Dorfschaft viel mangelhafter als im Gespräche mit Fremden artikuliert werden, so begnügt sich der Sprechende bei überhaupt sehr häufig vorkommenden Wortverbindungen oder längeren Wörtern oft damit, nur den Anfang des Wortes

1) Grundfragen d. Sprachlebens. S. 186.

oder Wortkomplexes oder auch dessen stärker betonten Teil wirklich auszusprechen, da der Hörende hierbei schon den Sinn des Ganzen versteht. Gerade die Rücksichtnahme auf das Verständnis beweist, dass die Wortkürzungen erst in der Sprache der Erwachsenen entstehen, den durch Lautwandel und Analogiebildung geschaffenen Zustand also erst später durchbrechen. Und so zeigen denn die allergewöhnlichsten Wörter nicht in Wirklichkeit, wie Schuchardt ¹⁾ will, sondern nur scheinbar am meisten Neigung, sich von den Lautgesetzen zu emancipieren. Es ist indess nicht immer nötig, dass die zu kürzenden Wörter in der Sprache der Gesamtheit zu den häufigsten gehören; sie brauchen nur in einem bestimmten Verkehrskreise recht häufig zu sein, um innerhalb desselben die Kürzung zu erfahren. Gerade diese im engen Kreise entstehenden Wortkürzungen sind recht instruktiv für analoge Vorgänge in der Sprache überhaupt. Wenn z. B. die Studenten der Chemie in Leipzig *Labor* für *Laboratorium* sagen, so unterscheidet sich diese Wortkürzung in nichts von allgemein üblichen, wie sie insbesondere bei Bezeichnungen nach Zahl, Mass und Gewicht vorkommen: vgl. *zwei Kilo* für *zwei Kilogramm*, *zwei Pfennig* für *zwei Pfennige*, *zwei Mark fünfzig* für *zwei Mark fünfzig Pfennige*.

Ferner sind auch die Kurznamen hierher zu ziehen. Delbrück ²⁾ hat dieselben für Entlehnungen aus der Kindersprache erklärt und dabei auf Formen wie engl. *Bob* < *Robert*, *Dick* < *Richard* verwiesen. Für diese beiden Beispiele ist ihm zweifellos Recht zu geben. Denn wir haben in diesen Formen lauter Eigentümlichkeiten der Kindersprache, das Fehlen der unbetonten Silben, die Ersetzung des schwierigen *r* in *Dick* durch das verwandte *d*, in *Bob* infolge einer springenden Assimilation durch das dem Vokale folgende *b*, den Ersatz der schwierigen Konsonantenverbindung *ts* durch einfaches *k*. Man wird aber im allgemeinen ziemlich vergeblich nach derartigen verstümmelten Koseformen suchen. Unter sämtlichen in Ficks Buche, Die griechischen Personennamen, aus allen idg. Sprachzweigen angeführten Kurznamen findet sich auch nicht ein einziger, in dem abgesehen von der Anhängung eines stambildenden Suffixes irgend eine lautliche Abweichung von dem ihm zu Grunde liegenden Bestandteile des Vollnamens vorkäme. Bildungen wie *Ζεῖξις* für *Ζεῦξιππος*, *Guste* für *Auguste* u. s. w. sind vielmehr von solchen wie *Labor* für *Laboratorium* durchaus nicht verschieden. Häufigkeit und Länge des Namens sind es, die gemeinsam die Kürzung zunächst in vertrautem Kreise veranlassen. Nur können die Kurzformen der Personennamen noch besondere Kosesuffixe erhalten.

So erklären sich denn auch die gekürzten Formen von Titeln und Begrüßungen, die Schuchardt ganz besonders gegen den Satz von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze in's Feld führt. Es finden sich hier

1) Über die Lautgesetze. S. 25.

2) Die neueste Sprachforschung. S. 29.

sowohl Auslassungen einzelner Wörter wie im nhd. *Mahlzeit* für *gesegnete Mahlzeit*, einzelner Silben wie in dem von Schuchardt angeführten magyar. *alá szolgáj* < *alátos szolgája*, und meist wohl verbunden mit den beiden eben genannten Arten die Auslassung einzelner Laute wie in vulgärdeutsch *moin*, der gewöhnlichsten Form für *guten Morgen*, in der das *r* geschwunden ist (das konsonantische *i* vertritt die Spirans *j* [für *g*] nach voraufgehendem Vokal); in dem bei Schuchardt auch genannten *mò* ist sogar der Vokal *o* und der Nasal *n* der Kürze halber zum Nasalvokal *ò* kontrahiert worden. Ähnlich heisst es im Magdeburger Lande *n dach* neben blossem *dach* für „*guten Tag*“. Die Kürzung um einzelne Laute scheint sich überhaupt auf die Formeln der Begrüssung und der titularen Anrede zu beschränken. In allen anderen Fällen ist doch wohl der Sinn des Wortes nicht in dem Grade selbstverständlich, dass man bis zu dieser höchsten Stufe der Verundeutlichung fortschreitet.

Die Wortverdrehungen sind entweder Euphemismen wie nhd. *verflüst* für *verflucht*, oder phantastische Umgestaltungen von Wörtern in der Anlehnung an andere Wörter, wie sie im Scherze und bei Spielen vorkommen, oder partielle Urschöpfungen.

Für die Wortentstellung selbst haben wir natürlich gleichfalls das Gesetz der Ausnahmslosigkeit zu postulieren. Freilich umfasst auch hier der ganze Wandel meistens wohl nur ein einzelnes Wort oder eine einzelne Wortverbindung. Mehrere Wörter begreift er z. B. in sich bei der Kürzung der Hunderte der lateinischen Distributiva: *ducenti* < *ducenteni*, *treceni* < **trecenteni* u. s. w. Eine Ausnahme von diesem Wortkürzungsgesetze bildet nur *centeni*: eine Form **ceni* würde der Deutlichkeit zu viel Abbruch gethan haben. Da die Wortkürzungen selbst absichtlich stattfinden, so sind natürlich auch ihre Ausnahmen durch Absicht bedingt. Auch bei Kürzung der Personennamen lassen sich wahrscheinlich Wortkürzungsgesetze betreffs ganzer Namenklassen aufstellen. Ein Wortverdrehungsgesetz haben wir im Deutschen in der steten Ersetzung von *Gotts* durch *potz* in Flüchen wie *potz Blitz*, *potz Wetter* u. s. w., im Französischen in der Verwandlung von *-dieu* in *-bleu* in den ursprünglich auf *-dieu* endenden Interjektionen wie *parbleu*, *corbleu* u. s. w.

Wind, Wetter, Regen, Schnee und Sonnenschein in Vorstellung und Rede des Tiroler Volks.

Von Maria Rehsener.

So mancher müht sich ab, das Gewöhnliche originell zu sagen, weil alles nach Eigenart verlangt, und hätte nur die Hand nach dem Originellen auszustrecken, welches in der Ausdrucksweise des Volkes am Wege blüht.

Die Ausbeute würde eine um so reichere sein, führte ihn seine Strasse in noch unbekanntes Land.

Wir, als Fremde in Gossensass angekommen, strebten nur, uns den Gebirgsbewohnern verständlich zu machen, und fanden dabei ungesucht in ihren Antworten, kleinen Mitteilungen und ihrem Thun so viel Merkwürdiges, dass wir es nicht unterlassen mochten, das Gegebene aufzuzeichnen. Selbst die täglich wiederkehrenden Erscheinungen, wie Wind und Wetter, Regen und Sonnenschein gewannen neuen Reiz.

Der Wind.

Der Wind ist ein Lotter (ein Landstreicher), der von Haus zu Haus geht. Man derhängt ihn nicht an: man ist froh, wenn er geht; denn wenn er fährt, derstellt man ihn nicht aus, ebensowenig wie einen fahrenden Wagen oder einen herankommenden Eisenbahnzug.

Wenn die Hennen krähen, kommt der Wind. Er muss so lange gehn, bis er blutet; daher soll man nichts Böses auf ihn sagen. „Das glaub' ich, dass der Wind Enk angeblasen hat! Wo mag er jetzt hingegangen sein?“

Anno zwölfundachzig¹⁾ ist der Wind so gegangen, dass er den Leuten das Haar von den Köpfen gerissen hat.

Viel Wind, viel Krieg! hat der alte Wechsler allem gesagt.

Wenn der „aussere“ Wind (NO vom Brenner) weht, ist es frisch und klar, weht aber der „untere“ (SW von Sterzing), dann giebt es Regen. Heuer weht der aussere allein, der untere hat wohl mal anergelugt, ob er nicht aufer kommen könnte, aber der andere hat es nicht gelassen.

Den alten Brennern diente des Windes Treiben als „Loss“ (Orakel).

1) Vielleicht eine dunkle Erinnerung an das Jahr 1792, das den Leuten nicht nur das Haar, sondern auch die Köpfe mit fortgenommen hat.

Sie streuten zu Georgi etwas Nudelmehl auf das Dach des Hauses. Vertrug es der Wind, so glaubten sie, es erginge dem Mehl, woraus Nudeln gemacht worden, ebenso — streng genommen dem Weizen auf dem Felde, aus dem Mehl bereitet wird.

„Die Furl“, haben Sie von der nie gehört? ein gemachter Wind! — es wird wohl soviel wie eine Hexe gewesen sein. Die Furl drehte einem Bauern das Heu umeinander, da warf ein Bube von ihm mit dem Messer nach ihr. Das Messer aber blieb im Bauch des Vaters stecken, der wohl in der Nähe Gras geschnitten haben wird, — ich weiss nimmermehr recht, wie es war, — dort fand man nachher das Messer, und den Mann fand man tot.“ —

„Wissen Sie auch, was ein armes Weible gethan hat, damit der Wind ihr nicht die Erde vertrüge?“ Das Weible hatte nur eine alte Hütte und nur ein kleines Stück Land, — die Erde lag dünn auf dem Felsgrund, und der Wind wehte immer über sie hin, so dass die Frau fürchtete, er würde das Land ganz forttragen. Da opferte sie ihm jedesmal, wenn sie Mus kochte, eine Kelle voll Mehl, welches sie ihm zum Fenster hinausstreute. Und der Wind liess ihr das Land.“ —

Das Wetter.

„Heute ist ein Zweifelwetter und morgens ging die Sonne so viel nett am Ferner auer,“ sagte die Weber-Zenze¹⁾.

„Manche sagen, mit dem Wetter habe unser Herr nichts zu thun, dafür habe er die Wetterherren²⁾. — Wie schnell es oft anders wird! Einmal kamen wir morgens ins Zirog auf die Mahd, — es war ein kaltes, windiges Wetter, — wir hatten ein tolles Feuer in der Weite angeschürt und die Pfanne voll Wasser zum Muskochen darauf gestellt. Ich bin nur ums Mehl gegangen; aber bis ich wiederkam, war das Feuer aus und das Wasser in der Pfanne am Rande herum gefroren. Das ist wahr! Danach legten wir uns zum Schlafen, und als wir aufwachten, schien die Sonne und war das schönste Wetter.“

Kleine Kinder verspüren die Veränderungen des Wetters; Erwachsene nur, wenn sie „tadelhaftig“ sind.

Wenn die eisernen Pfannen in der Kuchel leicht rosten, giebt es Regen, und wenn in der Weite der Geier schreit, Schnee. Der Eine hält dies, der Andere das für ein sicheres Loss. Nach meiner Meinung thun die Leute manchmal was erraten, aber wissen thun sie alle nichts, auch nicht die Fischer um Sterzing, die meinen allerlei zu wissen. Das will ich nicht sagen, dass selle Sterndeuter, die allem dem Zeug abwarten, nicht mehr wissen können. — Heute hann ich den Schnupfkönig in der Hecke gesehn, da giebt es schiech Wetter.

1) Eine Gossensasser Bäuerin, bei der wir wohnen.

2) Die Heiligen Johann und Paul, deren Tag am 26. Juni ist.

Wer ist denn der Schnupfkönig? fragten wir.

Ei, das kleine Vögele, welches das Schnallele (Schwänzchen) immer über sich schlägt.

Unser Zaunkönig! Warum nennen Sie den denn Schnupfkönig?

Ei, weil es einer ist! —

Die Veränderlichkeit des Wetters im Frühling wird drastisch charakterisiert:

„Der März geht ein wie ein Lampel und aus wie ein Löwe! Der März ist ein Lump; darum wachsen bei ihm die Flöhe so gut. Und der April ist des Märzens Gesell. Die guten Tage, die er hat, stiehlt er den andern Monaten vorweg. Die Kranken, die den Winter bettlägerig geworden, packt der März und frisst sie.“

Meistens wird unter dem Worte Wetter Gewitter verstanden. „Wenn der Donner recht rollt, so wird die Erde ‚rogel‘ (weich, mürbe, fruchtbar).

„Die Wolke lag da wie ein Stein“; es hat immer ‚gehimmblitzet‘, jetzt läutet die Wetterglocke. Zuckt trotzdem der Blitz und kracht der Donner, ist schon gefehlt, zu spät geläutet worden; denn ist das Wetter erst im Holz, — von der kahlen Höhe bis in die Waldregion herabgesunken, — dann hilft das Läuten nichts mehr.

Wenn man geweihte Kätzchen von den Weiden isst, wird man nicht vom Blitz erschlagen. Auch geweihte Eier vergraben manche zu Ostern unter die Thürschwelle und Stallthüre zum Schutze gegen das Wetter.

„Das sind so Glauben,“ sagte unsere Wirtin; „ich glaube nicht daran, es mag wohl gegen so ein gemachtes Wetter helfen, aber nicht gegen eins, welches uns der liebe Herrgott schickt.“

Gemachtes Wetter! „Wer kann denn Wetter machen?“ fragten wir, und sie erzählte:

„Einmal, vor vielen, vielen Jahren, hundert kleckt nicht, waren Zigeuner in Stilfes bei Sterzing, und als sie weiterzogen, liessen sie einen kleinen Buben zurück; der Kurat aber nahm ihn zu sich. Der Herr liebte es, auf die Jagd zu gehen, und der Bube begleitete ihn öfters.

Eines Tages kamen sie mitsammen hoch oben auf einem Joche an ein Wasser. Da sagte der Bube: Hier könnte man ein Wetter machen.

So mache eins, sagte der Kurat, mache, dass dem Pfarrer das Korn verhagelt.

Der Bube ging ins Wasser, reckte die Hände aus und sprach allerlei, und das Wetter kam. Als sie vom Berge hinunterstiegen, fanden sie des Pfarrers Korn verhagelt.

Da nahmen die Geistlichen dem Buben das Wettermachen, ohne dass er es wusste.

Als später wieder der Kurat mit ihm an ein Wasser kam, hiess er ihn wieder ein Wetter machen, aber da konnte er es nicht mehr. —

Nun wissen Sie es, dass Wetter gemacht werden können.“

Der Hagel. Schauer genaunt, findet sich in einem Ausspruche charakterisiert, indem er zum Vergleiche dient, um das Verderben, welches ein zorniges Weib in ihrer Umgebung anrichtet, zu bezeichnen:

„Ein zorniges Weib ist schlimmer für das Haus, als der Schauer fürs Feld, und der ist so schlimm, dass, wenn man ihn in einen Sack steckte und nur darüber trüge, er noch schaden würde.“

Der Regen.

„Der Regen lässt sich nicht verbergen! Alles grünt und blüht. Jetzt werden auch die Bäume erwachen! Aber regnet es am ersten Pfingsttage, so ist die halbe Nahrung hin“ (die, welche im Getreide, in Kartoffeln u. s. w. im Felde steht). —

Um genügend Regen für die Feldfrüchte zu erlangen, werden an Samstagen Wallfahrten nach Maria-Trenz (zwei Stunden unterhalb Sterzing) unternommen. „Der alte Wolf sagt, er gehe nicht mehr um Regen bitten, nass wäre es im Felde noch immer genug.“ — Der geht nicht um Regen bitten, weil die Fremden den nicht mögen, sagen die Bauern.

Im Sommer 1883 regnete es zur Erntezeit unaufhörlich. Die Leute konnten die Ernte nicht hereinbringen. Endlich schien die Sonne; doch es war kein Arbeitstag, sondern ein Sonntag. Der Kurat verkündigte nach der Predigt, dass, wenn die Bauern diesen Sonntag auf dem Felde arbeiten wollten, das keine Sünde wäre.

Trotzdem hörten wir im Hause und auf den Gassen sagen: „Mir ist es nicht drum zu thun, zu arbeiten.“ Am Nachmittag gingen wir stundenweit ins Pflerschthal, sahen aber nur vereinzelt einen Mann im Getreide beschäftigt, einen andern das Korn hereintragen und gegen Abend ein Paar Mädchen im Sonntagsstaat, die die vom Regen und Wind umgeworfenen Schöwer wieder aufrichteten.

Montag regnete es wieder, Erchtags (Dienstags) ebenfalls und so fort die Woche durch, und was nicht von der Ernte hereingekommen war, ging verloren.

„Sie haben es früher gelobt, den Tag der Wetterherrn zu feiern, jetzt thut es niemand mehr, da thun die Herrn auch, was sie wollen! Oder wie ist das? Sie sprechen doch auf der Kanzel selbst von den abgebrachten Feiertägen. — haben die Leut' sie nur für eine Weile verlobt?“

„Es gleicht nicht, dass der Regen nachlässt, welche Absätzerl wird er wohl machen. Die Wälschen bei der Bahnarbeit werden schnell gegangen sein. — die arbeiten nicht im Regen, — die Deutschen wohl! Du wirst nicht gleich in Scherben gehen!“ so sprach, wie sich selbst ermunternd, ein schon fast erblindeter, alter Mann. —

Ich trat zu Leuten aufs Feld, die sich zum Rendol (Marende, Vesperbrod) zwischen die Garben gelagert hatten, die sie eben geschnitten. Die Besitzerin des Feldes vertheilte Wein und Brod unter die Arbeiter, zu

denen auch ihre eigenen Söhne gehörten; sah aber dabei immer ängstlich zum Himmel empor, weil sich über dem Felde schwere Wolken zusammenzogen. Als sie mich kommen sah, rief sie mir entgegen: „Frau, haltet die Hände frei auf zum Himmel, dass es nicht regnet!“ — „Wie soll ich die Hände halten?“ fragte ich. „Ei, so!“ antwortete sie und sie erhob die Hände zum Himmel, wie einst die Alten im Gebete zu Jupiter-Pluvius. Die Söhne lachten über die Stellung der Mutter, diese aber rief ihnen eifrig zu: „Wenn ich wüsste, dass es hülfte, ich thäte es wohl!“

So fand sich hier noch im Leben ein Nachklang aus der alten Welt, wenn auch der einst heilige Brauch nur noch als eine Art Hausmittel verwendet werden sollte.

Hier hatten wir nicht Gelegenheit, das gewaltsame Anschwellen eines Baches durch Wolkenbrüche von Beginn an zu beobachten; aber wenige Stunden von hier, in Mühlbach im Pusterthale, waren wir vor einigen Jahren¹⁾ davon Augenzeugen, und hat sich das Ereignis unserem Gedächtnis so tief eingepägt, dass wir glauben, es noch jetzt getreu wiedergeben zu können.

Schon der Abend vor dem Tage, an dem das Unwetter heraufzog, welches die Gewässer überfüllte, war unheimlich.

Die Luft war so dunkel, dass es uns unmöglich war, vom Gasthause bis zu unserer Wohnung, die nicht weit entfernt lag, zu gelangen. Es liess sich nicht ein hellerer Schimmer vom Himmel neben den Häusern unterscheiden. Wir mussten umkehren und im Wirthshause bitten, jemand möchte uns mit der Laterne heimbegleiten. Die Laterne war nicht gleich zur Hand, und ein Mädchen griff statt ihrer nach einer brennenden Kerze; diese nahm meine Schwester, um sie vor dem feinen Regen zu schützen, unter den aufgespannten Schirm. Mit Erstaunen bemerkten wir, dass die Luft neben der grossen Dunkelheit auch noch so still war, dass sich die Flamme des Lichts nicht einmal leise bewegte.

Nächsten Tag, am Nachmittage, brach ein starkes Gewitter los, und unsere Wirtin, eine madonnenhaft sanfte Frau, ging mit dem Säugling auf dem Arme leise und unruhig im Hause umher und sagte mehrmals still für sich: „Wenn nur nicht der Bach kommt!“ „Vor einem Jahre war es wie heute,“ sprach sie darauf zu uns, „da ist der Bach gekommen und in einem Nu ist mit einem Knall die alte Brücke zusammengebrochen.“

Auf einmal wird das fortwährende Rauschen des Baches vor unseren Fenstern von einem Rauschen, welches seitwärts herkommt, überdröhnt, und als wir dort hinaussehen, erblicken wir statt des steinigen Weges nach Meransen einen ebenso breiten Wasserstrom, der, Wellen schlagend, herabkommt. Männer jeden Alters kommen von allen Seiten herbei, um durch Vorschieben von Steinen und Erde das Wasser von den Häusern fern zu

1) 1880.

halten und um durch Graben von Rinnen ihm schneller Luft nach dem Bache zu verschaffen.

„Der Bach! Da kommt er!“ ruft entsetzt die Hausfrau, die, neben uns stehend, immer unruhig zwischen den arbeitenden Leuten auf der Gasse und den Wogen des Baches hin- und hergeblickt hatte. „Er bringt grosse Steine mit.“ Gleichzeitig übertoste wieder ein anderes, noch dumpferes Gedröhn fast den Donner selbst. Eine braune Masse wälzt sich über die eben noch krystallinen Wogen, verschlingt sie und stürzt dampfend der Brücke zu. Auch die Menschen wenden sich unwillkürlich dorthin, als könnten sie ihr Werk schützen. „Fort von der Brücke!“ rufen Männer, und ein Alter stellt sich diessseits, ein zweiter jenseits derselben auf, damit niemand die gefährdete Stelle betreten möchte.

Da erscheint im Ornate und von Chorknaben begleitet der Geistliche des Ortes, um den Bach zu segnen. Um ihn herum knieen in tiefster Andacht die Dorfbewohner, während das erderschütternde Getöse unter Donner und Blitz und zunehmendem Regen sich immer mehr verstärkt.

Von der gegenüber liegenden Bergwand, dort, wo der Fremde Schatten unter schönen Fichten findet, neigt sich die Krone eines Baumes und stürzt zur Erde. „Hat das der Blitz gethan?“ — Dort fällt ein zweiter und dort ein dritter Baum: den Abhang herab aber kommen Burschen in einer Reihe hinter einander und in gleichem Schritt. Sie tragen etwas Schweres, Nachschleppendes. Als sie näher kommen, erkennt man, was sie tragen: es ist einer der stolzen Bäume mit voller Krone, welchen sie eben gefällt haben. Von anderer Seite eilen Leute mit Ketten herbei, der Baum wird damit umwunden und mit dem dicken Ende voran gegen die andringenden Fluthen ins Wasser versenkt. Er wird im Augenblicke von diesen gegen die Dämme und die Häuser gedrückt, aber die wilden Wogen folgen, sich vertheilend, den Ästen und Zweigen und stossen weniger gewaltsam gegen das Ufer. Von allen Seiten werden Bäume gebracht, versenkt und die Gewalt des Stromes nimmt endlich ab.

Als Wetter und Wasser ausgetobt hatten, lagen ganze Felsblöcke im früheren Flussbette und der Bach selbst lief in unzähligen Wasseradern überall nebenher. Um sein altes Bett wieder herzustellen und ihn wieder hineinzuleiten, damit er die vielen Mühlräder zur Seite von neuem treiben könnte, mussten die Steinblöcke erst mit Pulver gesprengt werden.

Wie in Mühlbach die Fichten, so sahen wir im Laufe der Zeit am Brennerwege eine schöne Fichte und Birke nach der anderen, die den Rand des Eisack geschmückt hatten, im Augenblicke der Wassersnot dem Beile zum Opfer fallen, um mit ihren in die Fluthen versenkten Kronen das Ufer zu schützen.

Unwillkürlich blicken wir noch oft, vergeblich suchend, nach den leeren Stellen, wo einst das Sonnenlicht die hohen Lärchenzweige rötete und der Wind mit dem langen Goldhaar der Birke spielte. —

Der Schnee und die Lawinen.

„Heut blüht ein Schnee! Seh'n Sie es nicht, das Schneegeblüh?“

Die hoch gehenden Lämmerwölkchen, welche aus feinen Eiskrystallen bestehen, waren gemeint.

„Jetzt hat es auergeschnieben. Viel zu viel Schnee hat es heuer gemacht!“

Der Schnee von den ‚Lanen‘ hat früher oft so hoch auf dem Brennerwege gelegen, dass für die Fuhrleute nur ein schmaler Weg durchgegraben werden konnte. Immer vier Mann schöpften sich den Schnee einander zu, und der blieb zu beiden Seiten hoch stehn. Ja, da wäre kein Hund ausser gekommen, so hoch stand er!“ erzählt der Huisum¹⁾.

„Wie ist es eigentlich mit der Lane, hat damit auch das ‚Pfeiffer-Huisele²⁾‘ etwas zu thun?“ fragten wir, als bei erneutem Schneefall man das Kommen der Lawinen befürchtete.

„Von der Lane habe ich es nie gehört, dass das Pfeiffer-Huisele sie gehn macht! Dass sie von einem Schuss und vom Anschreien geht, das wohl!“ antwortete die Zenze, und der Seppe, ihr Neffe, der dabei stand, fügte hinzu:

„Geht die Windlane und die Schneelane zusammen, dann sind sie schneller als die Büchse (ein Büchschenschuss). Heustadel und ganze Wälder nehmen sie mit fort. Die Lane geht ihren Weg, den der ‚Dasige‘ kennt und sich daher hütet, ihr in den Weg zu kommen. Der ‚Ausserländer‘ kennt die Lanenwege nicht, und so bestimmte ein fremder Ingenieur, als die Bahn hier gebaut wurde, als Platz für ein Bahnwärterhaus eine durch die Lane gefährdete Stelle. Vergebens warnte ein alter Brenner, dort das Haus zu bauen, indem er sagte:

„Es kann ja sein, dass etliche Jahre hier keine Lane kommt, auch fünfzig Jahre kann sie ausbleiben; aber wenn hier eine den Berg herunterkommt, dann geht sie diesen Lanenweg!“

Es wurde nicht auf ihn gehört, das Haus wurde, wo es bestimmt worden war, gebaut, und nachdem der alte Mann gestorben war, bezog sein eigener Sohn es als Bahnwärter. — — — Auf dieser gefährdeten Stelle und unter diesem Dache befand er sich mit seiner jungen Frau und mit seinen zwei kleinen Kindern, als die Lawine kam. Wie das Haus und die junge Häuslichkeit zerstört worden ist, erzählte uns des Bahnwärters Bruder, Hans Vetter, der ‚Huisen Hans‘ genannt.

„Es war nach 3 Uhr früh. Wir sechs Brüder waren im Wächterhause des Bruders Valtl zusammen, weil eben eine Lane auf die Schienen herabgekommen war. Glücklicherweise verliessen wir das Haus, um nach dieser zu sehn; doch der Bruder Valtl kehrte dahin zurück. Wir andern gingen

1) Ein alter Holzknecht, Bruder der Zenze.

2) Ein Hexennännele, von dem viel erzählt wird.

heim. Ehe noch der letzte von uns, der Bruder Franzl, im Hause war, zeigte der Telegraph durch Getöse an, dass wieder eine Lane gefallen sei. Schleunig kehrte der Bruder um, fand die Telegraphenstangen umgerissen und vom Wärterhause nichts mehr zu sehen, als zwei Mauerreste, die aus dem Schnee herausstanden. Er rief uns und andere Leute herbei; doch waren wir nur etwa acht Mann. — weischt Du, — wir hatten nur wenig Licht, drei Stalllaternen, und wussten nicht, wo wir graben sollten. Der Bruder mit der Frau und den Kindern konnte ebensogut im Hause verschüttet liegen, als vor der Thür.

Wir gruben etwa drei Stunden vergeblich, — die Lokomotive hatte auch noch mehr Arbeiter von Gossensass gebracht, — da warf Einer von uns einen grossen Schneeklumpen, der wohl eine Elle im Durchmesser hatte, herum und — ein Kinderköpfchen, das des kleinen Mädchens, wurde sichtbar. Das Hemde und das Jäckchen waren ihm bis unter die Arme emporgestreift, so dass das ganze Körperchen, wie es der liebe Gott geschaffen hatte, im Schnee steckte. Sein Deckbettehen fanden wir später auf der anderen Seite des Eisaack, und soweit war auch das meiste Hausgeräthe und das Dach des Hauses fortgetragen worden. Das zweijährige Kind aber muss wohl sein Schutzensel gehütet haben, dass sein Köpfchen mit der Schaufel nicht beschädigt worden war. Auch war es ganz leudig (lebendig), weinte nur. Schleunig wurde es in einen Bahnwärterpelz gewickelt und ins nächste Haus gebracht.

Wieder gruben wir eine halbe Stunde, da sahen wir einen Fuss von der Frau, aber ein schwerer Baum vom Dachstuhl lag über ihrem Rücken, so dass wir nicht zu konnten. Einer von den Arbeitern sagte zu dem andern: „Lauf, hole eine Hacke, sonst bringen wir den Baum nicht fort!“ Diese Worte hörte die Frau unter dem Schnee und dachte: „Bis der mit der Hacke kommt, bin ich erstickt!“ Doch sie vermochte nicht zu rufen, dass die Leute sie hörten; auch schwand ihr bald die Besinnung. Wir aber warteten nicht auf die Hacke, sondern sägten das freigewordene Ende des Baumes ab, und da wurde die Frau zwar ohnmächtig, aber doch lebend hervorgezogen. Mit dem Kopfe hatte sie unter dem Bette des Kindes gelegen und dadurch etwas Luft gehabt.

Wir fragten sie, wo ihr Mann sein könne. Endlich erholte sie sich so weit, uns verstehen zu können und zu sagen: „Vor der Thüre!“ Noch eine halbe Stunde und man fand den Bruder Valtl, mit dem Herzen und der Brust neben der Thür auf die geborstene Mauer des Hauses gepresst. Seinen kleinen Sohn hatte er unter dem Arm. Beide waren tot. Der herbeigekommene Arzt erklärte, der Tod müsse augenblicklich eingetreten sein.

Die Frau, welche sich unterdessen erholt hatte, erzählte, sie habe, nachdem wir gegangen wären, in der Küche gestanden, um Kaffee zu kochen, da sei der Mann heringekommen und habe gerufen: „Die Lane!

Nimm das Kind!“ Aber obgleich sie dem Bübl näher gestanden hätte, als er, hätte sie es nicht mehr derthan, danach zu greifen. Wie der Mann es gekommt, könne sie nicht verstehen; denn kaum hätte er gesprochen, so wäre ein furchtbares Gedröhne erschallt und dann wusste sie von nichts mehr.

Die Frau, welche dreieinhalb Stunden vergraben gewesen war, wurde nach vier Monaten von einem gesunden Töchterchen glücklich entbunden. Seitdem hat sie den Beruf erwählt, andern Frauen bei der Geburt ihrer Kinder behilflich zu sein.

Das neue Wärterhaus aber wollten sie wieder an die alte Stelle in den Lanenweg bauen; doch die Regierung erlaubte es nicht ohne weiteres, sondern hiess die Ingenieure erst die Ältesten des Ortes um Rat fragen. So wurde es auf einer sicherern Stelle gebaut; den Rat des Vaters — tröst ihn Gott! — hatten sie als den eines dummen Bauern verachtet.“ So schloss der Mann.

Wir sahen im Winter 1888 unter den bedeutenden Lawinen, welche in der Umgegend herabgekommen waren, auch eine grosse Grundlawine, d. h. eine solche, welche von dem schrägen Boden abrutscht, wie der Schnee von dem Dache, und den Grund mit sich reisst, daher alles andere als weiss ist. Diese Lawine war genau den früheren Weg gegangen, wo das alte Bahnwärterhaus gestanden hatte, und das Marterl zum Andenken an die Verschütteten, was aus Vorsicht nur ein Paar Schritte abseits vom Lanenwege errichtet ist, war der einzig stehen gebliebene Gegenstand, den man aus der Lawine herauserkennen konnte. —

Im Kriege wollten die Franzosen über den Brenner marschieren, da sagten ihnen die Bauern, sie könnten nicht gehen, denn die Lauen kämen. „Ach, was!“ rief der Offizier, — er verstand es wohl nicht, was die Lane ist, — „ich werde ihnen schon Widerpart halten mit diesem meinem scharfen Degen!“ Als dann nach ein Paar Tagen das Wetter besser wurde, sind die Franzosen drüber gegangen. —

Ende April trat ich fröstelnd vor die Hausthüre. „Dass es aber heute wieder so kalt ist, und es war doch schon so schön!“ sagte ich zur Wirtin. „Das wundert Sie? Mich wundert das nicht.“ antwortete die Frau. „Hören Sie nicht den Wind und sehen Sie nicht den Schnee? Der Schnee muss ja kalt sein! Er hat es ja geschworen: ehuder er derwarmt, zergeht er!“ —

Der Sonnenschein.

Uns vom Schlafe eben Erwachten verkündet ein rötlicher Schimmer auf der Lärchenholztäfelung des Zimmers, dass der Morgen nahe. Wir stehen auf, kleiden uns an und eilen hinaus, das erste Licht auf den Bergspitzen, welches uns einst bei unserer Ankunft in Gossensass so erfreut hatte, zu begrüßen. Die Wirtin folgt erschreckt vor die Thüre, und als

sie sieht, was uns hinaus getrieben, — wie unsere Blicke an den leuchtenden Bergesspitzen haften, — ruft sie erstaunt: „Haben Sie das nie gesehen? Das macht die Sonne!“

Schon lichten ihre Strahlen die höchstgelegenen Bäume auf der östlichen Bergwand, schon breiten sie sich weiter nach beiden Seiten aus und jetzt langen sie auch zu uns herab, in die Tiefe des Thals:

„Jetzt ist die Alte wohl kommen!“ hören wir sagen. „Sehn Sie sie nicht, wie sie dort niederhockt auf dem Baume, die alte Mutter, die Sonne?“ —

Höher steigt sie, die Wolken ballen sich zusammen und das Gewitter kommt.

„Dass das Wetter kommen musste, wusste ich wohl. Die Sonne hat immer so geblickt!“

Bald ist es vorüber, balsamisch duften die Lärchenwälder, der Regen lässt nach und über die Wolken spannt sich der Regenbogen.

„Der Sonnenbogen!“¹⁾ ruft in demselben Augenblicke die uns wohlbekannteste Stimme. —

Die Sonne hat sich gesenkt, bald deckt ein Fels sie und beschattet das Thal, doch über ihm und zwischen seinen Zacken strömt warmes Licht auf die gegenüber liegenden Berge. Nur Schritt für Schritt weicht das Licht, gefolgt von breiten Schatten, den Höhen zu.

„Jetzt geht die Sonne wohl den Berg in die Höhe!“

Und wo bleibt sie die Nacht?

„Die goldene Kugel ist allem dort, wo die Muttergottes ist, so sagte die Rox Annele, die oft für sich und andere zur Muttergottes nach Trenswallfahrtete.“ —

Jeden Morgen, jeden Abend röten sich Himmel und Berge, aber immer später kommt, immer früher geht die Sonne:

„Sie dergiebt nichts mehr, sie ist ganz weiss!“

„Doeh am Königstage geht sie wieder einen Hahnenschritt höher. Ein unsriger Vetter, der Kanner,“ sagt die Weber-Zenze, „hat es in seiner grossen Stube gemessen — am Sonnenschein, dass es so richtig ist. Und er hat ein kleines Löchele an der Decke eingebohrt, wie hoch die Sonne dann geht.“ — „Am Sebastianstage aber,“ setzte der Huisum hinzu, „steigt die Sonne schon um einen Hirschsprung.“ Und er erzählte uns auch später, was man zu thun habe, um drei Sonnen auf einmal aufgehen zu sehen. —

Wir hatten mühsam mit ihm ein Joch überschritten und ruhten am Rande eines kleinen Sees aus, in stilles Anschauen versunken, da begann der Alte:

„Haben Sie es gehört? Haben Sie schon davon gehört, wenn man

1) Auch „Sommenring“ genannt.

am Dreifaltigkeitssonntage auf einen hohen Berg steigt und vor Sonnenaufgang auf der Spitze ist, da sieht man statt einer Sonne drei Sonnen aufgehen: Gott Vater, Gott Sohn und Gott heiligen Geist!“

Nein, davon haben wir nichts gehört. Haben Sie das gesehen?

„Ich bin nicht gekommen.“ —

„Scheint der Mond, wenn er abbricht (abnimmt), in eine Kost, so dass man den Mondschein mitisst — wird man schwer krank.“ Will man recht herrisch reden, so nennt man den Muhne (Mond) Mahn.

Auf dem Brenner waren die letzten Tage im August 1890 keine guten. Zu Regen, Wind, Gewitter und drohendem Bergrutsch gesellten sich brennende Bauernhäuser in der Nähe des mit Fremden überfüllten Hôtels Gröbner in Gossensass. Der Blitz soll das Feuer angeschürt haben? Aber wie ist das, — ‚das wilde Feuer‘ ist nicht mit Wasser zu löschen und sie haben es gelöscht!

Ein fremder Handwerksgeselle soll beim ‚Plündern‘ (Ausräumen) gestohlen haben! Selle Fremden, das will ich Ihnen sagen, sind nicht zu ergründen.

Gossensass, den 31. August 1890.

Jamund bei Cöslin.

Mit Berücksichtigung der Sammlungen des Museums für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes zu Berlin.

Von Ulrich Jahn und Alexander Meyer Cohn.

Das im Herbst des Jahres 1889 in Berlin unter dem Vorsitz Rudolf Virchows eröffnete Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes (C., Klosterstrasse 36) birgt unter sonstigen Schätzen auch eine komplette Sammlung von Bauernaltertümern aus zwei hinterpommerschen Ortschaften, dem schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts urkundlich erwähnten Kirchdorfe Jamund und der Nachbargemeinde Labus. Beide Ortschaften sind infolge ihrer geographischen Lage seit alten Zeiten durchaus auf einander angewiesen. Ihre Feldmarken stossen zusammen, und das beiderseitige Gebiet wird im Norden von dem grossen.

durch das sogenannte Deep mit der Ostsee verbundenen Jamunder See bespült. Im Osten bildet die Grenze der Labuser Feldmark der Nestbach, welcher bei dem Dorfe Seidel entspringt, bei dem Städtchen Zanow die Polnitz und den Horstbach aufnimmt und dann in den Jamunder See fällt. Ebendahin ergiesst sich im Westen des Jamunder Gebietes der Cöslinische Mühlenbach, der aus dem See bei dem Dorfe Bonin kommt und durch die Stadt Cöslin fliesst. Auf diese Weise von drei Seiten durch einen grossen See und die bruchigen Ufer zweier Küstenflüsse von dem Verkehr mit der übrigen Welt abgeschnitten, blieb den Jamundern¹⁾ nur der Zugang nach dem Süden, nach Cöslin zu; und auch da gab es nur eine Strasse, die obendrein, nach Versicherung alter Einwohner, ehemals durch Wald und Bruch führte und nur in trockenen Sommern oder bei Frostwetter ohne Beschwerlichkeit zu benutzen war. Bei solcher Lage der Dinge erscheint es natürlich, dass die Jamunder nur mit einander verkehrten, nur in einander heirateten und dass sich in diesem vergessenen Winkel trotz der geringen Anzahl von 568 Einwohnern, welche noch in den dreissiger Jahren dieses Jahrhunderts in nur 106 Häusern darin wohnten, alte Art und Sitte in hervorragendem Masse erhalten haben.

Am wenigsten ist dies noch an dem Volksglauben und der Sage zu merken, welche in Jamund mehr in den Hintergrund zu treten scheinen, als sonst auf dem Lande in Hinterpommern. Immerhin sind dieselben auch dort noch nicht erloschen. Die alten Leute wissen von ihren Eltern her, oder wollen gar selbst in ihrer Jugend erlebt haben, dass die wilde Jagd über den Jamunder See durch die Lüfte zog, wenn die Fischer in der Nacht bei den Reusen beschäftigt waren. Furchterlich liess sich das Heulen der 4 Hunde vernehmen, und deutlich sah man, wie ihnen die Flammen aus dem Rachen schlügen. Als Richtung, in welcher die wilde Jagd zog, gilt auch hier die Milchstrasse, die deshalb den Namen „Wildbân“ erhalten haben soll.

Ebenfalls verblasst hat sich die Erinnerung an die Bewohner des Meeres (Seejungfre) und die Zwerge erhalten. Letztere werden, abweichend von den Dörfern umher, nicht Umerèrdschen, sondern Juelkes genannt, eine Namensform, die sich den Ulken, Umken, Öllerken, Üllerken, Öllekes, Üllekes vergleicht, wie die Zwerge im Kreise Grimmen, einem Teil des Randower und Greifenhagener Kreises, im Weizaeker, im Saatziger und z. T. auch im Regenwalder Kreise heissen²⁾. In Jamund bezeichnet man als ehemaligen Wohnort der Juelkes einen jetzt abgetragenen vorgeschichtlichen Grabhügel, den Juelkesbärch. Dabei lag früher ein Teich, der Juelkesdik. Es sollen freundliche Leutchen gewesen sein diese Juelkes.

1) Wenn von „Jamundern“ schlechthin gesprochen wird, sind die Labuser stets mit einbegriffen.

2) Vgl. Näheres darüber bei Jahn, Volkssagen aus Pommern und Rügen. 2. Aufl. Berlin, 1890. S. 49 ff.

Ihre Nahrungsmittel besorgten sie sich in dem letzten Jamunder Bauernhofe auf dem Wege nach Labus zu.

Noch klarer erinnert man sich des Kobolds, der in Übereinstimmung mit dem Volksglauben in dem übrigen Hinterpommern die Namen Dråk, Alf und Rôdjackte führt und wie ein feuriger Wiesbaum durch die Lüfte fährt, schwer mit Korn oder Geld beladen, das er für seinen Herrn stiehlt. Auch in Jamund selbst hat der Alf vor Zeiten Unheil gestiftet. Zwei Höfe lagen einander gegenüber. Der eine Besitzer war reich, der andere arm, und schuld an diesem Missverhältnis war niemand anders, als der Alf. Das wollte der reiche freilich nicht Wort haben; aber der arme hat es ihm klipp und klar bewiesen. Anstatt des Kornes legte er seinen Pferden eines Abends Disteln vor; und richtig, ehe eine Stunde verging, waren die Krippen leer. Geschwind eilte er mit guten Freunden auf die Hoflage des Reichen, hinein in den Pferdestall, und siehe, da standen die fetten Tiere allesamt da und liessen den Kopf hängen: denn in den Krippen lagen Disteln, nichts als Disteln.

Während wilde Jagd, Seejungfern, Juelkes, Alfe von den Jamundern selbst in das Reich der Sage verlegt werden, so ist der Glaube an die Nachtmahr (*Mârt*) auch bei gar manchem von ihnen noch lebendig. Die *Mârt* ist nach ihrer Meinung ein Mensch, meist ein Mann, seltener eine Frau, der von Geburt an oder durch ein Versehen bei der Taufhandlung dazu verdammt ist, bei Nachtzeit seinen Körper zu verlassen und in einem Siebrand auf Reisen zu gehen, um jemand zu quälen. Es giebt verschiedene Mårten: die einen quälen einen Mitmenschen, die andern ein Pferd; diese drücken einen Eichbaum, jene einen Dornbusch; wieder andere legen sich auf das Wasser oder auf einen Stein. Gegen die Menschenmahr wird auch in Jamund das Mittel empfohlen, die Pantoffeln verkehrt, d. h. mit den Spitzen nach der Wand zu, vor das Bett zu stellen. Der Spuk soll dann denken, sein Opfer habe schon das Bett verlassen, und unverrichteter Dinge heimkehren. Grausamer gedacht ist ein in Jamund bräuchlicher Zauber gegen die Pferdemårt. Wenn das Fell des Tieres sich mit Schweiss bedeckt und die Haare der Mähne sich zu verflechten beginnen, so nimmt man stillschweigend einen Feldstein, legt einen der schweissigen, verwirrten Haarstränge darauf und klopft ihn mit einem zweiten Feldsteine stillschweigend ab. Nach dem Glauben der Leute ist es unmöglich, dass der Quälgeist je wieder das Pferd plagen kann; die Mårt ist eben durch das Klopfen getötet.

Auch sonst findet sich Zauberglaube genug, aber kaum etwas, das sich von dem Hexenwesen im übrigen Pommern wesentlich unterscheidet. Nur ein paar Besprechungsformeln mögen hier nachgetragen werden, welche in dieser Gestalt für Pommern bisher noch nicht veröffentlicht sind:

Gegen die Rose:

Dit is vâer de Râus,
 Vâer de gris, vâer de grâuw,
 Vâer 't Hellen,
 Vâer 't Schwellen,
 Vâer 't Riten,
 Vâer 't Spliten.

Im Namen Gottes, des Vaters †, des Sohnes †
 und des heiligen Geistes †.

Gegen das Heilige 1):

Alle Glocken werden gezogen,
 Alle Lieder werden gesungen,
 Das Heilige soll zergehen und verwesen.
 Im Namen Gottes, des Vaters †, des Sohnes †
 und des heiligen Geistes †.

Blut stillen 2):

Frisch ist die Wunde,
 Heilig ist die Stunde,
 Heilig ist der Tag,
 Wo die Wunde wird heil gemacht.
 Im Namen Gottes, des Vaters †, des Sohnes †
 und des heiligen Geistes †.

In der Anschauung von der menschlichen Seele, ihrem Verhältnis zum Körper und ihrem Leben nach dem Tode weichen die abergläubischen Jamunder ebenfalls nicht ab von ihren Nachbarn. Wie diese glauben sie an Spukgeschichten, an Almungen, an das sogenannte zweite Gesicht, an Doppelgänger und dergleichen. Es tritt also (abgesehen etwa von den Juelkes — und da beschränkt sich die Abweichung auch nur auf die Namensform) im ganzen Volksglauben der Jamunder nichts spezifisch Jamundisches hervor. Desto bemerkenswerter erscheint es, dass die Leute, was Sitte und Brauch anbelangt, in vielen Punkten so hervorragende Eigentümlichkeiten zeigen, dass sie nicht nur für den aufmerksamen Forscher eine Ausnahmestellung einnehmen, sondern auch all ihren Nachbarn rings umher für einen besonderen Volksstamm gelten.

Gleich der erste Eindruck, den der Anblick von Jamund und Labus macht, ist ein auffälliger. Dicht an einander reiht sich Gehöft an Gehöft, und zwar mit einer so ausgesprochenen Hofanlage, wie kaum anderswo in Pommern; und doch trägt das Ganze nicht, wie man vermuten sollte, den fränkischen, sondern den niedersächsischen Typus. Der alte Jamunder

1) Vgl. Jahn, Hexenwesen und Zauberei in Pommern. S. 105, Nr. 240

2) Ebenda. S. 65, Nr. 40; S. 67, Nr. 49 und 50.

Bauernhof bildet nämlich ein grosses Viereck. Nach der Strasse zu liegt eine Scheune, verbunden mit dem Durchfahrthäuschen.



Fig. 1. Jamunder Bauernhof (Durchfahrt und Scheune).

(Nach einer photographischen Aufnahme von J. E. Stybalkowski in Cöslin.)

Zu beiden Seiten schliessen sich Wirtschaftsgebäude an. Dazwischen befindet sich der Düngerhof und hinter demselben, mit dem Giebel gegen den Thorweg gerichtet, das rein niedersächsisch gehaltene Wohnhaus.



Fig. 2. Jamunder Bauernhof (Quergebäude und Haupthaus).

Nach einer photographischen Aufnahme von J. E. Stybalkowski in Cöslin.)

Durch ein grosses Einfahrtsthor, welches den Tag über durch eine niedrige Vorthür, das Heck, ersetzt wird, um den Schweinen und dem Hühnervolk den Eintritt zu verwehren, gelangt der Besucher auf die Diele, deren Fussboden aus gestampftem Lehm hergestellt ist. Zur Rechten und zur Linken hat das Vieh seinen Stand; doch ist der Platz auf der einen Seite etwas verkürzt und der gewonnene Raum zur Schlafstätte für das Gesinde hergerichtet. Die Betten für dasselbe liegen in kojentartigen Verschlägen, und man gelangt zu ihnen durch die Bettlöcher, welche so hoch angebracht sind, dass eine grosse eichene Truhe vor ihnen Platz hat, die dann beim Zubettegehen und Aufstehen als Tritt benutzt wird.

Am Ende der Diele liegt der niedrige, überwölbte Herd, von dem aus der Rauch in dichten Schwaden durch das Balkenwerk zieht, um die dort aufgehängten Schinken und Würste und Speckseiten zu räuchern und endlich im Rauchloch oder sonst wo einen Ausweg zu finden. Hinter dem Herd zieht sich eine Wand quer durch das ganze Haus und scheidet Stube und Kammer von der Diele. Der eigentliche Aufenthalt für die Familie war aber nicht da, sondern am Herd. — Vor demselben läuft quer über die Diele ein breiter starker Balken, der „Katzenbalken“; auf ihm hat allerhand Hausrat seinen Platz. — An Bodenräumen sind ausser dem Hauptboden noch drei Nebenboden vorhanden. Zwei davon werden durch die Decken der Ställe, der dritte durch die Decke von Stube und Kammer gebildet. Letzterer heisst auch der Malzboden, weil man das Malz zum Brauen dort zu trocknen pflegte. — Bemerkenswert für den alten Jamunder Hof ist endlich noch, dass sich durchweg an der einen Giebelseite neben dem Einfahrtsthor ein kleiner Ausbau findet, der aber von demselben Dach, wie das Hauptgebäude gedeckt wird (siehe das Bild). Darin haben die Kälber oder die Schweine ihre Stallung.

Im Laufe der Jahre sind naturgemäss an vielen Stellen Änderungen in der Hofanlage, sowie im Aufbau und der inneren Einrichtung des Hauses eingetreten; trotzdem giebt es auch heute noch in Jamund und Labus Gehöfte genug, welche die ursprüngliche Art deutlich erkennen lassen.

So primitiv und geradezu ärmlich der Eindruck ist, den ein Alt-Jamunder Haus mit seiner vom Rauch tief schwarz gefärbten Diele auf den Besucher machen muss, so wenig würde es stimmen, den Bewohner des Hauses, den Jamunder Bauer mit seiner Familie, für einen in der Kultur zurückgebliebenen, in ärmlichen Verhältnissen lebenden oder gar unsauberen Gast zu halten. Im Gegenteil, man wird in Pommern nicht viele Gegenden finden, wo die Bevölkerung einen gleich behäbigen Wohlstand hat, wo dieselbe einen gleich hohen Geschmack und Kunstsinne entwickelt und wo alles gleich sauber zugeht.

Schon darin zeigt sich der Reichtum der Jamunder, dass sie, deren Ort als Kämmereidorf von Cöslin dem Magistrate der Stadt Spanndienst zu leisten verpflichtet war, sich dieser Pflicht nicht selbst unter-

zogen, sondern einen Knecht als Ersatzmann stellten. Jeder Bauer hielt zu dem Zwecke neben seinem Hausknecht einen sogenannten Hofknecht; und dieser Brauch hatte sich so tief eingewurzelt, dass die Jamunder Hofknechte, so zu sagen, eine eigene Innung bildeten, die ihre bestimmten Satzungen und Gebräuche hatte. So durfte z. B. nie ein Hofknecht an dem andern vorbeifahren, wenn sie denselben Weg hatten. Am wichtigsten war die Aufnahme eines neuen Mitgliedes, das „Inhësen“. Herr Kaiser, derzeit Pastor in Jamund, beschreibt diesen Brauch auf Grund der Mittheilung eines älteren Gemeindegliedes folgendermassen 1):

„Ward ein Hausknecht Hofknecht, so musste er eingeheest — inhëst — werden. Bei dieser Feierlichkeit gab der Jungknecht eine Vierteltonne Bier. Die Hofknechte hatten einen Vorsteher, den sie sich wählten, den Altknecht — de Üllst. Dieser setzte sich an den Tisch, der einzuheesende Jungknecht nahm neben ihm Platz, vor ihnen stand eine Kanne Bier; ein gutes Quart musste die Kanne enthalten. Nun „machte“ der Altknecht eine Rede. Er fragte den Jungknecht, ob er, wenn er nun ihr Mitknecht würde, auch alle Verpflichtungen, die ein Hofknecht gegen den andern hätte, übernehmen wollte. „Wist du uck dinen Brauder, so wit as hei raupe kann, un so wit, als sin Stimm reikt, wenn ji büten sünd, helpen?“ Hatte der Jungknecht das mit Ja beantwortet, so gab ihm „de Üllst“ die Hand, ergriff die Kanne, sagte: „Pröst, Brauder!“ und trank. Darauf der Jungknecht: „Sei göd, Brauder!“ und trank auch. So tranken sie dreimal, jedesmal den Handschlag und das „Pröst, Brauder!“ und „Sei göd, Brauder!“ wiederholend. Gewöhnlich hatten sie die Kanne schon bei dem ersten Trunk geleert; in derselben durfte nichts bleiben. Nach dem dritten Trunk ward die Kanne umgekehrt auf den Tisch gestellt. Blieb davon ein Ring auf dem Tisch, dann mussten sie das Bierfass, das auf dem „Struedk“ (hölzerner Schemel mit drei Füßen) lag, füllen.“ —

Ganz besonders tritt jedoch der behäbige Wohlstand der Janunder in ihrer Nationaltracht hervor, die uns jetzt des näheren zu beschäftigen hat. Dank der im Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes vorhandenen Schätze ist es möglich, eine genaue Beschreibung derselben zu liefern, wie sie noch im Anfang dieses Jahrhunderts allgemein üblich war. Aber auch die ausführlichste Beschreibung gewinnt erst die rechte Anschaulichkeit durch beigefügte Abbildungen. Der Güte des Herrn Prof. A. Kretschmer danken wir es, und mit uns gewiss auch unsere Leser, dass wir für die Jamunder zwei farbige Blätter bieten können, die nicht nur auf die grösste Treue, selbst in den geringsten Einzelheiten, Anspruch erheben, sondern auch von künstlerischem Standpunkt aus vollendet sind.

1) Kaiser, Volkstümliches aus Hinterpommern. Monatsblätter, herausgegeben von der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde. 1890. Nr. 6, S. 92 u. 93.

Der Gedanke, welcher dem diesem Hefte beigegebenen Trachtenbilde zu Grunde liegt, ist folgender: Das Brautpaar tritt festlich geschmückt kurz vor dem Gange zur Kirche noch einmal vor den alten Grossvater, der in seinem Stuhle an dem ehrwürdigen Kachelofen, einem echten Jamunder Originalstück, sitzt und aus dem Schatze reicher Lebenserfahrung heraus treffliche Worte der Lehre und Ermahnung mit auf den Weg giebt. Hinter dem Stuhle lehnt die Hausfrau, die Schwester der Braut. Mit Bewunderung sieht sie, wie stattlich sich das Mädchen in dem Hochzeitsputze ausnimmt. Neben ihr steht ihr Mann, der Bauer; zur Seite rechts hantiert die Magd. Auf der Linken, neben der Braut, hart vor der geschnitzten Truhe, steht der Hochzeitsbitter. Er starrt ernst und gedankenschwer vor sich hin; doch sind es kaum die Sorgen um der Liebe Glück und Qual, die ihn in diese Stimmung versetzen, es wird wohl das lange Ausbitterlied sein, welches so schwer in den dicken Kopf hinein wollte und das nun, so fürchtet er, nach seinen Erfahrungen, die er bei dem Einladen gemacht, wohl nicht mit Unrecht, ebenso schwer zum Munde wieder herausfahren dürfte. —

Gehen wir auf die einzelnen Trachten über, indem wir, dem Kretschmerschen Bilde entsprechend, uns zunächst an die im Anfange dieses Jahrhunderts bräuchliche Bekleidungsform halten ¹⁾:

Zu dem täglichen Anzug der Jamunderin gehört zunächst ein grobes, geteilt zugeschnittenes, ärmelloses Hemd, welches den Hals und den grössten Teil der Brust freilässt. Dasselbe wird Niedertheil „Nedderdeil“ genannt. Darüber befindet sich das kurze „fin Hemd“, welches aus zartestem eigenemachten Linnen verfertigt und wie eine lose, hoch hinauf gehende Jacke gearbeitet ist. Die wenigen Fältchen oben stecken unter einem schmalen, glatt aufgesetzten Passe, den die Bäuerin auf zierliche Weise ausgenäht hat.

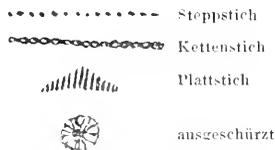
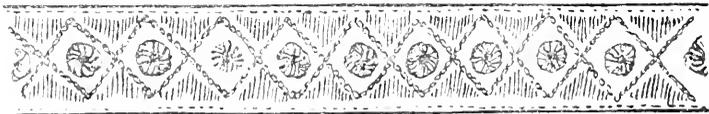


Fig. 3. Gestickter Pass zum „fin Hemd“ der Jamunder Braut.

Ein ebensolcher Pass ist auf die Achseln gesetzt, hat hier aber noch

1) Bei der Beschreibung der Trachten, zumal der weiblichen, haben sich die Verfasser der Unterstützung der um die Volkskunde Ostpreussens hochverdienten Forscherin Fräulein El. Lemke zu erfreuen gehabt.

an beiden Seiten kleine, ausgeschürzte Zacken erhalten. Die langen Ärmel endigen in eine Manschette, die eigentlich nur ein breiter Pass ist, der vorstehendes Muster, durch Reihen in Hexenstich noch verstärkt, doppelt zeigt. Alle Stickerei ist in Weiss ausgeführt. Zusammengehalten wird das Hemd über der Brust durch eine Spange in Herzgestalt. Jöpsel genannt, über deren Form, Material und Herstellungsart weiter unten ausführlicher zu berichten ist.

Das nächste Stück ist das Schnürleib, das hinten ziemlich hoch, vorn aber tief ausgeschnitten sein muss. Es besteht aus buntem (rot, grün, weiss, schwarz), breit gestreiftem Drillich von Hausmacherarbeit, ist mit grober Leinwand gefüttert und am Halsausschnitt und an den Achseln mit dunkelblauem Wollenbände eingefasst. Vorn sind zwei starke Rohr- oder Fischbein-Stangen im Futter angebracht, längs deren Ösen und Haken befestigt sind. Durch dieselben führt ein rotbuntes, auf dem Webebrettchen hergestelltes Schnürsenkel. Unten schliesst das Schnürleib mit einem grossen Wulst ab, der rundum den Körper umgiebt und die schweren Röcke tragen hilft, auch ermöglicht, dass die zahlreichen Plissees derselben, vorzüglich des Oberrocks, immer in gewünschtem Faltenzustand verbleiben.

Unter das Schnürleib wird der Brustlatz „Bostdök“ geschoben, ein Gegenstand, der unsere Damenwelt in Schreck und Staunen setzen muss; denn er ist am besten mit einem ziemlich breiten, nach unten sich verjüngenden Brett zu vergleichen, das Brust und Magen beständig drückt. Freilich benutzt man nicht Holz, sondern Pappe dazu, doch diese ist von mächtiger Stärke und ermangelt aller Nachgiebigkeit. Der Latz wird auf beiden Seiten mit buntem Zeuge bezogen und vorn ausserdem noch mit einer Menge über einander geschobener, breiter, farbiger Seidenbänder, mit Goldflittern und Goldspitzen besetzt, so dass das Ganze einen recht stattlichen Eindruck macht.

Dicke, dunkle, blaue oder schwarze Wollröcke bilden die Unterkleider. Sie sind, wie der Oberrock von Hausmacherarbeit und unterscheiden sich nur dadurch von letzterem, dass dieser am Saume mit grünem oder rotem, auch blauem Bände eingefasst ist. Die Länge der Unterröcke erreicht nicht ganz diejenige des Oberrocks, der bis zur halben Wade herabgeht. Der grösste Teil von ihm ist übrigens gar nicht sichtbar, da er von der Schürze verdeckt wird, die ebenfalls dunkel in der Farbe, aber leichter im Gewebe gehalten ist. Befestigt wird die Schürze durch die auf dem Webebrett gefertigten Schürzenbänder, welche von gleicher Farbe, wie die Schürze selbst, sind.

Dasselbe Schwarz oder Dunkelblau zeigen auch die langen Wollstrümpfe. Sie stecken in Pantoffeln, deren sehr hoher Absatz sich weit nach der Sohle vorgerückt findet. Bei den sogenannten Brautpantoffeln, d. h. den Pantoffeln, welche der junge Bursch in Jamund als Zeichen der Zuneigung seiner Braut zu verehren hat, ist das Oberleder kunstvoll aus-

gestochen. Um das Muster hervortreten zu lassen, wird ein Streifen rot gefärbten Leders darunter befestigt und dann eine schwarze Lederkappe vorn an die Spitze gesetzt (siehe Tafel II.).

Auf dem Kopfe trägt die Jamunderin ein weisses, ausgenähtes oder geklöppeltes Haubentuch, von welchem jedoch nur die äusserste Kante zu sehen ist; das übrige wird von einer steifen, stark gefütterten, eckigen, schwarzen Kappe „Mütz“ bedeckt, an welcher Bänder von gleicher Farbe befestigt sind, die unter dem Kinn zusammengebunden werden. Unter der „Mütz“ quillt der Zopf hervor, zu dessen Verlängerung ein dreiteiliges, schmales Band von rotbunter Farbe, das auf dem Webebrett hergestellt wird, die sogenannte „Flecht“, mit in die Haare verflochten wird. Bei der verheirateten Jamunderin ist die Kappe überdies vorne mit einem Streifen hellen Pelzwerkes besetzt; sie heisst dann „Fruggesmütz“, im Gegensatz zu der pelzlosen „Maikesmütz“ und der in gleicher Form, aber aus buntem Stoff gefertigten und obendrein mit allerhand blankem Flitterkram besetzten Kappe für kleine Mädchen und Knaben, der „Kleinkinner-Mütz“.

Noch einer vierten weiblichen Kopfbedeckung mag hier Erwähnung gethan werden, des sogenannten „Plümmers“. Derselbe bildet den Kopfschmuck der Jamunder Konfirmandinnen und besteht aus drei etwa 40 *cm* langen und 10 *cm* breiten, weissen Binden, dem „Plünnerdauk“ und den beiden „Plümmerbinnen“, von denen die erste aus einem Stück ausgenähten Linnens besteht, während die beiden letzten aus selbst geklöppelten Spitzen gefertigt sind. Die drei Stücke werden durch Nadeln so auf dem Haare befestigt, dass das Ganze einer Spitzenhaube nicht unähnlich sieht.

Verlässt die Jamunderin das Haus, um einer Nachbarin oder Freundin einen Besuch abzustatten oder erwartet sie selbst Gäste, so zieht sie statt der Pantoffeln kurze Niederschuhe „bricket Schau“ an, welche von schmalen Lederriemen, die über einem ausgefrausten Lederstreifen verschlungen sind, auf dem Spann festgehalten werden. Der Absatz ist, wie bei den Pantoffeln, weit nach der Sohle vorgerückt (siehe Tafel II.).

Ferner zieht sie die Jacke „Jöp“ über. Dieselbe ist sehr einfach aus schwarzem, selbst gewebtem Wollenstoff gearbeitet und innen rot abgefüttert. Die Ärmel sind lang und glatt; der Rumpf ist kurztaillig gehalten. Vorn befinden sich abermals, wie bei dem Schürleib, zwei furchtbare Stangen, längs deren Ösen und Haken eingnäht sind. Der durch dieselben bewirkte Verschluss ist so innig, dass weder von dem farbenprächtigen Brustlatz noch von dem bunten Schürleib auch nur das mindeste zu sehen ist. Um die Halsöffnung der Jöp wird als Kragen ein kleines, weisses Tuch gelegt, das nach dem Rücken zu mit einem Hühnerfuss $\setminus /$ ausgenäht ist.

Gilt es einen feierlichen Gang, so wechselt die Jamunderin die Schürze und bindet statt der dunkelblauen Schürze die „witt Schört“, vom feinsten

Linnen gefertigt, vor. Oben ist eine Schnur eingezogen, so dass die Falten hin und her geschoben werden können. In der rechten Hand hält sie ein linnenenes Tuch, das rundum mit einer kleinen Borte und in allen vier Ecken mit einem blattförmigen Muster bestickt ist, und zwar in roter Farbe. Die Stickerei ist höchst merkwürdig: ein gerade oder schief liegender Plattstich, oft nur über zwei Fäden geführt. Gewöhnlich ist die Figur verschoben und zudem (in Bezug auf rechte und linke Hälfte) sehr willkürlich behandelt. Der Gesamteindruck ist trotzdem ein günstiger.

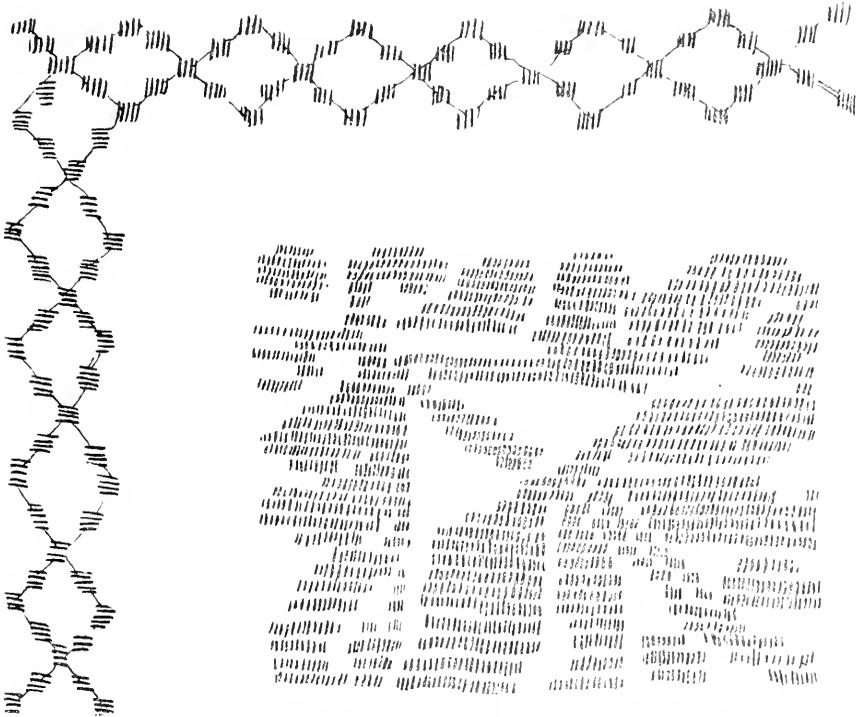


Fig. 4. Jamunder Brauttaschentuch, mit rotem Garn gestickt (Eckstück).

Beim Gange zum Nachtmahl kommt als höchster Schmuck, aber nur der verheirateten Frau zustehend, der kurze, etwa einen halben Meter lange Mantel von feinem, schwarzem Tuch hinzu. Er ist wie die Jōp mit rotem Fries abgefüttert und hinten von Schulter zu Schulter in regelmässige, schmale Falten gelegt, die durch untergeheftete Schnur in gefälliger Form erhalten bleiben. Ein sehr breiter, aufgesetzter Saum läuft im Nacken über die Schultern weg vorn herunter. Hinten ist Pappe in diesen Saum eingenäht, damit er kragenartig steif aufliegt. Vorn an der Innenseite ist durch grosse Kragenösen Gelegenheit gegeben, den Mantel mit den Armen, da diese durch die Ösen gesteckt werden, fester zu ziehen.

Ausser dem oben beschriebenen gestickten Tuch hält die Kommunikantin noch das Gesangbuch in der Rechten, dessen Einband nach alter

Sitte aus bunt ausgearbeitetem und gefärbtem Leder gefertigt ist. An der Schnittfläche befinden sich Beschläge. — Die Hände stecken bei solchen Gelegenheiten in nichts weniger als zierlich gearbeiteten, weiten Fausthandschuhen, die oben schwarzes Tuch, innen grobes, graues oder rotes Wollzeug zeigen. Wertvoll werden diese Handschuhe jedoch durch die mühselige Stickerei, die mit bunter Seide in Steppstich und Plattstich ausgeführt ist und vorwiegend Blumen und Herzen darstellt. Die Naht, durch welche der Daumen in den Handschuh gefügt ist, wird durch Hexenstich verziert. (Näheres über die Ornamentik der Handschuhe, sowie eine besondere Abbildung im folgenden Hefte.)

Kaum weniger originell, als der Anzug der Frauen, ist derjenige der Männer. Auch hier haben wir eine Alltags- und eine Festtagstracht zu unterscheiden. Erstere besteht aus dem Hemd von grobem Linnen mit ziemlich hohem Kragen und langen Ärmeln. Die Manschetten derselben sind, ebenso wie der Kragen, nur bei den Brauthemden, und auch da nur ganz unbedeutend, ausgenäht.

Über das Hemde wird das „Bostdök“ (Brusttuch) gezogen, welches aus demselben Stoff gefertigt ist, wie das Schnürleib der Frauen (s. oben). Den Verschluss bildet eine einfache Reihe blanker Metallknöpfe. Es schliesst am Hals eng an und reicht herab bis über den ganzen Unterleib. An beiden Seiten befinden sich Taschen, die mit einer grossen Klappe verdeckt sind.

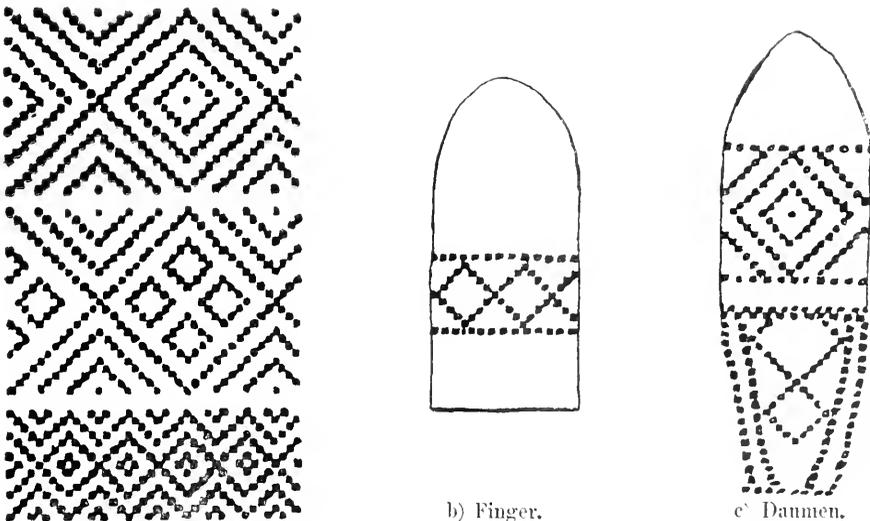
Das Bostdök entspricht unserer Weste, nur mit dem Unterschied, dass bei dem modernen Kleidungsstück der Schossteil über dem Beinkleid zu tragen ist, während derselbe bei dem Bostdök untergeknöpft wird. Im übrigen trägt der Jamunder weisse, leinene oder gelbe, schaflederne an den Seiten ausgenähte Kniehosen. Jene werden mit rotbunten, nach Art der Schnürsenkel auf dem Webebrett gefertigten „Büchsen“-Bändern, diese mit ledernen Riemen unterhalb des Knies zusammengebunden. Von dem Gelb oder Weiss der Hosen hebt sich das Braun oder Schwarz der langen Wadenstrümpfe, in die an den Aussenseiten ein einfacher Zwickel (in Form des Längsdurchschnitts eines langen, schmalen Kegels mit darauf gesetztem, auf der Spitze stehendem Rombus) gestrickt ist, wirkungsvoll ab. Zu den Strümpfen gehören kurze Schnallenschuhe (siehe die Abbildung der üblichen Schnallenform auf Tafel II), wenn man es nicht vorzieht, den ganzen Unterschenkel bis über das Knie hinauf durch plump gearbeitete Krepptiefel zu verdecken.

Das nächste Kleidungsstück des Jamunders ist das sogenannte „Fauderhemd“, ein langer, blauer, rot abgefütterter Rock von „fischäftigem“ Zeug, der vorne und an den Ärmeln mit blanken Messingknöpfen besetzt ist. Bald finden sich an den Seiten Taschen, bald fehlen sie. Der Schnitt des Fauderhemds ergibt sich aus der Abbildung. — Auf dem Kopfe tragen jung und alt, Verheiratete und Junggesellen die Zipoll-, d. i. Zwiebel-

Mütze aus selbst gewirktem, rotbunt gestreiftem Wollenzeug. Sie hat eine viereckige Gestalt, das heisst, es sind vier blattartige Stücke so zusammengefügt, dass die Mütze, nachdem unten noch ein steifer Rand dazu gekommen ist, einer Schachtel oder, wie die Leute wollen, einer Zwiebel ähnlich sieht. Auf der Mitte des Deckels befinden sich Schleifen von Wollenband, meist eine grüne und eine rote, in Kreuzform übereinander liegend.

Neben der Zipollmütze ist auch die pelzverbräunte Bauernmütze mit rotem Deckel und silberner oder goldener Troddel, deren Verbreitung über ganz Deutschland geht, üblich; doch hat sich in Jamund die Sitte herausgebildet, dass dieselbe nur von Verheirateten getragen werden darf.

Legt der Jamunder Bauer die Festtracht an, so hat er nicht viel Umkleidens nötig; er zieht einfach über das Fauderhemd den langen, dunkelblauen oder schwarzen Rock von ebenfalls fischäftigem Zeug, mit buntem Wollenstoff gefüttert. Derselbe ist ohne Kragen und Knöpfe und wird lediglich durch Haken und Ösen zusammengehalten. Die Ärmel enden in Stulpen, welche in regelmässigen Abständen mit vier Fadenösen angeschürzt sind. Statt der Taschen sind Schlitze vorhanden, um (wenigstens haben dieselben sonst in Deutschland den Zweck) bei schlechtem Wetter die Vorderteile der Rocksöhse durchzuziehen und sie dadurch vor Beschmutzung zu schützen. — Um den Hals wird, je nach der grösseren oder geringeren Feierlichkeit, ein kattunenes, halb- oder ganzseidenes Halstuch geschlungen. Die Hände stecken in weissen, wollenen Fingerhandschuhen, die geschmackvolle, eingestrickte Muster aufweisen, auf jedem Finger eines in Ringform. Am Handgelenk hängen kleine Fransen von weisser Wolle.



) Handfläche.

Fig 5. Muster der Jamunder Fingerhandschuhe für Männer, mit weisser in weisse Wolle gestrickt.

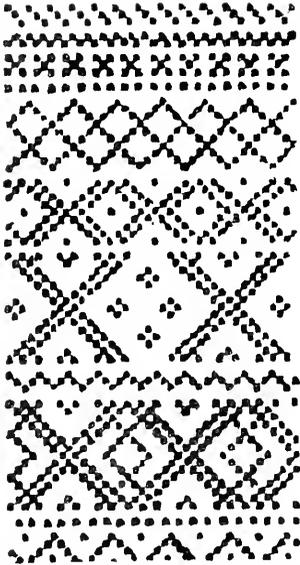


Fig. 6. Muster der Jamunder Fausthandschuhe für Männer, mit weisser in schwarze Wolle gestrickt.

Letztere kommen sehr zur Geltung, da die Jamunder Mode verlangt, dass die unteren Teile der Handschuhe über die Enden der Rockärmel gezogen werden. Daneben finden sich auch schwarzweiss gemusterte Fausthandschuhe; doch sind dieselben mehr für den alltäglichen Gebrauch im Winter bestimmt, während die weissen Fingerhandschuhe bei jeder festlichen Gelegenheit, ganz gleich, ob Winter oder Sommer, getragen werden.

Statt der Mütze wird auf das Haupt mit seinen langen, bis über die Schultern herabwallenden Haaren ein gewaltig grosser Dreimaster gesetzt. Erst seit dem Anfang dieses Jahrhunderts beginnt derselbe von dem Cylinder verdrängt zu werden, der sich dann bald alleinige Geltung verschafft hat. Nach dem Schwinden des Dreimasters stellten sich noch andere Veränderungen in der Tracht ein. Die bunten, lebensfrohen Farben, sowie alles Glän-

zende, traten mehr und mehr zurück. Statt der vielfarbigem Bostdäucker und Mieder wurden solche in einfacherer Farbenzusammenstellung gewählt; statt der glänzend blauen Fauderhemden fertigte man tiefschwarze. Die schmucke Michelmütze, der Plünner der Konfirmandinnen, die blanke Kleinkinner-Mütz, die buntgestickten Handschuhe der Frauen und die kunstvoll gemusterten weissen der Männer, alles kam in Wegfall, ebenso der stattliche Abendmahlsmantel, der rote Brautrock und die ausgenähten Lederhosen (wie die Kniehosen überhaupt). Die Schnallen an den Schuhen fielen weg, die Zwickel an den Strümpfen hielt man nicht mehr für notwendig, die kunstvoll ausgearbeiteten Pantoffeln wurden nicht mehr gefertigt, und auch die eigenartigen Schmuckstücke der Braut, des Bräutigams und des Hochzeitsbitters sind seit Jahrzehnten nicht mehr getragen worden.

Aber selbst diese stark vereinfachte Tracht hat der modernen Kultur nicht standhalten können. Nur vereinzelt ist heute eine Jamunderin und noch seltener ein Jamunder in der Nationaltracht zu schauen. Und als ob das Unheil nicht schnell genug kommen könne, ist das Hauptdorf Jamund, welches seit zwei und einem halben Jahrhundert von jedem grösseren Brandunglück verschont geblieben war, am 3. November 1889 zur Hälfte ein Raub der Flammen geworden. Wenig haben die Leute zu retten vermocht; und ein Ersatz für die verloren gegangenen Stücke ist nicht möglich, da die Frauen, wie fast überall in Deutschland, so auch in diesem vergessenen Winkel, die Kunst des Webens und Stickens und Klöppelns verlernt haben und mit ihren Bedürfnissen auf den Händler in der Stadt angewiesen sind.

Um so mehr dürfte es am Platze sein, ein Stück echten Alt-Jamunder Lebens vor Augen zu führen. Es möge darum hier die Schilderung einer Bauernhochzeit folgen, wie man dieselbe noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts in Jamund und Labus zu feiern gewohnt war:

Eine Eheschliessung ist seit jeher bei dem biedern Landvolk zunächst Geschäfts- und erst in zweiter Linie Herzenssache gewesen. So auch hier. Da wird lange hin und her beraten, was er hat und was sie mitbekommt. Sind endlich die Parteien handelseins geworden, so geht's an die Vorbereitungen zur Hochzeit. Die Braut, selbst wohlhabender Leute Kind, heiratet in einen reichen Hof hinein. Da gilt's Ehre einlegen! Gross muss die Hochzeit sein, so gross, dass sie noch Jahre lang in aller Dorfgenossen Munde lebt. Das ist die Hochzeit aber nur, wenn alle, die zu den Eltern des jungen Paares und zu diesem selbst als Nachbarn, als Freunde, als Verwandte oder sonst wie in irgend welcher Beziehung stehen, als Gäste erscheinen. Einladungen über Einladungen müssen daher ergehen. Und zwar dürfen dieselben, alter Sitte zufolge, nur mündlich durch einen besonderen Einlader, den Hochzeitbitter, erfolgen.

Zu dem Zwecke setzt sich der Bräutigam mit einem guten Freund in Verbindung. Derselbe legt seinen Sonntagsstaat an. Die langen Krepptiefeln sind frisch geschmiert; der stattliche Kirchenrock ist sauber abgebürstet. Um den Hals ist ein farbiges Seidentuch geschlungen. Auf dem Kopf trägt er einen reich mit Goldborten und Flitter benähten, rauhen Cylinderhut. Über die Hände sind die weisswollenen, in reichem Muster gestrickten Handschuhe (siehe oben) gezogen. Dann ergreift er das Zeichen seiner Würde, den Hochzeitspiess. Der Dorfschmied hat die Lanzenspitze geschmiedet; den Schaft hat er selbst kunstreich hergerichtet. Nachdem er ihn rot gefärbt, hat er in vier langen, fingerbreiten Streifen schwarzes Leder der Länge nach mit blanken Buckelnägeln an den Stock geheftet. Kränze von ausgefranstem Leder, ebenfalls mit Buckelnägeln beschlagen, unterbrechen in schuhbreiten Zwischenräumen die Längsstreifen. Hart unter der Spitze endlich ist ein Täfelchen mit einem Lederriemen befestigt. Dasselbe ist bunt bemalt und in der Mitte in Herzform ausgestochen. Unter dem Herzen steht die Jahreszahl.

So ausgerüstet macht sich der Hochzeitbitter, begleitet von einem Gesellen, auf den Weg. Ohne den Hut abzunehmen, tritt er auf die Diele des Hauses, wo er schon von dem Wirt und dessen Angehörigen erwartet wird. Dreimal stösst er mit dem Spiess auf den gestampften Lehm Boden, dass es schallt, dann setzt er ein Gesicht auf, wie der Pastor auf der Kanzel, und spricht mit dröhnender Stimme, dass die Wände wiederhallen:

„Guten Abend, guten Abend ins Haus! Ist der Wirt herein oder ist er heraus? Wir haben so lange gegangen, wir haben so lange gestanden, eh' wir das liebe Hochzeitshaus haben können erlangen. Nun haben wir es einmal erlangt; Gott gebe euch viel Glück und Segen darein. — Wir

wünschen euch alles Liebe und Gute und alles Wohlergehen. Hochgeehrte und wertgeschätzte Freunde, nehmt es doch nicht vor übel an, weil wir so unverhofft zu euch herein kommen; denn wir haben eine christliche Werbung und einen freundlichen Gruss an euch zu vermelden, nicht von unsertwegen, sondern von zwei Personen, als nämlich von dem hochgeehrten Herrn Bräutigam N. N., wie auch von seiner herzlichgeliebten Jungfer Braut N. N. Weil diese beiden Personen gesonnen sein, sich durch Schickung Gottes, ihrer Eltern und guten Freunde in ein christliches Eheverlöbniß einzulassen, und, als unser Vermuten ist, am zukünftigen Freitage ihren hochzeitlichen Ehrentag anstellen wollen (als Werke zu verrichten beschlossen werden kann) und weil ihr christliches Vorhaben ohne gute Freunde und Nachbarn nicht geschehen noch vollzogen werden kann, also gelangt unser dienstfreundliches Bitten hier an den Herrn Hauswirt und an seine herzlichgeliebte Hausfrau, Kinder und Gesinde, Jungfern und Gesellen, dass sie doch möchten am zukünftigen Freitage, vormittags zehn Uhr, zu ihnen kommen und halten Hochzeit, nicht allein am Freitage, sondern die ganze Woche, so lange die Hochzeit währen wird, und essen und trinken und nehmen mit ihnen vorlieb. Und was sie euch können zu gute thun, das sollt ihr ungewegert von ihnen haben.“

„Ferner lassen sie euch bitten um einen Wagen mit vier Pferden, wohl ausgemundieret und alles was darauf gehört: Herr und Frau, Kinder und Gesinde, Jungfern und Gesellen, sie kommen geritten oder geschritten, vier, fünf, sechs, sieben, acht, soviel euer ganzes Haus vermag.“

„Ferner, so lässt der Herr Bräutigam und die Jungfer Braut euch bitten: Knaben und Jungfern, Jungfern und Gesellen, dass ihr doch möchtet ein wenig in der Zeit kommen und trinken ein Mal, zwei oder drei, und gehen mit den Brautleuten nach der Kirche und helfen ihnen den Reih stärken und vermehren und mit einem christlichen Gebet beiwohnen. Allda werdet ihr dann sehen, wie der Herr Bräutigam mit seiner vielgeliebten Braut durch priesterliche Hand verkoppeliert und verheiratet wird, und nach solchem Vertrauen werdet ihr euch in das Hochzeitshaus des N. N. in Jamund einverfügen. Allda werdet ihr dann finden ein wohlansgeziertes Hochzeitshaus, einen Tisch gedeckt, Stühle und Banken gesetzt, und werdet allda mit hochzeitlichen Ehren an einen hochgeladenen Tisch gebracht werden. Allda werdet ihr dann sehen, was Gott der Herr euch an Essen und Trinken durch Koch, Küchen- und Tischdiener wird vortragen lassen, günstig vorlieb zu nehmen, nach der Mahlzeit zum Tanz (das macht den Reih ganz) den Reih helfen stärken und vermehren; das geschieht dem Herren Bräutigam mit seiner vielgeliebten Braut zu Ehren.“

„Ferner lassen sie euch bitten, dass ihr doch möchtet keine notwendigen Sachen vorwenden, damit sie in ihren Ehrentagen nicht möchten verschwächt, sondern vielmehr gestärkt werden. Denn sie wollen sich gar keines Ausbleibens an euch versehen haben; denn wenn ihr wieder einen

Sohn oder eine Tochter ausgibt oder sonst eine Clation (lies: Collation) anstellt, so wollen sie wieder gerne Hülff und Beistand leisten, sofern als sie dazu geladen und gebeten werden.“

„Ferner lassen sie euch bitten, ob ihr nicht was viel Milch und Butter habt, dass ihr ihnen doch kömmt mit einem wenig zu Hülfe kommen: mit einer Kann' voll, mit einer Wann' voll, mit einem Löffel voll, mit einem Scheffel voll; denn wir verhoffen mit williger Hand eine grosse, schwarze Kanne voll, dass die Grütze gut weiss wird. Das wollen sie auch gerne sehen.“

„Ferner lassen sie euch bitten, wenn hier noch wo ein unverhoffter Gast zu euch kommt, dass ihr ihn doch nicht gleich ausjagt, ihm doch was zu liegen helft auf die Bank oder unter die Bank, auf den Kumm oder dabei zu, oder bei den Mädchen, bei den Jungfern in das Bett bis an den hellen, lichten Morgen, dass er wieder zu den Seinigen in das Hochzeitshaus kommen kann. Das wollen sie auch gerne sehen.“

„Ferner lassen sie euch bitten, ob hier der Herr Hauswirt nicht was viel Äpfel verwahrt, die Hausfrau nicht was viel Feigen gebackt, die Mädchen, die Jungfern nicht was viel Nüsse gepflückt haben, dass sie den Hochzeitsbittern können auch was mitteilen. Denn wenn wir wieder zu den Brautleuten in das Hochzeitshaus kommen, dass sie doch sehen können, dass wir unsere Bitte desto besser verricht't haben. Das wollen sie auch gerne sehen.“

„Thut euch belieben und nicht lange bedenken: habt ihr ein Kraus Bier, so thut mir einmal einschenken. Kann's sein ein Gläschen Wein, so soll's uns desto lieber sein. Habt ihr keinen Wein, so kann's doch sein ein Gläschen Branntwein. Habt ihr keinen Branntwein nicht, so kann's sein ein gut Wort: damit reisen wir wieder frisch fort.“

„Ferner so bitten wir ganz freundlich für uns und für unsere Personen: Haben wir nicht recht wohl gebeten, so mögt ihr es desto besser verstehen, desto eher kommen, desto länger bleiben, desto lustiger und fröhlicher sein; denn wir sind noch jung an Jahren, wir haben die Sache noch wenig erfahren; wir sind noch jung in Ehren, wir verhoffen, es auf ein ander Mal besser zu lehren; wir sind noch jung von Knochen, wir verhoffen, es auf ein ander Mal besser zu machen.“

„Denn wir verhoffen, ihr werdet euch auf unsere Bitten wissen fleissig einzufinden und verachten Braut und Bräutigam nicht, und uns als zwei ausgesandte Diener und Boten daneben auch nicht, und nehmen mit ihnen vorlieb, was da kömmt zu Tisch, es sei Wildbret, gebratene Hühner oder Fisch, Bier oder Wein, was am besten für die hochgeladenen Hochzeitsgäste und Freunde wird sein, nach der Mahlzeit zum Trunk, fröhlich zum Sprung, mit Beten und Singen, und helfen die Hochzeit mit Freuden zu Ende bringen.“

„Nun so nehmt es für eine Bitte an, weil die Bitte nicht besser

werden kann; aber die Bitte ist klein. Stellt euch desto fleissiger zur Hochzeit ein.“

„Ån Nâet un Äppel un Fige
Lâte sich dei Hochtidsbiddes nich vadrîwe;
Wenn s' dei warre krige,
Warres gêen still schwîge.“

Nachdem ihnen die Bitte gewährt ist und sie die Nüsse und Äpfel und Birnen bekommen haben, fährt der Sprecher fort:

„Denn wir sind zwei ausgesandte Diener und Boten; wir sind gesandt von Braut und Bräutigam; sie lassen den Herrn Hauswirt und die Hausfrau freundlich grüssen von dem ersten bis zu dem letzten, den Koch mit seinen Kellen und mit seinen Gesellen, sie mögen Namen haben, wie sie wollen. Ihr mögt das Haus so lange auf den Boden ziehen. Ihr sollt uns angenehme Gäste sein. Sie lassen euch darum bitten, ihr mögt ihre Stühle und Banken nicht zerbrechen, ihre Löffel, Teller, Tischtücher nicht zerstossen noch zerstechen, und halten euch fein säuberlich bei Tisch und treiben kein Ungewerb und Unschicklichkeit bei Tisch und halten den Herrn Hauswirt und die Hausfrau wert und lassen sein Haugerät wohl unveracht't; und wenn euch ein Gläschen Bier wird zugebracht, so nehmet es an mit Dank. Nun so haben wir unsere Bitte mit des vollbracht. Wir wünsch euch auf den Abend eine lustige und fröhliche Sach'. Denn wir verhoffen, der Herr Hauswirt wird uns ein Kraus Bier schenken, die Hausfrau einen Stuten, als ein Arm lang, dann werden wir sagen grossen Dank. Amen“¹⁾.

Nachdem die Zusage von dem Hauswirt erteilt ist, zieht der Hochzeitsbitter mit seinen Gesellen in den nächsten Hof, um dort dieselbe Predigt zu halten, mit nicht minderem Ernst und mit nicht geringerer Anstrengung seiner Lungen, und so setzt er es fort, bis endlich auch der letzte Gast geladen ist. Führt ihn sein Weg ausserhalb des Dorfes, so entledigt er sich seines Auftrages hoch zu Ross.

Inzwischen mühen sich die Angehörigen der Brautleute ab, die beiderseitigen Höfe hochzeitlich herzurichten. Grosse Mengen von Butter, Weizenmehl und Grütze werden beschafft, ein Rind wird geschlachtet, Bier wird gebraut, Branntwein aus der Stadt besorgt, und bei den Fischern aus den benachbarten Seedorfern werden grosse Bestellungen an Fischen aller Art gemacht. Die Bettlöcher werden mit den frisch gewaschenen Feiertags-Vorhängen versehen. Kunstvoll sind in dieselben, weiss auf blau,

1) In dem uns vorliegenden Manuskript des Hochzeitsliedes und des Liedes zum Ausbitten, welches im Jahre 1838 von einem Jamunder Bauer niedergeschrieben ist, sind, offenbar durch Versehen des Abschreibers, die beiden letzten Absätze des Ausbitterliedes (siehe Heft 2): „Nun, ihr Herren Musikanten, — late sei uek birre. Amen“ hinzugefügt.

figürliche Darstellungen hineingewirkt, alte Jamunder Arbeit, schon von der Urahne gewebt und in der geschnitzten eichenen Brautlade aufbewahrt. Der Spalt, welchen die beiden Shawls der Vorhänge lassen, wird bis an die Decke der Bettlöcher ausgefüllt von schwellenden Kissen. Die breiten Einsätze der Bezüge (Büren) sind von der Braut und ihren Freundinnen eigens zu dem Feste gearbeitet und lassen auf dem blauen oder roten Inlet scharf und deutlich das prächtige Muster erkennen.

Auf der sorgsam geglätteten und mit frischem Sande bestreuten Diele und in der Stube werden Tische aufgestellt und mit schneeweißem Linnen gedeckt. An dem Ehrentische stehen neben den anderen Stühlen zwei funkelnegeleue, mit lebhaften, aber nicht grellen, das Auge verletzenden Farben bemalt. Der hochbeinige Bräutigamsschemel mit dem Doppeladler und den sich schnäbelnden Tauben und der zierlich mit Binsen beflochtene Brautstuhl, dessen kunstreich gearbeitete Rückenlehne mit zahlreichen Glöckchen behangen ist. Jetzt ist das nur Zierat, vor alters sollte der Klang wohl dazu dienen, unheilbringende Dämonen zu verjagen. So finden sich auch zuweilen statt der Schellen in dem für diesen Fall doppelt beflochtenen Boden kleine Steinchen und Scherben, die bei jeder Bewegung des Stuhles klappern und klingen.

Der Hochzeitstag naht heran. Am Abend vorher, also am Donnerstag, finden sich die Freunde der Braut in dem Hofe von Brautvater und -Mutter und die Freunde des Bräutigams bei dessen Eltern ein, um die Vorfeier (Affeiring) zu begehnen. Gegessen und getrunken wird dabei, wie bei der eigentlichen Hochzeit und den darauf folgenden Tagen, nur dass die Parteien getrennt sind. Auch die Anordnung der Tische und die Art der Gerichte ist an allen Hochzeitstagen dieselbe. In der Mitte jedes Tisches stehen bunt bemalte Schüsseln und Teller von roher hinterpommerscher Technik; sie enthalten Grütze oder Reis, Kartoffeln mit Ueberguss, Fische, Butter und gesottenes Fleisch. Braten kannte der alte Jamunder nicht, obgleich der Hochzeitsbitter in seinem Spruche den Gästen den Mund wässerig macht mit Wildbret, gebratenen Hülnern und Fisch. Ueber den Schüsseln liegen grosse Brote, von feinstem Weizenmehl gebacken. Vor jedem Sitz steht ein eckiger oder runder, mit der Hofmarke des Hauswirts versehener hölzerner Teller. Derselbe ist blank geschneuert, ebenso wie der geschmackvoll aus Holz geschnitzte Löffel, mit dem männiglich zugreift, um aus gemeinsamer Schüssel von der Grütze, dem Reis, den Kartoffeln und den Fischen zu essen. Von dem Fleisch nimmt jeder nach Belieben mit dem Taschenmesser ein Stück von der Schüssel und legt dasselbe dann vor sich auf den Holzteller und zerschneidet es; ebenso nimmt er von dem Weissbrot. Die übrig bleibenden Knochen werden unter den Tisch geworfen.

Das Rindfleisch macht Durst, und der Fisch will schwimmen, ganz abgesehen davon, dass jeder Jamunder zu einer Hochzeit von vornherein

seinen rechtschaffenen Durst mitbringt. So wird denn wacker den grossen zinnbedeckelten Kannen und Krügen aus Steingut zugesprochen, die bis an den Rand mit Bier gefüllt sind. Wer's stärker und kräftiger liebt, greift nach den Flaschen mit Branntwein. Auf dem Ehrentisch wird auch richtiger Wein geschenkt, wenigstens haben die Flaschen die richtige Gestalt und der Inhalt die richtige rote Farbe.

Der folgende Tag, der Freitag, bringt die eigentliche Hochzeit. Während die Gäste sich an Warmbier und Kuchen erquicken, wird die Braut hochzeitlich geschmückt. Statt des schlichten, schwarzen Oberrockes zieht sie einen reich gefalteten Rock von brennend roter Farbe an, zum grossen Teil verdeckt von der schneeweissen, linnenen Brautschürze. Die zierlich in Leder ausgeschnittenen Brautpantoffeln, das erste Geschenk des Bräutigams an die Auserkorene, welche sie gestern bei der Affeiring getragen, machen den „bricket Schauh“ Platz. Um die Schultern liegt das kleine, schwarze Abendmahlsmäntelchen, das sie heute mit dem Gang zur Trauung zum ersten Male trägt, um sich dann damit fürs ganze Leben bei jeder Nachtmahlsfeier zu schmücken. Noch aber fehlt die Hauptsache, der Brautschmuck, der in der ganzen Umgegend von Cöslin bei den Landbewohnern berühmte Jamunder Päil. Derselbe setzt sich zusammen aus drei Stücken: aus der Brautkrone, aus dem Halsband mit Kragen und dem Leibband. Bei allen drei Teilen ist mit Edelmetall nicht gespart.

Die Brautkrone (siehe Tafel II) besteht aus einem handbreiten Reifen von Silber, mit Gold gemischt; darüber erhebt sich ein hohes Drahtgestell. Der Reifen hat eine grosse Menge kleiner Löcher, durch welche schmale Seidenbänder gezogen werden, und ist ausserdem mit Metallknöpfen besetzt. Ein jeder Knopf hat einen wagerecht abstehenden Dorn, der in Ösen zierliche Hängenbleche trägt; auch durch diese Ösen ist seidenes Band gezogen. Oben auf dem Reifen türmt sich, gestützt von dem Drahtgestell, ein fusshoher Berg von Glas- und Flitterwerk (Glaskugeln, Perlen, Zeug- und Papierblumen, Federn u. s. w.) in allen denkbaren Farben. Innen befindet sich ein mit Rauschgold beklebter Reifen, welcher das Tragen der Krone erleichtern soll. Unter der Krone ist das Haar der Braut, das im übrigen, wie sonst, im Zopf getragen wird, mit einem roten und einem schwarzen Seidenbande, die aber von aussen nicht sichtbar sind, geschmückt.

Der Brautkragen ist aus breiten Spitzen gefertigt, die in Plissees gelegt sind und mit einem Seidenband zusammengehalten werden. Er steht als aufrechte Krause über dem sogenannten „witt Kragen“ (siehe oben) um den Hals, was nur durch das Hinzukommen eines etwa 3 *cm* breiten Gurtkragens möglich ist. Der letztere ist aus sehr steifem Material gearbeitet und wird mit rotbuntem Zeuge bezogen, auf welches noch Goldspitze geheftet ist. Ein silbernes Schloss mit Kette und Hängezierat schliesst ihn vorn, während

rechts und links von diesem Schlosse noch weitere silberne Hängebleche angebracht sind. (Siehe die Abbildung des Endstückes eines Gurtkragens auf Tafel II.)

Der Brautgürtel, welcher um die Jacke hart unter der Brust geschlungen wird, hat ein ähnliches, aber bedeutend grösseres Schloss (siehe die Abbildung auf Tafel II). Es zeigt zwei flache, verzierte Platten, die durch Haken und Ösen nur mittelbar verbunden werden, da der eigentliche Verschluss in der Weise stattfindet, dass von den Ösen aus eine kurze Kette zu den Haken hinüberführt und so eine Verengerung oder Erweiterung des Gürtels ermöglicht wird. An der Kette hängen rasselartige Troddeln. Der Gürtel selbst ist ungefähr 6 *cm* breit und besteht aus steifem, mit schwarzem Wollenbände bezogenem und mit rotem Seidenbände eingefasstem Stoffe, auf den Goldspitzen und Flitterwerk, sowie ein Dutzend verschiedenartig gearbeiteter, runder, silberner Bleche in Grösse der Fünfmarkstücke in regelmässigen Abständen geheftet sind.

Der Pail ist oder, besser, war (denn jetzt besitzt ihn das Museum deutscher Volkstrachten), so zu sagen, Dorfeigentum. Wenn auch vor alters von einer bestimmten Familie käuflich erworben, so wird er doch bei jeder neuen Hochzeit für ein Handgeld verborgt, und jede Jamunder Braut, die mit Ehren ihren Ehrentag begehen darf, hat das Recht, die Hergabe des Pail zu verlangen.

An dieselbe Bedingung knüpft sich das Tragen der goldenen Kette, welche der Braut um den Hals gelegt wird, nachdem sie die bunt ausgenähten Handschuhe angezogen und das kunstvoll gebundene, in das gestickte Brauttaschentuch gehüllte Gesangbuch in die Hand genommen hat. Das Tragen dieser langen, schlicht gearbeiteten Kette ist übrigens nicht älter als unser Jahrhundert.

Als die Prinzessin Charlotte, die spätere Gemahlin des Kaisers Nikolaus von Russland, im Jahre 1817 in Begleitung ihres Bruders, des Prinzen Wilhelm, nachmaligen Kaisers Wilhelm I. auf ihrer Reise nach St. Petersburg durch die Stadt Cöslin kam, wurde sie am Fusse des Gollenberges von einer Schar Jamunderinnen begrüsst. Dem Mädchen, welches das Begrüssungsgedicht sprach, schenkte die Prinzessin eine goldene Kette; dieselbe wurde als Heiligtum aufbewahrt und in der Folge jeder ehrlichen Braut auf dem Kirchgange umgehängt.

Der Aufputz des Bräutigams hat weniger lange gedauert. Er zieht einfach den oben beschriebenen Kirchenstaat an, nur dass er an diesem Tage eine Schleife von Seide und Goldbrokat um den Hals legt, den sogenannten Bräutigamsflor, und dass an seinem Dreimaster ein grosser Strauss von gemachten Blumen befestigt ist.

Nachdem Braut und Bräutigam in grossem Zuge zur Kirche gezogen sind und der Pastor die heilige Handlung vollendet hat, gehen alle Gäste, voran die Musikanten, zu dem Thor, welcher in den Hof hinein heiratet.

also in unserem Falle in das Haus der Braut und ihrer Eltern. Dort wird gegessen und getrunken, getanzt und gesprungen bis in die Nacht hinein, und dort findet sich zu der gleichen angenehmen Beschäftigung auch alles am Sonnabend Morgen wieder zusammen. Das geht so fort, bis um die Mittagszeit der Umzug in den Hof, in welchen die Braut hineinheiratet, stattfindet.

Jetzt tritt der Hochzeitsbitter wieder in seine Rechte. In derselben Ausstaffierung, wie wir ihn beim Einladen der Gäste kennen gelernt haben, tritt er vor die Versammlung, stösst dreimal mit dem Spiesse auf und spricht das Ausbitterlied:

„Ihr vielgeliebten und auserwählten Hochzeits-Freunde und Gäste, was soll ich euch wünschen thun für meine Person? Ich werde es wohl wissen nun, dass Gott euch geben wolle eine geratene Eh', die Gott bescheren wird. Gott bescher' euch Kindeskinde, dass die Eltern an euch Freude finden. Gott gebe euch Friede und Eintracht, dass einer den andern lieb haben mag“¹⁾.

„Solches soll nun bedeuten, dass ein Bräutigam seine Braut und die Braut den Bräutigam, sie sind gleich jung oder alt, reich oder arm, hässlich oder schön, von Tagen zu Tagen, von Wochen zu Wochen, von Monat zu Monat, von Jahren zu Jahren, in Lieb und Leid lieb und wert halte, so lang' sie leben allezeit.“

„Gott regiere die Hochzeitsfreunde, dass sie nicht kommen allein zum Trinken und Essen, sondern dass sie Gott um eine wohlgeratene Ehe anrufen, die Gott bescheren wird. Gott beschere, was euch nützlich und dienstlich sei zu diesem und zum ewigen Leben, das ist der allerbeste Schatz, den man von Gott haben und wünschen mag.“

„Ferner, was soll ich euch wünschen? Gute Gesundheit, Friede und Einigkeit, damit ihr mit eurem Ehegatten in Friede und Freundschaft bleibet, bis euch der Tod von einander scheidet.“

„Ferner, so lässt der Herr Bräutigam die Jungfer Braut auch bitten mit Vater und Mutter, mit Brüdern und Schwestern, mit allen ihren gebeten Hochzeitsgästen, dass sie doch mögen so gütig sein und ziehen mit mir in des Bräutigams Vater, Bauer N. N. in Jamund, seine Behausung über Feld. Allda werden sie uns empfangen mit Gläsern und Schenkkanen, dass wir da leben mit Gemach; zudem werden alle guten Freunde mitgebracht. Wo sind denn nun meine Lieben? Wo ist der und der und der geblieben, der mir hier und da helfen verhiess, der mir dienet mit Geniess? Nun ist all mein Hab und Gut verzehrt, ein jeder mir den Rücken zukehrt, ein jeder sieht mich lieblich an, ob ich's auch wohl lernen kann. Ich finde mich betrogen; Glück ist hingeflogen, Glück hat seinen Rat vertrieben. Wo ist denn mein Mann geblieben, der auf solche Freunde bauen kann? Freude, Friede, Freunde, soll unsere Freund-

1) Im Manuscript lautet der letzte Satz verderbt: „Solches Gott gebe, Gott finde Friede und Eintracht, dass einer den andern lieb haben mag“.

schaft sein! Ich wollt' euch wohl wünschen gute Gesundheit, Fried' und Einigkeit.“

„Ferner, wenn die Leute gegessen und getrunken haben, was gehört noch mehr dazu? Gut Bier und Wein, damit sie können lustig sein. Und wenn die Gäste nicht mehr essen und trinken können, sein sie von mir gebeten, ziehen den Hut ab und geben gute Nacht. — Schlaft gesund, ihr lieben Hochzeitsgäste. Gott geb' uns einen fröhlichen Morgen!“

„Ferner, was soll ich der Jungfer Braut auch wünschen auf ihren Tisch? Ich werde es wohl wissen: gebratene Hühner oder Fisch, Bier oder Wein, damit sie kann lustig sein. Ich wollt' ihr auch wohl wünschen gut Wetter und Wind, damit sie sich bei ihrem Liebchen im Bettchen gut find't. Ach wie lieblich und holdselig wird das Bettchen sein, wo die zwei Liebchen zusammen kommen hinein, wo sie sich in rechter Liebe zusammenkehren und wo einer den andern in Liebe so hält ¹⁾, dass es unserm Gott im Himmel wohl gefällt.“

„Nun ich kann nicht länger reiten hier, ich möchte auch wohl gerne was essen und trinken Bier; denn ich verhoffe, ihr werdet mir eins schenken hier. Ich wollt' mir auch wohl wünschen, dass ich auch ein Liebchen hätte, das mir so thäte! Ach, wie wollt' ich mit ihm herzen, ach, wie wollt' ich mit ihm scherzen, du allerschönstes Liebchen, du, du!“ ²⁾

„Nun, ihr Herren Musikanten, fasset all' eure Gedanken recht zusammen, hin und wieder, spielt die besten, schönsten Lieder, die ihr nur ausdenken könnt! Wünschet Glück zu diesem verlobten Paare! Lasset sie in Ehren fahren, lasset sie in Ehren gehen, dass sie Kindeskinde sehen! Nun, ihr Herren, nehmt es wohl in acht! Dann adieu zu guter Nacht.“

„Nun, so rüstet euch zu, schmieret eure Schuh, spitzet eure Schwert, sattelt eure Pferd, lasset die Sporen wohl klingen und helfet die Brautleute mit Freuden in das vorbemeld'te Hochzeitshaus hineinbringen!“

„Un nu dei Brütloed, dei Spëllued, dei Trüwweleides, dei Bisittes, dei Köstebiddes, dei Feiringsbiddes, dei Hüs vadde, dei Hüs mudde, dei Kockmeiste, dei Käeksch, dei Upwasehes, dei Beddkemäkes, dei Dëlkesträkes, dei Fuerkeambäetes, dei Askepräetels un all, dei hie eie Amt häwwe, låte sei uk birre. Amen!“

Sobald der Hochzeitsbitter geendigt hat, macht sich die ganze Gesellschaft auf den Weg in das Haus des Bräutigams, um dort wieder Speise und Trank nach Kräften zuzusprechen. Der Verlauf des Mahles unter-

1) In dem Manuskript lautet die Stelle verderbt: „und wo einer den andern sich gefällt so lieben, dass es u. s. w.“

2) In dem Manuskript ist, durch Versehen des Abschreibers, ganz unsinnig der Absatz aus dem Ladespruch hinzugefügt: „Denn ich bin ein ausgesandter Diener und Bote etc. — die Hansfrau einen Stuten, als ein Arm lang; dann werd' ich sagen grossen Dank“.

scheidet sich nur dadurch von dem am Freitag abgehaltenen, dass allerlei Mummenschanz getrieben wird. Es erscheinen ein Mann und eine Frau in Bettlerkleidung. Er zankt, sie keift, und schliesslich liegen sich beide in den Haaren. Auch ein Bär tritt auf. Ein junger Bursche hat sich zu dem Zwecke in Erbsenstroh wickeln lassen und tanzt nun und brummt und wirft sich auf den Boden und ergötzt durch seine Spässe die Anwesenden.

So geht der Sonnabend dahin. Am folgenden Tage versammelt sich die Gesellschaft wiederum im Hause des jungen Wirtes. Speise und Trank werden in gleicher Masse und in gleicher Menge gereicht, wie an den Tagen vorher; doch erhält der Sonntag dadurch seinen besonderen Reiz, dass an ihm das junge Paar zum ersten Male als Eheleute die Kirche besucht.

Am Montag ist die Nachhochzeit (Náhoctid). Die Gesellschaft ist getrennt: die Freunde und Verwandten der jungen Frau tafeln bei den Brauteltern, die andern im Hause des jungen Ehemannes. Bei der Nachhochzeit wird der Neuvermählten von den Frauen statt der Maikesmütze, die sie bis dahin getragen, die Fruggesmütze auf das Haupt gesetzt. Auch dem Manne wird an diesem Tage das Vorrecht seines neuen ehelichen Standes zu teil, die Berechtigung, die rote Mütze zu tragen.

Am Dienstag findet endlich der letzte Akt der Jamunder Hochzeit statt, die Ueberführung des Brautgutes von dem Hause der Eltern in dasjenige des Mannes. Zwei Wagen genügen. Dieselben sind festlich geschmückt, ebenso wie die Pferde und die Rosselenker. Ausser dem Kutscher hat auf jedem der beiden Fuhrwerke ein junges Mädchen Platz genommen: das eine sitzt vor dem Spinnrocken der Braut und spinnt, das andere windet Garn von der Haspel. Sind die Truhen, die Wiege und der übrige Hausrat an ihren Bestimmungsort gelangt und abgeladen und aufgestellt, so vereint noch einmal ein Schmaus die ganze Hochzeitsgesellschaft bei dem jungen Paare. Damit ist dann aber auch des Guten genug gethan und die Feier zu Ende, nachdem sie volle sechs Tage hindurch das ganze Dorf vom ältesten bis zum jüngsten in Aufregung versetzt und erhalten hat.

(Fortsetzung folgt.)



Kleine Mitteilungen.

Zum Steinkultus in Syrien.

Auf den von mir 1882—1885 im nördlichen Syrien ausgeführten Reisen — eingetragen in H. Kiepert, Karte des nördlichsten Teiles von Syrien im Humann-Puchsteinschen Reisewerk, Berlin, 1890 — verzeichnete ich auch, was mir von dem Kultus von Bäumen und Steinen bekannt wurde. Das Merkwürdigste in dieser Hinsicht beobachtete ich bei dem Dorfe Jelbaba oder Schēch errīh, ca. 10 km östlich von 'Azāz, 15 km südlich von Killiz (Klis). In meinem Reisetagebuch findet sich darüber unter dem 9. November 1882 Folgendes: „1 Uhr 14 Min. am Fusse des Hügels von Jelbaba; hier befindet sich ein Steinhaufen von ca. 2 m Durchmesser, auf welchem Äste eines kleinen vertrockneten Baumes liegen, die dicht mit den bekannten Kleiderfetzen umwunden sind ¹⁾, ca. 30 m davon entfernt auf den Hügel zu, der berühmte schwarze Stein, der die Wunderkraft besitzt, dass, wenn sich ein mit bel aghrasy, Lendenschmerz, Behafteter in ihn legt — er ist nach der Mitte zu muldenartig vertieft — und dann in dieser Lage mehrere Male an den Beinen herumgedreht wird, die Krankheit von ihm weicht und er gesund wird. Der Stein ist 0,77 m breit und 1,9 m lang. — 1 Uhr 23 Min. fort von hier auf den mässig hohen, zwei Spitzen habenden Hügel hinauf. — 1 Uhr 25 Min. oben auf der südlicheren der beiden, durch einen Sattel von einander getrennten Spitzen. Von hier die Zigaret nordöstlich, das Dorf nördlich: in der Richtung der Zigaret, ca. 1 Stunde entfernt, ein hüyük (i. e. künstlicher Hügel) sichtbar. — Auf der anderen östlichen Seite des Hügels hinunter, ungefähr in halber Höhe links am Wege ein Stein (Kalkstein?) mit Löchern, denen das Volk die Wunderkraft zuschreibt, dass sie wunde oder schmerzende Finger, wenn dieselben in sie hineingesteckt werden, heilen: es sind ca. 8 Vertiefungen, zum Teil paarweise neben einander. — 1 Uhr 35 Min. von diesem Steine fort. — Am Fusse des Hügels befindet sich ein ähnlicher, doch grösserer Stein: der ist für Armschmerzen. er steht aufrecht und hat oben so grosse brillenartige Löcher, dass man den Arm hindurchstecken kann; dass dieses Manöver in der That oft und schon seit sehr alter Zeit vollführt wird, sieht man daraus, dass die Durchsteckstelle ganz glatt und glänzend ist. — Am Fusse des Hügels auch befindet sich die Zigaret (i. e. bewallfahrtetes Grab) des Jelbaba oder Schēch errīh (errīh), welche offenbar selbst nicht sehr alt ist, doch aus altem Material erbaut scheint: vor ihr und neben ihr liegen einige Säulen; ca. 50 m von dieser Zigaret entfernt, sind die beiden runden, von ca. 1 1/2 m hohen Mauern umgebenen Räume, in deren einem sich die Männer, im andern die Frauen baden, um von Krankheit geheilt zu werden. Diese beiden Steinumfassungen sind ca. 50 m von einander entfernt; aus beiden fliesst das Brunnenwasser heraus: ganz in der Nähe liegen die zehn Häuser, aus denen das Dörfchen besteht: die muslimischen Bewohner sprechen türkisch, doch mit deutlicher Aussprache des 'ain

1) Über die sogenannten Lappenbäume vergl. Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche. S. 58. K. Nyrop Dania I. 2 ff. W.

nach arabischer Weise, wie das auf dieser ganzen Linie, wo sich Türkisch und Arabisch berühren, die Regel ist.“

Soweit mein Tagebuch. Der Name der Ortschaft ist von dem „Heiligen“ hergenommen, der die Wunderheilungen bewirkt, und den man einfach „Vater, bezw. Schēch, des Rheumas“ genannt hat; denn sowohl das türkische *jel* als das arabische *rīh* bezeichnen ursprünglich Wind, und dann rheumatische und nervöse Schmerzen jeder Art. Dass hinter dem „Heiligen“ ein heidnischer Götze steckt, oder doch das in dem Steine wirkende Prinzip, die Fetischnatur des Steines, kann kaum zweifelhaft sein. Der Islam hat mit all dem mehr oder minder gründlich aufgeräumt; oft ist freilich dem Alten, durch Jahrhunderte Geheiligten nur ein Mäntelchen umgehängt worden, das Heiligenmäntelehen, wie sich ja dafür auch bei anderen Völkern unzählige Beispiele finden. Dass hier aber ein Rest aus vorislamischer, und sogar sehr alter Zeit vorliegt, wird dadurch bestätigt, dass die ganze Gegend voll ist von Erinnerungen an eine bedeutende Kultur, welche hier schon tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung geherrscht hat; damals waren Chazaz, d. i. 'Azāz, und das ebenfalls nahe gelegene Arpad, d. i. Tell Erfād, mächtige Städte. Und selbst in islamischer Zeit haben sich hier bedeutende Ereignisse abgespielt; auf dem weiten, schwach kouponierten Terrain bei dem ebenfalls von mir besuchten (siehe Karte) von Jelbaba ca. 10 *km* entfernten *edduwaibiķ*, türkisch *Toipuk* gesprochen, wurde im Jahre 922 d. H. (1516 n. Chr.) die Schlacht geschlagen, die unter dem Namen Schlacht von Merdseh Dābik bekannt ist, und durch welche der Übergang Syriens und Ägyptens aus den kraftlosen Händen der Mamluken in die des damals so tüchtigen Hauses Osman entschieden wurde. „Nach einer unter den Muslims lebenden und von mir an verschiedenen Orten gehörten Tradition wird hier einst der Entscheidungskampf zwischen den Türken und den Russen, bezw. den Franken überhaupt gekämpft werden; so soll es in alten muslimischen Büchern stehen; doch sagt man nicht, wem der Sieg zufallen wird.“ so verzeichnete ich nach einer längeren Unterhaltung mit dem trefflichen Agha von Azāz am 8. November 1882.

Berlin.

Martin Hartmann.

Ein isländischer Blutsegen.

Aus dem 16. Jahrhundert oder früher.

(Add. Mss. British Museum 11, 242. 4^o. fol. 48^b.)

Skr. 1543—93 Gottskálk Jónsson.

Þessa blóðstemmu mattu senda hvert er þu villt þegar þu veizt manz heitid
eða kvikendiz lit.

Stóðvíz blóð þeim er blóðer
blóð fell af gudz roðu
almattigr bauld otta
aund þin sarliga þinda
stattu lírir dyr þar er dreyrer

dreyri gudz sonar heyri
 unda loqr þar er oger
 firir oss vartu pindr oa krosse.
 Drotten stodva þu blod þetta in nomine patris.
 stodviz blod þitt. H. krus: þre † veres † res † repex
 † in n(omine) p(atris) et f(ilij) et s(piritus) s(ancti).
 a(men).

Kopenhagen.

Jón Þorkelsson.

Todesnachricht.

Am 3. August 1890 starb zu St. Hubert in Belgien Felix Liebrecht, pensionierter Professor des K. Athenäum zu Lüttich. Er war am 11. März 1812 zu Namslau in Schlesien geboren. Von seinen ausgebreiteten litterargeschichtlichen und volkskundlichen Studien geben zahlreiche Aufsätze Kunde, die er zum Teil in seinem Buche: *Zur Volkskunde. Alte und Neue Aufsätze von Felix Liebrecht. Heilbrom 1879* gesammelt hat. Nachträge dazu brachte zuletzt die *Germania* (von Pfeiffer, fortgesetzt von Bartsch, jetzt herausgegeben von O. Behaghel) Wien 1890 im 2. und 3. Heft, das letzte, was unseres Wissens von ihm gedruckt ward. Auf unsere Einladung zur Mitarbeiterschaft an dieser Zeitschrift kann als Antwort seitens seiner Familie die Todesanzeige des verdienten Mannes.

Bücheranzeigen.

Hausprüche aus den Alpen. Gesammelt und herausgegeben von Ludwig von Hörmann. Leipzig. Verlag von A. G. Liebeskind. 1890.

Es ist ein uralter schöner Brauch, Wohnungen und Geräte mit frommen, tief-sinnigen oder fröhlichen Sprüchen zu schmücken. In vielen solchen Aufschriften spricht sich die Lebensanschauung, die Weisheit auf der Gasse oder launiger Humor aus, manchem liegt ein Spruch eines alten Dichters zu Grunde. Solche Sprüche waren besonders in meinem Heimatlande viel verbreitet und es ist zu bedauern, dass diese Sitte, wie die alten Trachten, mehr und mehr verschwindet. So sah ich 1841 die Façade eines Wirtshauses zwischen Naunders und Reschen ganz mit Sinnsprüchen bedeckt. Als ich im Jahre 1859 wieder hinkam und sie abschreiben wollte, fand ich alle übertüncht. Die Wirtin erklärte mir, man habe sie überweissen lassen, weil solche Schriften nicht mehr in der Mode seien und man darüber lache. Einen ähnlichen Fall fand ich in Oberinntal. Es ist hohe Zeit, dieses Erbe alter Zeit zu retten. Herr von Hörmann, der feine Beobachter unsers Volkslebens, welcher uns schon mit so wertvollen kulturhistorischen Spenden erfreut hat, giebt hier nur einen „Abhug“ seiner reichen Sammlungen und wir hoffen,

dass er später ein *Corpus inscriptionum tirolensium* veröffentlichen werde. Herr von Hörmann, der sogar die Schreibweise genau wiedergibt, was für Dialektforschung von Bedeutung ist, teilt seine Sprüche ganz zweckmässig in folgende Abschnitte:

1. Hausbau. Gottes Schutz und Schirm S. 1 ff. 2. Zur Gottesmutter Maria S. 37 ff. 3. Engel und Heilige S. 65 ff. 4. Lebensregeln und Lebensweisheit S. 87 ff. 5. Vergänglichkeit. Tod und Ewigkeit S. 123 ff. 6. Sonstige Sprüche religiösen Inhaltes S. 143 ff. 7. Wirtshaussprüche S. 153 ff. 8. Handwerk und Gewerbe S. 175 ff. 9. Glocken, Uhren, Scheiben. Messer S. 187 ff.

Ich erlaube mir nun einige Bemerkungen und Nachträge. Zu der Bemerkung im Vorworte XIV: „Selbst einen siglenartigen Spruch weist ein oberinthaler Haus auf (S. 12). doch muss ich die Auflösung dieses Buchstabenrätsels — wohl eine alte Zauberformel — dem Leser überlassen“, verweise ich auf eine Form „Anani-sapta“ (15. Jhd.), die nicht nur in einem Zimmer des Fürstenhauses zu Meran, sondern auch in einem Hause zu Kurns sich befindet. Im Fürstenhause ist die Lösung: „Andidotum Nazareni auferet necem intoxicationis, Sanctificet almenta poculaque Trinitas“ in Spruchschleifen beigegeben!).

S. 61, 65, 72 sind hübsche Kindergebetchen mitgeteilt, die zu Haussprüchen verwendet sind.

Bei der Durchsicht ist uns der Gedanke gekommen, es wäre wohl der Mühe wert, solche Sprüche weiter zurück zu verfolgen, wie es R. Köhler bei dem Spruche „Mich wundert, dass ich so fröhlich bin“, hier S. 17, mit so grossem Glücke gethan hat: *Germania* VI, 368—372. XXXIII, 313—332. Der Spruch: „Dorn und Distel stechen sehr“, S. 96 begegnet schon bei Pauli, *Postilla*, 97 a, *Wander* I, S. 678. Zu „Wir bauen Häuser hoch und fest“, S. 124, vgl. *Oswald von Wolkenstein* S. 277.

Wir pawen hôch auf einen tant
an heusern, vesten, zier,
und tät doch gar ein slehte wand,
die lenger wert dann wir,
volg brâder, swester, arm und reich,
paw dort ein sloss, das dich wert ewikleich.

Der Spruch: „Da es mir wohl erging auf Erden“, S. 104, beruht auf Ovid. Zu Abschnitt Nr. 8 tragen wir aus Neustift bei Brixen die Reime in einer Schmiede nach:

„Gott sei Lob und Dank gesagt,
So oft der Hammer auf das Eisen schlägt.
Eben soll auch jeder Knall,
Maria, Dir zum Lob erschall.
Auch St. Johann und Florian
Ehren wir als Schutzpatron,
Dass sie uns schützen und bewahren
Vor Wasser und Feuers Gefahren“.

Zu den Glockensprüchen findet sich eine reiche Lese in „Der deutsche Anteil des Bistums Trient. Brixen 1866“ zerstreut. Ein sinniger Spruch steht auf der Schlossuhr zu Gufidaun: „Vides horam et nescis horam“.

1 Deutsche Haussprüche aus Tirol. Gesammelt von W. O. (Innsbruck, 1871.) S. 40.

Eine reiche Ausbeute zu Abschnitt 9 würden die Sprüche auf den Bestecken, die in Sterzing gefertigt wurden, geben. Ein auf den beinernen Heften derselben oft vorkommender Spruch ist der hier S. 155 mitgeteilte:

Trink und iss,
Gott nit vergiss.

Für die fernere Sammlung möchten wir den um Tiroler Volkskunde hochverdienten Herausgeber auf die Sprüche an einem Hause in Wens, auf die am alten Gerichtshause in Fondo, sowie auf die Hans Sachsischen Sprüche im alten Gerichtshause zu Schwaz und auf die Reime im Fürstenhause zu Meran aufmerksam machen.

Gufidaun.

Ignaz v. Zingerle.

Tiroler Schnadahüpfeln. Gesammelt und herausgegeben von R. H. Greinz und D. A. Kapferer. Leipzig. Verlag von A. G. Liebeskind. 1889. Zweite Folge. 1890.

Herr Liebeskind fühlte, dass selbst kleine Last dem Touristen und Bergkraxler nicht angenehm sei, und fasste den lobenswerten Plan, dem Fusswanderer „alpine Volkslitteratur“ als leichtes Gepäck mitzugeben. Es ist dieser Gedanke nur zu billigen, wenn man bedenkt, dass selbst Amthors „Führer durch Tirol“ manchen Herren zu schwer wurde, und wir begrüßten die kleinen schmucken Büchlein, die man so leicht wie alte Amulette tragen kann, mit Freude.

Den Anfang dieser alpinen Sammlung machten unseres Wissens die Schnadahüpfeln 1889.

Herr Greinz leitet das erste Büchlein mit einem kurzen Vorworte, V—XV, ein. Da liest man S. XII: „Da in der deutschen Leserwelt die Schöpfungen eines Karl Stieler, Hans Grasberger u. a. ohnedies schon längst eingebürgert sind, kann man wohl ein ziemlich grosses Verständnis für Dialektdichtung voraussetzen“. Warum wird hier Franz von Kobell, der uns Tirolern so nahe steht, nicht genannt? Wir hätten auch erwartet, dass über die verschiedenen Benennungen dieser Liedchen, über deren Verbreitung einige Worte gesagt wären. Gewöhnlich wird angenommen, dass sie im „sangesfrohen“ Unterinntal und besonders in Zillertal einheimisch sind, aber sie sind auch jenseits des Brenner, z. B. in Passeier und Ulten zu Hause. B. Weber teilte in dem Werke: „Das Thal Passeier und seine Bewohner. Innsbruck, 1852“ S. 276—287 solche Volkliedchen unter dem Titel „Stichreime“ mit; anderswo heissen sie „Trutzreime“, „Trutzlieder“ oder „Gsanglen“. Im Vorwort vermissen wir auch eine Erwähnung der „Schnadahüpfeln aus den Alpen. Herausgegeben von Ludwig von Hörmann. Zweite verbesserte Auflage. Innsbruck, 1862“ — eine Sammlung, die wir allen Freunden der alpinen Volkslitteratur nur empfehlen müssen.

Die vorliegende Sammlung bringt vieles echt Volkstümliche und wird die Leser anmuten und erfreuen. Es begegnen uns da, man verzeihe den Ausdruck, oft „Epigramme“ voll Laune, Würze — oder Sprüche der „Volksweisheit“ in heiterer Form.

Aber es begegnen uns auch gar manche Worte und Stellen, die nicht volkstümlich oder dialektisch sind: z. B.: die Sonnen — der Mond S. 49, 's Echo (!) S. 8.

„Hast an andern küss“ S. 19, „Wie a alti Schatull“ S. 40, „Der Wald kun französisch — Und hat g'antwort: „wui, wui!“ S. 69. — „Was nutzt Diar a Chras'n, Wenn'st nit damit fahrest“ S. 77.

Überhaupt hätte auch in „echten“ Schnaderhüpfeln der Dialekt besser gewahrt werden sollen. z. B. ist zu lesen:

S. 1: varreiss'n. S. 4: wög gatrieb'n. S. 18: blob: mog (nicht mag). S. 19: schüen: thüen (nicht schön: thoan). S. 38: Kuchldiam: thian (nicht thoan). S. 44: wichtelwachtl. S. 98: statt valiart valürt.

Auch in den Anmerkungen fallen uns Verstösse auf, z. B. S. 5: Schneid a Wes'n (gewaltig viel?!). S. 73: liabi Zusl (Kosename, etwa „Schatzerl“ —). S. 83: Bike, bake, bed (wohl irgend eine Art Lautmalerei für das Klappern der Mühle.)

Wie dies vielbekannte Kinderlied (Simrock, Das deutsche Kinderbuch [1857], S. 187. Wolf Zt. III, 265—266) und andere (S. 81—96) in das Reich der Schnaderhüpfeln geraten sind, mag der liebe Gott und die beiden Herausgeber wissen, — wir begreifen es nicht.

Wir müssen den Herausgebern grössere Strenge und tieferes Studium der Volksdialekte empfehlen.

Aber auch so werden immerhin die Büchlein heiteren Touristen willkommene Begleiter sein.

Gufidaun.

Ignaz v. Zingerle.

Bruno Bucher. Die alten Zunft- und Verkehrs-Ordnungen der Stadt Krakau. Nach Balthasar Behems Codex picturatus in der K. K. Jagellonischen Bibliothek. Mit 27 Tafeln in Lichtdruck. Wien. Druck und Verlag von Carl Gerold Sohn. 1889. Ss. XXXVI. 112. hoch 4°.

Die Universitätsbibliothek in Krakau verwahrt unter ihren Handschriften als ein Prachtstück eine im Anfange des 16. Jahrhunderts von dem damaligen Cancellarius der Stadt Krakau, Balthasar Behem, angelegte und grösstenteils selbst geschriebene Sammlung der städtischen Privilegien, der Eidesformeln der Ratmänner, Zunftmeister u. s. w. und endlich der jura municipalia oder Willküren der Stadt, die mit 25 trefflichen Miniaturen geschmückt sind, welche die Zünfte und Handwerke in Szenen aus ihrem Leben verbildlichen. Die Handschrift führt nach dem Bilderschnuck ihrer dritten Abteilung den Namen Codex picturatus und hat wegen dieser Gemälde vornehmlich die Aufmerksamkeit seit längerer Zeit auf sich gezogen. Dieselben sind für das Leben zu Krakau im Anfange des 16. Jahrhunderts, namentlich für Trachten und häusliche Einrichtung sehr lehrreich. Dass sie in Krakau entstanden sind, wird nach der Mischung west- und ost-europäischer Kostüme, wie sie damals und noch später in der alten polnischen Krönungsstadt, die doch zugleich in jener Zeit noch überwiegend deutsche Bürgerschaft hatte, zweifellos anzunehmen sein. Behem liess die Bilder für sein Buch malen als Illustrationen seiner Sammlung von Zunftgesetzen, und ist über der Erläuterung gestorben, da er nur für zwölf derselben den Text selbst geschrieben hat. Ob der Maler ein Deutscher oder ein Pole war, lässt sich kaum entscheiden. Eitelberger fand Nürnbergsche Schule in den Bildern; Br. Bucher, der Herausgeber des vorliegenden Buches, niederrheinische.

Jedenfalls war es ein glücklicher Gedanke, diese Bilder samt dem Text der Willküren und mit einer Reihe urkundlicher verwandter Verordnungen im Anhang, als Festgabe bei der ersten Jubelfeier des K. K. Österreichischen Museums zu Wien in würdiger Weise herauszugeben. Den fünfundzwanzig Zunftbildern sind noch beigesellt das ursprünglich in den hintern Deckel der in roten Sammt (jetzt in Leder) gebundenen Handschrift eingefügte grosse und schöne Bild der Kreuzigung Christi, ferner das Wappenbild Krakaus, welche Miniatur auf die Vorrede Behems in der Handschrift folgt. Die Wiedergabe der Gemälde durch Lichtdruck ist vorzüglich gelungen. Das ganze Buch ist aufs würdigste auch typographisch hergestellt.

Die Zunftsatzen und Polizei-Verordnungen aus dem 14. und 15. Jahrhundert sind grösstenteils deutsch geschrieben. Krakau war nach Magdeburgischem Recht 1257 als Stadt ausgesetzt und deutsche Einwanderer und ihre Nachkommen bildeten den bedeutendsten Teil der Bürgerschaft. Polen und Deutsche sassen friedlich neben einander, in den Zünften schloss keine Nation die andere aus. Noch heute hat aber Krakau in der Anlage der ganzen Stadt, und ausserdem in der schönen Marienkirche, der Hauptkirche der Bürgerschaft von alters her, die deutlichen Beweise dafür, welche Bedeutung die deutschen Bürger für das Leben und die Blüte der Stadt vom 13.—16. Jahrhundert gehabt haben.

Das Deutsch der Willküren und anderer Urkunden ist das Mitteldutsche, wie es im 14. und 15. Jahrhundert in dem benachbarten Schlesien geschrieben und gesprochen worden ist. Für das Verständnis ist durch ein angefügtes Glossar gesorgt. Dasselbe könnte vervollständigt und hier und da verbessert werden; aber dazu ist hier nicht der Ort. Dagegen wollen wir auf einiges aufmerksam machen, was für häusliche Einrichtung und Trachten aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts wichtig ist, indem wir einige der Bilder genauer schildern. Die Ausführungen des Herrn Herausgebers leisten uns dabei gute Dienste, da derselbe durch seine Worte die dem Lichtdruck mangelnden Farben ersetzt hat.

Zu dem Paragraphen, wie sich der fremde Kaufmann (gastkoffman) bei und während des Jahrmarkts verhalten soll, ist ein Bild gemalt (Tafel II), welches uns in einem Vorgemache, das gradeaus durch rundbogiges Doppelfenster die Aussicht in eine weite Landschaft bietet, den fremden Kaufmann zeigt, der drei Warenballen von einem bewaffneten Spediteur übernimmt. Aus diesem Vorgemache führen zwei Stufen links in eine Stube, von der man einen Ausschnitt mit Tisch und Wandbank vor einem Fenster sieht. Der Maler hat sich wohl in ein Gasthaus gedacht und nicht auf das Niederlaghaus der Stadt, wo die Gäste allein ihre Güter niederlegen und verkaufen durften.

In dem Text werden Kaufleute aus Ungern, Merhern (Mähren), Böhmen und Schlesien genannt. Der vor uns stehende stattliche Herr gehört aber weiter in die Türkei hinein, denn er trägt einen grünen Turban, ein weites und langes Übergewand von Goldbrokat, grün gefüttert, und einen roten, gegürteten, zur halben Wade reichenden Leibrock, der im Shwalkragen um den Hals schliesst und das Hemd oben noch sehen lässt. Strümpfe und Niederstübe decken die Füsse. Mit einem Stabe berührt der Herr seinen linken Fuss. Der Mann vor ihm trägt kurzen grauen Reiterrock mit rotem Besatz, graue Hosen und naturfarbene Reiterstiefel. Ein langes Schwert an der Linken, ein Dolchmesser in Scheide rechts im Gürtel. Um den Hals ist ein nach hinten kapuzenartiges Tuch geschlungen, das mit zierlichem Knoten auf der Brustmitte schliesst. In der Rechten hält er seine Kappe. Der Mann ist ein Beweis, wie die Führer der Warenzüge damals gewaffnet sein mussten. Die Einrahmung des Bildes bilden bunte Säulen, die oben mit Pflanzenornament an der Balkendecke des Gemachs abschliessen.

Zu dem „Gesetze der Sneider diser Stad“ malte der Künstler ein lebendiges Bild mit unleugbarem Humor (Taf. VI). Wir sehen in die graugetünchte Schneiderwerkstatt mit brauner Balkendecke, und blicken durch zwei, die Hinterwand fast ganz einnehmende Fenster auf eine malerische Stadt mit bergichtwaldichter Umgebung. In der Mitte des Bildes steht eine feine schöne Dame in enganschliessendem, weitschleppigem, türkischblauem Kleide mit weissen Ärmeln, den Kopf mit weit am Rücken herabhängendem Schleier geschmückt. Ihr nimmt der Meister an der linken Schulter gerade Mass, während sie nach rechts auf den roten Stoff blickt, der über den Schoss eines sitzenden Gesellen gebreitet ist, welchem ein Ziegenbock aus der Rechten frisst. Ein grüner Kranz liegt schräg über die zierlich frisierten Kopfhaare des mädchenhaft ausschenden Burschen. Rechts an der Wand steht der Zuschneider vor einem Tisch und macht durch das ausgebreitete rotbraune, mit goldenen Kleeblättern durchwirkte Tuch mit der Schere einen Querschnitt. Er hat Zwickelbart und trägt eine baretartige Mütze. Sämtliche Schneider sind in sehr bunten Joppen, als ob sie der Vorschrift der städtischen Verordnung trotzen wollten: kein Sneyderknecht noch meister zal keyn ander Joppe tragen wenn (als) von einerley farbe Brust und ermel. An der linken Wand sind verschiedenfarbige Stoffe über eine Stange gelegt; darunter hängt eine Männermütze mit breitem Schirm von grünem, rauhem oder flockichtem Zeug. Eine Sitzbank zieht sich an dieser Wand und unter den Fenstern hin. Über die Diele sind bunte Flecke gestreut. Bunte Pfeiler mit Kapitellen, aus denen Pflanzenwerk steigt, das sich oben vereinigt, rahmen das Bild ein.

Die XVII. Miniatur versetzt uns in eine Schusterstube. Vorn öffnet sich ein Blick ins innerste Eheleben des Meisters Pechdraht; hinten sehen wir in einem erkerartigen Anbau der Stube den kahlköpfigen Meister in weissem Überhemd, das auch der eine der beiden auf dem Dreischemel arbeitenden Gesellen über dem Rocke trägt. Der Meister schneidet auf dem Tische Schuhe zu. Über ihm hängt an einem Stangengestell ein fertiges Paar, sowie andere auf dem Brett des Butzenscheibenfensters in seinem Rücken zu sehen sind.

Interessanter ist die Vorderscene: die Frau Meisterin sitzt in grünem, spitzschleppigem Kleide mit Busenausschnitt, den weisses Unterzeug deckt, und einem am Hals schliessenden Überhemdchen, auf dem Kopfe eine den ganzen Haaraufbau des Hinterkopfes bedeckende, mit aufgenähten weissen Wolken verzierte Haube, unter der das blonde Vorderhaar mit Seitelocken hervorschaut, am Spinnrocken, nahe der Thür. Hinter ihr an der Wand ist ein vierreihiges Ausbännebrett mit dem Vorrat der Werkstätte zu sehen; auf demselben sitzt der Haushahn. Zum Knie der Mutter streckt ein ganz naektes Kind das Händchen hinauf, das soeben jenen kleinen Schneckenberg auf die Diele gesetzt hat, der als Attrappe auf den Tafeln französischer Könige beliebt war. Auf der anderen Seite der Frau Meisterin sitzt, halb liegend, ein Spielmann mit seinem Dudelsack auf dem Stubenboden; die Narrenkappe ist von dem kurz geschorenen, aber nicht kahlem Kopf zurückgeschlagen. Er trägt einen eleganten hellen Rock, den der Gürtel mit Täschchen mitten umschliesst. Auf den Rocksaum sind Buchstaben gestickt. Die Füsse stecken in weit ausgeschnittenen Schuhen. Er scheint mit der jungen Frau zu liebeln. Jedenfalls ist es ein feinerer Bursch als der Spielmann der dritten Miniatur (Krämer), welcher nacktbeinig und barfuss in einem citronengelben ledergegürteten Rock mit Kapuze, den Dudelsack unter dem Arm vor der offenen Krambude steht und etwas von den Lebensmitteln, die sie enthält, von der Budenjungfer kaufen möchte.

Gern würde ich noch weitere Bilder beschreiben, aber der Raum verbietet

es, und das Mitgeteilte wird genügen, um auf die reiche Quelle für Trachten- und Sittengeschichte in diesen Krakauer Bildern aufmerksam zu machen.

Aus dem Anhange, der grösstenteils aus dem Kodeks dyplomaticzny miasta Krakowa von Piekosiński geschöpft ist, seien einige interessante Dinge hervorgehoben.

Durch eine (lateinische) Ratsverfügung von 1336 wird eine Hochzeitsordnung gegeben, welche für die damalige Wohlhabigkeit der Krakauer Bürgerschaft zeugt. Der Bürger soll nicht mehr als 90 Personen, je drei auf dreissig Schlüssel gerechnet, zur Hochzeit laden. In diese 90 werden aber Jungfrauen, Priester, alle Gäste, welche nicht das Stadtrecht haben, und die Diener nicht eingerechnet. Jeder eingeladene Stadtbürger zahlt an den Bräutigam oder den Brautbitter (*nuntio sponsi*) für sich zwei Groschen, ebenso jede Frau: die Mädchen zahlen einen Groschen. Es dürfen nicht mehr als fünf Gerichte aufgetragen werden.

Ferner wird bestimmt, dass nicht mehr als acht Spielleute (*joculatores*) bei der Hochzeit sein dürfen, welche Lieder singen und sagen, sogenannte Reimer (*Rimarii*). Wer von ihnen Unflätereien vorbringt (*vendentibus vnoth*) wird hinausgeworfen.

Wenn die Braut zum Brautbade geht, dürfen nicht mehr als zwanzig Personen sie begleiten.

Bei Strafe von fünf Mark wird verboten, vor der Vermählung mit einer Jungfrau oder einer Witwe, einen Vorschmaus (*prelibationum* que vururthen vel ein genesche vulgariter *nuncupatur*) zu geben oder durch einen andern geben zu lassen.

Im Jahre 1427 sind die Waffenvorräte der Zechenrüsstkammern gemustert worden und haben viel vermissen lassen, so dass der Rat eine Verordnung erlässt, was in *communi thesauro ipsius artificii* alias Czeehe sein soll.

Die Bewaffnung besteht danach aus Platten, Brustblechen, Schurzen, Eisenhandschuhen, Panzern, Eisenhüten, Hauben, Lepken (poln. *lepka*, Helm), Tartschen, litauischen Schilden, Handbüchsen, Spiessen, Museisen und Flegeln. Letztere sind stark vertreten.

Im Jahre 1421, am Valerianstage (18. April), erlässt der Rat einen (deutschen) Brief an die Zechmeister und Meister der Wollenweber wegen ungebührlichen Verhaltens der Knappen (Gesellen) der Zeche, welche selbst an hohen Feiertagen in der Nähe der Kirchen beim Biere mit ungestüme Rede und Geschrei die Ruhe stören, und am letzten Osterfest den Unwillen der Geistlichkeit mit Recht erregten, indem sie auf der Stephansgasse nahe bei der Kirche sich unter einander auf neue getauft und Namen gegeben haben, was eine zur Ketzerei neigende Lästerung sei. — Da hätten wir wohl die älteste Spur der Fuchstaufe.

Berlin.

K. Weinhold.

Kristoffer Nyrop, *Navnets Magt: en folkepsykologisk Studie*: Kopenhagen, 1887. (Separatabzug aus „Mindre Afhandlinger, udgivne af det filologisk-historiske Samfund“; Kopenhagen, 1887): 97 S., 8°.

Ausgehend von der Überzeugung, dass unverständlich gewordenen Worten und Gebräuchen der Gegenwart stets irgend welche ältere Bedeutung oder Übung zu Grunde liegen müsse, die zur ihrer Zeit leicht verständlich und erklärbar war,

sucht der bekannte Romanist der Kopenhagener Universität diesen Gedanken durch eine Untersuchung über die Macht des Namens zu beweisen und zugleich näher zu erläutern. Diese Untersuchung reicht weit über den Rahmen der deutschen, und selbst der germanischen Volkskunde hinaus; aber sie bietet soviel Interessantes auch für diese letztere, dass ihrer wohl auch an diesem Orte gedacht werden mag.

Der Verfasser bringt zunächst reiches Material bei über die Macht, welche dem Namen in den verschiedensten Richtungen zugeschrieben wurde. Er weist nach, dass es nach dem Glauben der verschiedensten Völker als schädlich gilt, überhaupt oder doch zu bestimmten Zeiten, an bestimmten Orten oder bei bestimmten Verrichtungen den Namen bestimmter Personen oder Personenklassen, bestimmter Tiere, Vorgänge und dergleichen zu nennen, und dass demzufolge Umschreibungen oder anderweitige Bezeichnungen an die Stelle des eigentlichen Namens zu treten haben. Er geht ferner den Tabu-Gesetzen bei wilden Völkern nach, soweit diese das Nennen des Namens von Personen, Tieren, Krankheiten, Orten und dergleichen verbieten, und zeigt, dass solche Verbote stets in Verhältnissen der Ehrerbietung, Unterwürfigkeit oder Furcht wurzeln. Insbesondere wird auch das Verbot des Aussprechens des eigentlichen Namens der Gottheit beachtet, wie es sich bei den Juden sowohl als bei anderen Völkern findet, und werden damit die mancherlei Entstellungen in Verbindung gebracht, welchen der Name Gottes, und andererseits auch wieder der Name des Teufels ausgesetzt ist. Auch die Folgen werden besprochen, welche das verbotwidrige Nennen des Namens äussert, und wird dabei zumal des häufigen Falles gedacht, dass dieses dem Benannten den Tod bringt oder dessen Verschwinden zur Folge hat. Weiterhin wird dann aber ausgeführt, dass nicht nur der Name der Gottheit, sondern auch jeder andere Name nach älterer Vorstellung den Schlüssel zum inneren Wesen des Benannten bildet, und damit auch zur Herrschaft über diesen; an einer langen Reihe der verschiedensten Vorkommnisse wird dies dargethan, und sodann auch der Schutz besprochen, welchen der oder die Namen Gottes gewähren, und die Folge, welche der Teufel, Tote, Entfernte, von der Mahr gerittene Leute leisten, wenn sie bei ihrem Namen angerufen werden, womit dann auch wieder der Gebrauch des Namens bei Verzauberungen zusammenhängt. Endlich wird, ausgehend von dem Satze, dass erst der Name den Menschen zum Individuum mache, auch noch die Bedeutung der Namensgebung und des Namensstausches besprochen, die Namenswahl samt den dabei zu beobachtenden Grundsätzen, die Namensveränderung, und dergleichen mehr. Zum Schlusse sucht der Verfasser sodann noch, S. 88—92, die Ergebnisse zusammenzustellen, welche sich seiner Meinung nach aus dem vorgeführten Materiale gewinnen lassen. Er nimmt an, dass die Verbindung, welche sich durch Ideenassociation oder Sympathie zwischen verschiedenen Dingen knüpfe, obwohl an sich nur subjektiv, für den primitiven Menschen zu einer objektiven und realen geworden sei. Von hier aus ergibt sich nun, dass man nicht nur durch geeignete Behandlung des Bildes eines Menschen oder eines Theiles seines Körpers auf diesen einwirken kann, sondern dass man auch durch gehöriges Handtieren mit dem Namen einer Person oder Sache über diese selbst eine Herrschaft ausüben kann, da ja dieser Name mit dem Benannten zusammenfällt, — dass ferner die Kenntnis und der Gebrauch des Namens überirdischer Wesen zu diesen selbst ein engeres Verhältnis erschliesst, während andererseits das leichtfertige Aussprechen solcher Namen, oder auch der Namen von Personen, Tieren, Örtlichkeiten, Krankheiten, die man zu scheuen oder zu achten hat, als für diese kränkend gelten kann, und darum unterlassen werden muss, wenn man nicht üble Folgen auf sich ziehen soll. Man wird sich mit diesen Ergebnissen einverstanden erklären können und über sie hinaus auch noch so manche andere Belehrung aus dem gesammelten

Material und aus zerstreuten Bemerkungen des Verfassers schöpfen, was natürlich nicht ausschliesst, dass man jenes Material hier und dort durch einzelne weitere Notizen bereichern, und gegen einzelne Bemerkungen allenfalls auch seine Bedenken haben kann. Für Beides noch einige Belege.

Der Verfasser bemerkt, S. 20, dass man auf Island nach Sonnenuntergang den Fuchs nicht bei seinem rechten Namen nennen darf; er hätte aber auch erwähnen können, dass man während der Fastenzeit dort weder von Fleisch noch Fett sprechen darf: klaufax, d. h. Klauenlachs ist das erstere. afrás, d. h. Ablauf das letztere zu nennen (Jón Árnason, Þjóðsögur, II, S. 573—4). Der Glaube an die Kraft des höchsten Namens Gottes ferner, von welchem S. 37 ff. die Rede ist, spielt auch auf Island seine Rolle (Sturlúnga, IV, cap. 6, S. 96: Ólafs s. Tryggvasonar, cap. 200, FMS. II, S. 147—8), natürlich durch Vermittlung der Kirche. Dafür, dass das Anrufen beim Namen entzaubert, möchte ich, zu S. 50 bis 51, anführen, dass nach einer isländischen Volkssage ein Mädchen, welches von einer Elbinn entführt werden soll, hierdurch errettet wird (Jón Árnason, I, S. 59). Wie Sigurðr dem sterbenden Fáfnir seinen Namen verheimlicht, damit er ihn nicht mit dessen Nennung verfluchen könne, S. 66—7, sagt auch die Hauksbók, dass man gerne zwei Namen trug, um einen übrig zu haben, falls man unter dem anderen verflucht würde, und der Þorsteins p. hvíta, S. 46, dass der Besitz zweier Namen längeres Leben verbürge (Eyrbyggja, ed. Guðbrandur Vigfússon S. 126). Zu S. 82 bemerke ich, dass auch nach isländischem Glauben dem Toten von Nutzen war, wenn ein anderer nach ihm benannt wurde und dies auch dem letzteren Glück brachte (Vatnsdæla, cap. 3, S. 7 und cap. 6, S. 12: Finnþoga s. ramma, cap. 9, S. 19 und cap. 36, S. 70; Svarfdæla, cap. 5, S. 17 und cap. 26, S. 89), wie denn insbesondere Heidenleute ihren Namen auf diese Weise „unter die Taufe zu bringen“ suchten (Þorsteins p. uxafóts, in der Fbk, I, S. 255). Ein Beispiel aus neuerer Zeit zeigt, wie sogar der Satan solchen Versuch macht (Jón Árnason, II, S. 22—3); nach frühzeitig Verstorbenen benannte man aber nicht gerne Kinder (Sturlúnga, VII, cap. 27, S. 219). Wie man glückliche und unglückliche Namen kennt, S. 86, so weiss man auf Island von „harten“ Namen zu erzählen, dass die Leute, die sie tragen, Übles bedeuten, wenn sie jemandem im Traume erscheinen (Jón Árnason, I, S. 415). Holbergs „Vil jeg Johannes hede“, S. 87, ist doch wohl nur unser deutsches „ich will Hans heissen“. worüber Grimm, DWB, IV, 2, S. 458, zu vergleichen; zu S. 97, resp. 81, Anm. 3 ist aber „unser Hänschen im Keller“ zu stellen, vergleiche ebenda, S. 462 und dergleichen. — Bedenklich erscheint mir aber zunächst die Anknüpfung des Wortes „bryllup“ an die angebliche Sitte eines wirklichen Laufens um die Braut (S. 4), woran freilich schon J. Grimm in seinen Rechtsaltertümern gedacht hatte. Ich möchte lieber mit V. Finsen (Annaler for nordisk Oldkyndighed, 1849), S. 236, Anm. 5 an den Ausdruck „at hleypa til“ „hleypa til fjár“ (Björn Halldórsson, h. v.) und dergleichen anknüpfen, und an die consummatio matrimonii denken. Bedenklicher noch ist mir, dass der Verfasser nicht nur S. 15, die Bezeichnung des Blutes als Schweiss, sondern, S. 91—2, Anm. 3, die ganze Jagdsprache unter den hier massgebenden Gesichtspunkt bringen will. Sogar in einer der ältesten Christenrechte Norwegens, BþL, I, §. 5 (II, § 2), wird sveita für das Blut gebraucht, welches die Kirche, dem mosaischen Gesetze folgend, zu essen verbot, und auch in den Eddaliedern und in skaldischen Gedichten wird das Wort in gleichem Sinne verwendet, wie denn auch bei uns ausserhalb der Jägersprache „Schweiss“ vordem für Blut gebraucht wurde. Neben der Jägersprache steht ferner auch eine eigene Seemannssprache, Bergmannssprache, Gaunersprache und dergleichen, welche man doch nicht alle auf den Glauben an „die Macht des Namens“ wird zurückführen können; eher

wird man wohl an Wirkungen der zunftmässigen Geschlossenheit des Berufslebens zu denken haben.

Selbstverständlich wollen übrigens solche Bedenken nicht die Freude an der höchst verdienstlichen Schrift trüben, vielmehr nur die vielfache Anregung zum Ausdrucke bringen, welche sie gewährt, und für die dem Verfasser unser herzlicher Dank gebührt.

München.

K. Maurer.

Huld. Safn alþýðlegra íslenzkra fræða. Útgefendur: Hannes Þorsteinsson, Jón Þorkelsson, Ólafur Davíðsson, Pálmi Pálsson, Valdimar Ásmundsson. I. Reykjavík. 1890. Sigurður Kristjánsson. (80 S. 8°.)

Unter diesem Titel ist soeben hier in Reykjavík das erste Heft einer Zeitschrift für isländische Volkskunde erschienen. Die auf dem Titelblatt genannten Herausgeber sind emporstrebende junge Gelehrte und Litteraten, teils hier, teils in Kopenhagen wohnhaft; Hauptredakteur scheint der tüchtige Bibliothekar Pálmi Pálsson zu sein. Das vorliegende Heft wird durch eine von Hannes Þorsteinsson mitgeteilte neuisländische Saga — Þáttur Tindala-Íma — eingeleitet. Der Verfasser dieser Sage, der verstorbene volkstümliche Litterat Gísli Konráðsson hat hier wie sonst mit grossem Erfolg die Schreibart der alten Saga nachgeahmt und auf neuere Stoffe übertragen. Dann hat Pálmi Pálsson die Rímur Þorgeirs stjarkarhöfða mitgeteilt; es ist ein Gedicht wahrscheinlich aus dem 14. oder 15. Jahrhundert, eine versifizierte Volkssage, die im 10. Jahrhundert spielt und vielleicht einer älteren prosaischen Sage oder Þáttur nachgedichtet ist. Es folgen verschiedene Volkssagen und Gedichte von Ólafur Davíðsson, dem jüngeren Jón Þorkelsson und mehreren anderen mitgeteilt. Im ganzen sind die Beiträge wertvoll und der Inhalt des kleinen Heftes abwechselnd.

Reykjavík.

β.

Dania. Tidskrift for folkemål og folkeminder udgivet for universitetsjubilaets danske samfund af Otto Jespersen og Kristoffer Nyrop. Bind I. hæfte 1. København Lybecker og Meyer 1890. (80 S. 8°.)

Mit Freude zeigen wir das eben erschienene I. Heft einer neuen Zeitschrift an, die sich die Aufgabe stellt, die Kenntnis der dänischen Mundarten und Volksüberlieferungen zu fördern. Die sprachliche Abteilung, unter Leitung von O. Jespersen, soll Untersuchungen über Bau und Geschichte der lebenden Volkssprache, über Ortsnamen, Volksetymologie, Redensarten u. s. w. bringen. Die zweite, unter Leitung von Kr. Nyrop, wird Lieder, Sprichwörter, Aberglauben etc. sammeln und Untersuchungen über Herkunft, Ausbreitung und Bedeutung der Volksüberlieferungen geben. Auch Bücheranzeigen und orientierende Übersichten über volkskundliche Litteratur sollen je nach dem Raum gebracht werden. Das I. Heft enthält eine Untersuchung über die Lappenbäume von Nyrop und eine lautphysiologische Abhandlung über die in der Dania gewählte Bezeichnung der dänischen Laute. Ein kurzer Artikel von Jespersen über die Stellung der Partikel *mon* macht den Schluss. Wir rufen der befreundeten Zeitschrift ein herzliches heilá heilá zu.

W.

Litteratur des Jahres 1890¹⁾.

Von Dr. Friedrich Back.

Volkskunde im Allgemeinen.

I. Zeitschriften²⁾.

Zeitschrift für Volkskunde in Sage und Mär, Schwank und Streich, Lied, Rätsel und Sprichwort, Sitte und Brauch. Herausgegeben von Dr. Edmund Veckenstedt Leipzig. A. Dörfel.

II. 4. Veckenstedt, Die Kosmogonien der Arier. Die Griechen. — Treichel, Sagen aus Westpreussen. — Knoop, Sagen aus Hinterpommern. — Zingerle, Die Verlobten. Aus Eupen im Zillerthal. — von Wlislöcki, Kinderspiele der siebenbürgischen und südungarischen Zelt-Zigeuner. — Prexl, Besprechungsformeln der Rumänen in Siebenbürgen.

— 5. Veckenstedt, Die Kosmogonien der Arier (Forts.). Die Griechen. — Knoop, Sagen aus Hinterpommern. — Schlossar, Volkslieder aus Steiermark. — Mitkos, Albanesische Lieder. — v. Wlislöcki, Kinderspiele der siebenbürgischen und südungarischen Zelt-Zigeuner. — Prexl, Besprechungsformeln der Rumänen in Siebenbürgen. — Pfeifer, Aberglaube aus dem Altenburgischen.

— 6. Veckenstedt, Die Kosmogonien der Arier. Die Germanen. — Knoop, Sagen aus Hinterpommern. — v. Wlislöcki, Kinderspiele der siebenbürgischen und südungarischen Zelt-Zigeuner. — Gittée, Patengeschenke in Wallonien. — Pfeifer, Aberglaube aus dem Altenburgischen.

— 7. Rua, Einige Erzählungen des Giovanni Sercambi. — Vernaleken, Der starke Hans, eine Reihe mythischer Volks-

dichtungen. — Jarnik, Albanesische Märchen und Schwänke. — Zingerle, Weihnachtslied. — Schlossar, Deutsche Volkslieder aus Steiermark. — Archut, Volksrätsel aus der Provinz Pommern.

— 8. Fränkel, Die Fabel vom Streite der drei lasterhaften Brüder im 17. Jahrhundert. — Brauns, Die japanesischen Kinder- und Hausmärchen. — Knoop, Märchen aus der Provinz Posen. — Schlossar, Deutsche Volkslieder aus Steiermark. — Bolte, Lieder von einem fliegenden Blatte. — Mitkos, Albanesische Lieder. — Archut, Volksrätsel aus der Provinz Pommern. — v. Wlislöcki, Kinderspiele der siebenbürgischen und südungarischen Zelt-Zigeuner.

— 9. von Zingerle, St. Nicolaus. — Jarnik, Albanesische Märchen und Schwänke. — Knoop, Volkslieder aus Hinterpommern. — Archut, Volksrätsel aus der Provinz Pommern. — v. Wlislöcki, Kinderspiele der siebenbürgischen und südungarischen Zelt-Zigeuner. — Pfeifer, Aberglaube aus dem Altenburgischen. — Pick, Ein Feuersegen (aus Zeit).

— 10. Rademacher, Über den Geisterglauben und seinen Einfluss auf die religiösen Vorstellungen der Germanen. — Vernaleken, Der starke Hans, eine Reihe mythischer Volksdichtungen. — Pfeifer, Volkslieder aus Sommerfeld und Umgegend. — Mitkos, Albanesische Lieder. Deutsch von Jarnik. — Ammann, Hochzeitsbräuche aus dem Böhmerwald.

— 11. v. Zingerle, St. Nicolaus. —

1) Die Leitung der Zeitschrift bittet alle Freunde im In- und Auslande um gütige Unterstützung für die Bibliographie. Nur dadurch wird es möglich werden, die erwünschte Vollständigkeit annähernd zu erreichen.

2) Bei den Zeitschriften bezeichnet die römische Ziffer den Band, die arabische das Heft.
Zeitschrift d. Vereins f. Volkskunde. 1891.

Jarnik. Albanesische Märchen und Schwänke. — Knoop, Volkslieder aus Hinterpommern. — Pfeifer, Volkslieder aus Sommerfeld und Umgegend. — Pfeifer, Aberglaube aus dem Altenburgischen.

— 12. Knoop, Die neu entdeckten Göttergestalten und Götternamen der norddeutschen Tiefebene. — Ammann, Hochzeitsbräuche aus dem Böhmerwald. — Inhaltsverzeichnis der Zeitschrift für Volkskunde Bd. II. Heft 1—12.

III. 1. Veckenstedt, Die mythischen Könige der arischen Volksheldensage und Dichtung. — Veckenstedt, Wendische Sagen der Niederlausitz. — Vernaleken, Der unstete Hans, eine Reihe mythischer Volksdichtungen. — Bolte, Flämisches Mittfastenlied. — Kaufmann, Findlinge zur Volkskunde. — Knoop, Polnischer und deutscher Aberglaube und Brauch aus der Provinz Posen.

— 2. Heft. Knoop, Die neu entdeckten Göttergestalten und Götternamen der norddeutschen Tiefebene: Der pommersche Gauden und Vergodendél. — Veckenstedt, Die mythischen Könige der arischen Volksheldensage und Dichtung. — Branky, Volksüberlieferungen aus Österreich. — Veckenstedt, Wendische Sagen der Niederlausitz. — Bötticher, Troja oder Feuernekropole.

Am Urquell. Monatschrift für Volkskunde.

Herausgegeben von H. Carstens (später von Friedrich S. Krauss). Hamburg. Kramer, i. Commiss.

N. F. I. 1. Krauss und Dragičević, Guslarenlieder aus Bosnien und dem Herzogsland. Die Externsteine. — Carstens, Totengebräuche aus Dithmarschen. — Frischbier, Ostpreussischer Volksglaube und Brauch. — Haase, Sagen und Erzählungen aus der Grafschaft Ruppın und Umgegend. — Kaindl, Zwei ruthenische Mythen aus der Bukowina. — Kleine Mitteilungen.

— 2. Sz., Eine verschollene Volkssprache „Bourgoensch“. — Krauss und Dragičević, Guslarenlieder II. — Carstens, Totengebräuche (Forts.). — Kleine Mitteilungen.

3. Sz., Unser Standpunkt und unsere Aufgaben. — Krauss und Dragičević, Guslarenlieder III. — Frischbier, Aus Ostpreussen: Haus und Herd. — Carstens,

Totengebräuche (Schluss). — Kleine Mitteilungen.

— 4. Kupczanko, Die Ajsoren im Kaukasus. — Krauss und Dragičević, Guslarenlieder IV. — Klose, Alte Strafen. — Sohrey, Pfingsten auf dem Pfingstanger. — Frischbier, Aus Ostpreussen: Glück und Unglück. — Haase, Hand- und Schutzbrief. — Schumann, Geister. — Krauss und Dragičević, Volksmedizin. — Kleine Mitteilungen.

— 5. Krauss, Die Esche Yggdrasill. — Krauss und Dragičević, Guslarenlieder. — Kupczanko, Die Ajsoren (Forts.). — Volksmann, Mondglaube aus Dithmarschen. — Kaindl, Hausbau und Baupfer bei den Ruthenen. — v. Schulenburg, Regenbogen und Wassergalle. — C., Das Johannisbier in Norddithmarschen. — Pitřè, Volksmedizin (Appunti sulla medicina popolare in Sicilia). — Kleine Mitteilungen.

— 6. Kupczanko, Die Ajsoren (Schl.). — Rösler, Winterfestgebräuche im Isergebirge. — v. Schulenburg, Weihnachts- und Neujahrsgebräuche (aus Ostpreussen). — Staacke, Weihnachtsbräuche aus Scandinavien. — Kaindl, Volksglauben (aus der Bukowina). — Pitřè, Volksmedizin II. — Kleine Mitteilungen

— 7. Köhler, Die Haut versaufen. — Meyer, Rusalja I. — Sz., S. Bugge's nordische Studie. — Pitřè, Volksmedizin III. — Sneathlage, Die Kröte. — Gottschalk, Der Totschlag bei Menz. — Volksmann, Dree to Bett, eine Schicksalssage. — Kleine Mitteilungen.

— 8. Volksmann, Fastnachtsbräuche aus Schleswig-Holstein. — Schell, Gereimte Volksrätsel aus dem Bergischen. — Frischbier, Aus Ostpreussen: Kindheit. Der Klabatermann. — Sembrzycki, Volksmedizin (aus Ostpreussen). — Volkshumor. — Kleine Mitteilungen.

— 9. Krauss, Rusalije II. — Sz., Wielant der Schmied. — Frischbier, Aus Ostpreussen: Kindheit (Forts.). — Krauss, Oskar Kolberg. — Zauber- und Heilsprüche (aus Rendsburg). — Kleine Mitteilungen.

— 10. Rösler, Walpurgisnacht im Isergebirge. — Sz., Wielant der Schmied (Forts.). — Frischbier, Aus Ostpreussen: Kindheit (Schluss). — Kaindl, Der Teufel. — Schell, Bergische Sagen. — Krauss, Rusalien III. (in Indien). — Fränköl, Eine Zeitschrift für südwestdeutsche Volkskunde. — Handel-

mann, Zauber- und Heilspüche und dergl. (aus Rendsburg). — Kleine Mitteilungen.

— 11. Sz., Wielant der Schmied (Forts.). — Freytag, Riesen und Menschenopfer in unsern Sagen und Märchen. — Frischbier, Aus Ostpreussen: Arbeit und Mahlzeit. — Handelmann, Zauber- und Heilspüche und dergl. — Kleine Mitteilungen.

— 12. Krauss, Oskar Kolberg. — Ders., Sühne der Blutrache im Herzögischen. — Freytag, Riesen und Menschenopfer (Schl.). — Sz., Wielant der Schmied (Schluss). — Frischbier, Aus Ostpreussen: Träume. Das Besprechen. — Dragičević, Volksmedizin (aus Bosnien).

II. (1891). 1. Gatschet, Die Windhose. — Handelmann, Zur norwegischen Sagenforschung. — Winternitz, Das Kind bei den Juden. — Karłowicz, Die Liebestaufe bei den Polen. — Krauss, Die Menschwerdung des heiligen Panteleimon. — Kupczanko, Volksmedizin. — Krauss, Die Prinzessin von England. — Volksmann, Volkswitz in Räteln. — Sembrzycki, Ostpreussische Sprichwörter, Volksreime und Provinzialismen. — v. Wislocki, Zigeunertaufe in Nordungarn. — Krauss, Geheime Sprachweisen. — v. Hagen und Volksmann, Volksglauben. — Fränkel, Ein offenes Wort an Sammler. — Kleine Mitteilungen.

— 2. Krauss, Eine deutsche Gesellschaft für Volkskunde. — Winternitz, Das Kind bei den Juden. — Karłowicz, Die Liebestaufe bei den Polen. — Gaidoz, Ransom by Weight. — Frahm, Volksglauben. — Kupczanko, Volksmedizin. — Sembrzycki, Ostpreussische Sprichwörter etc. — Pordes, Trinkgefäße in Bosnien und im Herzögischen. — Krauss, Geheime Sprachweisen. — Kleine Mitteilungen.

Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. Herausgegeben von M. Lazarus und H. Steinthal unter Mitwirkung von Ulrich Jahn. Berlin. Asher & Comp. 8°.

XX. 1. Weinhold, Was soll die Volkskunde leisten? — Simmel, Zur Psychologie der Frauen. — Steinthal, Die erzählenden Stücke im 5. Buch Mose (Forts. und Schl.). — Schwartz, Noch einmal der himmlische Licht- (oder Sonnen-)Baum, eine prähistorische Weltanschauung.

— 2. Misteli, Sprachphilosophisches. — Tobler, Ein Fall von partieller Aphasie. — Borinski, *Ληροίδες προσέληνοι*. — Tester, Linguistisches aus der romanischen Schweiz.

— 3. Biese, Die poetische Naturbeseelung bei den Griechen. — Loewe, Zur Sprach- und Mundartenmischung. — Steinthal, Das periodische Auftreten der Sage.

Folk-Lore, a quarterly review of myth, tradition, institution, and custom. (Incorporating The Archaeological Review and The Folk-Lore Journal). London. D. Nutt.

I. 1. Editorial: Lang, Annual presidential address for the session 1889—90. — Discussion: Abercromby, Magic songs of the Finns I. — Haddon, Legends from Torres-Straits. — Ridgeway, Greek trade routes to Britain. — Hartland, Recent research on folktales. — York Powell, Recent research on Teutonic mythology. — Notes and news. — Miscellanea: Baring Gould, The Giant of new mills, Sessay. — Peacock, A Welsh conjurer, 1831. — Gaster, Story of Solomon's wisdom. — Busk, The burial of Mr. Rose's boots: horsehair turned into water-snake.

— 2. Frazer, Some popular superstitions of the ancients. — Haddon, Legends from Torres-Straits II. — Gomme, A. Highland Folk-tale and its foundation in usage. — Hartland, Peeping Tom and Lady Godiva. — Darmesteter et Barth, How they met themselves. — Nutt, Report: Celtic myth and saga. — Busk, Report: Italian Folk Songs. — Notes and news. — Jacobs, Review: Les contes moralisées de Nicole Bozon. — Correspondence: Clodd, What's in a name? — Nutt, Fascination and Hypnotism. — Miscellanea: Frazer, Easter in Greece; Highland superstitions. — Black, Players' superstitions. — Schechter, Rabbinic parallel to 'The two travellers'. — Gosselin, Folk-lore extracts. — Old Harvest Customs in Devon and Cornwall.

— 3. Andrew Lang, English and Scotch fairytales. 1. Rashin Coatie. — 2. Nicht nought nothing. — 3. Cap o' Rushes. — 4. Kate Crackernuts. — 5. Peepipol. — 6. Coato' Clay. — 7. Dräglin Hogney. — Burne, The collection of English folk-lore. — Abercromby, Magic songs of the Finns II. — Schechter, The Riddles of Solomon in Rabbinic literature. — Stewart Lockhart, Notes on Chinese Folk-Lore. —

Nutt, Report on the Campbell MSS. at Edinburgh. — Jacobs, Recent research in comparative religion. — Report of the Annual Meeting of the Folk-Lore Society. — Correspondence: Leland, 'How they met themselves'. — Ellis, 'Fascination and Hypnotism'. — Jacobs, Folke-tale of Campbell and its foundation in usage. — Notes and news. — Miscellanea: Rouse, A Jataka in Pausanias.

Mélusine. Recueil de mythologie, littérature populaire, traditions et usages, fondé par H. Gaidoz et E. Rolland. Dirigé par Henri Gaidoz. Paris. E. Rolland.

V. 1. Barth, La Littérature populaire et les contes dans l'Inde II. — Gaidoz, L'Étymologie populaire et le Folk-lore III. Les Saints pour rire. 1. Saint Personne. 2. Le père Invicem. 3. Sainte Touche, Saint Lundi, Sainte Bonteille, etc. — Tuchmann, La Fascination. § 3. Les Fascinateurs. Catégories. B.) Animaux. — H. G., Les Esprits-Forts de l'Antiquité classique XXIII.

— 2. Gaidoz, La collection internationale de la Tradition. — H. G., La Fraternalisation VIII. — Colson, L'enfant qui parle avant l'être né IX. — Köhler, Ne frapper qu'un seul coup. — Karlowicz, Les deux arbres entrelacés. — Tuchmann, La Fascination. § 3. Les Fascinateurs. Catégories. B.) Animaux. C.) Objets inanimés. D.) Divinités, Esprits, Ames. — H. G., Les Esprits-Forts de l'Antiquité classique XXIV. — E. R., Les Serments et les Jurons.

— 3. Doutrepont, Un chant monorime. — Tuchmann, La Fascination. § 3. Les Fascinateurs. Catégories. E.) Gens et animaux qui se fascinent eux-mêmes. — Esser, Mœurs et usages de Mahmély et de la Wallonie prussienne. III. 1. La Cusnée. 2. La Saint-Jean. 3. Pointé l'Trouv'lai (2). 4. Les Jompsemes. — Orain, Devinettes de la Haute-Bretagne X. La pierre de Serpent. H. G., L'Étymologie populaire et le folk-lore. IV. L'Être suprême.

— 4. Loquin, La nouvelle brochure de M. Gaston, Paris. — H. G., Les contes populaires dans l'Antiquité classique. — Les chemins de fer II. — Ernault, Chansons populaires de la Basse-Bretagne. — H. G., L'Étymologie populaire et le folk-lore V. 1. Dans les bras de Morphée. 2. Saint Virgile. — O'Grady, Irish prognostications from the howling of dogs. — Orain, Devinettes

de la Haute-Bretagne. — Tuchmann, La Fascination. § 3. Les Fascinateurs. Moyens d'acquérir le pouvoir de Fascination. — La Fascination, le magnétisme et l'hypnotisme.

— 5. Gaidoz, L'opération d'Esculape I. 1. Au Ve siècle avant notre ère. 2. Chez les chrétiens: l'épreuve faite sur un homme. 3. Le miracle du maréchal-ferrant et les monuments figurés. 4. Le miracle du maréchal-ferrant et la tradition orale. 5. En Irlande. 6. Les images et les légendes. 7. Conte, légende ou miracle? — Échos de la littérature antique au moyen-âge. — Tuchmann, La Fascination. § 3. Les Fascinateurs. — Moyens d'acquérir le pouvoir de fascination (Suite). — H. G., Le Solarisme Boulangiste. Israël Lévi, La légende d'Alexandre dans le Talmud. — Karlowicz, La Mythologie lithuanienne et M. Veckenstedt.

— 6. Gaidoz, Jean de l'Ours. — Lefebvre, La Motte de terre. — L'Étymologie populaire et le folk-lore: VI, Noms de saints, par Nyrop; VII, par Gaidoz. — Orain, Devinettes de la Haute-Bretagne (Suite). — Tuchmann, La Fascination: Moyens d'acquérir le pouvoir de fascination; A) Effets de la fascination (Suite). — Gaidoz, La Photographie. — Lévi, Le Juif en morceaux. — Gaidoz, Oblations à la mer et présages. — H. G., L'Arc en Ciel.

Revue des traditions populaires. (Société des traditions populaires au musée d'ethnographie du Trocadéro). Paris. J. Maisonneuve.

V. 1. Faligan, Des formes iconographiques de la légende de Théophile. — Perraud, Les noces du coucou et de l'alouette V. Des Dombes. — Bernard, Les noces du papillon, pays de Caux. — Desavre, Les noces de l'alouette et du pinson, version du Poitou. — M^{me} Paul Sébillot, Les noces de la bécasse et de la perdrix, version de la Haute-Bretagne. — Sébillot, Le diable et l'enfer dans l'icongraphie III. — Morel-Retz, La fête des Rois XI. La quête des Rois en Bourgogne. — Cécard, XII, en Champagne. — Tausserat, XIII, La cérémonie de la tête à la Cour de France en 1706. — Désaugiers, Rien qu'une, conte du jour des Rois. — Bayon, Proverbes et dictons de Mazins. — Loys Breunyre, L'inventaire des contes III. Analyse classification et tabulation des contes po-

pulaires. — Rosières, L'influenza au XV^e siècle. — Sébillot, L'influenza au XVI^e siècle. — Blanchard, Coutumes scolaires IV. En Allemagne. — Pitrè, Le pays des Chiens, conte populaire sicilien. — Ney, Miettes de folk-lore parisien. — Desrousseaux, Le folk-lore du pays de Liège. — Tiersot, Extraits et lectures I. Audition de Noël français au cercle Saint-Simon. — Certeux, II. Les asiles de nuit en Chine.

— 2. Basset, La légende du chien de Montargis chez les Arabes. — Destriché, Le retour du soldat, version du Maine — Cordier, Les Cynocéphales dans la Légende. — Sauvè, Le Carnaval dans les Vosges. — Desavire, Les Précurseurs de nos études V. Enquêtes du premier Empire et de la Restauration. — La Fontanelle, VI. Notes inédites (première moitié du siècle). — Sébillot, Noms, formes et gestes des lutins III. Basse-Bretagne. — Fontaine, La fête des Rois XIV. Ordalies en Bourgogne. — Bellet, Les Fois de l'île de Ré. — Basset, Légendes africaines sur l'origine de l'homme IV—VII. — Tiersot, Chansons et danses étrangères III. Musiques et danses roumaines. IV. Rapsodie cambodgienne de Bourgault-Ducoudray. — Certeux, Bazin la Lune, légende du Dauphiné. — Hovelacque, De quelques formes de salutation. — Assemblée générale.

— 3. Lefèvre, Les Mythes et les dieux de la pluie. — Blanchard, Le Rossignolet, chanson des Hautes-Alpes. — P. S., Les Traditions populaires et les écrivains français III. Le Menagiana. — Morin, Les calendriers des illettrés II. L'Almanach des Bergers. — Basset, Les jours d'emprunt chez les Arabes. — Bonnemière, Amulettes et talismans VI. Amulette breton contre la fièvre. — Fouju, Légendes et Superstitions préhistoriques III. (Eure-et-Loir). — Sébillot, Le peuple et l'histoire I. Révolution française. — de Crouskow, Chants héroïques du peuple russe. — Fertiault, Devinettes. — Le Carguet, Superstitions et légendes du Cap-Sizun. — Certeux, Le Prisonnier de Nantes I. Version de la Loire-Inférieure. — M^{me} Paul Sébillot, II. Version des Côtes-du-Nord. — Dèmeuldre, Facéties wallonnes. — Eygun, Superstitions basques. — Labonne, A travers le Berry III. Superstition berrichonne. — Fertiault, Le cierge de la Chandeleur. — Pineau, Les roseaux qui chantent III. La rose d'or, conte du Maine. — Lemoine, Coutumes de mariage VI. En Belgique. — Har, La légende de

Didon II. Légendes parallèles. — Pineau, Pèlerins et Pèlerinages VIII. Enfants malades.

— 4. Brueyre, Extraits d'anciens ouvrages anglais relatifs au Folk-Lore I: Antiquité de la littérature des nourrices. — Bon, Devinettes: Auvergne. — Tiersot, Le Rossignolet II. Version du Morvan. — Certeux, Les calendriers des illettrés III. — Sébillot, Les coquillage de mer III. — Bon, Le seigneur Coup-garon, légende de l'Auvergne. — Bayon, Amulettes et talismans VII. Amulettes d'Italie. — Bourchenin, Coutumes de mariage VI. Une noce en Béarn. — M^{me} Paul Sébillot, Superstitions de la Nièvre. — Siébel, Légendes et superstitions préhistoriques IV. La hotte du diable. — Harou, — V. En Belgique. — M^{me} Paul Sébillot, La mort d'Adèle, chanson de la Haute-Bretagne. — Rabot, Un album eskimo. — Basset, Contes arabes et orientaux IV. Le Mythe d'Orion et une fable de Florian. — De Crouskow, Chants héroïques du peuple russe II. — P. S., Les Traditions populaires et les écrivains français IV. Racine. — Millieu, Les pourquoi LIV — LV. La mule et le lièvre. — De Laporterie, Croyances des paysans landais. — Certeux, Brimades et imitations I. Les Béjames du commerce. — Harou, Le long hiver (versions flammandes). — Bonaparte, Les glaciers I. Le génie de l'Aletsch. — Dessaix, — II. L'excommunication des glaciers.

— 5. Hardouin, Traditions et superstitions siamoises. — Bernard, Joli mois de mai fleuri. — Chanson du pays de Caux. — Sébillot, Les Zoophytes. — Fouju, Miettes de Folk-lore parisien XII. Usage du vendredi saint dans la Seine. — P. S., Saint-Blaise II. Bourchenin, Formulettes béarnaises. — Harou, Imagerie populaire flamande. — Fouju, Légendes et superstitions préhistoriques VI. — Guyot, Le petit tambour. Chanson avec jeu. Champagne et Paris. — Le Carguet, Traditions et superstitions du Cap-Sizun III. An Aour-jeoten. — L'herbe d'or. — P. S., Le Folk-lore au Salon V. Les traditions populaires et les peintres pendant la période romantique. — Bayon, Devinettes de Haute-Bretagne. II. — Sax, Salomon dans les légendes musulmanes V. — Harou, Le bonhomme Misère. Légende liégeoise. — Imbert, Poésies sur des thèmes populaires XX. Le saint de villages. — P. S. Le voyage présidentiel et les traditions populaires. — Fontaine, Facéties bourguignonnes. I. Le

maire de Buncy. II. Les Tortionnaires. — Certeux, Les traditions populaires à l'Exposition V. section russe.

— 6. Sichler, Cérémonies et coutumes nuptiales en Russie. — Guyot, Le Pont de Londres I. Ronde de la Champagne. — M^{me} Paul Sébillot, — II. Haute-Bretagne. — P. S., Les danseurs maudits. — Destriché, Traditions et superstitions de la Sarthe. — Sébillot, L'Iconographie fantastique II. Les Lutins. — De Launay, Des apparitions en Vendée. — Luzel, Les contes populaires dans les sermons du Moyen-âge II. Horrible exemple de l'évêque Hugues. — Certeux, Les Calendriers des illettrés IV. Le Calendrier des Aztèques. — Jacottel, Légendes et Contes bassoutos V. La légende de la tortue II. Raseretsana.

— 7. De Zmigrodzki, Folk-lore européen comparé I. La Mère et l'enfant. — Tiersot, Trois pastourelles du Morvan. — J. T., Sur l'origine populaire du mot Alleluia. — Sébillot, Les Traditions populaires et les écrivains français V. Molière. — Ferrand, Traditions et superstitions du Dauphiné. — Congrès des Traditions populaires. — De Laporterie, Une noce de paysans en Chalosse: sortie de l'église. — Destrée, Seconde vue: intersignes. — Sichler, Mœurs et coutumes de mariage II. Gouvernement d'Archangel. III. Chez les Permians. — Basset, Salomon dans les légendes musulmanes. — Certeux, Les calendriers des illettrés VI. Les Bâtons calendriers. — Morel-Retz, Le Peuple et l'histoire IV. Mandrin. — Basset, Une superstition. — Sébillot, Quelques contes très courts. — Bonnemère, Superstitions du département de l'Indre. — De Rialle, Extraits et lectures I. Les sources dans la mer. — Blanchard, II. Pour être heureux toute l'année.

— 8. Rosières, Quelques proverbes français du XV^e siècle. — Tiersot, Chant de moisson du Morvan. — Sébillot, Les Mollusques. — Brueyre, Extraits d'anciens articles anglais relatifs au Folk-lore II. Préface de Richard Price à l'histoire de la poésie anglaise de Warton. — Pineau, Les villes disparues I. Le temps, tradition poitevine. — Basset et Sébillot, Allusions à des contes populaires III. — Fertiault, Les Traditions populaires et les écrivains français VI. Les Noël's de la Momoye. — Sichler, Mœurs et coutumes de mariage III. Chez les Permians. — Certeux, Extraits et lectures. Le Samedi saint à Cuba.

— 9. Dumontier, Astrologie des Anamites. — Sébillot, Les Mines et les Mineurs V. La bonne et la mauvaise chance. VI. Coutumes. — Additions. — Tiersot, Le Rossignol messager, versions du Morvan. — Bon, Superstitions auvergnates. Cantal. — De Crousow, Les Chants héroïques du peuple russe. — P. S., Les Sociétés des Traditions populaires, Société allemande. — Basset, La Chanson de Bricou I. — Pineau, — II. Briquette, randonnée poitevine. — de La Sicotière, — III. Briquette, ronde normande. — Certeux, Les calendriers des illettrés V. Calendrier breton. — Sébillot, Les Crustacés. — Basset, Une fable de Florian et le Mythe d'Orion III. — P. S., La Boulangerie et le pain: Questionnaire. — Pineau, Le long hiver III. Version poitevine. — Fertiault, Les Haricots. — M^{me} Destriché, Traditions et superstitions de la Sarthe II. — Bogisic, Saint Blaise III. — M^{me} Paul Sébillot, Le joli Meunier, chanson de la Haute-Bretagne. — Desrousseaux, Transformation des Légendes, des Anecdotes, etc. — Pineau, Les Oiseaux en Poitou.

— 10. Sébillot, Les Pendnes. — Tiersot, La Chanson du Géant. — Basset, La Chanson du Bricou (suite) IV. Versions lorraine et alsacienne. — Lámhóigín, conte irlandais de la Saint-Martin. — Fitzgerald, Notes sur quelques origines de la Tradition celtique. — Sichler, Mœurs et coutumes de mariage III. Cérémonies de mariage chez les Permians (suite). — Luzel, L'imagerie populaire V. Basse Bretagne. — Deuxième Congrès des Traditions populaires. — Morin, La Bêtise des Gens, conte de Champagne. — Bellet, Le Peuple et l'histoire V. Buckingham dans l'île de Ré. — Certeux, Extraits et lectures. Le dieu Canon.

— 11. Jarchy, La Médecine superstitieuse en Russie. — Tiersot, Le Portrait de la Maîtresse II. Version du Morvan. — Destriché, IV. Version de la Sarthe. — Herconet, Superstitions de Quillimane (Mozambique). — Sébillot, Superstitions de civilisés II. — Sichler, Mœurs et coutumes de mariage en Russie. — Lavenot, Devinettes de la Basse-Bretagne. Pays de Vannes. — Bonnemère, Les superstitions du canton de Genes (Maine-et-Loire). — Pineau, Les Danseurs maudits III. Légende du Poitou. — Sébillot, Pensées sur les Traditions populaires extraites de divers auteurs. — Certeux, Les calendriers des illettrés V. Un

calendrier du VI^e siècle. VI. Calendrier horloge du XI^e siècle. — Harou, Pitje de dood (Pierre la Mort), conte flamand. — Harou, Pourquoi Polichinelle a deux bosses, légende liégeoise. — Le Lac des Fées. — R. B., Saint-Blaise IV.

La Tradition. Revue générale des Contes, Légendes, Chants, Usages, Traditions et Arts populaires. Direction: Émile Blémont et Henry Carnoy. Paris. E. Lechevalier.

Jan.: Davidson, Le Folk-lore en Angleterre I. — Stiébel, Notes de voyage en Orient. — Pitrè, Le mois de mai. — Delannoy, Un livre d'oraisons manuscrit. — Chaboseau, Les empreintes merveilleuses. — De Sivry, La-haut sur la montagne, chanson et mélodie. — Plantadis, Les Rosières. — Desrousseau, Les Guerrières de Flandre. — Correvonx, Les Démons de Bourg-Saint-Pierre en Valais. — Eschenauer, La tradition française en Allemagne II. — Selter, La complainte de Sainte Cathérine. — Millien et Beauvais, Les Eurlumés qui vont à Saint-Gueurluchon. — Nicot, Ballade. — Lemoine, Contes populaires de Hainaut VI. — Carnoy, La Fête de Noël, XVIII et XIX. — Bérenger-Férand, Taprata, devinette provençale. — Echaupre, La fille fière, récit berriçon.

Febr.: Davidson, Le Folk-lore en Angleterre II. — Selter, La complainte de Saint-Nicholas. — Zmidgrozki, Le Folk-lore Polonais I. — Magdelaine, Ballade du roy de Savoye. — Pitrè, Le mois du mai XII (en Italie). — De Colleville, Les Formulettes enfantines III. — Carnoy, La Fête des Rois I. — Stiébel, Notes de voyage en Orient II. — Vicaire, Puisque chacune à son chacun. — De Sivry, La P'tit Tata. — Plantadis, Les Rosières III. — Sinval, Les Russes chez eux VI. — Echaupre, Chanson de Santouge.

March: Davidson, Le Folk-lore en Angleterre III. — Braun, Aconsmates et chasses fantastiques I. — Plantadis, Le grillon et le loup. — H. C., Palladiums et Talismans des cités I. — Krohn, Histoire de Traditionisme en Finlande I (suite). — Harou, Les matériaux dans les fondations. — Defrecheux, Saints et Idols chatifs VII. — Carnoy, Une nouvelle revue de Folk-lore. — De Zmigrodzki, Le Folk-lore polonais d'après Oscar Colberg. — Roumanille, Les

Recommandations de ma pauvre Grand-laborgue, traduit par Gineste. — A propos du congrès des Traditions populaires. — Selter, La chanson du Charbonnier.

(Fortsetzung folgt.)

Archivio per lo studio delle tradizioni popolari. Rivista trimestrale dir. da G. Pitrè e S. Salomone-Marino. Palermo. C. Clausen.

IX. 1. Pirrone-Giancontieri, Il Re dei Vendi e degli Zingari russi, dei Lettoni, Lituani e Zamati. — Simiani, Usi, Leggende e Pregiudizi popolari trapanesi III. — Musoni, Usi e Costumi degli Sloveni veneti. — Pires, Cantos maritimos de Portugal. — Menghini, Canti popolari romani. — De Pasquale, Raccolta di proverbi calabresi. — Prato, Il mare (fine). — Mazzucchi, Usi e Costumi del popolo nell'alto Polesine. — Marino, Exenia Nuptialia in Sicilia. — Gabotto, Due Sacre rappresentazioni in Torino nel Sec. XV. — Corsi, Vita senese I—VII.

— 2. Finamore, Tradizioni popolari abruzzesi. — Mazzucchi, Proverbi popolari del Polesine. — Nardo-Cibele, La Filata, o la coltivazione del canape nel Bellunese I. Ramm, Quelques remarques sur les jeux en Finlande. — Varvessis, Tradizioni e costumi popolari. — Wilmotte, Études sur des thèmes de chanson. — Cian, Una preghiera di pellegrini del sec. XV. — Ragusa-Moleti, Canti funebri di popoli e poeti selvaggi e poco civili. — Di Martino, Vitusullanu nella storia e nelle credenze popolari canicattinesi. — De Pasquale, Raccolti di proverbi calabresi (fine). — Seves, Appendice alle serenate per S. S. Crispino e Crispiniano in Pinerolo. — Scbillot, Contes de Marins recueillis en Haute-Bretagne I—IV. — Simiani, Usi, Leggende e Pregiudizi popolari trapanesi IV. — Menghini, Canti popolari romani. — Salmone-Marino, Il 'tabbaranu', gioco popolare siciliano fanciullesco. — Ferraro, Spigolature di canti popolari parmigiani e monferrini (fine).

— 3. Musatti, Il S. Giovanni Battista a Venezia. — Pellegrini, Il S. Giovanni Battista nell'Agordino. — Nardo-Cibele, Il S. Giovanni Battista: ricordi veneti. — Seves, Di alcune credenze per la festa di S. Giovanni Battista in Piemonte. — Corsi, Il braccio di S. Giovanni Battista in Siena: tradizioni, usi e superstizioni. — Martinengo-

Cesaresco, Fiori di S. Giovanni. — Krauss, La fête de Saint-Jean chez les Slaves du Sud. — Vetri, Il Lago sfondato ed il sonno di S. Giovanni Battista. Leggenda popolare in Castrogiovanni. — De Nino, La festa di S. Giovanni nell' Abruzzo. — Carstens, Usi e credenze di S. Giovanni nello Schleswig-Holstein: I. La notte di S. Giovanni. II. La festa di S. Giovanni. III. Credenze di S. Giovanni. — Ragusa - Moleti, Canti funebri di popoli e poeti selvaggi o poco civili. — La preghiera a ruota nel Tibet. — Como contano alcuni popoli. — Pitrè, La Leggenda di Cola Pesce. — Columba, Note di Tradizioni e Leggende: I. La Leggenda degli Stretti. II. La Leggenda di S^a Sofia. III. La fonte di S^a Sofia — Nerucci, Storielle popolari (in Toscana). — Lombroso, Spigolature di Usi, Credenze, Leggende: I.

Un' usanza messinese. II. Una credenza popolare toscana e piemontese. III. Una leggenda biellese. IV. La festa di S. Rocco in Orbassano. — Menghini, Canti popolari romani: Amore e baci. — Serenate. — Descrizioni. — Vari. — Munsoni, Usi e Costumi degli Sloveni Veneti (La festa di S. Giovanni Battista). — Sébillot, Contes de Marins reuencillis en Haute Bretagne: V. La Mousse. VI. L'Oiseau de vérité. — **Miscellanea**: Battaglia, Dell' uso di dare il posto d'onore in Sicilia. — La processione dei Turchi in Potenza. — Il giuco del ventaglio in Toscana. — Un unovo rimedio contro la peronospora negli Abruzzi (Finamora). — Una donna che non riconosce sè Stessa, leggenda inglese (Busk). — L'anello nuziale in Inghilterra e in America. — Proverbi danesi (Schneekloth).

II. Bücher und Aufsätze.

1. Allgemeines und Miscellen.

Platz, Die Völker der Erde. 15.—16. Heft. 8°. (II. Bd. Sp. 1—128 mit Abb.) Würzburg, Woerl.

Bradke, Ueber Methode und Ergebnisse der arischen (indogermanischen) Alterthumswissenschaft. Historisch-kritische Studien. 8°. 349 S. Giessen, Ricker. M. 7,50.

Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte. Linguistisch-histor. Beiträge zur Erforschung des indogerm. Alterthums. Zweite vollst. umgearb. und beträchtlich vermehrte Auflage. 8°. 684 S. Jena, Costenoble. M. 14.

Bernhöft, Sprachvergleichung und Urge-

schichte (Zeitschrift für vergl. Rechtswissenschaft. IX, 2).

Buschan, Germanen und Slaven. Eine archäologisch-anthropologische Studie (Natur und Offenbarung. XXXVI, 2—5).

Liebrecht, Zur Volkskunde. Nachträge (Germania — herausgegeben von O. Bechaghel. XXXV, S. 210—217. 346—352).

Achelis, Ethnologie und Geschichte (Ausland. Heft 28—29).

Stamper, Völkerblüthe und Völkerverfall (Gegenwart. Heft 44).

Neubaur, Die Völkerbewegungen und Völkerbildungen der Gegenwart (Westermanns illustr. deutsche Monatshefte. November.)

2. Äusseres Leben.

Friedel, Die Speiseeichel (Zeitschrift für Ethnologie. XXII, p. [137] f.).

Otto, Zur Geschichte der ältesten Hausthiere. 8°. 78 S. Breslau, Preuss und Jünger.

von Heilwald, Ursprung und Entwicklung des Schmuckes (Ausland. Heft 30—32).

Hirschfeld, Die Entwicklung des Stadtbildes,

am Alterthum nachgewiesen (Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Heft 4).

Coll, Historia del calendario (Revista de España 15 de Marzo — 30 de Abril).

Friederichson, Geschichte der Schifffahrt. Mit Abb. 8°. 274 S. Hamburg, Verlagsanstalt. M. 6.

Olshausen, Bernsteinhandel (Zeitschrift für Ethnologie. XXII, p. [270] ff.).
Böheim, Waffenkunde. Handbuch des Waffenwesens in seiner historischen Entwicklung vom Beginn des Mittelalters bis zum Ende

des 18. Jahrh. Mit Abb. 2. bis 8. Lfg. 8°. Leipzig, Seemann.

Olshausen, Schnallen, Reitersporn, Steigbügel (Zeitschrift für Ethnologie. XXII, p. [178] ff. .

3. Inneres Leben.

a) Allgemeines.

Lang, Études traditionalistes (Vol. VI de la Collection Internationale de la Tradition). 16°. 107 S. Paris, Maisonneuve. Fres. 3,50
Yeats, Poetry and Science in Folk-Lore (The Academy Nr. 962).
Nutt, Poetry and Science in Folk-Lore (ebd. Nr. 963).
Axon, Folk-lore of East and West compared. Folk-lore from Chicago. Senegambian Folk-lore (Notes and Queries 30. August.).
Ortoli, Les Conciles et Synodes dans leurs rapports avec le traditionisme. (Vol. V de la Collection Internationale de la Tradition). 16°. 143 S. Paris, Maisonneuve. Fres. 3,50.

b) Lebenssitten und Recht.

Gutberlet, Die sittlichen Vorstellungen der Naturvölker (Natur und Offenbarung. XXXVI, 2—5).
Biermer, Psychische Volkskrankheiten (Deutsche Revue. November).
Achelis, Die Geschlechtsgenossenschaft und die Entwicklung der Ehe Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Heft 4).
Friederichs, Das männliche Wochenbett (Ausland. Heft 41—45).
Robinson, Der Ursprung der Blutrache (Globus. Heft 2).
Baist, Der gerichtliche Zweikampf, nach seinem Ursprung und im Rolandslied Romanische Forschungen. V. 2).

c) Religion.

Müller, Natürliche Religion. A. d. Engl. übers. von Engelbert Schneider. 8°. 587 S. Leipzig, Engelmann.
Dubois, Das Buch der Religionen. 1. Lief. 8°. 80 S. Stuttgart, Pfautsch. M. 1.
Frazer, The golden Bough: a Study in Comparative Religion 2 vols. 8°. 806 S. Macmillan. 28 sh.
Vodskov, Rig - Veda og Edda eller den

komparative Mytologi. Bidrag till Bestemmelsen af den Mytologiske Metode (Ogsaa m. T.: Sjaeledyrkelse og Naturdyrkelse. Første Bind.) 1—2 det Hefte. 8°. 32. S. Lehmann & Stage. Kr. 2.

Krauss, Totenfetische (Oesterr. Wochenschrift. VII, 11).

Winternitz, Notes on Sráddhas and Ancestral Worship among the Indo-European Nations (Wiener Zeitschr. f. d. Kunde des Morgenlandes IV. 3).

Cultus arborum, a descriptive account of phallic tree worship, with illustrative legends, superstitious usages ... exhibiting origin and development amongst the eastern and western nations of the world, from the earliest to modern times, with a bibliography of works upon and referring to the phallic cultus. 8° London, Reader.

Junker von Langeegg, Heilige Bäume und Pflanzen. Deutsche Rundschau. Juni-Juli.

Allen, Sacred Stones (The Fortnightly Review. Januar).

Sacred Stones (The Athenaeum. Nr. 3286).

Jacobsen, Steine als Amulette bei wilden und civilisirten Völkern (Ausland. Heft 27).

Sébillot, Légendes, croyances et superstitions de la mer. I^e série: La mer et le rivage. II^e série: Les météores, les vents et les tempêtes. 18°. Paris, Charpentier. 3 fr 50 (jede Serie).

Hope, Holy Wells: their Legends and Superstitions (The Antiquary. Januar-Nov.).

Jones, Finger - Ring Lore: Historical, Legendary, Anecdotal. 2. edit. revised and enlarged, with nearly 300 Illustr. 8°. 562 S. Chatto. 7 sh. 6 d.

Customs of the Ring (Amer. Notes and queries. IV, 16).

Superstitions of Shoes (American Notes and Queries. V, 1).

d'Alviella, La migration des Symboles (Revue des deux Mondes. 1. Mai).

Jivasyi Jamshejja Modi, Superstitions common to Europe and India (Journal of the Anthropological Society of Bombay. II. 3. .

d) Sprache. Poesie u. a.

Leitner, on the Ethnographical Basis of Language, with special reference to the Customs and Language of Hounza (The Journal of the Anthropolog. Institute of Great Britain and Ireland. XX, 2).

Ethnologisches Problem ist die Vielsprachigkeit (Naturwissenschaftliche Wochenschrift. Heft 29).

Curti, Die Sprachschöpfung. Versuch einer Embryologie der menschlichen Sprache. 8°. 74 S. Würzburg, Staber. M. 1,50.

Jacobowski, Die Anfänge der Poesie. Grundlegung zu einer realistischen Entwicklungs-

geschichte der Poesie. 8°. Dresden, Pierson. M. 2,50.

Grabow, Die Lieder aller Völker und Zeiten. In metrischen deutschen Übersetzungen. Nach dem Vorbilde von Herders „Stimmen der Völker“. 5 Aufl. 8°. 40 Bog. Hamburg, Kramer. M. 7,50.

Boner, Poesia e miti delle acque I (Rassegna di Letteratura Italiana e Straniera. I, 2.).

Tiersot, Musiques pittoresques, promenades musicales à l'Exposition de 1889. 8°. 126 S. Paris, Fischbacher.

Tappert, Wandernde Melodien. Eine musikalische Studie. 2. verm. u. verb. Aufl. 8°. 95 S. Leipzig, List & Francke. M. 2,40.

Deutschland.

1. Allgemeines.

Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde. I. Bd. Neuer verm. Abdruck, besorgt durch Max Roediger. Mit einer Karte von Heinrich Kiepert. 8°. 544 S. Berlin, Weidmann.

Kossinna, Die Sweben im Zusammenhange der ältesten deutschen Völkerbewegungen (Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte Kunst. IX, 2.).

Lippert, Beiträge zur ältesten Geschichte der Thüringer III (Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte und Altertumskunde. N. F. VII, 1.).

Birlinger, Rechtsrheinisches Alamannen, Grenze. Sprache, Eigenart. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. Herausg. von A. Kirchhoff. IV, 4.) Stuttgart, Engelhorn. M. 4,80.

Volger, Die Altenburger Bauern in ihren

Trachten, Sitten und Gebräuchen. 8°. 40 S. Altenburg, Bonde.

Zur Volkskunde des Harzes (Harzer Monatshefte. Heft 5—6.).

Oertel, Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Königreichs Sachsen. 8°. 272 S. Leipzig, Hirt. M. 4.

Nordhoff, Das Westfalenland und die urgeschichtliche Anthropologie. Geschichtliches, Sammlungen, Literatur etc. Zugleich als Beihülfe zu antiquarischer Forschung und Kartographie. Mit einer Karte der Umgebung von Münster. 8°. 50 S. Münster i. W., Regensburg.

Fricke, Das mittelalterliche Westfalen oder die alten Sitten, Gesetze, Gerichte, Zustände und Gewohnheiten der Roten Erde. 8°. 328 S. m. Karte u. Abb. Minden, Bruns. M. 4.

2. Äusseres Leben.

Höck, Nährpflanzen Mitteleuropas, ihre Heimat. Einführung in das Gebiet und Verbreitung innerhalb desselben. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. Herausg. von A. Kirchhoff. V, 1.) Stuttgart, Engelhorn. M. 2,20.

Buschan, Zur Geschichte des Weinbaues in Deutschland (Ausland. Heft 44—45).

Wichmann, Der Baustil der alten Germanen (Zeitschr. für bildende Kunst. Juli.).

Bancalari, Forschungen über das deutsche Wohnhaus (Ausland. Heft 24, 25, 27).

v. Hellwald, Das Haus in den Alpen (Unsere Zeit. Heft 5).

Fressl, Ueber Haus und Hof des baiwarischen Landmannes (Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. IX, 1—2.).

- Uhle**, Das föhninger Haus (Zeitschrift für Ethnologie. XXII, p. [62] ff.).
- Virchow**, Vorkommen und Form des sächsischen Hauses in Ost- und West-Holstein (ebd. p. [75] ff.).
- Leuke**, Giebelverzierungen in Ostpreussen (ebd. p. [263] ff.).
- Bolte**, Der Bauer im deutschen Liede. 32 Lieder des 15.—19. Jahrhunderts nebst einem Anhang (Abdruck aus den Acta Germanica I, 3.). 8°. 132 S. Berlin, Mayer & Müller. M. 4.
- v. Rau**, Mähewerkzeuge (Zeitschrift für Ethnologie. XXII, p. [153] ff.).
- Schurtz**, Der Seifenbergbau im Erzgebirge und die Walensagen (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. V, 3.). Stuttgart, Engelhorn. M. 2,60.
- Sohn**, Die Entstehung des deutschen Städtewesens. Eine Festschrift. 8°. 102 S. Leipzig, Duncker & Humblot. M. 2,40.
- Meister**, Die ältesten gewerblichen Verbände der Stadt Wernigerode von ihrer Entstehung bis zur Gegenwart. 8°. 117 S. Jena, Fischer. (Sammlung nationalökonomischer Abhandlungen. Herausg. v. Conrad. VI, 2.).
- Edelmann**, Schützenwesen und Schützenfeste der deutschen Städte vom 13. bis zum 18. Jahrhundert. Mit 5 Abbildungen. 8°. 163 S. München, Pohl. M. 6.
- Schröder**, Zur Waffen- und Schiffskunde des deutschen Mittelalters bis um das Jahr 1200. 8°. 46 S. Kiel, Lipsius & Tischer. M. 1,60. (Kiel. Diss.).

3. Inneres Leben.

a) Lebenssitte und Recht.

- Herrmann**, Zur fränkischen Sittengeschichte des 15. Jahrhunderts (Germania. XXXV, 1).
- Messikommer**, Einige alte Volkssitten und Volksgebräuche aus dem Canton Zürich (Ausland. Heft 9—10).
- v. Heinemann**, Einladung zu einer Kindtaufe aus dem Jahre 1471 (Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. XIV, 1).
- Hayn**, Bibliotheca Germanorum nuptialis. Verzeichniß von Einzeldruckten deutscher Hochzeitgedichte und Hochzeitscherze in Prosa von Mitte des 16. Jahrhunderts bis zur Neuzeit etc. 8°. 89 S. Köln, Fr. Teubner. M. 4.
- Herrmann**, Ueber Lieder und Bräuche bei Hochzeiten in Kärnten (Archiv für Anthropologie. XIX, 3.).
- Hübler**, Hochzeitsgebräuche im südlichen Böhmen (Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. XXVIII, 2.).
- Schultz**, Alltagsleben einer deutschen Frau zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Mit 33 Abbildungen. 8°. 278 S. Leipzig, Hirzel.
- Bächtold**, Die Anwendung der Bahrprobe in der Schweiz (Romanische Forschungen. V, 1).
- Lindner**, Der angebliche Ursprung der Vemegerichte aus der Inquisition. 8°. 31 S. Paderborn, Schöningh. M. 0,80.
- Finke**, Vemeegerichte und Inquisition? (Historisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft. XI, 3).
- Opet**, Geschlechtsvormundschaft in den fränkischen Volksrechten (Mittheilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung III. Ergänzungsband, H. 1).
- Béringuier**, Die Rolande Deutschlands. Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens des Vereins für die Geschichte Berlins am 28. Januar 1890. 8°. 207 S. Berlin, Mittler.
- Brunner**, Ueber absichtlose Missethat im altdeutschen Strafrecht (Sitzungsberichte der königl. preuss. Akademie der Wissensch. zu Berlin XXXV.).

b) Religion.

c) Mythen. Sagen.

- Kauffmann**, Odinn am galgen (Paul u. Braune. Beiträge XV. S. 195—207).
- Jaekel**, Ertha Hludana (Zeitschrift für deutsche Philologie. XXIII, 2—3.).
- Cassel**, Paulus oder Phol. Ein Sendschreiben an Prof. Bugge in Christiania. 8°. 43 S. Guben und Berlin, Sallis.
- Kauffmann**, Der zweite Merselburger Zauberspruch (Paul u. Braune, Beiträge. XV. S. 207—210.).
- Gölther**, Deutscher und nordischer Götterglaube (Nord und Süd. Juni.).
- Schwartz**, Mythologisch-volksthümliches aus Friedrichroda und Thüringen (Zeitschrift für Ethnologie. XXII, p. [131] ff.).

- Ranthe**, Die Sagen von Baden-Baden und seiner Umgebung. Nach den 14 Fresken der Trinkhalle zu Baden dem Volksmund nacherzählt. 8°. 104 S. Karlsruhe, Bielefeld, M. 3.
- Eichler**, Harzsagen. Die schönsten Sagen und Märchen aus dem Harze. Der „Harzblumen“ 2. (Titel-)Aufl. 8°. 104 S. Harzburg, Stolle.
- Fulda**, Die Kyffhäusersage. Rede, gehalten im Jahre 1877 in der Hauptversammlung des Harzvereins. Herausg. von Julius Schmidt und F. Guan. 8°. 50 S. Sangerhausen, Franke, o. J. M. 1,25.
- Deecke**, Lübsche Geschichten und Sagen. 3. verb. u. verm. Aufl. 8°. 334 S. Lübeck, Dittmer.
- Frahm**, Norddeutsche Sagen von Schleswig-Holstein bis zum Harz. Mit 34 Abbildungen. 8°. 303 S. Altona u. Leipzig, Reher. M. 4.
- Frischbier**, Ostpreussische Sagen (Altpreussische Monatsschrift. April-Mai).
- Jahn**, Volkssagen aus Pommern und Rügen 2. Aufl. 8°. 566 S. Berlin, Mayer & Müller. M. 6.
- Lachmann**, Ueberlinger Sagen (Alemannia. XVIII, 2).
- Vonbun**, Die Sagen Vorarlbergs. Nach schriftlichen und mündlichen Ueberlieferungen gesammelt und erläutert. 2. vermehrte Ausg. Nach der hinterlassenen Handschrift des Verf. und anderen Quellen erweitert und mit einem Lebensabriss von Vonbuns versehen von Hermann Sander. 8°. 314 S. Innsbruck, Wagner. M. 5,60.
- Birlinger**, Die Sagen Vorarlbergs (Alemannia. XVIII, 2).
- Bolte**, Marienlegenden des 15. Jahrhunderts (ebd. 1).
- Wöber**, Die Skiren und die deutsche Heldensage. Eine genealogische Studie über den Ursprung des Hauses Traun. 8°. 281 S. Wien, Hölder.
- Heeger**, Ueber die Trojanersagen der Franken und Normannen. 8°. 39 S. (Progr. der Studienanstalt in Landau.)
- β) Gebräuche. Aberglauben.
- Rogge**, Aberglaube, Volksglaube und Volksbrauch der Gegenwart nach ihrer Entstehung aus altgermanischem Heidentum. Ein Beitrag zur Pflege des Volkstums. 8°. 33 S. Leipzig, Fock.
- Lauchert**, Studien zu Thomas Murner. 11. Volkstümliche Ueberlieferungen (Alemannia. XVIII, 2).
- Birlinger, Lachmann und Unselde**, Volkstümliches (ebd. 2).
- Besegnungen, Aberglauben (ebd. 3).
- St. Magnusstab aus dem Schwarzwalde (ebd.).
- Weihnachtsbrauch** und Aberglaube in der Provinz Sachsen (Blätter für Handel, Gewerbe und sociales Leben. 1—2).
- Niederlausitzer Sage, Brauch und Glaube** (Mittheilungen der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte. 6. Heft. Lübben). S. 450—524. 545—551.
- von Wislocki**, Volkstümliches zum „Armen Heinrich“ (Zeitschrift für deutsche Philologie. XXIII, 2—3).
- Wolzen dorff**, Volksmedizin und Curpfuscherei (Westermanns Illustr. deutsche Monatshefte. April).
- Höfler**, Volksmedizinisches (Beiträge zur Anthropologie u. Urgeschichte Bayerns. IX, 1—2).
- Harless**, Ein Recept aus dem 9.—12. Jahrhundert (Alemannia. XVIII, 2).
- Lexner**, Teufel (Deutsches Wörterbuch von J. u. W. Grimm, fortgesetzt von M. Heyne. Bd. XI, Liefg. 2, sp. 265—294).
- Eichler**, Tempel-Anneke, die letzte Hexe von Braunschweig. Ein Zeitbild früheren Irrglaubens. 12°. 30 S. Harzburg, Stolle.
- e) Sprache.
- α) Mundartliches.
- Behaghel**, Geschichte der deutschen Sprache (Grundriss der germanischen Philologie, herausg. von Paul. I, S. 526—633. Mit Dialektkarte).
- Kauffmann**, Geschichte der schwäbischen Mundart im Mittelalter und in der Neuzeit. Mit Textproben und einer Geschichte der Schriftsprache in Schwaben. 8°. 355 S. Strassburg, Trübner.
- Brandstetter**, Prolegomena zu einer urkundlichen Geschichte der Luzerner Mundart. 8°. 88 S. Einsiedeln, Renziger.
- Blattner**, Ueber die Mundarten des Cantons Aargau. Brugg. (Leipzig, Fock.) M. 2,50.
- Hoffmann**, Der mundartliche Vokalismus von Baselstadt in seinen Grundzügen dargestellt. 8°. Basel, Geering. M. 2.
- Bopp**, Der Vokalismus des Schwäbischen in der Mundart von Münsingen. Ein Beitrag

- zur schwäbischen Grammatik. 8°. 81 S. Strassburg, Trübner. M. 2.
- Bolte**, Bauerngespräch, schwäbisch (Alemannia. XVIII, 1).
- Idiotikon**, schweizerisches. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Bearbeitet von Fr. Staub, L. Tobler, R. Schoch und H. Bruppacher. 17.—19. Heft (Bd. II, 8 bis 10). 4°. sp. 1169—1488. Frauenfeld, Huber. Fr. 2.
- Birlinger**, Das schweizerische Idiotikon. (Alemannia. XVIII, 3).
- Birlinger**, Zum deutschen Sprachschatz (Alemannia. XVIII, 1).
- Aelteres Küchen- und Kellerdeutsch (ebd. 3).
- Crecelius**, Oberhessisches Wörterbuch. Auf Grund der Vorarbeiten Wiegands. Diefenbachs und Heimbachs. sowie eigener Materialien bearbeitet. 1. Liefg. 8°. Darmstadt, Klingelhöfer. M. 6.
- Pfaff**, Zur Handschulshheimer Mundart (Paul u. Braune, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. XV, S. 178—194).
- Hecking**, Die Eifel in ihrer Mundart. 12°. 112 S. m. 1. Abb. Prüm, Plauen. M. 0,80.
- Michel**, Die Entwicklung des westgermanischen Lautbestandes in der Mundart von Seiffhennersdorf. 8°. 69 S. (Leipz. Diss.: Paul u. Braune, Beiträge. XV, S. 1—69).
- Liesenberg**, Die Stieger Mundart, ein Idiom des Unterharzes, besonders hinsichtlich der Lautlehre dargestellt, nebst einem etymologischen Idiotikon. 8°. 225 S. Göttingen. Vandenhoeck & Rupprecht. M. 4,80.
- Danköehler**, Mundart der Urkunden des Klosters Ilsenburg und der Stadt Halberstadt und die heutige Mundart (Germania. XXXV, 2).
- Runge**, Johann Aegidius Klöntrup. Niederdeutsch-Westphälisches Wörterbuch. Buchstabe A. Festschrift zur Jahresversammlung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung in Osnabrück, Pfingsten 1890. 33 S.
- Knoop**, Plattdeutsches aus Hinterpommern. 1. u. 2. Sammlung. (2 als wiss. Beilage zum Progr. des Gymnasiums zu Rogasen.) 4°. 24 u. 26 S. Posen u. Rogasen (Leipzig, Fock).
- Prien**, Zum mnd. Wortschatze (Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. XIV, 4).
- Wossidlo**, Imperativische Wortbildungen im Niederdeutschen. 1. Teil. (Beigabe zum Progr. des Gymnasiums zu Waren).
- Wossidlo**, Negative Verbindung zweier Ausdrücke im Mecklenburger Platt (Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. XIV, 2).
- W. H. M.**, Die niederdeutschen Pflanzennamen in Bassum in Hannover (ebd. XIV, 1).
- van Helten**, Altostfriesische Grammatik. Herausg. im Auftrage der Friesch Genootschap voor geschied-, oudheid-en taalkunde te Leeuwarden. 8°. 12 en 255 bl. Leeuwarden, Mejer. Fl. 5.

β) Namen.

Henning, Die Ortsnamen auf -as in den lateinischen Urkunden des Mittelalters (Zeitschrift für vergleich. Sprachforschung auf dem Gebiet der indogerm. Sprachen. N. F. XI, 2).

Schneller, Tirolische Namenforschung. Orts- und Personennamen des Lagerthales in Südtirol. Mit einem Anhang und einer Kartenskizze. 8°. 373 S. Innsbruck.

Priuzinger d. ä., Zur Namen- und Volkskunde in den Alpen. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte Bayern-Oesterreichs. 8°. 71 S. mit 2 Taff. München, Ackermann.

Brandstetter, Beiträge zur schweizerischen Ortsnamenkunde II (Der Geschichtsfreund. Bd. 44).

— Der Name Schlittwald (Anzeiger für schweizerische Geschichte. Heft 5).

Manke, Die Familiennamen der Stadt Anklam. 3. Th. 4°. 16 S. (Progr. des Gymnasiums zu Anklam).

γ) Bedeutung.

Johannson, Gotische Etymologien (Paul u. Braune, Beiträge. XV, S. 223—243).

Sandvoss, Briezkeile und Annerboehlkenniner (Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. XIV, 5).

Steinmeyer, fein (Zeitschrift für deutsches Alterthum. XXXIV, 4)

Sandvoss, Geizknochen (Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. XIV, 2).

Stosch, Noch einmal mhd. gelouben (Zeitschrift für deutsches Alterthum. XXXIV, 1).

Krause, Springer, gizhaecke (Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. XIV, 2, 3).

Bremer, Martin, Rödiger u. a. gräd. jrät (ebd. 2, 3, 5).

- Babucke, Sprenger, Hoppmann**, kapehorn (ebd. 1. 5).
Peters, Kastemännken (ebd. 2. 5)
Krause, Liebart und Buse, Tigerjagd. Antholapas, Panthera (ebd. 1).
Schlüter, markelen (ebd. 5).
Sprenger, Praess (ebd. 2).
Koppmann, revekeken (ebd. 5).
Frischbier, Schetterern (ebd.).
Schlüter und Reiche, Schewenklot (ebd. 1—5).
Schlüter, Span (ebd. 5).
 — Zu „Siebensinnig“ (ebd. 3).
Sandvoss, Stiege (ebd. 3).
Ehrmann, ags. twégen, bégen und einige germanische Verwandtschaftsbegriffe (Germania. XXXV, 2).
Peters, Wehr (Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. XIV, 2).
von Heinemann, Seelmann, Löwe, wanne (ebd. 2. 3. 5).

d) Poesie.

α) Lieder.

- Deutsche Volkslieder**, in Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt, mit einfacher Klavierbegleitung, geschichtlichen und vergleichenden Anmerkungen herausgegeben von Johann Lewalter. Hamburg, Fritzsche.
Hofer, Weihnachtslieder aus Niederösterreich. 8°. 58 S. (17. Jahresbericht des niederösterreichischen Landes-Lehrerseminars in Wiener-Neustadt.) Wiener-Neustadt.
Liebenau, Nachträge zu den historischen Volksliedern und Sprüchen aus der Schweiz (Anzeiger für Schweizerische Geschichte. Heft 1).
Crecelius, Geschichtliche Lieder aus dem 17. Jahrhundert (Alemannia. XVIII, 1).
Obser, Historische Lieder aus dem österreich. Erbfolgekrieg (Germania. XXXV, S. 181).
Freybe, Deutsche Lieder aus Tirol (Allgemeine konservative Monatschrift. XLVII, 1).
Bolte, Ein Augsburger Liederbuch vom Jahre 1454 (Alemannia. XVIII, 2).
Katalog von Liederbüchern des 18. und 17. Jahrhunderts auf der Königl. Bibliothek zu Dresden. (Monatshefte für Musikgeschichte. XXII, 2.)
Bolte, Deutsche Volkslieder in Schweden Zeitschrift für vergl. Litteraturgeschichte und Renaissance-literatur. II, 1)
 — Eine unbekannte Ausgabe des Frankfurter

Liederbüchleins (Zeitschrift für deutsches Alterthum. XXXIV, 2—3).

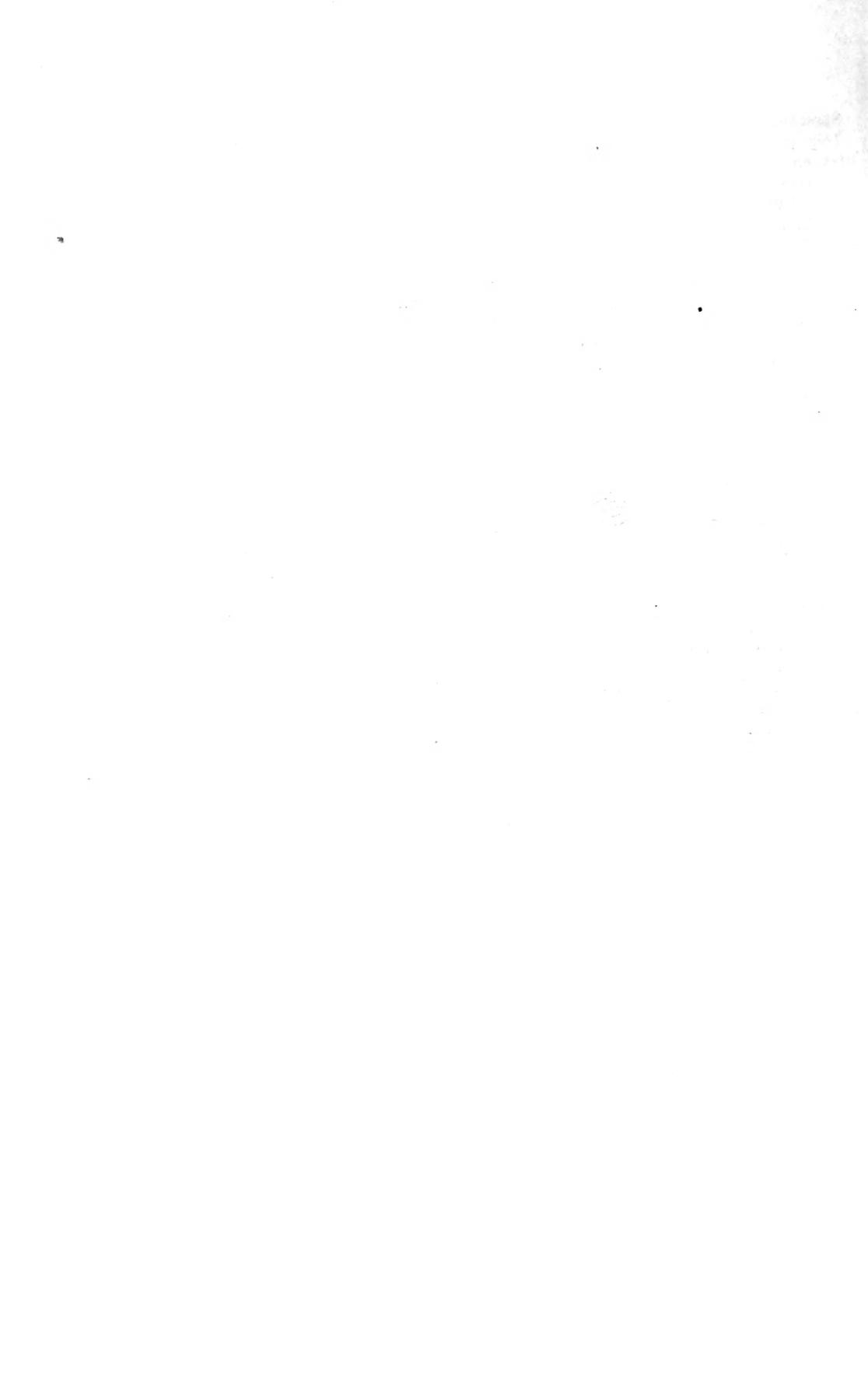
- Bolte**, Du bist min, ich bin din (ebd.).
 — Die Sultanstochter im Klostersgarten (ebd. 1).
 — Ein Totentanz des XVII. Jahrhunderts (Alemannia. XVIII, 1).
 — Ein weiterer Totentanztext (ebd. 2).
 — Zu des Knaben Wunderhorn (ebd. 1).
Distel, Ein Jahrmarktslied aus dem Jahre 1685 (Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte. III, 3).
Leimbach, Zur Einführung in das deutsche Volkslied. Bremen, Heinsius. M. 3.
Druffel, Ueber eine rhythmische Eigentümlichkeit in alten deutschen Volksliedern (Musikalisches Wochenblatt. XXI, 9).
Marold, Ueber die poetische Verwertung der Natur und ihrer Erscheinungen in den Vagantenliedern und im deutschen Minnesang (Zeitschrift für deutsche Philologie. XXIII, 1.)
Plaumann, Die deutsche Lindenpoesie. 4°. 47 S. (Wiss. Beil. zum Progr. des Kgl. Gymn. zu Danzig.)
Walter, Ueber den Ursprung des höfischen Minnesanges und sein Verhältnis zur Volksdichtung. 8°. 74 S. (Leipz. Diss.)
Meyer, Volksgesang und Ritterdichtung (Zeitschrift für deutsches Alterthum. XXXIV, 2).

β. Geschichten, Märchen, Rätsel, Sprichwörter u. a.

- Grimm's Kinder- und Hausmärchen**. A Selection of the Choicest Fairy Tales of the Brothers Grimm. Text, with Notes etc. by W. J. Hickie. 8°. Williams & N. 2 sh.
Kuntze, Zur Geschichte von dem kranken Königssohne (Grenzboten. Heft 5—6).
Hayn, Die deutsche Rätselliteratur. Versuch einer bibliographischen Uebersicht bis zur Neuzeit. Nebst einem Verzeichnisse deutscher Los-, Tranchier- und Komplimentierbücher Centralblatt für Bibliothekswesen. Dezember).
Frischbier, Die Menschenwelt in Volksrätseln aus den Provinzen Ost- und Westpreussen (Zeitschrift für deutsche Philologie. XXIII, 2—3).
Treichel, Dialektische Rätsel, Reime und Märchen aus dem Ermlande (Altpreussische Monatsschrift. April-Juni).
Knoop, Plattdeutsche Sprichwörter und Redensarten aus Hinterpommern (Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche

- Sprachforschung. Jahrg. 1889. Norden u. Leipzig 1890. S. 53—60).
- Dirksen**, Ostfriesische Sprichwörter und Redensarten (Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. XIV, 5).
- Meidericher Sprichwörter, sprichwörtliche Redensarten und Simsprüche mit Anmerkungen. Meiderich, Selbstverlag. 8°. 32 S.
- Junker und Pfaffen** im Gewande des Sprichworts und unter der Geißel des Volkswitzes. Vom Verf. der „Allotria, ungeflügelte Worte“. 4. neugeordnete u. reich vermehrte Aufl. 8°. 61 S. Leipzig, Landien.
- Altd Deutsche Reime** und Sprüche. Auswahl von Weisheit und Witz aus Christoph Lehmann's florilegium politicum, herausg. von einem Liebhaber alter deutscher Sprache und Weisheit. 2. vermehrte Aufl. 16°. 201 S. Berlin, Duncker.
- Schönbach**, Sprüche und Spruchartiges aus Handschriften (Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte. III, 2).
- von Hörmann**, Haussprüche aus den Alpen. 201 S. Leipzig, Liebeskind.
- Falck**, Art und Unart in deutschen Bergen. Volkshumor in Reimen und Inschriften. 8°. 110 S. Berlin, Meidinger. M. 2.
- Birlinger**, Alte gute Weisheit. Ein Spruch von den Falsch- und Leichtmünzern (Alemannia. XVIII, 1).
- Weisheit aus der Heidelberger Küchenmeisterei (ebd. 3).
- Lauchert**, Priameln bei Abraham a S. Clara (ebd. 2).
- Jahn**, Schwänke und Schmurren aus Bauernmund. Mit 1 Titelbild. 8°. 140 S. Berlin. Mayer u. Müller. M. 1.
- Knoop**, Eine Thierfabel aus Hinterpommern (Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. XIV, 2).
- Hauser**, Voralberger Volks- und Ortsneckereien (Alemannia. XVIII, 2).
- Birlinger**, Ortsneckereien (ebd. 1).
- γ. Volksschauspiel, Musik, Tanz.
- Die beiden alten Volksschauspiele von Dr. Johann Faust und Christoph Wagner, Fausts Famulus.** Herausg. von K. Engel. (Deutsche Puppenkomödien. IX.) Oldenburg, Schulze, o. J. M. 1,60.
- Doktor Johann Faust.** Volksschauspiel vom Plagwitzer Sommertheater. Herausg. von A. Tille. (Deutsche Puppenkomödien X.) Oldenburg, Schulze, o. J. M. 0,60.
- Lier**, Studien zur Geschichte des Nürnberger Fastnachtspieles. I. 8°. 74 S. (Leipz. Diss.).
- Holstein**, Zur Topographie der Fastnachtsspiele (Zeitschrift für deutsche Philologie. XXIII, 1).
- Reuling**, Die komische Figur in den wichtigsten deutschen Dramen bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. 8°. 181 S. Stuttgart, Göschen. M. 4.
- Sittard**, Geschichte des Musik- und Concertwesens in Hamburg vom 14. Jahrhundert bis auf die Gegenwart. 8°. 392 S. Altona, Reber. M. 6.
- Bolte**, Zur Geschichte des Tanzes: Sammlungen von Tanzmelodien des 16.—17. Jahrhunderts, Bauern- und Handwerkertänze, ausländische Tänze. ein Lied wider das Tanzen (Alemannia. XVIII, 1).
- Ammann**, Nachträge zum Schwerttanz (Zeitschrift für deutsches Altertum. XXXIV, 3).

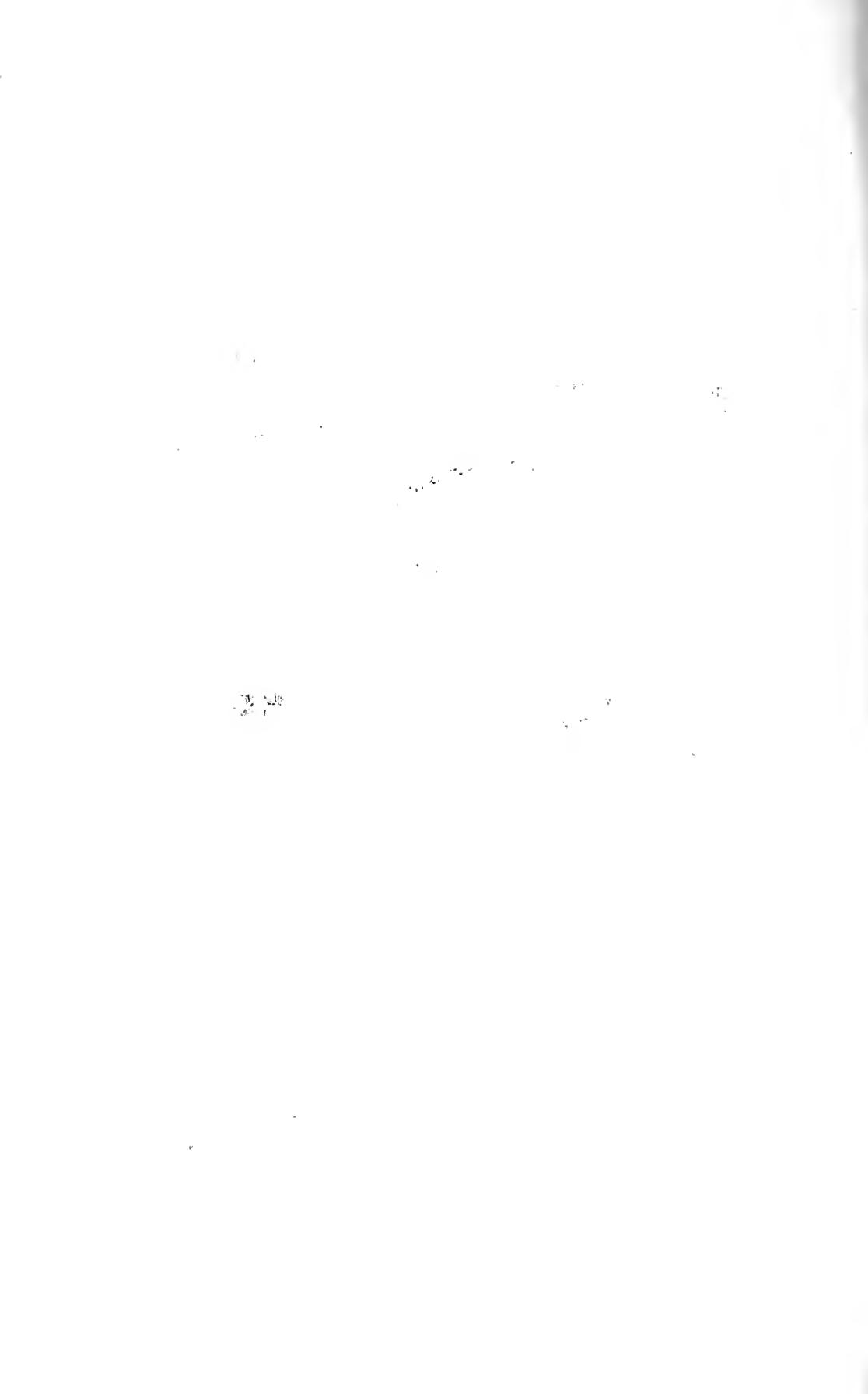
(Fortsetzung folgt.)





aus Hildesheim

Jammud bei Cosim



Land und Leute der Saalegegenden¹⁾.

Von August Meitzen.

Meine Absicht ist, die besondere Stellung zu behandeln, welche Land und Leute der Saalegegenden in dem Zusammenhange der deutschen Volkskunde einnehmen. Die Frage lässt sich näher dahin fassen, können wir uns ein zutreffendes Bild von dem Zustande der Saalegegenden zur Zeit der ersten Bewohnung und von den Veränderungen, die sie durchlaufen haben, machen; wissen wir, welche unserer Volksstämme in ihnen Sitze nahmen, und lassen sich noch in der Gegenwart Spuren ihrer volkstümlichen Eigenart erwarten?

Ziehen wir zunächst die Beschaffenheit und Lage des Landes in Betracht.

Keine wissenschaftliche Errungenschaft hat unseren Anschauungen über die Kulturentwicklung unserer deutschen Heimat so festen Halt gegeben, als der Nachweis, dass Europa nördlich der Alpen vor noch nicht allzu lange zurückliegender Zeit eine Polarwüste war. Berg und Thal, Ebenen und Meeresboden hatten bereits alle Hauptformen ihrer heutigen Gestalt gewonnen, als aus unbekannter, wahrscheinlich kosmischer Ursache eine Verminderung der durchschnittlichen Temperatur von, wie man annimmt, 3—4 Grad eintrat, und sich deshalb unaufhaltsam, wie es auch heute geschehen würde, die Kiölen vom Polarkreis aus in eine ins Ungeheuere anwachsende Schnee- und Eismasse hüllten. Von Schweden her füllte ein unermesslicher Eisstrom die Ostseetiefe. Als er 1000 Fuss über die heutige Meeresfläche angewachsen war, floss er quer von Norden nach Süden, staute noch am Riesengebirge und Harz in 1200 Fuss Seehöhe an und drang in gleicher Stärke in die Saaleebenen ein. Von Süden her, von den Alpen und Pyrenäen, kamen dieser Eismasse weitverzweigte Gletscherströme entgegen, welche von Höhen, wie dem Rigi, nur noch geringe Spitzen frei liessen.

Für unsere Frage folgt daraus, dass an der Saale, wie in ganz Deutschland, Fauna und Flora total vernichtet, und der Mensch, wenn er sich schon bis hierher verbreitet hatte, getötet oder vertrieben wurde.

1) Vortrag in der ersten Versammlung des Vereins für Volkskunde am 23. Januar 1891.
Zeitschrift d. Vereins f. Volkskunde. 1891.

Zunächst musste erst wieder bewohnbares Land entstehen. Dieser Prozess war langsam. Mehrmals schwankte die Vereisung. Zuerst verbreiteten sich zwischen den wandernden Dünen im Staub und Sand des Gletscherschuttes Steppenpflanzen und Steppenthiere. Dann kamen Gräser und Waldbäume, weniger von Süden durch die engen Thäler der Alpen, als von der breiten Grenze mit der russischen Ebene. Diese grüne Decke erlangte durch die Sommerregen fast ununterbrochenen Zusammenschluss, aber sie enthielt, ausser einigen Waldbeeren, keinerlei geniessbare Frucht. So wurde das Land eine gleichförmige Einöde von Wald, Sumpf und Heide.

Jahrtausende können hier Finnen als Jäger umherschweift sein, wie sie es noch heute in Sibirien und Lappland thun. Wir kennen kein anderes Volk zwischen uns und dem Polargebiet. Vielleicht sind die Trölle, die Zwerge und Heinzelmännchen der Kiffhäuser- und anderer Sagen noch eine Erinnerung an sie.

Sicher wissen wir, dass in absehbarer Zeit die Kelten von Osten kamen und das Donau- und Rheingebiet in Besitz nahmen, in welchen noch heute jeder Fluss ohne Ausnahme einen keltischen Namen trägt.

Den Norden aber überliessen sie den Germanen, von deren Verbreitung zwischen Weichsel und Nordsee uns Tacitus die erste Völker-tafel giebt.

Das Bild des Stammeslebens dieser Hirtenvölker besitzen wir deutlich in dem gemeinsamen Sprachschätze der Indogermanen, der sie schon vor ihrem Aufbruche aus der fernen Heimat schildert. Sie lebten nicht als Wilde, sondern in geordneten Ehen und als Geschlechtsverbände unter Häuptlingen, reges, Richtern und Vornehmen, ausgerüstet mit allen unseren Hausthieren, mit der Kenntniss des einfachen Haushaltes und des Ackerbaues, den auch die Steppennomaden nicht entbehren können, und weideten ihr zahlreiches Vieh in grossen Lagergenossenschaften. Diese weidewirtschaftlichen Genossenschaften finden wir bei allen Deutschen als Hundertschaften von ungefähr 120 Familien wieder, mit den unentbehrlichen Heerden von mindestens 3000 Stück Grossvieh.

Denkt man sich ein solches Wandervolk aus der russischen Ebene im vorschreitenden Weidegange allmählich heranziehend durch das Thor zwischen den Karpathen und den unergründlichen Pripetsümpfen, wo konnten sie Veranlassung haben, Halt zu machen?

Alle Umstände lehren leicht, dass dazu die Saalegegenden am meisten einladen mussten. Wenn die Hirten dem Fusse der Karpathen und Sudeten folgten, fanden sie keinen schöneren und fruchtbareren Boden als den Ostharz und die Magdeburger Börde. Aber noch ein anderer Vorzug musste sie hier festhalten, das Salz.

Alle Weidegegenden Turkestans und Ostrusslands haben Überfluss an Salz. Zogen sie weiter, so mussten sie es entbehren. Ob bei Wielitzka und an der Sula schon damals Solquellen bemerkbar waren, ist unsicher.

Jedenfalls war der weitere Weg durch Schlesien und die Lausitzen wieder ohne Salz. Dann aber kamen sie an die Saale, nach Halle, an den salzigen See, an die Selke, deren Namen schon zeigen, dass ihre feine Zunge den Salzgehalt empfand.

Diese Stätte bot aber auch noch mehr. Nach allen Seiten öffneten sich reiche und fruchtbare Thäler, nach der Pleisse und oberen Saale, nach der Unstrut, der Helme, nach der Wipper, Selke, Bode, Unterelbe, Nuth, Untersaale, Oberelbe und Mulde. Wie von Natur, war den Hirtenstämmen hier die Vertheilung in die einzelnen Weidereviere geboten, in denen sie sich nicht störten und reiches Genüge fanden.

Die Scheidung der Stämme mochte Verwandtschaft bestimmen: die stets von der gleichen Zahl gedachten und bezeichneten Hundertschaften konnten sich nicht nach Geschlecht oder Familie richten, sondern waren durch den Bedarf an Hirten- und Arbeitskräften bedingt. Man kann annähernd berechnen, wie viel Nahrung ein Hirtenlager von 1000 Seelen bedarf, wie viel Stück Vieh dieselbe gewähren und wie viel Futter nötig ist, um dieses Vieh zu ernähren. Dabei bleibt es sich für den Ertrag und für den Futterbedarf gleich, welcher Viehgattung die Heerden angehören. Rindvieh, Pferde, Schafe, Schweine, Ziegen lassen sich auf Grossvieh reduzieren. Danach lässt sich sagen, dass 1000 Seelen etwa 6 Quadratmeilen bedurften, so lange das Land ganz roh war. Auf 600 Quadratmeilen zwischen Thüringer Wald, Erzgebirge, Havel und Unterharz konnten also 100 000 Menschen leben. Nachdem sie aber Wälder niedergebraunt, geraume Weiden geschaffen und etwas Ackerbau eingerichtet hatten, konnten sie bis auf das Doppelte, im äussersten Fall vielleicht bis zu 300 000 Seelen anwachsen. Unsere heutige Bevölkerung vermag sich in 100 Jahren zu verdreifachen. Damals wird die Sterblichkeit der Kinder und Alten grösser gewesen sein. Aber einmal musste sich der Raum füllen und die Auswanderung beginnen.

Dafür haben wir auch sprechende Zeugnisse, Zeugnisse, welche deutlich beweisen, wie bestimmt und wie lange die Saalegegenden der Ursprung und das Herz des alten Deutschlands geblieben sind.

Tacitus erzählt uns, dass hier die Semnonen wohnten, die sich für das älteste und edelste Volk der Sueven erklärten, was durch heilige Gebräuche beglaubigt werde. Alle Völker von gleichem Blute schickten Gesandtschaften hierher zu Menschenopfern in einem heiligen Haine, deren Feierlichkeit dahin deute, dass hier die Wiege des Volkes, hier der Herrscher des Weltalls, Gott, alles Andere unterwürdig und gehorsam sei.

Aber diese Wiege des Volkes wird auch durch die Landschaftsnamen bestätigt, deren sicheres, dauerndes Festhalten eine besondere, durch das Bedürfnis der Orientierung geforderte Eigentümlichkeit des Nomadenlebens ist.

Am Ostharz im Mansfeldischen liegt die etwa 18 Quadratmeilen

grosse Landschaft Frisonofeld. Die Frisen aber müssen nach ihrer Stellung an der Nordseeküste als der deutsche Stamm angesehen werden, der am frühesten und weitesten seine überschüssende Jugend fortsendete. Am Nordharz findet sich der Amrigau, und den Frisen benachbart an der Hunte das Ammerland. An der Heinleite und Schmücke zieht sich Engili hin, an der Trave und Eider aber wohnten die Angeln. Zwischen Saale und Pleisse lag Warenofeld, die Warnen aber erscheinen an der Warnow in Mecklenburg und im Warnegau am Main. An der Untersaale breitete sich der Hassagau aus, von dem weniger sicher, aber wahrscheinlich ist, dass sein Name mit den Chatten zusammenhängt. Auch andere Stammnamen weisen nach ihrem entgegengesetzten Auftreten auf den Ausgang vom Semnonenlande. So sind die Juthungen, welche ausdrücklich als suevische Ziuwaren bezeichnet werden, in Jütland und in Schwaben bezeugt, die Sedusi in Schleswig und bei Ariovist, die Haruden ebenso bei Ariovist und in Norwegen. Auch mehrere solcher Wanderungen lassen sich bestimmt datiren. Schon vor 320 v. Chr., vor Pytheas Zeit, liegt die Ankunft der meisten Ingvaeonischen Stämme an die Nordseeküste. Livius erwähnt zum Jahre 218 halbgermanische Stämme in den Penninischen Alpen, welche Hannibal Hilfe leisteten, möglicherweise die Hermunduli des Cineius. 180 ziehen die Bastarnen nach Ungarn, um 150 die Eburonen und ihre Nachbarn an die Maas, 113 Cimbern und Teutonen, die nicht an der Nordsee, sondern in Böhmen und Süddeutschland erscheinen, nach der Donau und Rhone. Etwa gleichzeitig sind die Bataven zu setzen. 70 kennen wir die verschiedenen Suevenstämme Ariovists, 37 Ubier und im Osten Quaden, 8 v. Chr. Sigambern, Hermunduren und Alemannen. Daraus ergeben sich nahezu 30jährige Fristen für das Eintreten solcher Auszüge aus dem Innern Deutschlands. Sie sind durch die Kleinheit des Gebietes und das den Römern wohlbekanntes starke Anwachsen der Bevölkerung völlig erklärt. Aber ihre Wiederholung begründet zugleich die Überzeugung, dass diese Quelle nicht versiegt, dass die Mutterstämme dieser fortwandernden Volksmassen vielmehr in der alten Heimat dauernd und so lange sitzen blieben, als nicht unwiderstehliche Ereignisse sie zwangen, dieselbe völlig preiszugeben. Es wird also die weitere Frage zu untersuchen sein, ob sich an der Saale solche eingreifende Veränderungen feststellen lassen, und welche Folgen sie für die dortige Bevölkerung gehabt haben.

In der uralten Zusammensetzung der deutschen Bevölkerung der linksseitigen Saalegegenden lässt sich kein erheblicher Wechsel vermuten, welcher für deren Stammescharakter und volkstümliche Sitte und Anschauung von wesentlichem Einflusse geworden sein könnte. Ein tiefer und bleibender Eingriff aber geschah durch die Festsetzung der Slaven längs des rechten Saaleufers und im fränkischen Quellgebiet der Saale.

Caesar berichtet uns von einer 120 Meilen langen Ostgrenze der

Sueven, welche zu verteidigen und öde zu erhalten ihr Stolz sei. Diese Grenze ist uns nicht unbekannt. Sie zog von der Reckenitzmündung durch Sümpfe zur Oder, dann durch die Heiden der Neisse und des Bobers zum Riesengebirge und führte längs der Urwälder der Sudeten bis zum Jablunkapass. Diese Grenze hat nie ein ostgermanisches Volk überschritten. Die Gothen, Burgunden, Vandalen, Rugen zogen, als sie ihre Länder räumten, nach Ungarn hin und machten den Slaven Platz, welche Tacitus in Russland und Galizien kennt. Der erste, der die Suevengrenze durchbrach, war Attila, dessen Hunnenschwärme, soweit man erkennen kann, auch durch Schlesien und Thüringen gegangen sind, und den Slaven den Westen geöffnet haben.

Das erste Erscheinen der Slaven nahe der Saale scheint mit dem Falle des Thüringischen Reiches 531 zusammenzuhängen. Die Sachsen erhielten damals das Land nördlich der Unstrut, konnten es aber nicht völlig besetzen und nahmen deshalb Ansiedler auf. Es findet sich hier, wahrscheinlich aus dieser Veranlassung, nördlich der Unstrut an der Helme die Landschaft Winidon, d. h. Wenden, deren Dörfer fast ausschliesslich in slavischer Form angelegt sind. Mindestens 568 aber müssen die Slaven an der Saale übermächtig geworden sein, denn als Sigebert I von Austrasien 565 in der Nähe der Saale von den Awaren geschlagen und nur durch Verträge seines Schwagers Alboin geschützt worden war, nahm er 568 die Nordschwaben von der rechten Elbseite auf die linke an die Selke herüber.

Seitdem gab der stete Kampf zwischen Sachsen und Franken die Länder östlich der Elbe und Saale den Slaven Preis. Seit Samo beginnen deren Einfälle auch westlich der Saale. 628 versprachen die Sachsen Dagobert I. das Land gegen die Wenden zu verteidigen, wenn er ihnen den fränkischen Tribut erlasse. Nur mit der grössten Anstrengung vermochte der 630 zum Herzog eingesetzte Radulf Thüringen gegen die wiederholten, bis tief nach Deutschland eindringenden Raubzüge zu verteidigen. Durch zwei Jahrhunderte bis auf Karl den Grossen dauern diese Kämpfe um die Saalegrenze fort. Die Ebene zwischen Saale und Elbe wurde dicht mit slavischen Ansiedelungen besetzt. Wahrscheinlich wirkte auch dabei die Wichtigkeit des Salzes von Halle. Karl der Grosse besiegte die Wenden zwar mehrmals und erhielt ihre Huldigung, aber er benutzte auch ihre Unterstützung in den Sachsenkriegen, liess zu, dass sie sich in der Altmark und im Wendlande weiter ausbreiteten, trat ihnen sogar Polabien ab und entschloss sich endlich, 805 den sogenannten *Limes sorabicus* zu ziehen.

Dies war die Festsetzung einer Grenzlinie, welche von Loreh an der Donau über Regensburg, Bremberg, Forchheim, Erfurt nach Magdeburg, Chesla und Bardowiek gelegt war, und an der Delvenau, oberen Trave und Schwentine nach der Kieler Förde weiter führte. Sie grenzte das deutsche Reich gegen die Slaven so ab, dass nur in den benannten Städten

Verkehr und Handel getrieben werden durfte, die Kaufleute aber weder hinüber noch herüber gehen sollten, und die Ausfuhr der Waffen ganz verboten war. Diese Grenze beschränkte Deutschland auf seinen geringsten Umfang und erkannte den Besitz der Slaven rechts der Saale und im fränkischen Saalegebiete oberhalb Saalfeld an.

Auf diesem gesamten Gebiete vertilgten die Slaven völlig alle bisherige Kultur der Deutschen. Die alten volkstümlichen deutschen Dörfer charakterisieren sich durch eine sehr unregelmässige, haufenartig in einander gedrängte Lage der Gehöfte ohne irgend ersichtlichen Plan und durch eine Einteilung der Felder in zahlreiche nach der Bodenverschiedenheit abgegrenzte Abschnitte, in deren jedem jeder Bauerhof seinen gleichen ungefähr einen Morgen grossen Antheil erhielt. Die Slaven dagegen legten ihre Gehöfte entweder fächerförmig um einen nur an einer Stelle zugänglichen runden Platz, oder in gleichmässiger Strasse nebeneinander, längs eines ziemlich breiten Angers an. Ihre Äcker aber bestellten sie in einer oder mehreren kommunistischen Genossenschaften mit einem leichten Haken krenz und quer. Daher konnten sie die auf den Pflug berechneten Ackerstreifen der Deutschen nicht benutzen. Sie bildeten auch nach einem Fragment aus der Karolinger-Zeit zahlreiche civitates von 3 bis 4 Quadrat-Meilen Umfang. In jeder derselben bestand ein fester Platz, den ein Häuptling inne hatte, und der allen zur Zuflucht dienen sollte, obwohl auch ihre Dörfer zur Verteidigung eingerichtet waren. Die ganze Gegend musste also ein verändertes Ansehen annehmen.

Sicher sehr gegen seinen Wunsch sah sich Karl der Grosse noch in demselben Jahre 805 genötigt, statt des beabsichtigten Friedenszustandes mit drei Heeren in Böhmen einzufallen. Dabei wurden in den Saale-gehenden Oberfrankens die Redanzslaven, welche bis an die Itz und Rezat sassen, unterworfen und an deutsche Ritter vergeben. Die Saale-slaven griff er nicht an, sondern gründete gegen sie die thüringische Mark, von der aus die *duces limitis sorabici*, Thakulf seit 849 und Radulf seit 875, mehr und mehr im Saalfeldischen Fortschritte machten. Entscheidend aber wurde erst die Einsetzung des Herzogs von Sachsen Otto's des Erlauchten 908 in die thüringische Mark, in der sich auch Heinrich I. gegen König Konrad I. von Franken behauptete. Er wie sein Vater erfassen im vollen Masse die Aufgabe, die Saale an der Elbe und dem Erzgebirge zu verteidigen, und deshalb den gesamten Abschnitt Obersachsens zu erobern. Diese Eroberung wurde durchgeführt, obwohl die Ungarn jeder Unternehmung schwere Hindernisse bereiteten. Als sie 924 Magdeburg zerstört hatten, schloss er mit ihnen einen 9-jährigen Waffenstillstand und befestigte Meissen und eine grosse Anzahl der bis dahin offenen Orte an der Saale. Diese Schutzwehren bewährten sich 933 völlig. Otto I. setzte 940 über das Gebiet zwischen Halle und Elbe und über das gewonnene Vorland der Elbe in der Lausitz Gero als Markgraf ein, 955 aber gelobte

er auf dem Lechfelde die Gründung von Bistümern und erlangte 962 vom Pabste Zustimmung zur Stiftung eines Erzbistums Magdeburg, welchem die Bistümer Meissen, Merseburg und das später nach Naumburg verlegte Zeitz unterstellt wurden.

Dieses sächsische Land war über den Frankenwald, das Fichtelgebirge und das Erzgebirge schwer zugänglich und kaum angreifbar. An der Elbe um Meissen aber tobten alle die Kämpfe mit Polen und Böhmen, welche erst durch die Überlassung der Oberlausitz an Böhmen zur Ruhe kamen. Im Innern des Landes hören wir zwar von dem Widerstande der Slaven gegen die Kirche; die politische Herrschaft der Deutschen aber blieb unangefochten, und das Land schritt ersichtlich in der Germanisierung fort.

Die Art aber, wie diese Germanisierung stattfand, hat bemerkenswerte Eigentümlichkeiten. Es scheint als sei schon bei der Eroberung der Kampf im wesentlichen nur gegen den wendischen Adel geführt worden. Dass ein solcher vorhanden war, erkennen wir aus den urkundlichen Angaben über wenige Familien, die sich erhielten. Aber bis auf diese sehr geringe Zahl ist er verschwunden. An seine Stelle ist die zahlreiche deutsche Ritterschaft getreten, welche überall durch ihre Namen deutlich bekundet wird. Es sind auch die Städte fast durchweg durch deutsche Kaufleute, Handwerker und Bergleute bewohnt.

Unter den Bauernschaften aber erweist sich ein Unterschied, der fast ganz mit der Scheidung des Gebirgslandes von den Ebenen zusammenfällt. Das gesamte, mehr als die Hälfte Obersachsens einnehmende Bergland ist in geschlossenem Zusammenhange völlig deutsch besiedelt. Es lässt sich nachweisen, dass diese Ansiedelung schon im 9. Jahrhundert begonnen und sich fortdauernd weiter ausgedehnt hat. Sie ist nicht bloss durch die deutsche Bevölkerung und die deutschen Namen erkennbar, sondern auch durch die Anlagen selbst. Es sind sämtlich Waldrodungen, in welchen Hufe neben Hufe als geschlossene Güter aneinander gereiht wurden. Jedes dieser Hufengüter nimmt einen einzigen grossen Streifen von etwa 30 *ha* Fläche vom Thale ausgehend bis zur äussersten Flurgrenze auf den Wasserscheiden der Berggrücken ein. Die Generalstabskarte lässt sie deutlich erkennen.

Dagegen ist in den Ebenen, welche in der Slavenzeit ausschliesslich bewohnt waren, die slavische Bevölkerung offenbar in einer Weise geschont und erhalten worden, wie es wohl kaum in einem der anderen kolonisierten Slavenländer geschehen ist.

Es ergibt sich dies schon daraus, dass erst 1298 der Fürst von Anhalt und der Probst von Nienburg gemeinsam die wendische Sprache in den Gerichten aufhoben, und Leipzig sie erst 1327 als Gerichtssprache abschaffte, dass sie aber in den Ortschaften und Familien noch lange ge-

sprochen wurde und in der Ober- und Niederlausitz noch heut in grosser Ausbreitung Umgangs- und Predigtsprache ist.

Besonders bedeutsam aber sind die persönlichen Rechtsverhältnisse der ländlichen Bevölkerung.

Allerdings haben die deutschen Grundherrschaften tief in die Dorfverfassung eingegriffen. Sie haben oft zwei der kleinen Dörfer zu einem zusammengezogen, und die Ackerflur zu deutscher Pflugarbeit in Gewanne eingerichtet, auch jedem Bauer eine oder mehrere Hufen von gleicher Grösse und gleichen Lasten zugewiesen. Aber die persönliche Stellung der Insassen ist durchaus slavisch.

Zwei Urkunden von 1122 und 1181 lehren, dass auch in dieser späten Zeit die bäuerliche Bevölkerung, sowohl im Meissenschen als in Saalfeld nach fünf Abstufungen ihres Rechtes in Supane, Vicazen, Smurden, Lazzen oder Censuales und Heyen oder Proprii unterschieden wurde, d. h. in Vorsteher oder Ältesten, als Reiter Dienende, zu täglichen Ackerdiensten Verpflichtete, gegen Zins sitzende Lassiten und Leibeigene.

Von denselben sind nun Supane oder Starosten, die uns von den Südslaven in Kroatien und Montenegro sehr wohl bekannten Vorsteher der kommunistisch lebenden Hausgenossenschaften und die höheren über mehreren Hauskommunionen als Dorfälteste und Richter stehenden Leiter, ebenso auch wieder die ihrem Ansehen nach über der civitas mit allen zu ihr gehörigen Dörfern stehenden Anführer und Richter.

Das Amt Meissen umfasste im 14. Jahrhundert 210 Dörfer und zerfiel in 15 Supaneien oder Gerichtsbezirke. In denselben hatten die Supane das slavische Gerichtskorn Zips einzuziehen und abzuliefern. 1334 sind in einem Meissener Dörferverzeichnis die grössere Anzahl der Dörfer als unter Supanen stehend bezeichnet. Dieselben waren Vorsteher und Landdingeschöffen, welche dreimal im Jahre zum Gericht kommen mussten, wie 1276 und 1428 übereinstimmend bekundet wird. Noch 1553 hatten sie ihre Güter nicht zu Lehn, sondern zu Erbeigen, ein volkstümliches slavisches Rechtsverhältnis, welches als Dzedzine, vom Grossvater her, bezeichnet wird, und aus verschiedenen Urkunden Schlesiens und Böhmens bekannt ist.

Vicaz (vitjaz) bedeutet slavisch Krieger und wird auch in deutschen Urkunden mit slavonici milites, auch als Knechte, d. h. Knappen, übersetzt. Sie sind Lehnbauern, aber ebenfalls Ortsvorsteher, wie die Supane. Die Dörfer, welche nach dem gedachten Verzeichnisse von 1334 nicht unter Supanen stehen, stehen unter Vicazen und zwar, wie gesagt wird, sub rusticis, qui dicuntur Vitsezen. Ihr Reiterdienst und die Bezeichnung milites, Knechte, erweckt die Vermutung, dass sie die Reste des alten Wendenadels sind, der zwar durch die deutsche Besitznahme in bäuerliche Hörigkeit herabgedrückt, im übrigen aber in dem Besitze seiner in alter

Zeit überall kleinen eigenen Wirtschaften und der Vorsteherschaft über seine früheren Dorfinsassen belassen worden ist.

Smurden von smrd. Gestank. Kot. ist eine in allen Slavenländern übliche Bezeichnung für die eigentlichen Bauern. Sie werden in Sachsen 1040 als *aldiones smurdi*, also als im Besitz belassene Bauern bezeichnet. Smordthufen sind häufig erwähnt, noch 1576 sagt eine Urkunde: Smordthufen, worauf die Pauren wohnen. Die obengedachte Urkunde von 1181 schreibt vor, dass die Smurden nicht mehr zu Gericht kommen sollen, sondern wenn sie nicht gerufen werden, besser zu Hause bleiben.

Die Lazen stimmen anscheinend mit den bis zur neuesten Zeit in der Lausitz weit verbreiteten Lassiten überein. Diese sind gutshörige Bauern, die ihre bäuerlichen oder kleinere Stellen gegen Zins, aber nicht erblich haben, so dass sie ihnen auch entzogen werden können.

Die Heyen sind Leibeigene. Der Ausdruck scheint aus Westfalen übertragen. Es wird von Slavisten in Abrede gestellt, dass die Slaven ursprünglich Leibeigenschaft gekannt hätten und angegeben, dass sich wenigstens jeder in Knechtschaft Verfallene in gewisser Zeit habe freikaufen können. Änderungen gegen dieses Recht könnten zwar durch die stattgehabte deutsche Eroberung erklärlich scheinen. Indess verdient Beachtung, dass die allerdings gefälschten und erst dem 11. Jahrhundert angehörigen angeblichen Urkunden Ottos I. von 965 und Johans XIII. von 968 von der Zehnpflicht einer rätselhaften Einmalme sprechen, *quod Teutonici dicunt ouarecapunga et talunga familiarum*, worin bei der ausdrücklichen Bedeutung von *familia* ein solcher Loskauf liegen könnte.

Wie dem aber auch sei, diese Klassifizierung der Bauernschaften in den Ebenen zeigt, dass deutsche Anschauungen hier gar keinen Platz gegriffen haben, sondern dass sich die volkstümlichen Gedanken der Hauskommunionen in überraschender Weise in den persönlichen Verhältnissen der Landbevölkerung erhalten haben, obwohl die Beziehungen zu ihren Gütern nach der deutschen Hufenverfassung umgestaltet wurden.

Diese Erinnerung ist um so bedeutsamer, als sie in ältere und ursprünglichere Verhältnisse zurückgeht, als irgend eine andere bekannte. Es ist möglich, dass die festen Ansiedelungen in Böhmen früher bestanden, als an der Saale. Nach Kroatien und Montenegro aber, wo der Urtypus der slavischen Hauskommunion hergenommen wird, wurden die Slaven erst 630 vom oströmischen Kaiser Heraclius berufen und setzten sich um 650 auf altes römisches Kulturland fest, welches auch, nach der Verschiedenartigkeit ihrer dortigen Anlagen zu schliessen, nicht ganz ohne Einfluss auf dieselben geblieben ist. —

Blicken wir auf das Ergebnis unserer Betrachtungen zurück, so ist wohl überzeugend, dass wir uns in den Saalegegenden an einem für die deutsche Landeskunde überaus bedeutsamen Punkte befinden. Es ist hier

die erste Stätte und der Ausgangspunkt der Westgermanen und zugleich für die Slaven das älteste bekannte Hervortreten ihrer volkstümlichen Sitten.

Beide Nationalitäten stehen sich also an der Saale auf engem Raum von früher Zeit gegenüber und sind beide hier noch bis zur Gegenwart in ihren Nachkommen lebendig erhalten. Den Zwischenraum, der das Altertum von unserer heutigen Beobachtung trennt, sieht die Volkskunde nicht als eine völlig dunkle Kluft an. Wenn wir von den zerfallenen Dächern der Burgen an der Saale Strand singen, ist uns froh bewusst, dass die Zeit ihrer Blüte wie ein aufgeschlagenes Buch vor uns liegt, wenn wir darin nur lesen wollen. Und wenn der Pfad weiter zurück auch unsicherer wird, er lockt uns immer höher hinauf. Gewisse Züge des Volkscharakters, der Sitte und der Lebensanschauung sind ebenso bleibend, wie die der Sprache und der Körpergestalt.

Von diesen Spuren uns nichts entgehen zu lassen, ist unser Wunsch und unser Zweck. Wenden wir deshalb alle, darum bitten wir hier, unser Auge den Einzelheiten der thatsächlichen Erscheinungen zu, in denen der aufmerksame, liebevolle Beobachter glückliche Funde machen kann. Als Verein aber wollen wir ernstlich bemüht sein, für dieses mannichfaltige Sonderstreben lokaler Forschung das Verständnis des inneren Zusammenhanges aufrecht zu erhalten.

Die Eichenfrucht als menschliches Nahrungsmittel.

Von Dr. Carl Bolle.

Bei der grossen Neigung zum Paradoxen, welche unter den Gelehrten vorwaltet, erscheint als bemerkenswert, dass es in der Gegenwart unter ihnen nur einen gegeben hat, der die Angaben über das Eicheessen der Urvölker für fabelhaft zu erklären wagte. Gegenüber den so zahlreichen Zeugnissen, allein schon des Altertums, war dies ein etwas starkes Stück. Wer indes den Vorzug hatte, den vortrefflichen Botaniker und Dendrologen K. Koch, von dem obige Meinungsäusserung ausgegangen war, näher zu kennen und sich mit seinem Gedankengange vertraut zu machen, den wird das Gebahren desselben auch in diesem Falle nicht besonders wunder nehmen.

Hat Professor Koch nicht etwa unter anderem unserem Erdteil die

Heimatsberechtigung wilder Obstbäume vollkommen abgesprochen, ja selbst, der Evidenz zum Trotz, unserem Deutschland nicht einmal das doch durch den Augenschein leicht erwiesene Indigenat der Johannis- und Stachelbeere zugestehen wollen? Hat er ja doch die Heimat der ganz Westeuropa mit ihrem glänzenden Immergrün erfüllenden Stechpalme auf den Kaukasus zu beschränken versucht und dieselbe für Westfalen mit den Worten gelegnet: *Ilex* ist keine Sumpfpflanze: *Varus* aber bekanntlich mit seinen Legionen im Morast des Teutoburger Waldes stecken geblieben: folglich kann *Ilex* dort nicht als wildwachsend gedacht werden.

Diese Beispiele liessen sich durch noch drastischere erweitern. Es ging eben Koch mit obengenannten Gewächsen ähnlich wie Herrn V. Helm mit Myrte, Lorbeer und Oleander, unreigen Erzeugnissen der Mittelmeerflora, die dieser dennoch und zwar für das öffentliche Urteil nicht ganz erfolglos, aus ihren Stammsitzen zu verweisen angestrebt hat.

Was dem sonst so verdienstvollen K. Koch zur Entschuldigung dienen mag, ist allein, dass der Horizont des sogenannten nördlichen Orients, seines Reisegebiets, auch seinen geistigen Gesichtskreis dergestalt begrenzte, dass vieles darüber Hinausgehende ihm fremd und unsympathisch geblieben war. Da nun der Kaukasus, die Krim, das pontische Gebirge und Armenien, in welchen Ländern er sich ausschliesslich bewegt hatte, weder essbare, noch gegessene Eicheln darboten, so verfiel er in den Irrtum, es seien solche nirgends und niemals vom Menschen zur Speise benutzt worden.

Dem, der annehmen wollte, Kastanien, Wall- und Haselnüsse seien allein jene primitive Kost gewesen, diene zur Erwiderung, dass, abgesehen vom Geschmack, schon die äussere Form dieser Früchte hinreicht, sie von den Eicheln scharf zu sondern. Nicht des Botanikers bedarf es hierzu. Die Auffassung durch die Sinne des einfachsten Naturmenschen, des Kindes, des Wilden, genügt um jedweder verwirrenden Verwechslung vorzubeugen. Schon die zur Benennung dienenden grundverschiedenen und sich nur selten miteinander mengenden Vokabeln sprechen hierfür.

Noch überzeugender aber reden Thatsachen. In den verschiedensten Ländern, wo die Eiche in der ausserordentlichen Mannigfaltigkeit ihrer spezifischen Erscheinung als Waldbaum auftritt, liefern zwar lange nicht alle, dennoch aber nicht wenige Arten derselben essbare Frucht. Des allzustarken Tanningehaltes der häufigeren, herberen Sorten entbehrend, empfehlen sich ihre Eicheln dem Genuss durch Süsse und Mehlgehalt. Man verspeist sie entweder roh oder häufiger noch geröstet; oft auch mengt man sie gemahlen dem Brote bei. Dergestalt spielen Eicheln, sei es als Zukost, sei es zeitweilig als Hauptnahrung, wie in ferner Vorzeit, so noch jetzt hier und da eine nicht unbedeutende Rolle in der menschlichen Ökonomie.

Wer jemals einen der fruchtbeladenen Riesenbäume aufmerksam betrachtet, wer dem prasselnden Geräusch, mit dem, vom Herbstwind gefegt,

die Eicheln herabregnen, gelauscht hat, dem wird die Eiche als ein Sinnbild des Überflusses erschienen sein; so reichlich deckt sich der Tisch auf und unter ihr. Zwar ist die Ergiebigkeit der Mast den Jahren nach ungleich und gewöhnlich eine alternierende. Tritt sie indes ein, für welches Tiergewimmel wird sie dann nicht zur Nahrungsquelle! Unter den Quadrupeden das Schwein in erster Linie, alles Wild des Hirschengeschlechts, Ziege, Dachs und Bär, sowie zahlreiche Nager, das Eichhorn an ihrer Spitze. Unter den Vögeln der Häher, die Wildtauben, Fasane, Truthühner und Enten. Alle diese schmausen unter vom Spätherbst gebräuntem Eichenlaub an reichbesetzter Tafel, der Qualität der Frucht nach meist wahllos und gern zufrieden mit dem was sich ihnen zum Zugreifen darbietet. Nur dem ja auch die Trüffel suchenden Schweine wird hierbei grössere Gourmandise zugeschrieben. Es soll süsse vor herben Eicheln trefflich herauszufinden wissen.

Noch wählerischer, brauchen wir lieber das gute plattdeutsche Wort, noch kiesätiger ist der Mensch. Er hält sich an die Elite der Eichenfrucht und hat sich von jeher wohl dabei befunden. Die Natur war es, die ihm in seinen frühesten Anfängen, an bevorzugter Stätte, diese Speise in den Schoss schüttete. Es bedurfte bei ihr keiner Überlegung, kaum der Zubereitung; einzig nur des Auflesens und Sammelns. Im Spätherbst, wenn anderes Wildobst zu Ende ging, kam die Eichelernte gelegen. Mochte es immerhin eine derbe und rohe Kost sein, sie fand keinen verwöhnten Gaumen. Mochte es eine harte Kost sein, sie ging durch eine Mühle von Zähnen, gewöhnt, die starken Markknochen des Wildes zu zermalmen. Ausserdem, mochten dem prähistorischen und carnivoren Menschen seine reichen Jagdgründe noch so unerschöpfliche Vorräte an Fleisch, Blut und Fett liefern, das Bedürfnis nach vegetabilier Speise liess sich nicht ganz abweisen. Wie willkommen musste da die Mast sein, die bei nur geringer Vorsicht sich bis zu einer Winterzeit aufbewahren liess, wo Beeren, Pilze und Wurzeln den Dienst versagten.

In der dem Bären abgerungenen Höhle des Jurakalks, deren Wände noch tief unten im Süden das eingeritzte Bild des Renntiers tragen, mögen in nebelgrauer Urzeit halbinstinktmässig aufgespeicherte Vorräte von Eicheln, neben Bucheckern und Haselnüssen haufenweis gelagert haben. Härtere Substanz hat die Schaaln der letzteren in Ablagerungen da erhalten, wo die vergängliche Bildung der Eicheln und ihrer Becher der Einwirkung von Zeit und Witterung, selbst in Erde eingebettet, nicht zu widerstehen vermochte.

Also Eichelkost überall da, wo das Getreide, dem frühen Menschen unbekannt, sie noch nicht entbehrlich gemacht hat; durch Fürsorge der Natur diese Diät dem Menschen im Süden, der alles reift und verfeinert, anmutender dargeboten als im rauhen Norden; Eichelkost die erste Stillung des Hungers innerhalb der gemässigten Zone. In jener altersgrauen Däm-

merung, die den Übergang aus der Prähistorie zur Geschichte bildet, sehen wir das Pelasgervolk. zu einer Epoche, wo Hüttenbau erst begann, sich von Eicheln nähren; wenig später die Arkadier, welche in der Eiche den zuerst von den Göttern geschaffenen Baum erblickten, zur gleichen Kost greifen. Man will wissen, die allerersten Eicheln seien an den Ufern des Achelous verspeist worden, was indes doch sicher weit über menschliche Kenntnissnahme hinausgeht.

Welch ein weiter Sprung aus dem Urzustande in eine aufs Höchste verfeinerte Civilisation hinein! aber Ovid thut ihn, ohne in der Annahme einer Continuität zu sündigen, wenn er von einer Schäferin, die wir uns fast à la Watteau arkadisch vorstellen dürfen, ausruft:

Nec glandes Amarylli tuae nec amygdala desunt.

Freilich knabbert die Zierliche hier, neben ihren Eicheln, auch schon süsse Mandeln. Der Wendepunkt, wo die Eichelmast aufhörte, Hauptnahrung zu sein, wird bei den Griechen mit dem Auftreten der Ackerbau lehrenden Demeter in Verbindung gesetzt. Korn war an die Stelle der Wildkost, bald auch Wein an die des Wassers getreten. Galt indes dieses nicht vielleicht allein für civilisirtete Gebiete? Der Ziegenhirt Arkadiens oder der Pindusberge wird schwerlich, dem Ceresdienst zu Liebe, althergebrachte Gewohnheit plötzlich aufgegeben haben.

Dass bei den Italern Eichelkost im Schwange ging, beweist schon der Name einer bei ihnen heimischen Eichenart: *Aesculus*, ein Ausdruck, den Linné etwas willkürlich auf eine ganz andere Baumgruppe, auf die der Rosskastanien, übertragen hat. Ursprünglich bezeichnete er die Speiseeiche, eine laubabwerfende Quercusart mit nahrhafter Frucht, die sich noch heut, wenn auch nicht ganz ohne tastende Unsicherheit, herausfinden lässt. Alte, sich mit der Mast beschäftigende römische Gesetze lassen es in Zweifel, ob sie nicht mehr des Borstenviehs als des Eicheln sammelnden Menschen halber, gegeben wurden. Dass indes letzterer, namentlich der ärmere, kaum erst sesshaft gewordene Landmann dabei mit in Betracht gezogen sei, bedarf wohl schwerlich der Bejahung, wenn auch sehr viel später Plinius nur hispanische Eicheln als Tafelfrucht mehr namhaft macht.

Die oft besprochene Eichelesserei der Germanen entbehrt dagegen jedes klassischen Zeugnisses. Tacitus redet zwar von *agrestia poma*, aber darin erkennen wir ausschliesslich das Wildobst, die Holzäpfel, Knödelbirnen und Elsbeeren des altdutschen Waldes, nicht die Eichelmast, welche wohl nur in einer Metamorphose, als durch sie fettgemachtes Schweinefleisch, den Appetit unserer Vorfahren, die wir uns, wie die Helden Homers, mehr carnivor vorstellen, gereizt haben dürfte. Wahrscheinlich haben dieselben aber auch Erd-, Heidel- und Brombeeren, Haselnüsse und Bucheckern daneben nicht ganz verachtet.

Ausnahme hiervon scheinen die in Britannien ansässig gewordenen Angelsachsen gemacht zu haben. Schweine und Menschen erlabten sich

hier an der gleichen Frucht, wenn wir Burnet, einem durch Loudon citierten Gewährsmann, Glauben schenken wollen. Derselbe sagt: So wenig wir jetzt mit unserem Unterhalt auf die Früchte des Waldes angewiesen sind, dagegen nur den Holzwert hochschätzen, so war doch früher das Gegenteil der Fall. *Oak-corn*. Eichenkorn, *accorn* oder *acorns*, bildeten vor Jahrhunderten eine für Mensch und Vieh gleich wichtige Nahrungsquelle.

Gegenwärtig kommen in Deutschland Eicheln wohl nur in Form eines Kaffeesurrogats in Gebrauch, werden indes zu diesem Behufe selbst um Berlin noch regelmässig gesammelt. Professor Virchow hat übrigens am Laacher See Eicheln heimischer Art gekostet, die er süß und schmackhaft genug fand, um mehrere davon roh geniessen zu können.

Wie es hiermit in anderen Ländern steht, werden wir jetzt ins Auge zu fassen haben. Wir gehen von Eichen und Eicheln im allgemeinen zu jenen specifischen Bildungen über, die besser schmeckende Frucht tragen als unsere. Zur Aufgabe stellen wir uns, alle bekannt gewordenen Eichen in Betracht zu ziehen, welche derartiges liefern. Dieselben gehören fast ausnahmslos der wärmeren gemässigten Zone beider Hemisphären an.

Das Mittelmeergebiet behauptet auch nach dieser Richtung hin den Vorzug vor den nördlicher gelegenen Ländern Europas. Auf allen vier grossen Halbinseln, die es nordwärts umgrenzen, wie in dem gegenüber gelegenen Afrika, wachsen Eichen der genannten Kategorie. Wir beginnen mit Spanien, auf welches von unserem Gesichtspunkt aus Professor Virchow vor einigen Jahren aus eigener Anschauung aufmerksam gemacht hat.

Welche Aufgabe könnte angenehmer sein als diejenige, die Beobachtungen und Erwägungen einer so hervorragenden ethnographischen Kapazität durch eine kleine Reihe mehr botanischer Thatsachen in etwas vervollständigen zu dürfen?

Die Speiseeiche der iberischen Halbinsel ist *Quercus Ballota* Desf., eine der immergrünen Steineiche (*Q. Ilex* L.) äusserst nah verwandte Species, die mit *Q. Gramuntia* L. so ziemlich zusammenfallen dürfte. Es ist mithin in uns vertrauter spanischer Redeweise eine *Encina*, im Gegensatz zu den *Robles*, d. h. den blattabwerfenden Eichen. Sie tritt gleicherweise in den Atlasländern von Nordafrika auf. Diessseit des Meeres reicht sie quer durch die Peninsula von Portugal bis zu den Balearen. Zwar hauptsächlich der warmen Region angehörig und in heissester Sonnenglut die süssesten Früchte reifend, zeigt sie sich dennoch klimatisch nicht allzu weichlich, indem sie den Aufstieg in die Sierras nicht seht und auf der kastilischen Hochebene noch da gedeiht, wo die Olive dem Frost unterliegt. Ihre ausgedehntesten Bestände finden sich in der Sierra Morena und in dem mittelbar ihrethalben durch die Vorzüglichkeit seiner Schinken

und Würste bekannten Estremadura. Die geschätztesten Früchte dürfte sie in der Mancha erzeugen.

Dies ist der Baum, von dem die Alten so lieblich fabelten, er überhänge die jetzt kahlen Küstenfelsen des bätischen Hispaniens in solcher Menge, dass seine köstliche Frucht die Heerden gewaltiger Thunfische auf ihrem Zuge vom Ocean ins Mittelmeer fett mache.

Unter den Eicheln übertrifft unbedingt diese an Wohlgeschmack wohl alle übrigen. Es ist eben die *Bellota* (vom arabischen *Balat*) oder Eichel par excellence. An Süßigkeit und Mürbe wetterteert sie mit der Edelkastanie, die bekamntlich roh nicht genossen werden kann. Die *Bellota* wird dagegen sowohl roh wie geröstet verspeist: man lässt sie aber gern eine Zeit lang lagern, um ihr gänzlich den anfangs doch etwas vorhandenen Tanningeschmack zu benehmen. Man genießt sie trotz ihrer Häufigkeit in den besten Häusern, wo sie entweder als Nachtschisch erscheint oder bei den abendlichen Tertulias gereicht wird. Als Marktfrucht figurirt sie nicht nur zu Lissabon und in den andalusischen Städten, sondern wohl an den meisten grösseren Orten Spaniens. Ich habe sie sogar in dieser Eigenschaft in London feilbieten sehen. Vielleicht dauert es nicht lange mehr bis sie auch hier in Berlin gleicher Ehre teilhaftig wird.

In der schönen Litteratur haben die *Bellotas* sich längst einen Platz gesichert. Garcilaso de la Vega nennt sie die süssesten der Süssen. Bei Cervantes treten sie in jener reizenden Episode auf, wo die naive Therese, Sancho Pansas Gattin, der Herzogin auf deren Verlangen ein Geschenk damit macht. Ein Paar Dutzend nur waren verlangt worden.

In einem Briefe schreibt Therese Pansa an die Herzogin: „Es thut mir so leid, wie mir nur etwas leid thun kann, dass es in diesem Jahr in unserem Dorfe keine *Bellotas* gegeben hat. Dennoch schicke ich Ew. Hoheit etwas mehr als eine halbe Metze davon. Ich habe sie, eine nach der anderen, im Walde ausgesucht und gesammelt; grösser konnte ich sie nicht finden. Ich wollte sie wären so gross wie Strausseneier!“

Ebenso ist in der berühmten und oft citierten Aussprache, die Don Quijote über das goldene Zeitalter vor den Ziegenhirten hielt, von Speiseeicheln die Rede: „Niemand brauchte damals für seinen täglichen Unterhalt andere Arbeit zu verrichten, als die Hand auszustrecken und sein Essen von jenen mächtigen Encinas zu pflücken, welche alle freigebig zu ihrer süssen und reifen Frucht einladen“.

In Italien erkennen wir den Aesculus der Alten wohl am füglichsten in der *Quercus Farnetto* des Tenore wieder, die unter dem Namen *Q. conferta*, Kit. auch in Slavonien und Serbien auftritt, wie wir sie denn von dorthier unter dem Namen *Q. panonica*, wenn auch erst jung, in unseren Gärten haben. Es ist dies für die apenninische Halbinsel ein Insasse der wärmeren Küstenregion, womit der auf Apulien hindeutende Vers Horazens:

Daunia latiss alit aesculetis

gut übereinstimmt. Vorzugsweis bewohnt er Unteritalien, ist im Neapolitanischen hier und da waldbildend und erhebt sich wenig oder gar nicht über die Zone der Olive. Weit allgemeiner verbreitet ist die *Farnia* oder *Rovere*, von welcher einerseits das berühmte päpstliche Nepotengeschlecht der Farnese, andererseits die Stadt Roveredo in Welschtirol, die Namen herleiten. Hierher gehören auch die Ortsnamen Farneto und Isola Farnese im Toscanischen. Diese Farnia ist nichts Anderes als unsere deutsche Eiche *Q. Robur*, L., in dieser oder jener wenig abweichenden Form. In ihr, wie in der Farnetta, macht sich augenfällig die Silbe *Far*, im Lateinischen als Substantiv gleichbedeutend mit Korn oder Mehl, bemerkbar. Welcher deutlichere Hinweis auf die einstmalige Nahrungsmittel des Menschengeschlechts kann wohl verlangt werden? Natürlich variieren die Farniaeichen ausserordentlich im Geschmack ihrer Früchte. Demungeachtet scheinen sie heutigen Tags, wenn nicht die einzigen, so doch die vorzüglichsten unter den italienischen Speiseeichen zu sein.

Hierüber schrieb mir vor kurzem mein werter Freund Dr. Nicolo Terracciano auf meine Anfrage aus Caserta das folgende: „Soviel ich weiss, ist unsere Eiche mit essbaren Eicheln die *Quercus Robur* b. *Virgiliana*. Ten. Syll., gewöhnlich *Quercia castagnara* genannt. Dieselbe ist hier nicht gerade häufig. Am meisten wächst sie noch bei Neapel auf Hügeln am Meere und im Walde San Leucio bei Caserta. Ein paar Bäume davon stehen auch in der botanischen Abteilung des Königlichen Parks von Caserta. Die Leute, welche sie kennen, essen ihre Eicheln geröstet; als allgemeineres Nahrungsmittel aber dienen letztere bei uns nicht. Von der Essbarkeit der Farnetoeicheln habe ich keine Kenntnis. Dies ist bei uns eigentlich ein seltener Baum. Öfter trifft man ihn in der Gegend von Monte Cassino an, und häufig sah ich ihn an verschiedenen Stellen der römischen Campagna.“

Von dem gleichen Baume des südlichen Ungarns, der kaum als var. *conferta* getrennt zu werden verdient, und im Slavischen den Namen *Kittnyak* trägt, bemerkt der ungarische Botaniker Kitaibel, Zeitgenosse und Freund unseres Willdenow, in seinen von Kanitz herausgegebenen Tagebüchern:

Es ist ein hoher Baum mit abstehendem Geäst. Derselbe trägt büschelweis sitzende lange Eicheln, welche nach Versicherung des Vikars Popovich ganz so wohlschmeckend wie Nüsse sind.

Eben diese Eicheln werden in Serbien vielfach genossen. Als Standorte des Baumes gelten ferner noch die Gegend von Konstantinopel und Lakonien.

Der *Quercia castagnara* nahe stehend oder identisch mit ihr, muss der Species nach jene südfranzösische Eiche sein, welche als var. *dulcis* von *Quercus pedunculata* bei Loudon Erwähnung findet. Sie wächst am Meeresufer in der Provence sowohl wie in Languedoc und ist von Dralet

zuerst genauer beschrieben worden. Die Eicheln sollen gross und hübsch sein und dabei süsser schmecken als die besten spanischen. Diese Spielart war bereits 1836 bei der berühmten französischen Baumzüchterfamilie Vilmorin in Kultur und wurde schon damals zu allgemeinerem Anbau empfohlen.

Was Griechenland, die klassische Urstätte der Balanophagie betrifft, so findet sich bei Loudon eine Notiz, offenbar auf die ersten Decennien unseres Jahrhunderts bezüglich, welche besagt, in der Morea würden, ebenso wie in Kleinasien, Eicheln als Lebensmittel verkauft. Diese Sitte erscheint jetzt als aufgegeben, ja sogar als vollständig vergessen, denn der mit Hellas, welches er seit vierzig Jahren bewohnt, in seinen innersten Winkeln vertraute Herr von Heldreich will nichts mehr davon wissen. Auf mein Befragen darüber antwortete er mir brieflich: „Was die essbaren Eicheln anbelangt, so werden sie jetzt in Hellas nirgend mehr als Nahrung benutzt. Dass es in uralten Zeiten geschehen, ist wohl anzunehmen. *Quercus Aegilops* und die verwandten Arten, z. B. *Q. macrolepis*, Kotsch. u. s. w. dürften sich am meisten dazu geeignet haben. Die Eicheln dieser Arten schmecken geröstet gar nicht schlecht. Ich habe mich selbst einmal versuchsweise davon überzeugt.“

Tristram schreibt in seiner *Natural history of the Bible*, dass in Palästina die dort häufige *Q. Aegilops* oder *Valonea*, die in der heiligen Schrift oft genannte Eiche von Basan, noch heutigen Tags wälderbildend und zu riesiger Grösse heranwachsend, den Arabern Eicheln zur Speise liefere.

Aus der Bibel selbst kenne ich keine Andeutung der gleichen Sitte.

Für Kleinasien und den inneren Orient verdanken wir dem verdienstvollen österreichischen Reisenden Kotschy sehr eingehende und interessante Aufschlüsse, die seinem Prachtwerk: „Die Eichen Europas und des Orients“ zu entnehmen sind.

In Cilicien werden die sehr grossen Eicheln von *Q. Pyrami*, Kotsch. und andere im Bazar von Adana verkauft. Geröstet gewähren sie zu Zeiten des Mangels einen sehr geschätzten Ersatz für Brod.

In den Euphratländern steigert sich wohl das Eicheessen zu einem Maximum für Asien. Es sind vorzugsweise die den Westabhang des persischen Hochlands bewohnenden Kurdenstämme, welche sich der auffällig grossen und nicht minder wohlschmeckenden Eicheln zweierlei Art als eines Hauptbestandteils ihrer Winterkost bedienen und mithin ihre Existenzbedingung an diese Baumarten geknüpft sehen.

Quercus oophora und *Q. vesca*, beide von Kotschy zuerst botanisch ans Licht gezogen, leisten diesen Nutzen.

Auf diese zwei Eichen bezieht sich sicher die Aussage des älteren Michaux, welchem die Eichenkunde beider Hemisphären soviel verdankt. Derselbe, von früheren Reisen her mit dem deliziösen Geschmack spanischer

Eicheln vertraut, sagt, er habe in Bagdad süsse Eicheln gegessen. Mit ganz besonderem Lobe aber hebt er diejenigen hervor, welche in Mesopotamien und Kurdistan wachsend, Fingerlänge erreichen.

Diese kurdischen Eichen sind *Q. vesca* und *Q. oophora*. Die erstere dürfte sich, klimatischen Verhaltens wegen, möglicherweise auch für den Anbau in Deutschland eignen.

Von der *Q. oophora*, mit hühnereigrosser Frucht berichtet Kotschy: Diese Eiche wird von den Kurden für den Winter als Nahrungssurrogat angesehen und deswegen mit den Früchten anderer dortiger Aegilopseichen im Herbst fleissig gesammelt. Die ebenfalls kolossalen Eicheln von *Q. vesca*, von Gestalt vorn wagrecht abgestumpft, werden im Winter gesammelt, um sie als Zusatz zum Brot zu geniessen oder auch um sie zu braten. Von diesen Waldfrüchten sammelt der Mensch, was ihm ein Vogel, der dort häufige Nussacker, der die Eicheln schon grün anhackt, übrig lässt.

Noch weiter ostwärts in Persien spielt *Q. persica* eine Rolle im menschlichen Haushalt. Ihre Eicheln werden getrocknet und zerstoßen, um mit geringer Beigabe von Weizenmehl zu Brot verbacken zu werden. Das Brot von *Polüt* (Eicheln) ist in den Bergen Südpersiens allgemein bekannt.

Während die cilicische *Q. Pyrami* immergrün ist, gehören *Q. oophora*, *vesca* und *persica* zu den Laubabwerfenden. Alle drei zeichnen sich durch ein kastanienähnliches Laubwerk aus.

Unter den zahlreichen, überaus schönen Eichenarten des Himalaya wird allein der *Q. spicata*, Sm. Essbarkeit der Frucht, aber keine besondere Güte derselben zugeschrieben.

Es stellt sich somit die Thatsache heraus, dass unter den Ländern, welche sich in grösserer oder geringerer Entfernung um das innere Meer gruppieren, es die Extreme des äussersten Westens und des äussersten Ostens sind, welche hinsichtlich essbarer Eichelfrucht als am meisten von der Natur begünstigt erscheinen, und dass deshalb innerhalb ihrer Grenzen die Speiseeichel sich in höherem oder geringerem Grade den Charakter wenigstens teilweiser Volksnahrung bewahren konnte.

Von den Eichen der alten Welt zu den äusserst zahlreich vertretenen Amerikas übergehend, muss ich von vornherein bemerken, dass schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der Qualität ihrer Früchte wissenschaftliche Aufmerksamkeit zugewendet worden ist. Hier ist in erster Linie der Name Michaux hervorzuheben; aber auch in unserer nächsten Nähe zeigt sich der grosse Forstmann und Pflanzeur von Burgsdorf über diesen Punkt äusserst wohl unterrichtet. Letzterer hat zumal die ihm massenweis zugehenden amerikanischen Eicheln sorgfältig auf ihren Geschmack hin geprüft. Hier liegt ein noch jetzt unerschöpftes Feld von leicht anzustellenden Experimenten vor, dessen Inangriffnahme dem Geschmacksinne sicher eine sehr grosse Reihe bisher vernachlässigter Nüancen spezifischer Art erschliessen würde.

Wenn trotz des dortigen Überflusses an Species, welche geniessbare Eicheln tragen, über die Benutzung derselben durch Menschen roter Rasse wenig verlautet, so erklärt sich dies wohl durch die vorzugsweis carnivoren Neigungen der an Individuen wenig zahlreichen Jägerstämme, von welchen die Ostküste Amerikas einst bevölkert war. Um reichliche Fleischnahrung waren diese kaum je in Verlegenheit und trat ein Gelüst nach Pflanzenkost ein, so boten ihnen die Wälder in mannichfachen Nussarten der Gattungen *Juglans*, *Carya* und *Corylus*, sowie in Kastanien, welche trotz ihrer Kleinheit die europäischen an Süsse übertraffen. Vorräte dar, gegen welche auch die besten der Eicheln nicht aufkommen konnten.

Nur von einigen Tribus des Südens, u. a. von den Cherokeesen und Seminolen, erfahren wir, dass sie aus der Frucht der Lebenseiche (*Q. virens*, Ait.) ein Öl zu gewinnen wussten, dessen sie sich beim Kochen und Braten gern bedienten.

Durch Süssigkeit der Frucht zeichnen sich unter den amerikanischen Eichen die folgenden aus, welche sämtlich der Gruppe der sogenannten Kastanieneichen angehören: *Quercus Prinos* L. *Q. Castanea* Willd. *Q. bicolor*, Willd.

Die weisse Eiche Amerikas, *Quercus alba* L., der Tracht nach unserer deutschen Eiche am nächsten verwandt, trägt gleichfalls essbare Frucht, beinträchtigt indes durch fast regelmässig sehr geringen Ertrag von solcher ihren Wert als fruchtspendender Baum. Burgsdorf sagt von ihren Eicheln, er habe dieselben an Geschmack rohen echten Kastanien fast gleich gefunden. Er schreibt auch der Lebenseiche einen süssen und essbaren Kern zu.

Alle sogenannten Scharlacheichen dagegen, deren Laub bei der herbstlichen Verfärbung ein so wundervolles Kolorit entfaltet, besitzen in ihren kurzen und haselähnlichen Früchten ein mehr bitteres und herbes Prinzip, welches diesen, für den Menschen wenigstens, jeden Nahrungswert nimmt.

An der pacifischen Küste Nordamerikas wohnten und wohnen zum Teil noch einige mehr frugivore Indianerstämme. Es ist allbekannt, wie verschiedene äusserst grossfrüchtige und grosskernige Kiefern, die herrliche *Pinus Sabiniana* voran, ihnen in mandelartigen Kernen Nahrung liefern. Nicht minder sind es indes auch Eicheln, welchen sie einen grossen Teil ihres Lebensunterhalts verdanken. In den amtlichen *Reports of explorations* wird in dieser Hinsicht besonders die in Californien häufige überaus schöne und mächtige *Q. Hindsii*, Benth. hervorgehoben. Von ihr wird gesagt: „auf Grund ihrer Menge und Geniessbarkeit bilden diese Eicheln einen wichtigen Bestandteil des Lebensunterhalts der Digger-Indianer. Sie werden gesammelt und als Wintervorrat aufbewahrt. Man sieht in ihren *Rancherias* davon Haufen von vielen Scheffeln Inhalt liegen.“

Hiermit sei die Aufzählung essbarer Eicheln, von der uns Kenntnis vorliegt, geschlossen. Dass eben gegenwärtig deren noch so viele genossen werden, darf als bester Beweis dafür gelten, dass sie in der Urzeit in

noch viel höherem Grade als Nahrungsmittel benutzt worden sind. Wenn auch zugegeben werden muss, dass die Hauptepoche ihrer Nutzbarmachung längst vorüber ist und da endete, wo der Nomade zum Ackerbau überging, so sind doch die erhaltenen Reste ihrer Verwendung bedeutsam genug geblieben, um selbst heut noch volkswirtschaftliche Beachtung zu verdienen. Es liegt am Tage, dass namentlich in Südeuropa, neben dem wachsenden Verbrauch der mehlhaltigen Cerealien, es eine andere Baumfrucht gewesen ist, die den Eichelgenuss nach und nach verdrängt hat. Es war dies die echte Kastanie, die von ihrer, wie es scheint beschränkten vorderasiatischen Heimat aus, Europa erobernd, der einstmaligen dort vorwaltenden Balanophagie ein Ende gemacht zu haben scheint. Mehr als eine Qualität sicherte ihr den Vorrang selbst vor den besten Speiseeicheln; nicht zum mindesten wohl die widerstandsfähigere, stachelige Bewehrung der Frucht gegen tierische Übergriffe.

So dürfen wir uns denn nicht darüber wundern, dass, bei Bewahrung der Ursitte des Verzehrens einer halbwildern Baumfrucht, für viele Länder und ihre Bevölkerung, der Titel eines Brotbaums von der Eiche auf die Edelkastanie übergegangen ist.

Der Tod in Sitte, Brauch und Glauben der Südslaven.

Vorwiegend nach eigenen Ermittlungen.

Von Friedrich S. Krauss.

Vorwort.

Die bedeutsamsten Überreste des ältesten Glaubens behaupten sich bei allen Völkern in den Totengebräuchen; denn sie unterliegen verhältnissmäßig wenigen Veränderungen, da sie durch die besonderen, Herz und Gemüt aufs mächtigste erschütternden Ereignisse eine eigene Weihe und Heiligkeit besitzen, in Folge welcher sie immer wieder neu aufgefrischt und in Übung erhalten werden.

Es ist klar, dass uns auf diesem Gebiete eingehende Erhebungen geschulter Volksforscher bei allen Völkern der Gegenwart tiefe Einblicke in die Entwicklung ursprünglicher religiöser Anschauungen und Vorstellungen eröffnen müssen. Je gründlicher und sorgfältiger derartige Ermittlungen angestellt werden, und je weniger sie durch subjektive und parteiische

Deuteleien verdunkelt sind, desto wertvoller erweisen sie sich für die vergleichende Völkerpsychologie.

Die Totengebräuche der Südslaven sind vorzüglich geeignet in ihrer nach mancher Richtung hin unverwischten Ursprünglichkeit die Aufmerksamkeit des Forschers zu fesseln. Gewiss sind sie vielfach mit jüdisch-christlichen und mohammedanischen Anschauungen versetzt. Doch ist hier die Absonderung des Alten vom Neuen leichter durchzuführen.

Ich werde mich darauf beschränken, die mir vorliegenden Meinungen und Bräuche in einen erklärenden Zusammenhang zu bringen und ihre inneren Beziehungen auseinander zu setzen.

Meine ungedruckten Quellen über Totengebräuche fliessen ausgiebiger als dies bei meinen früheren Untersuchungen der Fall war. Die gedruckten sind schon in meinem Buche „Volks Glaube und religiöser Brauch der Südslaven“¹⁾ verzeichnet. dazu kommt noch das grosse dreibändige Sammelwerk, mit welchem uns die bulgarische Regierung jüngsthin beschenkt hat²⁾. Von meinen unterstützenden Sammlern gedenke ich in Ehren und mit Dank meiner verewigten Mutter und der Herren Th. Dragičević, N. Tordinac (gest. 1887), Vuletić, P-ov im Küstenlande, Plohl, Trbić, Čačković, J. Devčić und der Frau A. Domac.

Erster Abschnitt.

Der Tod ein Krankheitsgeist.

In Guslarenliedern kommt in vielen Fassungen folgende Episode vor: Man bringt der Mutter oder der Gattin den zu Tode getroffenen Kämpen von der Wahlstatt heim. Man wäscht ihm die Wunden mit überbranntem Branntwein (rakijom dvaput pripicanom) aus und stopft sie voll mit weichem Moos, um die Blutungen zu stillen. Verzweiflungsvoll ruft die Mutter in ihrer Rat- und Hilflosigkeit aus: „O Kind, glaubst du, wirst du diese Wunden überwinden können? Vom Hals die Golddukaten will ich hingeben und zwei geschickte Ärzte vom Meeresstrande (od mora ećime) kommen lassen, damit sie dich heilen“. Gemeint sind spanische Juden im Küstenlande, deren Vorfahren die Arzneikunst aus Spanien nach der Balkanhalbinsel verpflanzt hatten. Die Südslaven hatten in früheren Jahrhunderten weder medizinische Schulen noch medizinische Werke in ihren Litteraturen³⁾. Daher ist die Volksmedizin der Südslaven nicht wie bei

1) Münster i. W. 1890.

2) Sbornik za narodni umotvoreuija. Sofija 1889 und 1890. Vergleiche: Am Urquell. II. Bd. S. 32 und S. 100.

3) Verzeichnisse verschiedener Heilmittel giebt es aber wohl in den Klosterbibliotheken und bei Privaten. Sie gehen aber meist auf türkische, italienische und deutsche bzw. lateinische Quellen zurück, aus welchen sie übersetzt worden sind. Ich selber besitze eine derartige Handschrift aus Bosnien. Solche Kompilationen darf man wohl nicht als medizinische Werke betrachten.

den Deutschen aus einer älteren Stufe medizinischer Wissenschaft zu erklären. In dieser Hinsicht sind die südslavischen Bauern im grossen und ganzen nicht viel fortgeschrittener als das Volk der Xosa-Kaffern in Südafrika. Von einer vorübergehenden Gesundheitspflege ist weder da noch dort die Rede. Man isst und trinkt, soviel man kann und hat, und begnügt sich mit der Bekämpfung und Vertreibung böser Geister.

Von diesem Gesichtspunkte aus muss man auch die Krankenpflege beim südslavischen Bauernvolke betrachten, um sie ganz zu verstehen. Die Krankenpflege ist zwar eine peinlich sorgfältige, doch entspricht sie keineswegs dem ersuchten Zwecke; denn sie ist im Grunde genommen eine Geisterpflege, weil man im Glauben, dass jede Krankheit durch Einwirkung der Geister erzeugt wird, sich hauptsächlich mit der Vertreibung des jeweiligen Krankheitsgeistes aus dem Leibe des Besessenen abmüht. Die Meinung oder richtiger der Glaube an das Dasein von Krankheitsgeistern gelangt auch in der volksmedizinischen Terminologie zum Ausdruck: man sagt, der Kranke sei beschrien (urećen), er sei auf „etwas“ (d. i. unreines) gestiegen (nagazio, ograiso), oder von einem (Vilen-)Pfeil durchbohrt, oder die Krankheit (der Teufel, der Geist, die Vila) sei in ihm hineingeflogen (bolest u nj uletjela). Man wälzt auch die Schuld auf die Schicksalsfräulein (sugjenice, rogjenice), auf die Heimtücke überrumpelter Vilen, auf Vilenreigen (vilina kola), Hexen (veštice, veščure) oder allgemein auf Ungeister (nedusi), worüber mein Buch „Volksglaube und religiöser Brauch der Südslaven“ genug Aufschlüsse darbietet. Da müssen Zauberwerke (čini), Beschwörungen (bajanja), Beräucherungen (kagjenja) mit wohl oder übel duftendem Kräuterwerk und alten Fetzen, Gebete, Gelübde, Opfer und mannigfache sympathetische Mittelchen herhalten, um den Kranken, gleichgültig ob er an einem Sumpffieber oder an einer Erkältung oder an einer Rückengratsdarre darniederliegt, der Genesung zuzuführen. Die Hilfe eines Doctor medicinae nimmt man höchstens bei Verwundungen in Anspruch, dagegen bei inneren Krankheiten genießt ein Arzt dieser Art ein viel geringeres Ansehen als die erstbeste vračara oder vračka (Kräntlerin, heilkundige Frau). Vor allem versucht man es bei allen Beschwörerinnen (bajalica, bajilka) im Dorfe; dann benutzt man die heilkräftigen und wunderthätigen Quellen und Flüsse der Gegend; zur Abwechslung lässt man von Popen, Kalugjeren (altgläubigen Mönchen), Franziskanern oder von Hodzen Gebetbücher und ewige Kalender aufschlagen, um zu lösen; und hilft auch dieses Mittel nichts, so ladet man den Kranken auf einen Wagen und fährt mit ihm, oft mehrere Bezirke weit, zu entfernt wohnenden Vračariceu hin. Zuletzt zieht man heimwärts, in der beruhigenden Überzeugung, dass man gewissenhaft alles Mögliche aufgeboten, um den teueren Lieben dem Todesgeiste zu entreissen. Nun überlässt man den Kranken seinem Schicksal und trifft alle Vorbereitungen zur Leichenfeier und zum Begräbnis.

„Gegen den Tod ist kein Kräutlein gewachsen“, sagt unser Sprichwort, welches gewiss seine Entstehung und Verallgemeinerung im Volke den Ärzten verdankt; denn sowohl der deutsche als der südslavische Volksglaube (ich will nicht weiter greifen) ist der entgegengesetzten Ansicht. Darum baut die Südslavin bei Zeiten gegen den Tod ihrer Nachkommenchaft vor. Ziemlich allgemein ist die Anweisung: wenn einer Mutter die Kinder frühzeitig hinstarben, so nehme sie von neun Frauen, die jede *Stoja* oder *Stojana* (Stehfest oder Bleibfest) heisst, je neun Wollfäden, flechte sie zu einer Schnur und unwickle damit ihre Kinder. Die Kinder werden dann (vor dem Tode) standhalten (Kroatien, Serbien)¹⁾.

Von der Möglichkeit, die Lebenszeit sich durch Kauf fremder Lebensjahre zu verlängern, erzählte ich in der *Sreća* eine Sage, wonach der König einem Soldaten 15 Jahre Leben abkaufte. Es scheint aber auch die Meinung zu bestehen, dass man das einem bestimmte Leben durch Ausübung von Wohlthaten verlängern könne. Die einzige darauf bezügliche Sage habe ich aus Bosnien. Sie ist mir nicht ganz verständlich, nur soviel ist mir klar, dass sie nicht auf bosnischem Boden gewachsen ist, sondern auf litterarischem Wege ins Land gebracht sein wird, wie alle Erzählungen, in welchen Los- und Schicksalsbücher eine Rolle spielen. Solche Bücher, glaubt man, seien mit einem Donnerschlage vom Himmel auf die Erde gefallen. Darum heisst man sie *knjige gromovnice*.

Die Sage erzählt: „War mal ein Mann, der wusste, wann seine Frau sterben werde, und er befahl ihr, sie solle das Mittagessen fertig machen, damit sie zusammen speisen, solange sie noch lebendig seien. Sie wusste nichts davon, dass sie dann sterben werde. Er schaute nochmals ins Buch hinein und sah, dass ihr nur noch zwanzig Minuten zu leben bestimmt seien. Darauf sagte er zum Weibe: „Tummele dich, Weib, mit dem Mittagessen!“ Sie machte also das Essen fertig. Das Weib war schwanger. Da warf das Weib in der Küche das Essen den Katzen und der Hündin hin. Der Gatte schaute ins Buch, wie lange es ihr noch zu leben beschieden wäre, und wie er hineinschaut, sieht er, dass sie noch vierzig Jahre zu leben habe. Er kehrt in die Küche zurück und fragt das Weib: „Was hast du gethan?“ Darauf antwortete sie: „Habe nichts gethan, sondern das Essen fertig gemacht.“ „Kann nicht sein, du hast etwas Anderes gethan.“ Dann sagte sie: „Ich habe das Essen der Hündin und den Katzen hingeworfen.“ Er sagte darauf: „Siehst du, du warst fürs Sterben (*ti si bila za umora*) binnen 20 Minuten bestimmt; weil du aber das Essen der Katze und der Hündin hingeworfen, wurde dir's Leben um 40 Jahre verlängert“ (*pa ti je poduljeno vijeka četeres godina*).

Ungleich gewöhnlicher, fast möchte ich sagen alltäglich, ist der Glaube, dass man durch Verfluchungen, Beschwörungen und sympathische Mittel

1) Ähnliche Symbolik bei Brückenbauten, vgl. Krauss, Volksglaube S. 103.

denen, welchen man feind ist, den Tod auf den Hals senden kann, ohne dass man sie unmittelbar aus dem Leben schafft, wodurch man die Blutrache der Sippen oder den strafenden Arm der Gesetze herausfordern würde. Die Auswahl der Mittel gehört ins dunkle Gebiet der Zaubereien, die meist Überreste alter unverstandener Gebräuche sind, welche selbst der Forscher häufig nur durch Parallelen aus dem Glauben anderer Völker zu begreifen lernt. So glauben z. B. die Kroaten, dass, wenn ein betrogenes und endlich verschmähtes Mädchen ihren treulosen Liebsten, der eine andere gefreit, samt der Nebenbuhlerin zugleich aus der Welt schaffen will, sie in der Brautnacht dem jungvermählten Paare ein Joch unters Kopfkissen legen müsse: das Paar erwache dann nicht mehr zum Leben. Dieser Glaube kommt bei Katholiken vor. Man muss wissen, dass es einst Brauch gewesen, Joche auf Gräber zu legen und auf ein Joch die Totenspeiseopfer zu setzen. Nur einigemal traf ich auf meinen Reisen in entlegenen Gebirgsdörfern derartige Joche auf Gräbern serbischer orthodoxer Bauern, häufiger, aber auch nur unter Serben im Gebirgslande, jochartige Gerüste über Gräbern errichtet. In Slavonien sagt man: willst du dich jemandes für immer entledigen, so lade ihn zu dir ein, bewirte ihn und sobald er fort ist, kehre die Stube hinter ihm aus (*za njim treba izmesti*). Das ist leicht zu deuten. Nämlich, sobald man einen Verstorbenen aus dem Hause hinaus schafft, kehrt man nach ihm das Haus aus.

Sich auf einer Wage abwägen lassen, ist in Slavonien verpönt; denn das hat den Tod zur Folge, namentlich bei Kindern. Der Mohammedaner schent es, sich abbilden zu lassen, um dem Todesgeiste oder bösen Menschen keine Handhabe zu bieten, dass man ihm beikommen könne. Auch durch eine unbedachte und unsinnige Handlung, die zwar niemanden geradenwegs schädigt aber auch niemandem etwas nützt, vermag man unabsichtlich auf jemand den Tod zu schicken. In Bosnien sagt man z. B.: wer nach rückwärts schreitet, dem stirbt die Mutter; hat er keine Mutter mehr, ein anderer naher Verwandter. In Kroatien heisst es: wer nach rückwärts schreitet, der führt seine Mutter in die Hölle (*tko natraške ide, on si mater vodi u pakao*). Folgerichtig glaubt man, dass es gewisse Menschen gebe, denen Unglück, Krankheit und Tod als Begleiter nachfolgen. Solchen Leuten weicht man aus und verwehrt ihnen unter den wichtigsten und kränkendsten Ausflüchten das Betreten eines Hauses. Nicht selten kann man nach einem Todesfalle die in vollem Ernste gegen jemand vorgebrachte Beschuldigung hören: „der hat uns die Todesfrau ins Haus gebracht!“ (*donio nam je smrt u kuću*). Eine solche Geschichte mag man im zweiten Buche meiner „Sagen und Märchen der Südslaven“ auf S. 192 nachlesen.

Erweist sich eine langwierige Krankheit als unheilbar, so kleidet man ohne weiteres den Leidenden ins Leichengewand und drückt dem noch Lebenden die Totenkerze in die Hand. Die Verwandten und Freunde stellen sich ein, um Abschied zu nehmen (*opraštuju se, halale se* = sie

gewähren einander Vergebung) und dem Kranken das Hinscheiden zu erleichtern. In Serbien lässt man den Sterbenden in den letzten Augenblicken allein mit einem oder zwei alten Weibern. Dies geschieht, damit sich die Seele leichter vom Leibe trenne (da se lakše sa dušom rastavi). Davon werden wir späterhin ausführlicher sprechen; hier sei dies nur wegen der bezeichnenden Begründungsformel erwähnt, in welcher sich eine ursprüngliche Anschauung widerspiegelt, während in neuerer Zeit durch den Einfluss des (mittelalterlichen) Christentums die Meinung um sich greift, das Sterben sei ein Ringen mit dem Todesengel. In Kroatien sagt man, der in den letzten Zügen Liegende ringe mit dem Teufel. Anknüpfend daran glaubt man, wenn bei einem Toten der linke Fuss länger ist als der rechte, der Teufel sei stärker gewesen als der verscheidende Mensch. In Dalmatien glaubt das katholische Volk, der Sterbende habe mit der Smrt (der Todesfrau) einen förmlichen Ringkampf zu bestehen, in welchem sie selbstverständlich meistens den Sieg davonträgt, besonders wenn sie zu Häupten des Kranken erscheint; zeigt sie sich aber am unteren Teil der Bettstatt, so ist eine Rettung noch möglich. Auf solchen Kampf nimmt auch das Volkslied Bezug; so heisst es in einem noch ungedruckten Liedchen:

Smrt mu dogje na vrata
 pa ga davi oko vrata u. s. w.
 Es kommt zur Thür der Tod herein
 und würgt ihn um den Hals.

Wenn in der Lika einer einen schweren Todeskampf bestehen muss, so bétet man über ihn die sogenannte Einheit (jedinstvo), damit er leichter aus dem Leben scheidet. Die „Einheit“ ist eine Art Glaubensbekenntnis in dreizehn Fragen und Antworten. Als Urbild der Einheit mag man Rabbi Maimons dreizehn Glaubensartikel ansehen. (Wir werden das slavische Gebet gelegentlich in dieser Zeitschrift veröffentlichen.)

Die Mohammedaner glauben, dass ein Mensch, der schwer aus dem Leben scheidet, sehr schwere Sünden auf der Seele lasten habe; wer aber ohne Todesqualen leicht verstirbt, den bedrücke keine Todsünde. Man glaubt auch, ist der Tote beim Hinaustragen auf den Freithof schwer, so hat er schwere Sünden; ist er dagegen leicht zu tragen, so drückt ihn keine Todsünde nieder. Dieser Glaube ist auch unter den Christen allgemein und man trachtet, dem Sterbenden nach Möglichkeit zu helfen.

Wenn in der windischen Steiermark jemand schwer mit dem Tode ringt, so fragen sich die Leute: „Weiss es Gott, dass der Mensch nicht sterben kann? Sollte er vielleicht jemandem Flachs gestohlen haben?“ Wenn sie der festen Meinung sind, dass dies wirklich wahr sei, so nehmen sie ein Bündel Flachs und verbrennen es auf der Brust des Sterbenden. Darauf muss er sogleich sterben. Oder man frägt sich auch, „sollte er Grenzsteine verrückt haben?“ Ist die Vermutung begründet, so beeilt

man sich die Marksteine richtig zu stellen, und der Kranke findet im selben Augenblick die gewünschte Erlösung. In Slavonien giebt man einem Sterbenden in einem solchen Falle aus einem alten Schuh Wasser zu trinken. Dieses Mittel wird in der Stadt Požega gebraucht. Dort habe ich es miterlebt.

Ab und zu pflegt man den Kranken zu baden, zu rasieren, anzukleiden und auch einsegnen (opelo) zu lassen, als ob er schon das Zeitliche gesegnet habe. Mit solchen Dingen beeilt man sich, um an der Seele, die nun flügge wird, jenseits einen Fürsprecher zu haben. Wenn es aber vorkommt, dass sich die Natur stärker als das Leiden bewährt und der schon für die „Kiste“ (kista, sanduk, dreva) vorbereitete und hergerichtete Kranke trotz der Einsegnung wieder sich erholt und seine Gesundheit neu erlangt, so betrachtet man von da ab einen solchen Menschen im Dorfe als ein leibhaftiges Gespenst und nennt ihn einen lebendigen Vampyr (živi vampir). Die alten Weiber, gewöhnlich die Vračaren, hatten schon im vorhinein ihren Spruch gefällt, wie lange einer zu kränkeln haben werde; wenn er dann entgegen der Voraussagung weiter lebt und dadurch die Unfehlbarkeit einer Vračara erschüttert, so ist es klar, dass er in Wahrheit nicht mehr lebt, sondern dass in seinem Körper der „Unreine“ oder „Unglückselige“ (nečastivi) oder, wie wir sagen, der Gottseibeins, sich wohllich eingerichtet haben muss. So ein Geächteter lebt sich selber schliesslich in den Wahn hinein, er sei nicht er, sondern ein anderer; oder wenn er pffiffig und schlau ist und seinen Vorteil zu wahren versteht, lässt er den Ruf ausgehen, er verkehre mit Vilen, Hexen und gar mit dem Teufel, und sei durch solchen Umgang ein Wahrsager (prorok) und Heilmann (vrač) geworden.

Aus den bisherigen Vorbemerkungen wird man sich schon klar geworden sein, dass die Südslaven den Tod als einen Krankheitsgeist personifizieren. Er ist weiblichen Geschlechtes und heisst Smrt oder, da man diesen Namen von böser Vorbedeutung nicht gerne ausspricht, Kuma (Gevatterin) oder einfach Bolesćica (die [liebe] Krankheit). Man soll das böse Wort nicht eitel aussprechen; denn die Smrt ist eine tückische Wortverdreherin, die in ihrer Verschmitztheit jedes unabsichtlich hingeworfene Wörtlein als eine Einladung zum Erscheinen auffasst. Wer im Verkehre mit dem Bauernvolke diesen Glauben nicht beachtet, kann sich leicht den besten Mann zum Feinde und sich selber verhasst machen. Schon bei der gewöhnlichen fragenden Begrüssung gilt es vorsichtig sein. Nur ein „dummer Städter“ oder ein böswilliger Kerl fragt den begegnenden Bauer: kamo ideš (wohin gehst du?); denn in kamo (wohin) steckt die Silbe kām (kamen = Stein), weshalb so ein Frager entweder keine oder die unwirsche Antwort erhält: „kam o tvoju glavu!“ (an deinem Kopf soll ein Stein zerschellen!) oder „ti se kamenio!“ (du sollst gesteinigt werden). Ein wohlgesitteter Mensch fragt dagegen artig: „dokle, ako Bog

da?“ (bis wohin, so Gott will?) und kriegt freundliche Antwort und schöne Gegenfrage ums Wohlbefinden zu hören.

Ohne Heimstätte ist die Smrt. Sie kommt und geht, man weiss nicht woher und weiss nicht wohin, aber sie wäre kein wirklicher Geist, wenn sie die Gaben der Menschen verschmälte. Aischylos hat unzweifelhaft als Philosoph und nicht im Sinne eines griechischen Bauern den Vers gedichtet: *μόνος θεῶν (γὰρ) θάνατος οὐ δόρων ἐστῆ*. Bei allen Völkern der Erde ist der Glaube an die Bestechlichkeit der Todesfrau heimisch.

Das Volk in der Gegend von Hadžielesko in Bulgarien glaubt, man könne die Bolesčica aus einem Dorfe weg- und in ein anderes einführen. Man glaubt auch, dass man die Bolesčica zurückweisen (može da se porješčue) könne, so lange als sie noch nicht ins Dorf gedrungen, und dass man sie wieder in das Dorf zurückzusenden vermöge, aus welchem sie ausgegangen ist.

Die Ausführung des Krankheitsgeistes aus dem einen und die Einführung in ein anderes Dorf, geschieht auf Geheiss einer Zauberin (vračka). Die Vračka lässt einem Weibe im Dorfe sagen, sie solle einen Fladen (pogača oder pita) aus reinem Weizenmehle backen und mit Honig bestreichen. Einem anderen Weibe wiederum befiehlt sie, sie möge einen Strauss wohlriechender Blumen machen und mit einem roten Wollfaden festbinden, an dessen Enden einige Münzen (para) zu befestigen sind. Einem dritten Weibe gebietet sie, einen neuen Rucksack (torba) anzufertigen. Ebenso bestellt sie noch bei mehreren anderen Weibern gewisse häusliche Sachen.

Falls die Krankheit nur in einem einzigen Hause des Dorfes wüthet und sie aus diesem in ein anderes Dorf fortgeführt werden soll, so bestellt man alle die notwendigen Dinge bloss bei der Schaffnerin des betreffenden Hauses.

Sobald alle angeschafften Sachen fertig sind, steckt man in den Rucksack den Fladen, den Blumenstrauss, ein wenig Zucker, getrocknete Trauben, Nüsse oder Äpfel. Den Rucksack bekommt ein alter Mann, der schon einige Kenntnisse im Zauberbuche besitzen muss. Der trägt ihn zur Nachtzeit in das andere Dorf, in welches die Krankheit eingeführt wird¹⁾.

Wenn der Träger mit dem Rucksack ins Dorf kommt, so schleicht er sich in einen Garten hinein, hängt den Rucksack an einen Baum oder Zaun und eilt so schnell als ihm seine Füsse tragen heimwärts. Man glaubt,

1) Im Jahre 1883 wurde auf solche Weise eine Krankheit aus dem Dorfe Koz-Bunar nach dem Dorfe Pranga im Komškaer Bezirk weggeführt. Die Vračka baba Mara beredete den Djed Hubin, den Rucksack ins Dorf Pranga zu tragen und auf einen Birnbaum zu hängen. Eben als Väterchen Hubin den Rucksack aufhing, bemerkten ihn die Dorfwächter, prügelten ihn weidlich durch, hingen ihn den Rucksack um den Hals, steckten ihm den Strauss ans Haupt und führten ihn in solchem Aufzuge „wie einen Kater“ (wie ein Wundertier) aus dem Dorf hinaus, damit ihn alle Bauern anschauen könnten.

dass derjenige, der am nächsten Tage den Rucksack auffindet und an sich nimmt, mit dem Sack auch die Krankheit mitnehme, die nachts aus dem Nachbardorfe hingebbracht wurde. Die Bauern glauben so fest daran, dass sie in vielen Fällen den Rucksack gar nicht öffnen, damit die Krankheit ins Dorf nicht eindringe, vielmehr dort bleibe, von wo sie gekommen.

Die Ausführung einer Krankheit aus einem einzelnen Hause und deren Fortführung in ein fremdes Dorf geschieht auch so, dass die *Vračka* statt eines Rucksacks und eines Fladens von dem verseuchten Hause einen neuen Leinwandlappen verlangt. Darin wickelt sie drei mit Honig bestrichene Stückchen Brod, ein wenig Zucker oder getrocknete Weintrauben und ein Blumensträusslein ein. Das Bündelchen legt sie an eine Quelle oder einen Brunnen, von wo die Dörfler Wasser schöpfen. Man glaubt, die Krankheit erkiese sich eine andere Person unter denen, die Wasser holen und begleite sie heim, um sich dort einzunisten.

Die Krankheit kann man auch durch Opfer oder Geschenke so gnädig stimmen, dass sie wieder dorthin zurückkehrt, woher sie gekommen. Die *Vračken* werden nämlich im Traume von der *Bolesčica* verständigt, dass sie die Absicht hege, ins Dorf zu kommen. Es geschieht dies freilich nur dann, wenn die *Bolesčica* nicht gegen das Dorf erzürnt ist. Um die Krankheit vom Besuch abzuhalten, ziehen nun die *Vračken* durchs Dorf und sammeln von Haus zu Haus Liebesgaben (*milostinja*). Diese Geschenke veräussert man, kauft für den Erlös ein Opfertier (*kurban*) und wirft es ausserhalb des Dorfes mitten auf den Weg hin, den, wie man voraussetzt, die *Bolesčica* selber zu wandeln gedenkt. Darauf kommt die *Bolesčica* selber zu wandeln gedachte. Darauf kommt die *Bolesčica* bis zum Dorfe, sättigt sich, unsichtbar wie sie ist, am Opfertier, wird gnädig gestimmt und trollt sich wieder zurück.

Gar plötzlich erscheint die Todesfrau, unerwartet und unbestimmt wann? Im Sprichworte heisst es:

Smrt roka ne postavlja
Der Tod setzt keinen Termin fest.

Nur gewisse Tiere, besonders Hunde, ahnen das Herannahen der Krankheitsgeister und können sie sogar sehen. In Kroatien betrachtet man einen mit einem Stirnfleck (*Mal*) behafteten Hund sehr scheel, denn man glaubt, der Hund sehe mit jenem *Mal* die *Smrt*. Daher glauben die Kroaten (und die Slovenen), wenn ein auf der Stirne gefleckter Hund heult und fortwährend himmelwärts schaut, es werde jemand in der Nähe in kurzer Zeit versterben. Oder, kommen die Haushunde nachts mehrmals zu den Zimmerfenstern und heulen und bellen, so sehen sie die *Smrt*. Wenn der Bauer sagt, ein Hund, der vier Augen hat, sieht die *Smrt*, so meint er einen Hund, der über jedem Auge ein Fleckzeichen hat. Die Identität der *Smrt* mit sonstigen verderblichen Krankheitsgeistern

zeigt sich auch darin, dass sie (nach dem kroatisch-slovenischen Volksglauben) gleich den Pestschwärmern vor Hunden sich fürchtet und sich darum gerne von jemand, der ihr auf dem Wege begegnet, huckepack ins Haus ihres Opfers tragen lässt.

Vermag man die Ankunft der Smrt nicht zu verhindern und zu vermeiden, so kann man doch einen baldigen Wiederbesuch nach einem Todesfalle ihr verleiden oder verkümmern. So ist es bei den Bulgaren in Altserbien Brauch, dass die alten Frauen, sobald man die Leiche emporgehoben, in die Aufbahrungsstelle einen Nagel hineintreiben, um die Todesfrau (Smrt) festzunageln. „damit die Überlebenden frisch und gesund bleiben und hart wie Eisen sein mögen“. Bei den südungarischen Serben ist es Brauch, sobald man den Toten aus der Stube hinausgetragen, auf den Tisch, wo der Tote aufgebahrt gewesen, einen Ziegelstein zu legen. „damit die Smrt zu Stein sich verwandle und damit sie nicht mehr auf denselben Tisch herniederfliege“ (da se smrt okameni i da više ne sleti na taj sto). In Unter-Steiermark und Krain giesst man, sobald einer verstirbt, alles Wasser aus den Gefässen aus, selbst wenn es ganz frisch ist; denn man glaubt, die Smrt trünke sonst aus den Schöpfern und den übrigen Behältern das Wasser aus. Allgemeiner Brauch ist es, so lange als ein Leichnam aufgebahrt liegt, die Fenster verhängt und die Spiegel an der Wand mit feinem Tüll verdeckt zu halten. In Kroatien sagt man aber, in Verkennung des Trauerzeichens, dies geschehe, damit sich die Smrt im Spiegel nicht erschauere, weil sonst die Sterblichkeit unter der Menschheit noch grösser sein würde als sie wirklich schon ist. In der Lika schliesst man gleich nach dem Hinaustragen des Verstorbenen die Hausthüre ab, damit niemand hinauskömme. So verhindert man, dass nicht bald jemand im selben Hause dem Tode nachfolge oder nachgehe. In der Gegend von Sissek ist es Brauch, dass, sobald in einem Hause jemand stirbt, die Hausleute um das Haus herum rennen, weil sie glauben, dadurch der Smrt zu entfliehen. So muss man auf hundert Kleinigkeiten achten, um dem Besuche der Smrt vorzubeugen oder sie nicht herbeizurufen. Um nur ein Beispiel anzuführen: bei den Slavoniern ist es verpönt, das Bett mit dem Kopfende und den Polstern gegen die Thüre hin aufzustellen, denn die Smrt würde den Schläfer durchbohren (probušiti). Wenn nacheinander mehrere Leute in einem Hause sterben, so bringt man der Smrt lebende Sühnopfer dar, gewöhnlich einen Hahn oder eine Henne. Ich verweise auf mein Buch „Volksglauben“, S. 154 f. und zugleich auch auf S. 58 f., wo von Smrei (Kindern der Todesfrau) gehandelt wird.

Der Volksdichtung und nicht dem Volksglauben gehört der Zug an, die Smrt verbinde sich mit dem Fieber (vrućica, groziica), wenn sie allein einen Menschen nicht überwältigen kann. Das Fieber ist nach dem Volksglauben kein Krankheitsgeist, sondern bloss die Wirkung von Krankheitsgeistern. Darum bannt man letztere, nicht aber das Fieber. Dem

südslavischen Märchen (in meiner obgedachten Sammlung auf S. 150) liegt ein ähnlicher dichterischer Gedanke zu Grunde wie jenem bei Grimm im Kindermärchen (18. Aufl., S. 609 ff.), wo der Tod zum Riesen sagt: „Habe ich dir nicht einen Boten über den anderen geschickt? Kam nicht das Fieber, stiess dich an, rüttelte dich und warf dich nieder?“ Ganz im selben Sinne gilt auch bei den Südslaven das Fieber als gewöhnlicher Vorbote des Todes. Jemand stellte sich scheinkrank, und forderte im frevlen Übermute den Tod heraus. Kaum waren die lästerlichen Worte ihm über die Lippen, packte ihn plötzlich ein grimmiges Fieber, er musste sich ins Bett zurücklegen und in einigen Augenblicken hatte er seinen Geist ausgehaucht.

Eine slovenische Sage, die auch in Versen im Volke bekannt ist, erzählt, der hl. Thomas habe die Smrt listig in ein Fass (lagev) eingeschlossen, und sie sieben Jahre lang gefangen gehalten. Das ist eine verstümmelte Variante des in ganz Europa verbreiteten Volksmärchens vom Tod, den ein schlauer Schmied mürbe gehämmert. Erst jüngsthin hat Reinhold Köhler, der Meister deutscher Volksforschung, eine neckische italienische Fassung des Märchens besprochen (Goethe und der italienische Dichter Domenico Batacchi. Berichte der Kgl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften, 1890. S. 72—78). Das Vorkommen dieses Märchens bei den Südslaven ist litterar-historisch bemerkenswert und darum ist die Wiedergabe einer vollen Fassung rätlich.

Die südslavische Variante (aus Slavonien) steht sehr nahe der deutschen, wie sie bei Grimm zu lesen ist. Das Märchen hat Anklang gefunden, so dass der schlaue Schmied, sogar einen echtslavischen und noch dazu einen alten, jetzt nicht mehr üblichen Namen bekam. Er heisst Koren kovač (Koren der Schmied). Man wisse, dass koren „Wurzel“ bedeutet und dass mit Wurzelwerk (altsl. korenije) gezaubert und ab und zu geheilt wird. Man versteht wohl das ältere Wort korenije im Sinne von Zauberwerk und korenitičī von Zauberer. Koren ist daher der Zauberer.

„Es lebte einmal in einem Dorfe ein reicher Schmied, der hiess Koren. Er besass viele Häuser und Güter und dazu einen schönen Weinberg, der ihm jedes Jahr seine hundert Eimer Wein trug. Nun traf es sich einmal, dass der Schauer alles auf dem Felde und in den Weinbergen zusammenschlug. Auch Korens Weinberg blieb nicht verschont. Als die Weinlese zu Ende war, konnte Koren den ganzen Ertrag — volle drei Mass Wein — selber leicht heimtragen. Sprach Koren: „Ei, Gott sei es gedankt, dass ich selbst das bekommen habe. Nun will ich diesen Wein mit dem Erstbesten, der mir in den Weg kommt, austrinken. Was soll ich diese Last bis nach Hause schleppen?“

Singend zog er heimwärts, als ihm plötzlich ein unbekanntes Frauenzimmer den Weg vertrat. „Gott zum Gruss, Schwägerin“, sagte Koren freundlich und vergnügt. — „So helfe dir Gott, mein Koren,“ sagte das

Frauenzimmer. Darauf Koren: „Weisst du was, ich hab's mir zugesagt, dass ich mit dem Erstbesten, der mir in den Weg kommt, diese drei Mass Wein, die ich im Fässchen trage, gemeinschaftlich austrinken werde. Ich besitze dir, Tschaperl (nebore), einen Weingarten, der wirft mir Jahr aus Jahr ein hundert Eimer Wein ab, heuer aber bekomme ich dir, schau her! bloss drei Mass. Gut, dass ich wenigstens noch die bekommen habe.“ Das Weib entgegnete: „Mein lieber Koren, dich suche ich gerade. Mache dich fertig, ich bin die Smrt. Bog hat mich auf dich losgeschickt: weil ich dich aber nicht daheim angetroffen, bin ich dir entgegengegangen.“ — „Mache keine Dummheiten, Smrt! zuvor muss ich mein Versprechen einlösen, dann bin ich bereit; kannst machen mit mir, was dir beliebt.“ Sagte es und reichte der Smrt das Fässchen hin. Die Smrt nahm das Fässchen und that einen langen Schluck daraus, den Rest trank Koren aus.

Nun waren sie Beide ziemlich guter Dinge, und Koren sagte: „Merkwürdig, das Spundloch ist so klein, und doch haben wir den Wein so bald herausgekriegt. Horch mal Smrt! als Kind noch, es ist schon freilich längere Zeit her, habe ich erzählen gehört, du könntest dich so dünn machen, dass du mit Leichtigkeit durch dieses Spundloch ins Fässchen hineinschlüpfest. Alles glaub' ich gerne, doch so etwas ist doch nicht möglich. Hab' ich recht oder nicht?“ — Entgegnete die Smrt: „Mein lieber Koren, du hast wirklich nicht recht; denn ich kann mich wie ein Strohalm dünn machen und überall hineinschlüpfen.“ — „Na, sei so gut! Probier's einmal, damit ich auch dieses Wunder vor meinem Hinscheiden noch sehen könne“.

Die Smrt verdünnte sich wie ein Strohalm und schlüpfte durch das Spundloch ins Fässchen hinein; im selben Augenblick aber spundete Koren das Loch mit dem Stöpsel so fest als möglich zu und trat den Heimweg an. Die Smrt begann ihn zu bitten und zu beschwören, er soll sie freilassen; sie werde ihm ja nichts thun, sie wolle ihm sein Lebtag in Frieden lassen, doch es half ihr nichts. Daheim stieg Koren auf den Boden und hing das Fässchen in den Rauch. Seiner Frau aber teilte er die Geschichte mit und sagte ihr, sie möge reinen Mund halten.

So verstrichen volle sieben Jahre, dass sich die Smrt im Rauchfang selchte. Bei Koren starb inzwischen keine Seele, so dass sich darob alle Welt bass verwunderte. Endlich wurde Koren bange, Gott (Bog) könnte ihm den Streich übel nehmen und darum stieg Koren auf den Boden hinauf und spundete das Fässchen auf. Die Smrt war schon ausgedörrt wie ein Heuhalm. Flugs entwich sie aus ihrem Kerker und ranute schleunigst davon.

Alsdann begann ein allgemeines Sterben, nur Koren und die Seinigen blieben verschont. Da sagte Gott der Herr schliesslich zur Smrt, sie solle auch Koren vom Leben scheiden; doch die Smrt mochte um keinen Preis den Auftrag ausführen, weil sie sich vor Korens Listen fürchtete.

Als Gott sah, dass er mit Hilfe der Smrt nichts ausrichten könne, schickte er den Teufel (gjava) über Koren.

Der Teufel kam zu Koren, und Koren sagte zu ihm: „Ich sehe schon, es geht wahrhaftig nicht mehr so weiter. Das Alter hat mich schon zusammengeschlagen, ich gehe gleich mit dir, nur möchte ich noch zu guter letzt für die Kinderchen zwei, drei Hauen und Schaufeln schmieden. Zum Unglück aber ist just der Blasebalg verdorben. Geh, sei só gut und schlüpfe in den schadhafte Balg hinein und blas mir das Feuer an“.

Wie der Teufel schon von Haus aus arglos ist und an nichts Schlechtes denkt, schlüpft er in den Balg hinein. Kaum aber ist der Teufel drinnen, so versperrt der Koren geschwind das untere Pfauchloch, vernagelt das Blasrohr vom Balge und ruft seine Gesellen, lauter handfeste Kerle herbei. Jeder ergreift einen schweren Hammer, und nun wird aus allen Kräften auf den Balg losgehämmert, dass die Funken stieben. Der Teufel brüllte vor Schmerz wie ein kranker Ochse. Als sie ihn fast halb totgeschlagen, gelang es ihm endlich durch einen Riss in dem Leder zu entweichen. Einen Fuss hatten sie ihm gebrochen. Seitdem hinkt der Teufel mit einem Bein.

Der Hinkteufel begab sich vor Gott und erzählte, was für einen verfluchten Tanz Koren mit ihm aufgeführt habe. Gott der Herr sah ein, dass Koren schon zu lange lebe, und darum schickte er ihm gleich drei Teufel auf einmal auf den Hals. Koren betrog auch diese drei. Es war gerade ein sehr kalter Winter und Koren mühte sich just ab, einen grossen Eichenblock zu spalten, als die Teufel bei ihm erschienen. Er überredete die Teufel, sie möchten ihm spalten und speideln helfen, damit es seinen Kinderchen an Holz zur Feuerung nicht fehle, dann wolle er gleich mit ihnen fortziehen. Die Teufel sagten „ja“, denn sie witterten dahinter nichts Böses.

Da hieb Koren die Axt in den Block hinein und rief den einen Teufel: „Komm schnell her und steek die Finger in den Spalt hinein, bis ich für die anderen zwei und für mich Spalten mache. Dann werden wir mit vereinten Kräften auf einmal den Block auseinanderreissen“. Ebenso betrog er auch die zwei anderen Teufel, so dass sie die Finger im schweren Holzblock fest eingeklemmt hatten und nicht hin und nicht her konnten. Jetzt rief Koren schnell seine Gesellen herbei; die kamen mit eisernen Stangen und schweren Hämmern und schlugen wie blind auf die drei Teufel los, bis sich die dieselben vor Schmerz die Finger abbissen und davonraunten.

Weder Smrt noch Teufel behelligten mehr Koren den Schmied. Und Gott liess ihn auch in Ruh, weil er wusste, Koren werde das Leben ohnehin satt bekommen. So war es auch. Als Koren des Lebens endlich überdrüssig geworden, machte er sich auf den Weg in den Himmel. St. Petrus fragte den Herrn: „Da draussen steht Koren der Schmied, soll ich

ihn hereinlassen?“ — „Warum nicht gar! Er soll sich zum Teufel scheren!“

Also ging Koren zur Hölle. An der Höllenthüre war ein Guckloch mit einer Klappe. Kaum erblickten ihn die Teufel durch das Loch, so erhoben sie einen Höllenlärm: „Das ist ja Der, der uns zu leidigen Tagen geschlagen! Den lassen wir nicht herein, der ist im stande und jagt uns alle aus der Hölle hinaus!“ Und hurtig verrammelten sie das Höllenthor.

Koren kehrte wieder zum Himmel zurück und pochte an die Himmelspforte an. „Wer da?“ fragte St. Petrus. „Ich, Koren der Schmied. Wollte in die Hölle, die liessen mich aber nicht hinein; bin darum zurückgekehrt.“ — „Ja, hab' ich dir denn nicht gesagt, dass für dich hier kein Platz ist?“ — „Weisst was, St. Petrus, lass mich wenigstens hineinschauen ins Paradies, dann will ich dich nicht mehr belästigen.“

St. Petrus mochte ihm die Bitte nicht abschlagen und öffnete ein wenig die Pforte. Da rief ihn jemand im Himmel, und während er hinsah, schlüpfte husch! Koren in den Himmel hinein und setzte sich auf einen Haufen alter Kleider. „Pack dich nur schnell wieder hinaus“, rief ihm St. Petrus zu. Doch Koren antwortete: „Ich gehe nicht. Ich sitze auf meinen alten Kleidern, die ich einst einem Bettler geschenkt habe. Von meinem Eigentum lass ich mich nicht wegjagen“. Petrus erhob Beschwerde bei Gott dem Herrn, doch der Herr war gnädig und sprach: „Na, so lass ihn ungeschoren. Ein andermal passe besser auf.“ Also weilt Koren noch immer im Himmel“.

Eine slawonische Variante dieses Märchens lässt den Schmied zwei müde Wanderleute, Gott und den hl. Petrus, beherbergen. Der Schmied bittet sich die einzige Gnade aus, dass, weil ihm die Früchte von seinem Nussbaume so oft weggestohlen werden, jeder auf dem Baume bleiben müsse, wenn er ihm „bleib oben“ zuruft. Als die Smrt zum Schmied kommt, beredet er sie auf den Baum hinaufzusteigen. Der Nussbaum ist zum Aufenthaltsort und Tummelplatz unheimlichen Hexengleichers geworden. In solche Gesellschaft mag man sich die Smrt gern hineindenken.

Nichts Anderes als den von auswärts ins Slavische hineingebrachten Knochenmann, dürfen wir in der, im Volksglauben der katholischen Kroaten wohl nur vereinzelt vorkommenden Smrt, erblicken, wie sie von einem Kroaten, Namens Modrušić (in Kukuljević's Arkiv za povjestnicu u. s. w.) beschrieben wird.

„Wenn der Mensch in den letzten Zügen liegt, eilt die Smrt auf Drachenflügeln (na zmajevih krilih) zu ihm hin: ihr Gefolge bilden sechs gräuliche Hunde, die gleich grauen Gebirgswölfen hungrig sind. Man sagt, Smrt bestehe aus lauter Knochen und Haut; ihr Hals sei dünn wie ein Mühlseil (palamar). Vor Hunger und Kummer ist sie wie der Satan (bijes) bössartig. Erblicken können sie nur diejenigen, deren Leben eben noch an einem Haare hängt. Wenn sie in die Nähe des Hauses gekommen

ist, hockt sie sich auf den Zaun nieder und reisst den Mund auf wie ein nüchterner Wolf. Sie versteckt sich in allen Winkeln, damit sie nicht erkannt werde, und nachdem sie sich mit ihrem Gefolge von sechs Schnappern ausgerastet, geht sie ins Zimmer hinein, wo der Kranke liegt. Ist der Kranke nur noch etwas bei sich, so brüllt er bei ihrem Anblick fürchterlich auf und beginnt mit Händen und Füßen zu strampeln. Er schreit aus voller Kehle, man solle sie hinausjagen. Und wenn man ihn tröstet und ihm rät, er möge die Augen schliessen, so nützt das nichts, er schaut die Smrt doch. Droht er ihr mit der Hand, so zeigt sie bloss mit den Fingern auf die Sense. Man sagt, sie stehe dort, wohin der Sterbende schane. Die Teufel in Gestalt von Hunden umringen den Ärmsten; der eine Teufel stellt sich ihm zu Häupten, der andere zu Füßen, zwei rechter und zwei linker Hand, alle sprungbereit um im entscheidenden Augenblick die herausfahrende sündige Seele zu ergreifen. Inzwischen schleicht sich die Smrt an den Tisch, zieht unterm Arm eine Schachtel voll Rasiermesser hervor und legt die Messer auf den Tisch auf. Dann nimmt sie ein Messer nach dem anderen und zieht es über dem Lederriemen ab. Nachdem sie ein Messer für gut befunden, macht sie zur Probe einen Einschnitt in ihre eigene Handfläche. Kaum berührt sie mit dem Messer das Fleisch, so spritzt schon ein dunkler Blutstrahl aus der Hand in den Balken über dem Kranken hinauf. Sobald der Kranke dies erblickt, fängt er an die Augen zu verdrehen und zu röcheln.

Wer die Smrt bei dieser Arbeit beobachten will, braucht nur auf den Besen unter den Füßen des Kranken zu treten; doch keiner getraut es sich, denn jeder hat schon an dem Namen der Smrt genug, geschweige denn, dass er sie noch sehen wollte. Bei dieser Gelegenheit pflegen die alten Weiber, die beim Sterbenden weilen, einander zuzuwispehn: „drago moje! kako ga muči! sad ga kolje!“ („O du mein Lieb! wie sie ihn martert! ha, jetzt schlachtet sie ihn ab!“). Der Mensch sperrt den Mund auf, die Seele kommt zum Vorschein, die Hunde packen sie und rasch ist sie drinnen im Schnappsack. Die Smrt wischt das Rasiermesser ab, legt es zu den übrigen, wickelt alle hübsch ein, steckt sie unter den Arm, schwingt die Sense über die Schulter und geht weiter, die Hunde hinterher.

So geht es zu, wenn ein Sünder stirbt; die Seele des Reuigen empfangen aber die gebenedeite Jungfrau Maria und die Engel, vor welchen sich die Smrt verbirgt und die Hunde verkriechen.“

Wieviel unser kroatischer Gewährsmann aus eigenem Erdichtungsborne schöpfte, lässt sich nicht bestimmen; gewiss aber ist das Eine, dass er seinem Volke Vorstellungen zuschiebt, die letzterem vermöge seines Bildungsgrades nicht zugesprochen werden können. Die Teufel in Hundegestalt, die Smrt mit der Sense, sowie die Rasiermesser, gehören dem echtslavischen Volksglauben nicht an.

Dem Volksforscher liegt es ob, nicht bloss die volkstümlichen Au-

schauungen aufzusuchen, sondern auch die Erzeugnisse einer sogenannten Kunstpoesie, welche man auf Rechnung des Volkes von unberufener Seite setzt, auszuspielen und fest zu bezeichnen. In der Kurelaeschen Sammlung kroatischer Volkslieder aus Ungarn finden sich zwei Lieder an die Smrt (popivka od smrti) aus Petrovoselo (Szent - Péterfalva, Prostrum), die sich durch Betrachtungen und Gelahrthuerei als mönchische Machwerke offenbaren, woferne sie nicht, so auffällig dies auch klingen mag, eine verkürzte Übersetzung der Ode an den Tod in Kortüms „Jobsiade“ sind. Der Seltsamkeit halber soll das kürzere Lied (St. 624. S. 276 f.) hier mitgeteilt werden:

„O furchtbare Smrt. o böse Smrt — wieviel Wunder vollbringst du! — Dein bitteres Gedenken — verwundet heftig mein Herz. — Wer immer dein Leid erfährt — aus ihm muss die Seele hinausfahren. — Wen dein Pfeil verwundet — den schützt kein Purpur — dem frommen kein Apotheker — dem frommen selbst die feinen Doctores nicht. — Der braucht nicht nach Padua zu gehen — noch in irgend eine Apotheke. — Vergebens trägt er Amulete — vergebens alle möglichen teuflischen Zaubereien. — Er muss die Blätter, die Pflaster und die Wurzeln auf die Seite legen. — Weder ein Trunk Alkermus — noch die Fratres aus der Stadt Wien — vermögen ihn zu erretten, — dass er nicht zum Gefangenen der Smrt werde. — Denn entzieht sie jemandem das Leben — so drückt sie ihm mit weichem Fusse nieder. — Sie thut dem Alter nicht schön — und berücksichtigt nicht die Jugend. — Sie fürchtet sich vor dem Zornigen nicht — sie hat keine Angst vor dem Mutigen. — Wo ist Samson, der kraftstrotzende Ritter — wo Herkules, der grosse Held? — Wo ist Alexander, der Mächtige — der über die ganze Welt herrschte? — dessen Gefangener Darius — die Perser und Ägyptus waren? — Wo ist Julius, der erste Cäsar? — der mit einem Löwengespann daherfuhr? — der den Pompeius ermordet — und die Urbs eingenommen hat? — Wo sind die übrigen vielen Cäsaren — jeder im Heldentum hervorragend? — Über alle trugen sie den Sieg davon, — nur dich, die einzige, konnten sie nicht besiegen. — Allen hast du die Kronen, allen die Waffen und die schnellen Rosse genommen — dass dir niemand entweichen, — dass jeder ins Grab sinken musste“ etc. etc.

Wie kann man solches Zeug für ein Volkslied ausgeben?

(Fortsetzung folgt.)

Die Annalen des Bischof Gísli Oddsson in Skálholt von 1637.

Mitgeteilt von Jón Þorkelsson.

Unter den Handschriften, welche Professor Finnur Magnússon 1832 der Bodlejanischen Bibliothek in Oxford verkaufte, sind zwei Papierhandschriften in 4^o, Nr. 50 und 51, welche die Annalen des Gísli Oddsson, Bischof von Skálholt auf Island, von 1631—1638, enthalten. Diese Annalen sind im Jahre 1637 geschrieben und jetzt nirgends sonst als an der vorgenannten Stelle zu finden. Beide Handschriften sind Originale, wenn es auch ungewiss ist ob von der eigenen Hand des Bischofs, abgesehen von der Unterschrift in Nr. 50 und einem kleinen Abschnitt in 51.

Die Annalen beginnen mit dem Jahr 1106 und gehen bis 1637, überspringen aber viele Jahre, so dass von 1106 bis zum Ende des 14. Jahrhunderts nur folgende vorkommen: 1106, 1117, 1153, 1158, 1159, 1165, 1168, 1181, 1199, 1223, 1226, 1227, 1238, 1240, 1244, 1245, 1275, 1279, 1308, 1331, 1340, 1342, 1346, 1374 und 1379. Es ist dies alles ohne Wert, denn es ist nur anderen älteren Annalen und Quellenschriften entnommen, von welchen manche sehr unzuverlässig sind (den Oddaverjaannalen, der Lyskanderskronik 1608). Professor Gustav Storm in Kristiania hat eine Untersuchung darüber gegeben im Arkiv för nord. Filologi VI. Neue Folge II, 351—357. Es war zum ersten Mal, dass diese Annalen beachtet wurden; aber Storm fehlten alle Aufschlüsse über den späteren Teil des Jahrbuchs, von dem man vermuten konnte, dass er beachtenswert sei. Ich freute mich deshalb im Sommer, als ich die Aussicht hatte nach England zu reisen und isländische Handschriften zu untersuchen, an das Jahrbuch Gísli Oddsson zu kommen, weil ich darin grosse historische Kenntnis, besonders aus dem 17. Jahrhundert zu finden erwartete, der Zeit, in welcher der Verfasser selbst lebte, zumal es kein unbedeutender Mann, sondern der Bischof von Skálholt war, der geschrieben hatte. Allein ich wurde in meiner Hoffnung gänzlich getäuscht, da er keines historischen Ereignisses gedenkt, das nicht anderwärts ebenso gut erwähnt wird. Aber das sah ich, dass er sehr merkwürdig in volkskundlicher Hinsicht ist, denn er ist voll von Aberglauben und wunderlichen Ereignissen und erzählt Volkssagen, die sonst nirgends erwähnt werden. Es ist in Wahrheit die

älteste isländische Volkssagen- und Aberglauben-Sammlung, nach dem Beginn der stark abergläubischen Zeit, die mit dem 17. Jahrhundert anhebt.

Jón Guðmundsson (gest. 1651) schrieb als ein Zeitgenosse von Gísli, wenn auch etwas später, und seine Schriften sind gewiss unverwerfliche Zeugen des Aberglaubens der Leute; aber weil er sowohl ungelehrt als selbst sehr abergläubisch war, hat man, was er schrieb, als seine eigenen Erzählungen angesehen und nicht als die seiner Zeitgenossen, und hat alle Zauber- und Gespenstergeschichten sowie den isländischen Aberglauben des 17. Jahrhunderts auf seine Rechnung gesetzt. Allein dass wirklich alles das tief im ganzen Volke wurzelte, ergibt sich leicht, sobald man sieht, dass der Bischof von Skálholt seine Annalen mit diesen Dingen anfüllt. Ich schrieb deshalb die Annalen von 1402—1637 ab und liess das frühere weg, weil es ganz ohne Nutzen war.

Die Handschrift 50 hat die Annalen vollständig, aber 51 reicht nur über die Zeit von 1606—1637, und schiebt nach 1612 verschiedene Stücke aus dem 14. Jahrhundert ein. Die Jahre 1606—1637 finden sich also in beiden Handschriften. Aber ihr Hauptunterschied ist, dass 50 weit vollständiger und besser als 51 ist in dem, was sie beide haben. Auch die Jahrreihe ist in 51 sehr unrichtig, so dass ich glaube, dass diese Handschrift in Wahrheit ein Entwurf und nicht das Umgekehrte sei, wie Storm nach Cand. Collin glaubt.

Die Überschrift der Annalen ist diese:

Annalium in Islandia farrago
Hinc inde descripta.

Ich hatte beide Handschriften bei der Abschrift vor mir und nahm das, was das Vollständigste in einer von ihnen war, auf.

Von diesem Teil der Annalen ist nicht viel Anderes zu sagen, als dass er selbständig und deshalb bemerkenswert ist. Gleich die Erzählung von der Pest (plága) von 1492 (1495) ist selbständig und anders als bei Jón Egilsson, so dass jeder der beiden für sich steht. Das Eigentümlichste ist, dass der Annalist entgegen dem, was man erwarten sollte, sich scheut etwas von der Landesregierung oder den Landesvorstehern zu sagen, und es durchaus vermeidet den Tod ausgezeichneter Männer zu erwähnen. Der Verfasser führt nicht einmal den Tod seines Vaters, des Bischof Oddur, 1630 an; nicht mit einem Wort den Stadtbrand von Skálholt im selben Jahr; kaum erwähnt er die Türkenplünderung von 1627, und nicht hält er es der Mühe wert, bei diesem Jahr des Todes des Bischof Guðbrandr zu gedenken. Ein einziges Mal erwähnt er den Tod eines hervorragenden Mannes, aber das ist der Wassertod Gísli Árnason's in Blautakvísl bei Bólhraun, den er 1603 setzt. Er erwähnt ihn augenscheinlich nur, weil es wunderlich dabei zugeht und ein ungeheurer Fischzug das Netz zerriss.

Gíslis Tod wird in anderen Annalen nicht aufgeführt; das Jahr wäre nach meiner Meinung richtiger 1612 oder 1613. Unwetter und Feuerbrünste berührt der Verfasser als merkwürdig, was ihm nahe lag, da er so reichlich allen Geschichten von Naturmerkwürdigkeiten nachjagt, wie Missgeburten, Meteoren, Nebenmonden und -Sonnen, freiwilligem Glockengeläut, Ungeheuern und Wundererscheinungen.

Von den Geschichten, welche die Annalen erzählen, sind besonders interessant: die Geschichte von dem Mädchen in Hvamm 1599, von dem Mädchen in Berghyl 1606 und die prächtige Gespenstergeschichte von dem Spuck des Ivar Eyjólfsson von 1606, und nicht zuletzt die hier zum ersten Male erwähnte Hexerei Þorleifur Þórdarsons (Kjapta - Leifi, Galdraleifi), der erst im Jahre 1647 starb. Alle diese Geschichten sind sonst unbekannt.

Candidat Collin, welcher den älteren Teil der Annalen im Winter 1888/89 für Professor Storm auszog, hat geklagt, dass die Abschriften schwer zu lesen seien, und gewiss ist es nicht so leicht, da die Dinte zuweilen durchgeschlagen ist.

Der Bischof sagt am Schluss, dass Séra Ketill Jörundsson (gest. 1670), der in Skálholt erzogen und um 1637 dort Locator war, die lateinische Übersetzung grösstenteils gemacht habe. Aber die Hand in keiner der beiden Handschriften gleicht der Hand Séra Ketils.

Es ist hier wohl an der Stelle von Bischof Gíslí selbst etwas zu berichten.

Sein Vater war der bekannte Bischof Oddur Einarsson (geb. 1559, gest. 1630), seine Mutter Helga Jónsdóttir, vom Geschlecht Bischof Jón Arasons. Gíslí ward 1593 geboren, im Jahre 1616 Priester bei seinem Vater in Skálholt. Schulmeister war er 1621—22; dann ward er nach Stafholt im Borgarfjörð ernannt, und 1623 Pfarrer in Holt undir Eyjafjöllum. Im Jahre 1622 verheiratete er sich mit Sigrídr Björnsdóttir; die Ehe blieb kinderlos. Aber zuvor hatte er ein uneheliches Kind mit Gróa, der Tochter des Priesters Eyjólfur Arnþórsson in Gardar. Auf dem Alþing von 1631 nach dem Tode seines Vaters ward er zum Bischof gewählt, gleichzeitig sein Bruder Árni zum Lögmann. Er starb auf dem Alþing am 1. Juli 1638. Diese drei, der Vater Bischof Oddur und die Söhne Bischof Gíslí und Lögmann Árni waren sämtlich hervorragende Männer. Bischof Oddur war von einer alle anderen überragenden Grösse und Männlichkeit. Er und der Sysselmann Ari Magnússon í Ögri (gest. 1652) waren auf dem Þingfelde leicht kenntlich, denn sie ragten mit Haupt und Schultern über die ganze Versammlung hinweg. Oddur war mit der Gabe, die Zukunft zu sehen, ausgestattet, und stand im Rufe, vieles voraus zu sagen, was sich später erfüllte. Begreiflicherweise ward er für einen Zauberer und im Verkehr mit den Elben gehalten: es giebt viele Geschichten davon. Er war ein sehr gelehrter Mann und von ihm stammen

die ältesten isländischen Sagenhandschriften nach der Reformation. Von der alten Litteratur rettete er viel vor dem Untergange, indem er es abschreiben liess.

Árni, der Lögmann, war so berühmt wegen seiner Rechtschaffenheit, dass er ohne gleichen galt. Es wird von einem Verbrecher erzählt, dass er an den meisten Landeshauptleuten etwas zu tadeln gehabt habe, aber von Árni Oddsson habe er gesagt, dass er nur gutes an ihm gefunden. Gísli Oddsson war, wie sein Vater, ein sehr starker Mann und durch seine Kräfte so berühmt, dass Sagen davon gingen. Eine derselben ist die, dass er den grossen Skálholtamboss, welcher 480 Pfund wog, ohne auszurufen, rings um die Schmiede und in sie hinein getragen habe.

Das Gerücht hatte sich verbreitet, dass Gísli etwas zum Trunk geneigt sei, und das wurde ihm bei der Bischofswahl zum Vorwurf gemacht. Es ergab sich freilich, dass es nicht so schlimm war, als man sagte. Dennoch glaubten viele, dass seine Anlage zum Trinken schuld daran sei, dass er kein höheres Alter erreichte.

Bischof Gísli galt zu seiner Zeit für einen gelehrten Naturkundigen; auch hat sich eine Schrift von ihm erhalten, welche, wenn man will, noch merkwürdiger als die Annalen ist, eine Beschreibung Islands von 1638. Das einzige Exemplar liegt in der Sammlung Finnur Magnússons in Oxford unter No. 84. 4^o, und ist im ganzen 203 Seiten stark. Es ist Original, wahrscheinlich vom Verfasser selbst geschrieben. Finnur Magnússon hält dafür, dass es die Schrift sei, welche in der Bibliotheca Reseniana (Hafn. 1685) dem Bischof Oddur, Gíslis Vater, zugeteilt wird, und das ist nicht unwahrscheinlich, weil Odds Schrift sonst nirgends zum Vorschein gekommen ist.

Die Schrift führt den Titel *De Mirabilibus Islandiae*. Ich zog sie im Sommer aus, und weil sie in nächster Verbindung steht mit den Aufgaben dieser Zeitschrift, werde ich einiges daraus vorführen, besonders weil diese Schrift früher nirgends sonst erwähnt worden ist.

Voran steht dieser Satz:

Anno 1638 18 Aprilis Descriptionem rerum admirabilium quae in patria occurrunt ordior quod utinam tam felici sydere ac auspicio quam voluntate simplici mente candida et veritatis studio bene vertente Deo. fiat.

Hintenan steht:

Explicit libellus ad Calendas Majas.

Die Schrift kann recht lehrreich heissen, aber es fehlt nicht an Aberglauben, besonders in den Elbensagen. Von dem Inhalt geben die Überschriften der 40 Kapitel die beste Vorstellung.

1. De situ Islandiae ad elevationem poli. 2. De Glacie boreali aut Gronlandica cum adjunctis. 3. De Meteoris miris et varijs a rore mellito. 4. De terrae motibus et ignium eruptionibus iisdemque diversis et horrendis. 5. De quasi meteoris in mari. 6. De portentis fluminum. 7. De monstribus in mari.

8. De piscibus grandioribus seu animalibus oceani. 9. De minoribus etiam quasi animalibus. 10. De pisciculis minusculis maris. 11. De minutulis piscibus fluviatilibus. 12. De avibus præcipue domesticis. 13. De adventilijs seu æstivalibus aviculis. 14. Opinio de hybernatione avicularum ibidemque de Aradalis. 15. De avibus marinis. 16. De insectis volatilium. 17. De reptilibus insectis. 18. De animalibus terrestribus. 19. De feris. 20. Designatio præcipuarum alpium, stagnorum, fluviorum ac sinu[u]m in Islandia. 21. Appendix superiorum. 22. De insulis primarijs circa continentem habitatis. 23. De insulis Vestmannorum singulariter. 24. De graminibus et herbis. 25. De fructicibus et radicibus. 26. De arbusculis et arboribus. 27. De quibusdam locis notabilibus. 28. De admirandis fossilibus. 29. De metallis. 30. De lapidibus et gemmis. 31. De Puteolis et fontibus varijs. 32. De diversitate antrorum et speluncarum. 33. De subterraneis gigantibus et hominibus. 34. De eorundem miraculis. 35. De balneo arenario nobilissimo (non procul a villa Reykiahlid). 36. De hominum indole et institutis. 37. De balenarum venatione. 38. De artificialibus admirandis. 39. De ingenijs sollertissimis. 40. De operis feminarum ac ibidem de Farre Islandico.

Im Kap. 6 wird von der Schlange im Lagarfjót erzählt, von der die Annalen sagen, dass man sie oft sehe. Sie ist aller Schlangen fürchterlichste. Einige sagen, dass sie eine Meile lang sei, doch stimmen die Angaben darüber nicht, wie viele Krümmungen sie hat: ein, zwei, drei werden angegeben. Sie ist entsetzlich und regt den Fluss so auf, dass er auf das Land überströmt. Sie gebärdet sich so schlimm, dass die Erde erbebt und die Häuser in der Nähe wanken. Sie ist sehr hässlich. Es wird erzählt, dass einmal ein Bischof sie aus dem Fluss hinwegbannen wollte und sie war verschwunden, so lange der Bischof da war. Als er aber fortgegangen, kam sie wieder zum Vorschein und sie war durchaus nicht angenehmer als zuvor.

Im Lagarfjót sind zwei andere Ungeheuerarten: gefährliche Seehunde und ein schrecklicher Roche. Stephán Ólafsson (gest. 1688) erzählt von diesem Ungetüm in der Raunkufótsríma (meine Ausgabe I, 115—117) und sagt, dass die Schlange auf Gold liege und mit Kopf und Schwanz am Grunde festgewachsen sei; sie sei drittelhalb Meilen lang:

Ormurinn sá, sem uppi í fjóti er endilangur,
 hart við brá, er brast í rót og bylgjugangur.
 Fastur á haus er hermt hann liggi og hala sínum,
 gildan hnaus af góðri byggir grábaksdýnu.
 Hálf þingmanna langur leið nam lykkjur keyra
 ekki grannur upp úr breiðum ýmis dreyra.
 Skatan liggur barðabreið í báru glaumi,
 snýr upp hrygg og eingu eyrir út hjá Straumi.
 Svo sem ey er á að líta ypt úr glýju,
 langt nam teygja úr hylnum hvíta halana níu.
 Selurinn einn er undir fossi ínt að bólmí,
 hans augasteinn er bjartur blossi, en bak sem hólmí.
 Lámum spennir leyndar krár um legis grunna,
 framan úr enni hans er hár sem hríslu runnar.

Dann erzählt Bischof Gísli, dass eine unermesslich grosse Schlange in der Skaptá sei; ihrer wird auch in den Annalen gedacht.

In der Hvitá bei Skálholt ist ein furchtbar grosses Ungeheuer, das sich in allen möglichen Tiergestalten zeigt. Weiter erwähnt Gísli, dass es Nicker, und zwar keineswegs kleine, in den Gewässern gebe.

Im 14. Kap. gedenkt er, dass Áradalur „in historiis nostris“ berühmt gewesen und dass man dieses Thal als „campos Eliseos“ betrachtet habe. Nun sei aber seit langen Zeiten niemand dorthin gekommen, und keiner wisse, wo es liege.

In Kap. 33 erwähnt der Bischof die Trolle, welche in Felshöhlen wohnen sollen. Er sagt also gewiss, dass sie ausgestorben seien; doch lebten noch Menschen, welche sie gesehen haben wollen. Sie seien fürchterlich hässlich, aber nicht so besonders schlimm. Sie liebten die Dunkelheit sehr.

Demnächst nennt er die Elben, welche man „jam diu“ für wirkliche Menschen (pro veris hominibus) hält, und die in Wäldern und Höhlen wohnen.

Die Elben (álfar) nennt er von doppelter Art. Die eine ist das Huldufólk, das sind die bösen Elben, die den Menschen übel wollen. Die andere Art sind die Ljúfingar, das sind die guten, welche sich mit Menschen verbinden. So sagt Gísli, dass einer solchen Verbindung das Mókollsgeschlecht entstamme¹⁾.

Im 34. Kap. erzählt er weiter von den Elben und berichtet Sagen von ihnen dieser Art:

Ante aliquot annos Parvulos quosdam tam pueros quam puellas surripere conati sunt monticolæ, quorum alij semianimes et malitiose tractati, alij alio tempore penitus emortui nostratibus restituti sunt, alij tanquam cathenis ferreis detenti (quibus natura sua aut malo quodam fato oculi adeo sunt lyncei ut spectra conspectum illorum vitare nequeant) visi sunt. Tum vero alij nostratium paulo adultiores apud eosdem aliquot septimanas communi victu in collibus et intra monticulos, quantum quidem ipsis visum est, habitaverant, ut iam nihil dicam de his quæ commercia et conversationem cum illis subdole ac nefarie communicaverant, tum qui sine cibo vel potu naturali jamdiu inter nos victitarant, subterraneis istis victualia subministrantibus ad satietatem, idque præcipue de nocte, cujus rei exemplum hoc anno presente 1638 in provincia Mydal audire est. Addo feminam quandam adhuc in vivis esse in eadem provincia et vicino loco Fagradal, quæ nunc adeo multos annos maritata illic habitaverat, lecto detenta propter aliquam corporis debilitatem omnibus ignotam, quia quandam harum familiarum habere credebatur nullo alimento sustentata multis inquam annis nisi lacte nigricantis vacæ et generis ejus similiter atrii coloris, et quod album est lac harum pecudum ex arte ab aliorum lacticinij dignoscere fertur, femina quoad gustum et olfactum nec non omnia domus suæ prudenter satis ac feliciter sola procurare et iam decumbens monitu fortasse ubi fabulantur monticolæ. Sed hæc omnia adeo incerta sunt et

1) Das Mókollsgeschlecht ist aus dem Borgarfjördr im 15. Jahrhundert, es vermischte sich mit dem Hagageschlecht auf Bardastrand, und davon ist viel Volk gekommen.

occulte aguntur, ut nemo possit veritatem rei penitus indagare. Neque igitur pro veritate vendito, sed quasi opinionem vulgi recito; quod autem de victu asserui, per omnia verum esse autumo, quantum quidem mihi ex relatione constare licuit, ac puto certe. hic aliquas subesse præstigias Demmoniacas quamvis me laterent.

Im 38. Kap. berichtet er von menschlichen Arbeiten und Kunststücken, die merkwürdig sind, in folgender Weise.

Sic propria veluti industria ferramenta contemperare quidam solerter dederunt, alij quoque sagittas manuaris et arcus vulpium nec non frameas lanceas proprio Marte nullo præeunte ¹⁾ institutore promptius quam sperari poterat effererunt. Alij sculptilia quavis etiam literaturam ignorantes affabre tueunt et colant ad quaslibet imagines objectas arborum ferarum volatilium atque ideo ipsarum literarum, denique quod non natura docuit siquidem faber extit in plaga occidentali, qui naviculam suis manibus condidit octoremis insignem, quos rotarum beneficio et funiculorum omnes solus direxit nauclerus in puppi sedens, atque hoc pacto vastos sinus permeare potuit aëre tamen solerta, ventis enim et tempestatibus cimba talis necessario quievit. Audivi alterum quendam dædale artem tentasse avicularum plumas et pennas colligendo, atque alas subaretando veluti indumentum corpori suo adaptasse et sine molestia volare potuisse etiam trans amnem Huytaa i Borgarfyrde, cujus viri nepotes in vivis sunt. Neque id ipsum fabulosum neque ulla in magica quod putari poterat factum est, sed arte tantum naturali. Adeo solertia sunt quædam nostrorum hominum ingenia. Vidi urinatore nostratium qui non sicut alij natate solebat, sed tanquam piscis pinnas et caudam, hoc est manus et pedes agilime natando movit absque omni molestia adeo ut qua si in aqua tegere potuisset. Verum similia artificia, quæ naturam fere superant, alios docere quantum audivi vel plane negabant authores, vel etiam prudenter noluerunt, ne quisquam forte aliquid simile infeciliter ac periculose tentaret. sunt ejusdem generis plura quæ brevitatis studiosus at conscius negligo.

Est etiam inter nos hodie qui columbam volatilem proprijs manibus ingeniose atque arteficiose conflavit, ignem quoque evomentem, plura his addere nisi tempus me ad excellentia quædam ingenia hominum revocaret.

Im 40. Kap. spricht er ebenso von Arbeiten isländischer Frauen jener Zeit.

Fæminæ vero quibus solis, non autem maribus, concreditum est ut alimentaria tractent et ad usus quotidianos præparent, dixi vix potest quanta alacritate et insigni varietate quæcunque inter illas sunt nobiliores atque liberiores rem admistrent, non solum ex lacti cujus innumeris sed etiam ex carnibus animalium pariter ac piscium cum jusculis suis non adspersandis, sed etiam ex terræ fructibus et domestica farina, cujus nunc ferme oblitus sum. noscitur enim spontaneum quoddam frumentum quotannis copiose in australi plaga insule in provincia Medalland præcipue, sed et alibi quoque tritico simile frumentum quod resecant incolæ annuatim et sedulo arefactum mola subigunt et fæminæ postea panibus atque pulmentarijs utiliter aptant, quæ quantumvis terrei saporis aliquid habeant eo quod non seruntur. tamen frugaliter atque ad satietatem aluit. solen tetiam fæminæ nostræ herbas seu gramina quædam singularia tam in montibus quam colliculis etiam littorum nata decerpere et colligere ac ad solem arefacta manibus suis conterere, ut farris cujusdam similitudinem induant aut vicem obeant istamque farinam qualem-

1) præeunte (!) ms

cunq̄ue pulmentarijs suis immiscere, ad panes vero plane est inhabilis atque inutilis. Neque procul abest a miraculo quod apud nos repperiatur fæmininum genus aliud, castitatis nota ¹⁾ adeo preclarum ut virgines plurimas easdemque pietissimas ²⁾ insula foveat, quæ nuptijs nunquam consenserunt sed quasi perpetuam virginitatem solo pietatis studio sibi sunt pollicitæ, aliud prolificante feracissimum adeo ut in effæta quasi senectu uterum gestare inveniantur usque ad annum 50 communitur et quædam ultra 60. Matrona quædam nobiliorum genere nata etiam nunc superstes est quæ 23 parvulos de suo utero sola enixa fuerat, gemellos ac tergemellos aliquoties pariens. Aquæ ita quæ sunt præcipue notatu digna hujus insulæ perstrinxisse videor miracula. Cætera quæ satis multa esse novi alijs reliquens quibus id per occasionem et qua sunt longe supra me eruditione præcellentiores abundantius et excellentius facere licet.

Diese Handschrift wird ohne Zweifel dieselbe sein, welche Hallgrímur Jónsson der Diakonus (gest. 1836) in seinen Rithöfundatal (Mss. Isl. Bókmentafélags Nr. 385, 4.) in dieser Art nennt: „Islands Naturgeschichte hat er (s. Gísli) zu schreiben begonnen“. Aber die Handschrift ist vollständig und der Bischof hat sie zwei Monat vor seinem Tode beschlossen.

Die Annalen erwähnt er in dieser Art: „(Er schrieb) Annalen, die in Kopenhagen sein sollen“.

Hallgrímur hat also gemeint, dass die Annalen in der Árni Magnússonischen Sammlung wären oder er hat gehört, dass Finnur Magnússon sie besäße.

Ferner nennt er zwei Handschriften. Die eine: De actionibus tantum nitentibus, deren Thema mit der bekannten Thatsache stimmt, dass Gísli ein redengewandter Mann war. Die andere Schrift ist nach seiner Angabe eine isländische Auslegung der reformierten Kirchenordnung Kristians IV. von 1633.

Das Briefbuch Bischofs Gísli ist noch erhalten und befindet sich in der Árni Magnússonischen Sammlung in Kopenhagen unter Nr. 244 bis 247, 4^o und sein Geschäftsbuch (máldagabók) ebendasselbst unter Nr. 248, 4^o.

1) oder: nota, ms.

2) pietissimas (!), ms.

Segen und Heilmittel

aus einer Wolfsthurner Handschrift des XV. Jahrhunderts.

Mitgeteilt von Oswald von Zingerle.

In der Bibliothek des den Freiherrn von Sternbach gehörigen Schlosses Wolfsthurn bei Sterzing in Tirol befindet sich eine, der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts entstammende, nun 109 Blätter umfassende Papierhandschrift in Folioformat, deren Inhalt so ziemlich alles, was damals in einem Haushalte als wissenschaftlich erachtet wurde, bietet; ja noch mehr, da auch für Erbauung und Unterhaltung gesorgt erscheint. Der Leser wird belehrt über Obstkultur und Kellerwirtschaft, er findet Anweisungen zur Bereitung von Leder, Essig, Seife, Stärke, Wachs, Tinte, Pulver, Farben und Färbemitteln u. a., zum Reinigen der Kleider, zur Vertilgung von Mäusen, Fliegen, Flöhen und anderem Ungeziefer, zum Vergolden und Musieren, Ätzen von Stahl und Eisen, Glasleimen, Fladerziehen, zu Fisch- und Vogelfang, zur Konservierung der Eier und dergleichen mehr. Ausser diesen, dem Wirtschaftsbetriebe, den Bedürfnissen des täglichen Lebens und auch verschiedenen Passionen Rechnung tragenden Zeichnungen, hat im übrigen die Heilkunde, mit Einschluss der Diagnostik, die Gesundheits- und Körperpflege vorzüglich Berücksichtigung gefunden. Für Krankheiten, Leiden, Schmerzen und Gebrechen aller Art sind die verschiedensten Mittel angegeben, andere sollen vor Schaden, der von Tieren oder Menschen droht, bewahren; wieder andere sind kosmetischer Art. Und all das steht, obwohl der Codex in seinem ursprünglichen Bestande von Anfang bis zu Ende ohne erhebliche Unterbrechung geschrieben ist, grossenteils kunterbunt durcheinander; nur ab und zu lässt sich eine sachliche Gruppierung wahrnehmen. So stossen z. B. inmitten des Abschnittes wie man den harn erhehmen sol einige Heilmittel zu der spunne und zu den orn auf; Bl. 21 ist von Podagra und Harstein die Rede; darauf folgt ein Verjüngungsmittel, dann ain goltgrunt, zu musiern ain varb, daran anschliessend wieder medizinische Recepte, worauf von presten der pawme gehandelt wird.

Diese Unordnung entspricht dem gewöhnlichen Zustandekommen solcher Sammlungen: Auszüge aus einschlägigen Werken bildeten häufig die Grundlage, fortgesetzte Lektüre, mündliche Mitteilungen, eigene Kenntnis und Erfahrung führten dann zu Erweiterungen, zu Zusätzen, die an den Blatt-

rändern oder wo sich sonst noch Platz fand. eingetragen und von späteren Copisten in der gegebenen Reihenfolge abgeschrieben wurden. Dass vorliegende Kollektion zum Teil auf gelehrten Quellen beruht. beweisen schon die hin und wieder vorkommenden Berufungen auf Aristoteles, Socrates, Ypocras, Polyen, Constantinus und andere in den alten Arzneibüchern gerne citierte Meister; doch ist vieles unstreitig auch auf die früher angedeutete Art hinzugekommen.

Dem Kulturhistoriker gewähren derartige Sammelhandschriften oft reiche Ausbeute und es ist sehr zu wünschen. dass ihnen die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt werde. Über gar manches, was mittelalterliche Haushaltung betrifft, erhalten wir daraus allein genauere Aufschlüsse; und wenn diese Quellen auch vorwiegend dem späteren Mittelalter angehören. so lässt sich bei eindringlichem Studium doch für die Erkenntnis früherer Zustände mehr oder weniger daraus gewinnen. und halten wir die Gegenwart hinzu. so zeigt sich. dass hier und dort noch an alter Methode festgehalten wird. Das gilt in noch höherem Grade von den Heilmitteln. deren Mehrzahl in der Volksmedizin heutiges Tages noch Anwendung findet. Die Pflanzenwelt steuert bekanntlich hierzu das Meiste bei. auch animalische Stoffe erscheinen vielfach gebraucht. während mineralische weniger in Betracht kommen: ausserdem spielen aber Gebete. Segen. Beschwörungen. Brieflein und ähnliches eine wichtige Rolle. und deren sowie anderer abergläubischer Mittel bietet der Wolfsthurner Codex eine grosse Anzahl. Mehreres hiervon ist schon aus ähnlichen Publikationen¹⁾ bekannt: doch gebe ich den ganzen Vorrat. weil die Übereinstimmung in der Regel keine vollkommene ist und selbst geringfügige Abweichungen für die Entwicklungs- und Überlieferungsgeschichte von Bedeutung sein können.

In der Schreibweise habe ich mich an die Handschrift gehalten. nur der Gebrauch der Majuskel wurde in der üblichen Weise geregelt: auch rührt die Interpunktion. welche in der Handschrift gänzlich mangelt. von mir her.

Ich führe zunächst jene Segen an. welche bei bestimmten krankhaften Zuständen des menschlichen Körpers zur Anwendung kamen.

Bl. 2b. Für den afel²⁾

spricht disen segen:

Afel vnd äflin giengen vber ein wisen weitt. da begegnet in die weich frau³⁾ sand Amarey. „Afel vnd äflin. wo welt ir hin mit den sibem kinden. mit denn syben vnd sibentzick schüsslingen?“ — „Da will ich hin in X. haws. da will ich vel reissen vnd pain prechen vnd plut kafften 4). vnd auf dem fletz will ichs recht besetzen vnd vnitter dem dach ain gros geschray machen“. „Afel vnd äflin. ich

1) Zs. f. d. Alt. 18, 80. 20, 20. 24, 65. 27, 308. 31, 103; Germ. 24, 73 und 311; Anzeiger f. K. d. d. Vorz. 1862, 234. 1873, 227 und 262. Sitzungsberichte der Wiener Akademie. Bd. 42, 127

2) Eiter. 3) heilige Frau. 4) schlürfen. trinken.

gepeut dir bey der weich fraw sand Amarey, das du hin farest vber mer mit den sibem kinden, mit den sibem vnd sibentzigk schüsling, da fliessen drey prünn, der ein ist gut, der ander ist plut, der dritt ist äflig; da peut ich dir in mit den sibem kinden, mit den sibem vnd sibentzigk schuslingen. Des helff mir der vil gut Jhesum Christum vnd sein mueter, das helff mir die weich fraw sand Amarey, das helff mir alle die kindt, die im namen gotz gekrisembt vnd getauft sindt, das helff mir der man, der dott vnd marter am stam des heiligen kreutz nam, im namen des vater vnd des svn vnd des heiligen geist“.

Bl. 9a. Fur den schlagk.

Nym ain federküs vnd legs auf ain drischeufel ¹⁾ vnd leg den fus oder die hant, daran du den schlag hast, auf das küss vnd nym ain schlegelhagken in die hant vnd heb die hagken mit der schneid in die hoch vnd sprich drey malen nach einander: „Gott der her beschuff den tag, der teufel beschuf den schlag; der den tag beschueff, der sey dir N. heut fur den schlag gut, in nomine patris et fyly et spiritui sancto“. Als oft du den segen sprichst, so mach zum lesten dreu creutz über den schaden vnd zeuch die hagken von der hoch gemacht mit dem ör auf den fus. Probatum est.

Bl. 89c. Fur daz fieber.

Ain hubsch kunst vor allere hande fieber.

Nym iii salvaypletter auff ainem stengel ains morgens vor der sunnen vnd schreyb auff das ain blatt † pater † pax, auff das ander plat † filius † uita, auff das dryt plat schreyb † spiritus † sanctus sit tibi contra febres remedium amen. Das du drey morgen vor der sunnen vnd alle male so nym iii pletter, dor noch so sprich funff pater noster vnd funff aue maria vnd ain gelauben.

Verschiedene Mittel gegen das Fieber sind Bl. 115 zusammengestellt: davon kommen in Betracht

Bl. 115a. Wiltu dem menschen helfen des fiebers ab, so schreib dise wort auff ein priefel vnd heng ez dem menschen an den hals: Egressus Jhesus de synagoga introiuit in domum Symonis. Socrus autem Symonis tenebatur magnis febribus et rogauit illum pro ea. Stans super illam imperauit febri et dimisit illam. Sic impero tibi, febris, in nomine patris et fily et spiritus sancti, ut deinceps non presumas vexari hunc famulum dei N.

Bl. 115b. Nym ain öpfel ²⁾ vnd taile den in drey tail vnd la sy doch haften an einander vnd gib die tail drey morgen yetweders tail besunder eze essen, vnd czu ainem tail (115c) sprich „Im namen des vaters increatus pater“, czu dem andern mal sprich „vnd des suns immensus pater“, czu dem dritten ³⁾ sprich „vnd des heiligen gaistes eternus pater“.

Idem.

Item nym drey farmpleter ⁴⁾ vnd schreib an ains „Dextera domini fecit virtutem“, an daz ander schreib „Dextera domini exaltauit me“, an daz dritte schreib „Dextera domini exaltauit virtutem“.

Idem.

Item nym drey oblaten vnd schreib an daz erste „pater pax“, an daz ander „filius vita“, an daz dritte „spiritus sanctus est remedium“ vnd schreib anderthalb

1) Schwelle. 2) Ms. öpfen. 3) Ms. dritte. 4) farm Farnkraut.

an dem ersten „O erux admirabilis“, an der andern „euacuacio vvlneris“, an der dritten „restauracio sanitatis“, vnd gib sy dem siechen menschen drey morgen.

Idem.

Item nym ain rinten von ainem prot vnd schreib daran † O febris, omni laude colenda, o languor sanitatis et gaudy † Aseribendas nox pax max.

Bl. 115d. Item nym wegrich, wo du den vindest steen. so sprich drey pater noster stät vnd iii aue maria vnd mulle in czu puluer vnd gib ez dem fiebrigen menschen czu trincken in warmem weine vnd daz zu IX pfefferkern.

Apfelschnitten, nur mit anderen Worten beschrieben, werden nochmals, Bl. 123d. empfohlen.

Fur aller slacht fieber. Nym ain apfel vnd sneid den in vier tail vnd schreib an daz erste tail „In nomine patris Jesus, an daz ander „et fyli Nazarenus“, an daz dritte „et spiritus sancti rex Judeorum“. Daz vierde (124a) tail wirff hyn.

Bl. 116a. Fur den vallenden siechttag.

Für die vallende sucht. Du solt warten ¹⁾ der weile, so yn die sucht begreift, so nym ain hyrsssein ryemen ²⁾ vnd pint yn den vmb den hals vnd sprich „In dem namen des vaters vnd des suns vnd des heyligen gaistes so pint ich hie den siechtumb des menschen in disem knopf, den ich daran chnüppfe“. Vnd den selben ryemen sol der mensch dem siechen nit ledigen ³⁾ von dem paine vnd von dem fleysche, hüncz daz ⁴⁾ er chöm, do man ainen toten begrabe, so sol man den riemen ledigen ab des menschen halse vnd sol man dan den riemen mit dem toten begraben vnd sol der riem dem toten gelegt werden vnter sein schulter, vnd wer den riemen lediget, der sol sprechen: „In dem namen des vaters vnd des suns vnd des heiligen gaistes begrab ich mit disem riemen den siechtumb dises menschen, das (116b) yn der siechtumb nymmer bertir vnd daz der leichnam am jungsten tag erstee“. Mit den worten sol man den riemen begraben dem toten vnder die schultern. Ist ainer da nicht, der den riemen am ersten vmbpant, so mag yn ain ander ledigen vnd begraben, alz hie mit worten geschriben steet.

Bl. 118a. Czu den ezenden ⁵⁾.

Sant Peter sas auf ainem stain vnd hub sein wange in der hant. Do chom vnser herre vnd sprach czu ym: „Peter, was hastu?“ Da sprach sant Peter: „Herre, die würm haben mir die ezende durchgraben“. Da sprach der herre: „Ich beswer euch ezende ⁶⁾ pey dem vater vnd pey dem sun vnd pey dem heiligen geist, daz ez ⁷⁾ hinfur chainen gewalt mer habt, Petro sein ezenden eze graben“. Ayos. ayos. ayos tetragramaton.

Bl. 120c. Wiltu daz ezandswern pussen, so haiss dem. dem ⁸⁾ da wee ist, auf daz wang schreibn dise wort: rex, pax, nax in Cristo filio suo.

Bl. 124c. Fur mail ⁹⁾ in augen.

Fur daz mail in den augen. Sanctus Nicasius der heilig martrer gotes het ain mail in den augen vnd er versuchet, ob yn got dauon erledigen wolt, vnd vnser herre erlediget yn dauon. Da pat er vnsern herren, wer seinen namen ob im trüg oder hett, daz der selb erlost würd von allen mailen vnd prechen, wie die

1) Ms. warter. 2) Riemen von Hirschhaut. 3) Ms. den s. mit lgrur. 4) bis dass. 5) Für die Zähne. 6) l. würm. 7) ihr (Plural. vos). 8) Ms. de. 9) Flecken.

wärn, vnd vnser herre erhoret yn. Also peswer ich dich, mail, pey dem lebentigen got vnd pey dem heiligen got, daz du verswindest von den augen des dieners gots N., du seyst swarcz, rot oder weiss. Christus mach dich hin gen, amen. Im namen des vaters vnd suns vnd des heiligen gaistes, amen. vnd sprich V pater noster vnd V aue maria in vnsern herrn funf wunden ¹⁾.

Eine Reihe von Segen betrifft speciell die Frauen.

Bl. 8c. Fur die mueter ²⁾.

„Ich peut dir, permueter, bey der macht vnd bey der heyiligen gottes kraft, das du dich legest vnd nit mer regest, dan regest du dich, so stirbt N., so legt man euch pede in ain grab, da müst ir in ligen bis an den jungsten tag“. Du solt der frawen nabel stargk in die hant nemen vnd den segen drey malen daruber sprechen vnd als oft i pater noster. Der wundsegen ist auch gut darfur zu sprechen.

Bl. 129b. Czu der permueter.

Zu der permueter. In nomine patris et filii et spiritus sancti amen. Ich peswer dich (125c) smercz der permueter pey dem vater vnd pey dem sun vnd pey dem heiligen gaist † welherlay hand du seyst, daz du dich nicht auf hebest vnd vnder sich nicht lassest, sunder daz du dich an dein gewönliche stat fügest mit gemache vnd mit fride, daz du an chainer stat dich verpergest vnd nicht müest ³⁾ dise dierne gotes N. Secundo te coniuro matricis dolor † per nomen dei † per primum et nouissimum † et per principium et finem † per eum, qui erat † et qui est † et qui venturus est † et redeas ad locum tibi ordinatum a deo et non ab hac famula dei N. amen. Czum dritten mal peswer ich dich, smercz der permueter † pey den vnsprechenlichen namen vnsern herren Jhesu Christi † vnd pey allen gottes hailigen † vnd pey der rainen junckfrawen Maria † vnd pey dem angstlichen jungsten tag † vnd pey allen wunden vnsern herrn Jhesu Christi † vnd pey aller heilichait der heiligen kirche, daz du nicht berürest die dieren ⁴⁾ gotes † N. amen, sunder in aller ru vnd fride lassest irem schepfer dienen. Quarto coniuro te matricis dolor † per omnes sanctos apostolos et euangelistas † per patriarchas et prophetas (125d), martires et confessores, virgines et doctores et viduas et per omnes sanctos et electos dei † vt hanc famulam dei N. hanc litteram gestantem in nulla parte corporis ledas uel ofendas uel atemptare presummas famulam dei N. amen † Ayos o theos † Ayos yskiros † Ayos atanatos † eleyse ymas. Sanctus deus † sanctus fortis † sanctus immortalis † miserere famule dei N † Saluator generis humani, qui secundum voluntatem tuam transitorius interpellasti hanc famulam tuam N., dolorem matricis patientem, exaudias N. per tuum dolorem, in quo positus eras in ara crucis ymolatus, nos a morte eterna liberasti. sic eciam libera famulam tuam N. a dolore matricis, qui uiuis ac regnas deus per omnia secula seculorum amen. † Sancte te deus pater, qui te creauit † sancte te deus filius, qui pro te ymolatus est † sancte te deus, qui pro te passus est † sancte te deus, qui pro te natus est † sancte te deus, qui pro te resurrexit a mortuis † sancte te paternitas patris † sancte te sapientia nati † sancte te diuinitas spiritus sancti amen. Et benedictio dei patris et filii et spiritus sancti descendat super te famulam dei N. † et manet tecum et custodiat te a dolore matricis, cuiuscunq; generis sit, amen.

Bl. 78b. Fuer den wetagen der muter. Schreib die nammenn an ein junck-

1) In dem Ms. fehlt in und herrn. 2) Gegen Bärmutterleiden. 3) bemühest, plagest. 4) Dierne.

fraw perment vnd las die frawenn alltzeyt pey ir tragenn: † el † cloy † cloe † anexi † andriary † N. von † compunctary † ammenn.

Bl. 29d. Daz ain fraw ringklich¹⁾ nider chöm.

Das ein fraw ringklich ader leichtlich nyder komm, so soll man disse wort schreiben an ein zedel vnd lege sie der frawenn auff denn bauch:

De viro vir, de virgine virgo, vicit leo de tribu Iuda, Maria peperit Christum, Elizabeth sterilis Johannem baptistam. Adiuro te, infans, per patrem et filium et spiritum sanctum, si masculus es uel femina, vt exas de wulua. Exanante, exanante! Vnd wann das kint geboren ist, so soll man alsbalde die zedel von der frawenn leyb nemmenn mit den geschribnenn Worten.

B. 75d. Willtu vorstellen der frawenn ir plummen²⁾, so schreyb die wort an ein zedel vnd lege es der frawenn auff das haupt: † per ipsum † et cum ipso et † in ipso.

Dazu hat ein späterer Leser, dessen Schriftzüge noch auf das 15. Jahrhundert weisen, bemerkt:

quot est falsissimum et supersticiosum et quasi hereticum.

Bl. 122a. Den frawen.

Wen ain frawe ir weiblichait zu nil hat, so nym hirssein horn³⁾ geschabt mit wein temperiert vnd trinck des vnd nem dise buchstaben an ain prieflein geschriben vnd leg ez auf die huffe: P. N. B. C. P. X. A. O. P. I. L. in nomine patris et filij et spiritus sancti.

Idem den frawen.

Für der frawe plümlein, so des ezu nil chumbt, so schreib daz gepet vnd iren namen an ain prieff vnd leg es auf den nabel: wurm, wurmin, Phaton

Die äussere Blatthälfte, welche die Fortsetzung enthielt, ist herausgeschnitten, ein Zeichen, dass das Weitere anstössig schien.

Bl. 123a. Den frawen.

So ain fraw ain totes kint trait, so sol sy trincken ains ander weibes spünne⁴⁾ vnd hab die kriechischen namen Vrium, Burium. Pliaten, so wirt si erloset. So sy dan erlost wirt, so prenn man die namen in dem feur.

1) leicht. 2) Menstruation. 3) Hirschhorn. 4) Milch.

(Fortsetzung folgt.)

Glaube und Brauch in der Mark Brandenburg.

Von H. Prahm.

Vorbemerkung.

Als geborener Neumärker hatte ich von Jugend auf Gelegenheit, Land und Leute in dem östlich von der Oder gelegenen Teile Brandenburgs kennen zu lernen, zumal ich infolge einer weitverzweigten Verwandtschaft und eines ausgelehnten Bekanntenkreises schon als Schüler in der Ferienzeit in fast alle Teile der Neumark, das Sternberger Land eingeschlossen, kam. In den Jahren 1889 und 1890 nun habe ich an Ort und Stelle die in nachfolgendem mitgeteilten Beispiele von Aberglauben aus dem Munde des Volkes gesammelt. Ausserdem führte mich mein Weg nach Biesenthal (Ausgangspunkt für Barnim), nach Beelitz, Fresdorf, Blankensee (für die Zauche) und nach Baruth.

Die Gebräuche, bei denen ein Fundort nicht angegeben ist, sind mir aus den drei genannten Gegenden bekannt geworden. Viele von den Besprechungsformeln haben mir handschriftlich vorgelegen; sie sind in der Sammlung mit einem * versehen.

A. An bestimmten Tagen im Jahr.

a) Am Christabend.

1. Nach Sonnenuntergang wird in der Zauche keine Milch, keine Butter, kein Käse aus dem Hause gegeben aus Furcht, dass dann das Vieh behext werden könne. Man hält die Hexen dadurch fern, dass man um das Gehöft Dill streut. Fresdorf. Blankensee.

2. Füttert man die Pferde mit Häcksel, zu dem man Stroh aus fremden Dächern gestohlen hat, so bleiben sie im kommenden Jahr gesund. Dölzig. Schlanow. Lorenzdorf.

3. Man schneidet von altem Käse die Kruste ab und streut sie in die Mitte der Stube. Wer dort am meisten tanzt, erhält zuerst einen Mann. Biesenthal.

b) In den Zwölften (25. Dezember bis 6. Januar).

1. Es wird kein Dung aus den Ställen entfernt, überhaupt nichts vom Hofe auf das Feld gefahren. Fresdorf.

2. Wenn man Dung fährt, ermüden die Pferde (Woldenberg) oder die Kühe bekommen Läuse. Dölzig.

3. Die Mädchen müssen abspinnen, sonst zersauen ihnen die Burschen das Garn. Fresdorf.
4. Wer spinnst, wird unrein, oder die Frösche fressen im neuen Jahr dem Flachs die Knoten ab. Schlanow.
5. Wenn man spinnst, werden die Schafe verdreht. Soldin.
6. Kauft man Besen, so wird man reich. Biesenthal.
7. Im Woldenberger Kreise bestreut man das Vieh mit Asche, dann bekommt es keine Läuse.
8. Wenn in diesen Tagen zuerst ein Mann stirbt, so sterben im neuen Jahr mehr Männer als Frauen. Meyenburg.
9. Hört man dumpfes Klopfen im Hause, so wird bald ein Sarg zugenagelt werden. Biberteich.
10. Viele Sterne bedeuten ein fruchtbares Jahr. Fresdorf.

c) In der Sylvesternacht.

1. Die Obstbäume werden beschenkt, indem man sie mit Strohbindern umwickelt, in welche man kleine Münzen gesteckt hat. Warthebruch. In der Umgegend von Soldin verwendet man dazu Wurststroh, d. h. Stroh, auf welchem selbstgefertigte Wurst gelegen, das also fettig geworden ist. In der Zauche schießt man zwischen den Bäumen Flinten ab, um ihnen ein gesegnetes Neujahr zu wünschen.
2. Wer während der Predigt vom Nachbarhofs Holz stiehlt, kann das ganze Jahr hindurch aus dem Walde Holz holen, ohne dabei vom Förster betroffen zu werden. Schlanow.
3. Punkt 12 Uhr soll man mit dem Handwerkzeug hantieren, dann hat man im neuen Jahr reichlich Beschäftigung.
4. Wenn man in der Mitternachtsstunde auf dem Turm eine Fahne befestigt, so schlägt am andern Tage der Blitz ein. Biesenthal.
5. Jedes Haus hat ein Pfand für die Zukunft. Auf dem Dache sieht man eine Wiege, einen Sarg, einen Kranz, eine Arzneiflasche oder dergleichen. Königsberg. Hohen-Lübbichow.
6. Die jungen Mädchen laufen mit einer Pfannkuchenmölle dreimal um das Haus und dann in die Stube und gucken in den Ofen. Dort erblicken sie ihren Zukünftigen. Dölzig.
7. Oder sie gehen, in ein Laken gehüllt, rücklings zur Hausthür hinaus, dann sehen sie ihn auf der Dachfirst. Dölzig.
8. Tritt man mit Lichtern in den Händen vor den Spiegel und ruft dreimal den eigenen Namen, so sieht man die Zukünftige. Berlin.
9. Das Mädchen stellt auf den Tisch vor dem Bett eine Schüssel mit Wasser, legt Seife, ein Handtuch und einen Apfel dazu und spricht: „Apfel, Apfel, sage mir, wer einst mein Gatte wird sein“. Dann kommt der Zukünftige, wäscht sich und geht ab. Biesenthal.
10. Auch erscheint der zukünftige Gatte, wenn das Mädchen ausser Brot und Messer ein Lichtstümpfchen auf den Tisch setzt, das aber nicht länger als eine Minute brennen darf („sonst ist die Seele zu lange vom Körper getrennt“). Der Geist setzt sich dann auf den Stuhl vor dem Tisch, macht Bewegungen, als ob er Brot austeile (event. Witwer mit Kindern) und muss bleiben, bis das Licht erlischt. Landsberg a. W.
11. Die Mädchen schütteln den Zaun und sprechen:

Zäunlein, ich rüttle dich,
 Zäunlein, ich schüttle dich,
 Was ist der Liebste mein?

Das erste Geräusch, das sie nun vernehmen, deuten sie auf den Beruf ihres Mannes. Hören sie z. B. Peitschengeknall, so wird der Zukünftige Kutscher sein. Fragen sie darauf: „Wer ist der Liebste mein?“ so sehen sie ihn. Biberteich.

12. Bleibt über Nacht eine Wäscheleine auf dem Boden hängen, so stirbt im neuen Jahr ein Bewohner des Hauses. Landsberg a. W.

13. Wer im kommenden Jahr sterben wird, hat beim Mondenschein keinen Schatten. Meyenburg.

14. Wenn ein Sonntagkind durch das Schlüsselloch der Kirchenthür guckt, so sieht es alle diejenigen Mitglieder der Gemeinde, die im neuen Jahr sterben. Soldin.

15. Setzt man sich um 12 Uhr auf ein Grab, so kommen die Geister der Toten und Lebendigen vorüber. Die Geister der Lebenden, die sich umsehen, sterben. Biesenthal.

16. Der Pastor und der Küster gehen in die Kirche, die von 12—1 Uhr nachts erhellt ist. Da sehen sie alle Gemeindemitglieder, die im neuen Jahr sterben werden. Ein Pastor hat sich selbst gesehen und seinen Tod vorhergesagt, was auch eingetroffen ist. Biberteich.

17. Mit dem Glockenschlage 12 löscht man die Lampen aus und zündet Spiritus in einem Teller an. Dann sieht man, was einem im kommenden Jahr bevorsteht. Berlinchen.

18. Man soll einen schwarzen Kater, an dem kein weisses Haar ist, in einen Sack stecken, diesen fest zubinden und hundertfach verknoten. Damit soll man dreimal um die Kirche laufen und jedes Mal in die Kirchthür schreien. Dann erscheint der Teufel und fragt, was man zu verkaufen habe. Die Antwort lautet: „Einen Dachhasen“. Der Teufel nimmt den Sack und giebt dafür einen Thaler. Nun aber muss man sich beeilen, um unter Dach und Fach zu kommen; denn gelingt es dem Teufel, vorher den Sack zu öffnen, so erwürgt er den Betreffenden. Der erhaltene Thaler ist ein Heckthaler; so oft man ihn auch ausgeben mag, er kommt immer wieder zurück. Landsberg a. W.

19. Streut man Pferdeäpfel in den Tanzsaal, so entstehen viele Flöhe. Biesenthal.

d) Neujahrstag.

1. Man soll den Hühnern das Futter in einen Reifen streuen, dann legen sie die Eier nicht auf fremde Höfe. Baruth.

2. Wer als der letzte in die Kirche kommt, stirbt als erster im neuen Jahr. Woldenberg.

3. Wer grosse Fische isst, bekommt grosses Geld.

4. Giebt man nichts aus, so verbraucht man im Jahr wenig.

e) Gründonnerstag.

1. Wenn man Brezeln isst, bleibt man vom Fieber verschont. Beelitz.

2. Ungesalzene Gründonnerstagsbutter heilt alle Wunden. Biesenthal.

3. Flaech wird an diesem Tage gesät. Dölzig. Woldenberg.

f) Charfreitag.

1. Wenn man Russ fegt, brennt der Schornstein nicht aus. Woldenberg.

2. Ehe die Sonne aufgeht, soll man die Nägel von Händen und Füßen kreuz-

weise abschneiden und zum Kreuzweg tragen. dann bekommt man keine Zahnschmerzen mehr. Baruth. Biesenthal.

3. Wer Fleisch isst, den beißen die Flöhe. Friedeberg.

4. Das Hechtstechen soll man unterlassen, denn man sticht doch nur Schlangen. Schlanow. Woldenberg.

5. Wer näht, bekommt einen bösen Finger. Königsberg.

g) Ostern.

1. Am zweiten Ostertage schlägt man in der Neumark einander mit Osterruten aus dem Bett. Die Geschlagenen werden oder bleiben gesund. Als Lohn für das Schlagen giebt man ein Ei.

2. Schlägt man das Vieh, so wird es im Sommer von den Fliegen nicht geplagt. Woldenberg.

3. Wenn man sich die Schuhe schmiert, bekommt man kein Ungeziefer. Schlanow.

h) Walpurgis.

1. Allgemeiner Gebrauch ist es, in der Walpurgisnacht die Thüren, besonders die Stallthüren mit drei Kreuzen zu versehen. Dann können einem die Hexen nichts anhaben und dem Vieh nicht das Gedeihen nehmen.

2. In der Neumark machen sich die Kinder mit Kreide drei Kreuze auf die Schuhspitzen. Wer das nicht thut, wird von den andern auf dem Rücken bekreidet. Auch bewirft man einander mit kleinen Heringen.

3. In der Zauche nagelt man Kreuzdorn auf Krippen, Futtertröge und Stallthürschwelle. Fresdorf. Blankensee.

4. In der Nacht werden Gurken und Kürbisse gesät. Die gehen dann so schnell auf, wie die Hexen den Blocksberg hinaufreiten. Költzchen. Hammer.

i) Marienitag (2. Februar).

1. Man soll nicht flicken, sonst legen die Hühner Windeier. Dölzig. Woldenberg. Zielenzig.

k) Medardus (8. Juni).

1. Wenn man an jede Thür des Hauses das Wort „Medardus“ schreibt, so müssen die Ratten das Haus verlassen. Dölzig.

l) Johannistag.

1. Holunderblüten, am Johannistage gepflückt, haben eine wunderbare Heilkraft. Dölzig.

2. Johanniskraut schützt den Käse vor Maden. Fresdorf.

3. Wenn die Mädchen 11—12 Uhr nachts ohne zu sprechen aus neun Blumenarten Kränze winden, so sehen sie im Traum ihren Zukünftigen. Landsberg. Woldenberg.

4. Die Mädchen ziehen aus einem Strohdach Halme heraus, bis sie einen Halm mit einer Ähre treffen. Die Anzahl der Halme ohne Ähre ist gleich derjenigen der Jahre, die bis zu ihrer Verheiratung verstreichen werden. Sternberg.

5. Nachts fliegt ein Skorpion umher. Was er anrührt, vertrocknet. Költzchen.

6. In der Mitternachtsstunde soll das Mädchen einen Kranz von Kleber (Klebkraut, Galium) winden, während es dreimal um das Haus läuft und dabei spricht:

„Klebekranz, ich winde dich.
Schätzchen, empfinde dich.
Wenn du willst der Meine sein.
Komm vor meinen Augensehein“.

Dann erscheint der Zukünftige. Hat das Mädchen aber nach dem dritten Umlauf den Kranz nicht fertig, so wird es krank. Eulam.

B. Im Familienleben.

a) Liebe.

1. Drückt ein Mädchen einem jungen Manne Spinneneier an die Kleider, so muss er bei ihr werben. Dölzig.

2. Dasselbe erreicht es, wenn es dem Geliebten eines ihrer Haare in dem Essen giebt.

3. Oder wenn es ein Stück Zucker unter dem Arm durchschwitzt und dem Gegenstand ihrer Liebe in den Kaffee thut.

4. Schreibt die Braut den Namen des Bräutigams auf die Rückseite der Pendelscheibe, so hat jener keine Ruhe und muss zu ihr kommen. Dölzig.

5. Die Braut kann den Liebsten auch dadurch citieren, dass sie 12 Uhr nachts dreimal gegen das Fussende des Bettes stösst und dabei spricht: „Im Namen der heiligen Dreieinigkeit! N. N. du sollst nicht eher Ruhe haben, als bis du zu mir gekommen bist“. Landsberg.

6. Wenn das Mädchen ein Schweineherz mit Nadeln spickt und dann kocht, so muss der Bräutigam zu ihr kommen. Biesenthal.

7. Dritte Personen können Liebe zwischen jungen Leute dadurch hervorrufen, dass sie ein Haar von dem Mädchen und eins von dem jungen Mann so zwischen zwei Steine legen, dass der Wind damit spielen kann. Landsberg. Dölzig.

8. Liebe wird ertötet, wenn man gebrochenes Herz (Pflanze?), Myrte und Kreuzkraut in der Erde vergräbt unter dreimaligem Beteuern, dass die Liebe erstorben sei. Woldenberg.

b) Hochzeit.

1. Der Bräutigam soll kein Hemd von der Braut annehmen, denn diese zieht sich's vorher an und legt es, nachdem es der Mann gebraucht, mit den Ärmeln kreuzweise in den Kasten. Solange es dort so liegt, hat die Frau die Herrschaft im Hause. Biesenthal.

2. Die Braut schenkt ihm ein Hemd, der Mann ihr ein Kleid; dann bleiben sie einander treu. Költchen. Zielenzig. Dölzig.

3. Das Mädchen soll das Brautkleid nicht vor der Hochzeit anziehen, sonst geht die Verlobung zurück. Auch soll sie nicht selbst an dem Kleide nähen, sondern es von sieben jungen Mädchen anfertigen lassen. Landsberg. Dölzig. Woldenberg.

5. Die Federn zu dem Brautbett erbettelt sich das Mädchen von Haus zu Haus. Fressdorf.

6. Am Hochzeitsmorgen bindet die Braut dem Bräutigam beim Waschen die Hemdärmel zusammen, dann bekommt sie in der Ehe keine Sehläge von ihm. Költchen.

7. Hat die Braut das Kleid angezogen, so muss der Bräutigam ihr die Taille zuknöpfen, damit er ihr treu bleibe. Hammer bei Reitzenstein.

8. Die Braut legt vor der Trauung Kranz und Handschuhe in den Hut des Bräutigams, dann bekommt sie das Regiment im Hause. Fredsdorf.

9. Wird die Hochzeit bei Vollmond gefeiert, so ist in der Ehe alles im vollen Woldenberg.

10. Wenn es der Braut in den Kranz regnet, so wird sie viel Ursache zum Weinen haben.

11. Wer jemals eine Myrte baut,
Die wird im Leben keine Braut.

12. Sie soll keinen Perlenschmuck anlegen, denn Perlen bedeuten Thränen.

13. Im Warthebruch tragen die Gäste einen Rosmarinzweig im Knopfloch. Eulam. Költzchen.

14. Wenn Häcksel auf den Weg gestreut wird, so hat das Paar Unglück. Biesenthal.

15. Dasselbe tritt auch ein, wenn ihm auf dem Wege zur Kirche ein Leichenzug begegnet.

16. Die Braut steckt in den linken Schuh Geld, dann wird sie nie Mangel daran haben. Soldin.

17. Sie hat Pimpernelle (*Pimpinella sativa*), Salz und Dill im Schuh, hält während der Trauung den Fuss über den des Mannes und spricht: „Ich trete auf Pimpernelle, Salz und Dille: wenn ich rede, bist du stille“. Dann bekommt sie die Herrschaft über ihren Mann. Landsberg a. W.

18. Im Warthebruch verstreut die Braut hinter dem Altar Salz und Dill und spricht dabei: „Ich streue Salz und Dill, drum kann ich reden, was ich will“.

19. Geht das Paar nach vollzogener Trauung hinter den Altar um zu opfern, so unschreitet dabei die junge Frau ihren Mann: dann hat sie an jeder seiner Seiten gestanden und ist ihm ganz angetraut, sie wird sich also in der Ehe nicht über Untreue zu beklagen haben. Költzchen.

20. Abgewiesene Freier verbergen während der Trauung vor der Haustürschwelle einen Totenknochen. Berührt ihn die junge Frau mit dem Fuss, so wird sie vom Unglück verfolgt. Woldenberg.

21. Bei dem Mahle darf der junge Ehemann seine Frau nicht bedienen, sonst muss er es immer thun.

22. Die Frau soll vor ihrem Mann in das neue Heim treten und dabei dreimal sprechen: „Ich bin der Wolf und du das Schaf“. Dann erhält sie die Herrschaft im Hause. Berlin

c) Geburt.

1. Eine Schwangere soll sich nicht mit Toten beschäftigen, sonst erhält ihr Kind eine Totenfarbe.

2. Sie soll essen, was ihr schmeckt, damit ihr Kind nicht wählerisch beim Essen werde.

3. Sie darf ihren Zustand nicht verleugnen, weil sonst das Kind stumm sein wird.

4. Ist sie gelb unter den Augen, so wird sie eines Mädchens genesen.

5. Geht sie unter einer Wäscheleine hindurch oder kriecht sie durch einen Zaun, so kann sie nicht gebären. Dölzig. Baruth.

6. Wenn die Wehen kommen, setzt man Erbsen über Feuer. Sobald diese kochen, erfolgt die Geburt. Baruth.

7. Das Neugeborene wird in ein leinenes Laken, nicht in die Schürze genommen.

8. Man giebt es zuerst der Mutter zum Küssen.

9. Beim ersten Besuch einer Wöchnerin gucken die Frauen, bevor sie das Kind ansehen, in den Ofen. Költtschen. Eulam.
10. Landwirte legen ein männliches Kind nach dem ersten Bade in den Scheffel, damit es ein guter Landwirt werde, der viel Getreide aufmessen kann. Friesland.
11. In den ersten neun Tagen darf die Wöchnerin nicht in den Spiegel sehen, weil sie den bösen Geist darin sehen würde. Költtschen.
12. Kleine Kinder soll man nicht messen, nicht durch das Fenster heben, auch nicht über sie wegspringen, sonst wachsen sie nicht.
13. Zugleich mit einem Kinde darf weder ein Hund noch eine Katze aufgezo-gen werden, denn eins von beiden stirbt bald.
14. Die ersten Kindersehuhe werden aufbewahrt, weil sonst das Kind nicht alt werden würde.
15. Das Kind darf nicht in den Spiegel gucken, bevor es ein Jahr alt ist, sonst wird es eitel.

d) Taufe.

1. Die Patenbriefe müssen gleich nach Empfang geöffnet werden, damit das Kind früh und leicht sprechen lerne. Friesland.
2. Auf die Haushürschwelle, die man mit dem Taufkinde überschreitet, legt man eine Bibel oder ein Gesangbuch, dann wird der kleine Erdenbürger recht fromm. Friesland.
3. Schüttelt man das Taufkind, so erhält es viele Kleider. Woldenberg.
4. Werden unmittelbar nach einander mehrere Kinder getauft, so drängen sich die Paten mit Mädchen vor: denn wenn die Mädchen nach den Knaben getauft würden, so würden sie später einen Bart erhalten. Dölzig. Költtschen.
5. Wenn die Person, die das Kind nach Hause trägt, recht schnell geht, so lernt das Kind bald laufen. Landsberg.

e) Tod.

1. Man kann sicher erfahren, ob ein Kranker sterben werde oder nicht. Wenn man nämlich in das Krankenzimmer tritt, soll man folgendes bei sich sprechen:
 Ich stehe dir armen Sünder zu Füßen;
 Rühre deine Füß' und Hände,
 Oder es geht mit dir zu Ende.
 Rührt sich der Kranke dann, so wird er seine Krankheit überstehen. Landsberg.
2. Wirft der Maulwurf in der Nähe des Gehöfts seine Hügel auf, so deutet das auf einen Todesfall; je näher dieselben sind, desto schmerzlicher. Friesland.
3. Berstet das Brot im Ofen, so steht der Familie ein Todesfall bevor. Sternberg.
4. Ein zirpendes Heimchen im Hause kündigt den Tod eines Familienmitgliedes an. Soldin.
5. Dasselbe bedeutet eine weiße Kartoffelstaude auf dem Felde. Wird diese aber später grün, so genest der Kranke. Biesenthal.
6. Hat geronnenes Schmalz eine Vertiefung, so stirbt jemand. Biesenthal.
7. Nachzehrer fliegen als Fledermaus durchs Fenster. Sie treten auch als lebende Menschen wieder auf und verheiraten sich. Wenn einem Manne mehrere Frauen sterben, so ist er sicherlich ein Nachzehrer. Biberteich. Solche Männer haben eine weiße Leber. Baruth.
8. In Landsberg a. W. erzählt man sich, dass die Leichenwäscherinnen in ihrer Wohnung ein Poltern hören, bevor sie zu einem Toten gerufen werden.

9. Geht die Stubenthür von selbst auf, so tritt der Geist eines Verstorbenen ins Zimmer.
10. Ist jemand gestorben, so erscheint sein Geist bei den Verwandten, schlägt gegen die Thür, geht schlüpfend auf und ab, die Uhr bleibt stehen.
11. Einen Sterbenden soll man nicht bejammern, sonst hat er einen schweren Tod.
12. Wenn man auf eine Leiche Thränen fallen lässt, so hat sie keine Ruhe im Grabe.
13. Den Tod des Hausvaters soll man den Tieren mitteilen, weil sie sonst nicht gedeihen würden, und den Bäumen, damit sie nicht unfruchtbar werden.
14. Den Spiegel im Sterbezimmer verdeckt man, weil man sonst den Sarg zweimal sehen würde, und das bedeutet einen zweiten Todesfall im Jahr. Fresdorf.
15. Der Sarg wird mit dem Fussende voran aus dem Hause getragen.
16. Die Stühle, auf welchen der Sarg gestanden, muss man umlegen, sonst kommt der Tote wieder. Woldenberg.
17. Ist eine Frau im Wochenbett gestorben, so setzt man den Sarg auf dem Wege dreimal nieder, damit die Verstorbene Ruhe habe. Dölzig.
18. Wer Geld vergraben hat, erscheint solange, bis dasselbe von jemand gefunden worden ist. Biesenthal.
19. Wer, obgleich er nicht zum Trauergeloge gehört, hinter dem Zuge her fährt und wer lange in die Gruft sieht, stirbt bald. Biesenthal. Zielenzig.
20. Was dem Toten gehört, darf man ihm nicht nehmen, z. B. Blumen vom Grabe, Blätter von Kränzen. Das würde ihm Unruhe machen.

C. Bei landwirtschaftlichen Verrichtungen.

a) Melken.

1. Wenn Kühe im Stall keine Milch geben, so hat eine Hexe sie gemolken; wenn sie auf der Weide sind, die Unterirdischen. Baruth.
2. Ist eine Kuh berufen, sodass sie blaufleckige Milch giebt, so soll man eine Erbsichel ins Feuer legen, bis ihre Spitze glühend ist. Werden nun mit der glühenden Spitze drei Kreuze in die Milch gemacht, so ist das Berufen gehoben. Dölzig.
3. Ziest (stachys) gekocht, dreimal den Namen Gottes gesagt und mit dem Thee das Euter der Kuh bespritzt, hilft gegen das Berufen. Dölzig.
4. Schlagen die Kühe beim Melken, so soll sich die Magd mit dem nackten Hintern auf den Melkschemel setzen, dann werden die Tiere ruhig stehen. Sternberg. Fresdorf.

b) Buttern.

1. Damit die Hexen beim Buttern die Zahl der Reifen des Gefässes nicht zählen können, wird eine dünne Schnur um dasselbe gebunden. Blankensee.
2. Bohrt man Kreuzdorn in das Gefäss, so ist es vor Hexen gesichert. Blankensee.
3. Buttert es schlecht, so stellt man das Fass auf zwei Stricknadeln, die kreuzweise über einander liegen. Dölzig. Schlanow.

c) Backen.

1. Wenn man eine Maulwurfgrille totschiägt, gerät das Backen. Zielenzig.
2. Das erste Brot, das in den Ofen geschoben wird, muss bekreuzt und der

Backtrog umgestülpt werden, wenn das Backen geraten soll. Lorenzdorf. Wandern.

3. Bäckt man am Vierteljahrstage, so vertrocknet alles, was vom Rauch getroffen wird. Woldenberg.

4. Wenn jemand während des Backens vor dem Ofen den Urin lässt, so wird das Brot klamm. Fresdorf.

d) Säen.

1. Manche Gartengewächse müssen am Gründonnerstage gesät oder gepflanzt werden, Lein an einem Freitage. Schlanow.

2. Kartoffeln sollen nicht Montags gelegt werden, sonst werden sie madig. Fresdorf.

3. Wenn Steinbock und Krebs im Kalender stehen, werden keine Hülsenfrüchte gesät, weil sie dann nicht weich kochen würden. Fresdorf. Blankensee. Stangenhagen.

4. Begegnet man auf dem Wege zum Zwiebelsäen einem bärtigen Mann, so werden es lauter „Männer“ (lange Zwiebeln). Schlanow.

5. Im Zeichen des Krebses darf man nicht Kohl- oder Mohrrüben säen, sonst bekommen sie viele Füße; wohl aber Kartoffeln. Woldenberg.

6. Erbsen muss man am hundertsten Tage des Jahres säen, dann bringen sie hundertfältige Frucht. Schlanow.

7. Ist die Roggensaart ausgestreut, so geht der Sämann dreimal um den Acker, legt an jeder Ecke ein Häufchen Erde auf und spricht dabei etwas; dann bleibt die Saat vor Krähen, Tauben und Ungeziefer bewahrt. Soldin.

8. Wenn Leinsamen gesät werden soll, wirft man den Beutel in die Höhe; so hoch der Beutel kommt, so hoch soll der Flaech werden. Soldin.

9. Hirse wird nach Sonnenuntergang gesät. Man trägt dabei einen alten Hut und hat drei Körner unter der Zunge. Dölzig.

10. Gerste muss man nach Sonnenuntergang säen und vor Sonnenaufgang eggen. Nimmt man dabei einige Körner in den Mund und streut sie dann an den Rand des Ackers, so sollen Sperlinge und Hühner nicht kommen. Dölzig.

11. Beim Flachssäen soll man Eier essen und die Schalen aufs Feld werfen. Zielenzig.

12. „Ich säe diesen Samen
Für mich und die Armen
Hier in Gottes Namen.“ Biberteich.

13. Wenn die Leute von der ersten Aussaat nach Hause kommen, werden sie mit Wasser begossen, damit das Getreide wachse. Schlanow. Wandern.

e) Ernte.

1. Holt man Bartholomäi (24. August) zum ersten Male neue Kartoffeln vom Felde, so trägt sie der „kleine Mann“ mit der Moll (Mulde) wieder weg. (Um diese Zeit setzen nämlich die Knollen an und das macht der kleine Mann.) Schlanow.

2. Auf dem Felde wird eine Strohuppe angefertigt, mit bunten Bändern geschmückt und auf eine Harke gesteckt, die wiederum in die Erde gestossen wird. In einiger Entfernung von der Harke wird eine Garbe niedergelegt, vor der sich die jungen Leute in einer Reihe aufstellen. Auf ein gegebenes Zeichen laufen sie bis zur Garbe und springen darüber. Wer dabei der letzte wird, muss die Strohuppe tragen, „er hat den Alten“. Er muss sie unter Hersagen eines Gedichts dem

Gutsherrn überreichen. — Ist der Roggen eingefahren, so wird der Erntekranz gefeiert. Dazu werden drei Fahnen gemacht und eine Erntekrone, mit Goldpapier verziert. Ein junges Mädchen trägt einen Teller mit Rosmarin-Sträusschen, die mit bunten Bändern oder Goldschaum bewickelt sind. Die Krone wird dem Gutsherrn und dann der Frau aufgesetzt und dabei ein Gedicht hergesagt; die Sträusschen werden nach Belieben verteilt, und es giebt dafür Trinkgelder. Dölzig.

3. Früchte von einem Obstbaum, der zum ersten Male trägt, muss man vom Baum ab in einen Sack thun und ins Haus tragen, dann trägt er fleissig. Meyenburg.

4. In der Neumark lässt man dem Baum die Erstlingsfrucht.

f) Viehkauf.

1. Beim Einkauf des Viehes trägt man Salz und Dill in der Westentasche. Fresdorf.

2. Vor die Thürschwelle des Stalles, in den das neuerworbene Tier geführt werden soll, legt man eine Axt und einen Besen, dann bleibt es vor Krankheiten bewahrt. Soldin.

3. Man zieht das Tier rückwärts in den Stall. Warthebruch. Költtschen.

4. Den Rindern sägt man ein Stück vom Horn ab und heftet es mit einer Nadel an den Futtertrog. Woldenberg.

5. Bevor ein neugekauftes Stück Vieh in den Stall gebracht wird, führt man die vorhandenen Tiere auf den Hof und bestreut den Weg vom Thor bis zur Stallthür, die Lagerstätte und die Ecken des Stalles mit Salz. Der Führer muss sich im Hause satt essen, sonst gedeiht das Tier nicht. Baruth.

6. Wenn ein Viehmädchen in einen neuen Dienst tritt, steckt ihr die Hausfrau einen bleiernen Ring auf den Zeigefinger der rechten Hand, dann wird das Futter, das sie einrührt, nahrhaft. Verlässt die Magd den Dienst, so muss sie diesen Ring im Stalle vergraben, damit das Vieh sich nicht um sie gräme. Baruth.

g) Haustiere.

1. Neugeborne Kälber bestreut man mit Salz und Dill, dann können sie nicht behext werden. Fresdorf.

2. Das Entwöhnen junger Tiere von der Mutter geschieht nur, wenn ein gutes Zeichen im Kalender steht. Dölzig.

3. Ist es Lichtmess dunkel, so giebt es viele Gänse. Schlanow.

4. Kommt ein Fremder, während die Gänse brüten, essend in das Haus, so kriechen die jungen Tiere nicht aus. Schlanow.

5. Wenn ein Pferd zum ersten Male angespannt wird, so spricht man: Dieses Joch sollst du tragen, wie unser Herr Jesus Christus sein Joch getragen hat. J. N. G. Biesenthal.

6. Will ein Pferd beim Aufschlagen der Hufeisen nicht stehen, so stelle man sich vor dasselbe, sehe ihm fest in die Augen und spreche:

Satan, halt mir dieses Tier,

Ich gebe dir Leib und Seele dafür. Königsberg.

h) Ungeziefer.

1. Hat das Vieh Ungeziefer, so reibt man zwei Steine aneinander warm, wirft sie über die Tiere weg und trägt sie dann auf den Acker. Biesenthal.

2. Eine ungerade Anzahl lebender Wanzen, in Papier gewickelt, in einen Sarg zu Füßen des Toten legen. Soldin.

3. Ratten vertreibt man, indem man am Tage Medardi an alle Thüren des Hauses das Wort „Medardus“ schreibt. Dölzig.

4. Oder indem man am Sonntag während des Läutens um das Haus läuft, mit einer Birkenrute an jede Thür schlägt und dabei ausruft: Hallo, hallo, zur Kirche! Zielenzig.

i) Holzstehlen.

1. Wenn man einem andern den Spannnagel oder die Linse entwendet und in den eigenen Wagen steckt, so kann man gefrost zum Holzstehlen ausfahren; man wird dabei nicht ertappt. Dölzig.

2. Man schlägt den ersten besten Baum um und steckt den ersten Spahn davon in die Tasche, so ist man für den Förster unsichtbar. Dölzig.

3. Wenn es gelingt, am Neujahrstage während der Predigt vom Nachbarhofe Holz zu stehlen, der kann das ganze Jahr hindurch aus dem Walde Holz holen, ohne dass er dabei vom Förster betroffen wird. Schlanow.

4. Hat der Holzdieb einen Baum umgehauen, so setzt er seine Mütze auf den Stumpf, dann sieht ihn der Förster nicht. Schlanow.

5. Wer Zeisigeier und Farrenkraut bei sich trägt, kann sich nach Belieben unsichtbar machen. Biesenthal.

6. Besprechungsformel: Jäger, ich bin hier und du bist dort. Jäger, und du bleibst fort. Biesenthal.

k) Diebesegen.

1. Um sein Land vor Dieben zu sichern, geht der Hausvater um das Gehöft oder um den Acker und spricht: „Joseph und Maria gingen in ein fernes Land und führten ihr Kindlein Jesus an der Hand. Da kamen Diebe und wollten es stehlen, und Maria sprach: Joseph, bind, bind! Worauf Joseph sagte: Ihr sollt stehen wie ein Stock und zählen die Sterne am Himmel. Im Namen — Geistes“. (Nicht Amen.) Er muss mit dem Spruch gerade an der Stelle zu Ende sein, an der er angefangen hat. Morgens geht er hinaus und glaubt einen etwaigen Dieb vorzufinden, der nicht über die geschrittene Stelle hinaus kann. Wenn er „Amen“ sagt, ist der Dieb frei. Sagt er's erst am zweiten Morgen, so bleibt der Dieb stehen und wird schwarz. Muss er gar bis zum dritten Morgen stehen bleiben, so zerfällt er in Asche. Zielenzig.

D. Verschiedenes.

a) Glück und Unglück.

1. Wenn man einem Maikäfer den Kopf abbeisst, so ist einem das Glück hold.

2. Wer eine Katze ersäuft, verliert sein Glück.

3. Der Kartenspieler hat Glück, wenn er eine abgebissene Maulwurfspfote bei sich trägt. Zielenzig. Landsberg.

4. Er bringt das Glück auf seine Seite, wenn er seinen Stuhl wendet.

5. Eine Kröte im Keller bringt dem Hause Glück.

6. Geht der begleitende Hund auf der linken Seite und verrichtet er hier seine Geschäfte, so hat der Jäger Glück. Költtschen.

7. Nach Sonnenuntergang soll man keinen Kehrriech über die Thürschwelle bringen. Biesenthal.

8. Ein Schütze erhält einen unfehlbaren Schuss, wenn er vorher nach einer geweihten Oblate schießt. Hammer.

9. Wenn man zwischen zweien hindurchgeht, nimmt man ihnen das Glück.
10. Elster- und Krähengeschrei, sowie das Krähen der Henne vor der Thür bedeuten Unannehmlichkeiten im Hause. Dölzig. Eulam. Wandern.
11. Wäscht sich die Katze und sieht gleich darauf jemand an, so stehen diesem im Laufe des Tages Unannehmlichkeiten bevor, Kindern Schläge.
12. Findet man morgens einen Strohalm mit einer Ähre, so deutet das auf Herrenbesuch, ohne Ähre auf Damenbesuch. Angenehm ist der Besuch nur, wenn der Strohalm auf dem Sofa liegt.
13. Wenn man dem Neumonde drei Tage hintereinander je drei Knickse macht, so erhält man ein Geschenk. Landsberg.
14. Liegt das Brot auf dem Bett, so ruht die Arbeit.
15. Legt man ein Brot so auf den Tisch, dass es über den Rand ragt, so bricht bald darauf eine Krankheit in der Familie aus.
16. Wenn es mit dem Rücken auf den Tisch liegt und es kommt eine fremde Person ins Zimmer, so nimmt diese das Glück mit hinaus.
17. Die Landleute verleihen nie ein ganzes Brot, sondern schneiden vorher ein Stück davon ab: dann bleibt ihnen ihr Glück. Eulam. Biesenthal.
18. Das Brot darf ihnen nicht ausgehen.
19. Der letzte Bissen hat die grösste Kraft.
20. Eine angebissene Brotschnitte soll man nicht einem andern geben, sonst erzürnt man sich mit ihm.
21. Man duldet es nicht, dass ein Fremder sich die Cigarre über der Lampe anzündet, sondern bietet ihm ein Streichholz. Er würde das Glück aus dem Hause tragen. Landsberg.
22. Man soll nichts verleihen, sondern verkaufen, wenn man auch das Geld nicht sofort erhält.
23. Für eine geschenkte Stecknadel soll man sich nicht bedanken, sonst zersticht man die Freundschaft.
24. Die Wäseherinnen versprechen sich für jedes Stechen mit der Nadel einen Kuss.
25. Verliert das Mädchen das Strumpfband oder geht ihm das Schürzenband auf oder lässt es sich durch einen Mann den Ring vom Finger ziehen, so verliert es bald die Jungfernschaft.
26. Fällt die Gabel herunter und bleibt sie in der Diele stechen, so deutet das auf Besuch.
27. Hat man bei Tisch einen Löffel nicht benutzt, so isst der Teufel damit. Soldin.
28. Wer abends im Bett isst, dem beleckt der Tod den Mund. Landsberg.
29. Die Thür soll man nicht zuschlagen, sonst wirft einem der Teufel die Himmelsthür vor der Nase zu.
30. Wenn Kinder mit Steinen spielen, so giebt es bald Krieg.
31. Schaukelt man eine leere Wiege, so nimmt man dem Kinde die Ruhe.
33. Dem Abdecker, der ein gefallenes Stück Vieh geholt hat, wirft man einen Stein nach, damit er nicht wiederkomme. Költchen. Hammer.

b) Tagwählerei.

1. Am Dienstag, Donnerstag oder Sonnabend wird in der Neumark keine grössere Arbeit begonnen.
2. Verlässt ein Kranker oder eine Wöchnerin das Bett zum ersten Male an einem Sonntag, so tritt ein Rückfall ein. Landsberg. Woldenberg.

3. Hat der Quatember eine hohe Datumszahl, so wird das Getreide teuer. *Fresdorf.*

4. Niest man nüchtern am Sonntag, so deutet das auf angenehme Gesellschaft, am Montag auf ein Geschenk, am Dienstag auf ein Getränk, am Mittwoch auf einen Brief, am Donnerstag geht alles schief, am Freitag auf Glück, am Sonnabend geht manches zurück. *Sternberg. Baruth.*

c) Alldrücken (Mahre).

Man schützt sich dagegen, d. h. die Frau denkt nicht an einen:

1. Wenn man sein Taschenmesser halb zugeklappt unter das Kopfkissen legt. *Biesenthal.*

2. Wenn man die Schuhe so vor das Bett stellt, dass sich ihre Spitzen berühren. *Dölzig.*

3. Wenn man seinen Bruder beim Taufnamen ruft. *Dölzig.*

d) Gewitter.

1. In ein Haus, auf dem ein Storch oder an dem eine Schwalbe baut, schlägt der Blitz nicht ein.

2. Während eines Gewitters soll man Feuer auf dem Herd unterhalten.

3. Den Beter verschon ich, den Schläfer lass ich ruhen, den Esser schlag ich tot.

4. Blitzbrand kann man nur mit dicker Milch löschen. *Landsberg. Biber-teich.*

5. Als Schutz gegen den Blitz befestigt man am Giebel des Hauses die Hörner eines Ziegenbockes oder aus Holz geschnittene Pferdeköpfe. *Sternberg. Bresen.*

e) Feuer.

1. Wer Feuer segnet, muss sich sogleich in ein Wasser und wäre es auch nur in eine Wassertonne retten, sonst schlägt der Feuerstrahl nach ihm und versengt ihn.

Besprechungsformeln:

2. Bist willkommen, du feuriger Gast.

Greif nicht weiter, als was du hast.

Das zähl ich dir, Feuer, zu deiner Buss. *Fresdorf.*

3. Ich gebiete dir, Feuer, du wollest legen deine Glut,

Bei Jesu Christi teurem Blut,

Das er für uns vergossen hat

Für unsere Sünd' und Missethat. *Fresdorf.*

4. Brand, fall in Sand,

Fall in Fahrweg,

Fall ganz und gar weg. *Biesenthal.*

5. Brand, fall in Sand,

Brenn nicht innenwärts,

Brenn auswärts. *Landsberg.*

f) Wind.

1. Die Schiffer dürfen bei ungünstigem Winde nicht nähern, vor allen Dingen nicht am Segeltuch, sonst nähern sie den Wind fest. *Warthe.*

2. Manche Schiffer können durch gewisses Pfeifen den Wind aus der gewünschten Gegend hervorlocken. *Warthe.*

3. Wind macht man, wenn man einen alten Besen verbrennt. Cöpenick.

g) Wetter.

1. Die Frauen verschaffen sich gutes Wetter zum Wäschetrocknen, wenn sie zuerst die Unterhose des Mannes aufhängen. Berlin.

h) Tiere.

1. Schwarze Katze und schwarzes Huhn soll man nicht aus dem Hause thun. Biesenthal.

2. Eine schwarze Katze, die um Mitternacht über den Weg läuft, soll man nicht anreden oder stossen, denn sie ist ein Geist. Zielenzig. Wepritz. Hammer.

3. Bestreicht man die eigenen Augen mit den Thränen eines Hundes, so sieht man Geister. Woldenberg.

4. Wird man von einem Wiesel gebissen, so lebt man noch soviel Jahre, als Zähne an der Wunde zu sehen sind. Zielenzig.

5. Gräbt man eine Kröte aus, so kommt man bald ins Kindelbier. Dölzig.

6. In der Zauche spiest man jede Kröte, deren man habhaft werden kann, mit der Mistgabel auf und steckt letztere verkehrt in den Misthaufen. Fresdorf. Blankensee.

E. Krankheiten.

I. Sympathetische Heilmittel.

a) Abzehrung.

1. Das kranke Kind wird in einen mit Wasser gefüllten Kessel gesetzt, der über gelindem Feuer steht. Sobald das Wasser warm wird, rührt die Mutter mit einem Holzstabe darin. Darauf erscheint eine andere Frau in der Küche und fragt: „Was kocht Ihr?“ Die Antwort lautet: „Dörrfleisch, dass es soll dick werden“. Frage und Antwort müssen dreimal erfolgen. Zielenzig.

b) Rheumatismus.

1. Man soll eine Kartoffel bei sich tragen. Berlin.

2. Der Wunderdoktor bindet unter Hersagen eines Spruches dem Leidenden die Hände auf dem Rücken mit einem Strick zusammen, der nicht eher gelöst werden darf, als bis der kluge Mann über die Grenze ist; sonst verfällt er selbst in die Krankheit. Landsberg.

c) Kropf.

1. Eine gefundene Flintenkugel wird pulverisiert und, in Seidenband gewickelt, um den Hals getragen. Nach einigen Wochen wird der Kropf mit einer Totenhand vom andern Geschlecht bestrichen und die Kugel dem Toten mit ins Grab gegeben. Madlitz.

d) Krätze.

1. Der Kranke wird in einen Mehlsack gesteckt. Landsberg.

e) Fieber.

1. Man bekommt das Fieber nicht, wenn man am Gründonnerstage Brezeln isst. Beelitz.

2. Man „isst das Fieber auf“, indem man sein Lieblingsgericht in Übermass geniesst.

3. Auf Walnussblätter schreibt man die Worte: „Gott sei mir gnädig. Gott helfe mir“, und giebt die Blätter dem Kranken, der sie ungelesen essen muss. Fredsdorf.

f) Milz.

1. Wenn einen die Milz sticht, soll man einen Stein aufheben, dreimal darauf spucken und ihn dann an seinen früheren Ort legen. Landsberg Dölzig. Schlanow.

g) Gerstenkorn.

1. Wer einen Fussessteig verunreinigt, bekommt ein Gerstenkorn.

2. Man vertreibt es, wenn man dreimal stillschweigend durch ein Astloch im Zaun sieht. Warthebruch.

3. Oder wenn man durch ein Reibeisen sieht. Baruth.

h) Schnupfen.

1. Man verliert ihn, wenn man beim Essen die Gabel so legt, dass die Zinken auf die Thür weisen. Biesenthal.

2. Man soll ohne die Gegenwart eines anderen in die Ölkanne gucken. Baruth.

i) Warzen.

1. Wenn man Wasser trinkt, von dem Hühner getrunken haben, erhält man Warzen.

2. Die Warzen zählen, ebensoviele Knoten in einen Strohalm machen und diesen unter der Dachtraufe vergraben. Dasselbe mit einer Schnur.

3. Man sticht ein Stück Fleisch, drückt es auf die Warzen und lässt es von einem Hunde fressen.

4. Auf Hühneraugen drückt man eine Erbse und wirft diese über den Kopf weg in einen Brunnen. Jedoch soll man sich eiligst entfernen, damit man nicht das Aufschlagen der Erbse auf das Wasser vernehme. Woldenberg.

k) Wunde.

1. Man bestreicht sie dreimal mit einer Weidenrute, die man darauf in ein fließendes Gewässer wirft. Biesenthal.

2. Die Hand, in der ein Maulwurf verendet ist, heilt alle Wunden. Dölzig.

l) Bettnässen.

1. Während es zur Kirche läutet, soll der Kranke in eine Brückenbohle ein Loch bohren und durch dieses den Urin lassen. Dölzig. Bernstein.

2. Der Kranke soll junge gebratene Mäuse oder die pudenda eines Schweines essen. Landsberg.

3. Man wird geheilt, wenn man in ein offenes Grab uriniert.

m) Krämpfe.

1. Von drei Fahnen aus dem Zeughause Stücke abschneiden, darauf eine ungerade Anzahl Tropfen Blut von einem schwarzen Kater thun und am Charfreitage zusammen mit einer ungeraden Anzahl Eierschalen dreimal kochen. Biesenthal.

n) Blutarmut.

1. Man zieht der Kranken mittelst einer Stopfnadel einen Wollfaden durch das Ohrläppchen und vergräbt ihn unter einer Gosse. Berlin.

o) Schwindsucht.

1. Wer ins Feuer speit oder ein Katzenhaar verschluckt, erhält die Schwindsucht. Landsberg. Biesenthal.

p) Zahnschmerzen.

1. Wenn man während eines Gewitters isst, bekommt man hohle Zähne.

2. Stösst man ein kleines Kind mit dem Munde auf den Teig, so zahnt es bald. Sternberg.

3. Wenn ein Kind leicht die Zähne bekommen soll, muss man es dreimal mit dem Munde auf einen Schafbock stossen, wenn die Tiere abends von der Weide heimkommen. Meyenburg.

4. Hat ein Kind einen Zahn verloren, so soll es ihn über den Kopf werfen und dabei sprechen: Mus, ick gew di en hölten Tähn, giw mi en knökern weeder. Meyenburg.

5. Wer von der Stelle isst, an der Mäuse das Brot benagt haben, bekommt keine Zahnschmerzen.

6. Zahnschmerzen vergehen für immer, wenn man am Charfreitage, ehe die Sonne aufgeht, die Nägel von Händen und Füßen kreuzweise abschneidet und sie zum Kreuzweg trägt. Biesenthal. Baruth.

7. Morgens nach dem Waschen soll man sich zuerst die Hände abtrocknen.

8. Den schmerzenden Zahn soll man mit Brot reiben und dieses in einen Ameisenhaufen werfen. Biesenthal.

9. Auf dem Kirchhof Erbsen zerbeißen und sie in ein frisches Grab werfen. Landsberg.

II. Heilspprüche.

a) Rose.

1*. Die Rose und die Weide,
Die standen beide im Streite;
Die Weide, die gewann,
Die Rose, die verschwand. Landsberg. Zielenzig.

2. Die Rose hat in diese Welt
Uns Gott als Königin gesandt
Und über ihr das Sternzelt
Als Krönungsmantel ausgespannt.
Rose † Rose † Rose † weiche,
Flieh auf eine Leiche,
Lass die Lebenden befreit
Von nun an bis in Ewigkeit. Königsberg.

3. Rose, du bist von Erde und sollst zu Erde werden, wovon du genommen bist. Biesenthal.

b) Flechte.

1*. Ich streiche deine Flechte,
Das thu ich dir zum Rechte.

- Sie soll weichen,
 Drum muss ich streichen.
 Jesus Christus, Gottes Sohn,
 Wird dir davon helfen schon. Zielenzig.
- 2*. Flechte, du sollst dich mit der Asche verbinden,
 Flechte, du sollst über das rote Meer verschwinden,
 Flechte, du sollst nicht mit der Asche kommen wieder. Landsberg.

c) Brand.

1*. Unser Herr Jesus Christus ist geboren in Bethlehem, erzogen in Nazareth, gekreuzigt in Jerusalem, die drei sind wahr. Unser Herr Jesus Christus nahm die schönen Jungfrauen an der Hand, besprach die Schwulst und auch den Brand und auch die Schmerzen. Dölzig.

2. Hoch ist der Himmel,
 Kalt ist der Nebel,
 Kalt ist die Totenhand,
 Damit vertreib ich diesen Brand. Biesenthal.
3. Ich bespreche diesen Brand in Kraft Gottes:
 Brand, fahr aus wie der Wind,
 Dass dich niemand find. Königsberg.
4. Als ich über den Jordan ging,
 Fand ich eine Totenhand,
 Damit still ich den Brand. Biesenthal.
- 5*. Brand, da ich dich fand,
 Sollst du verschwinden,
 Wie der Tau im Grase,
 Wie der Tote im Grabe. Landsberg. Zielenzig.

d) Fieber.

1. Nussbaum, ich komme zu dir,
 Nimm die siebenundsiebzig Fieber von mir. Fresdorf.

e) Rheumatismus.

- 1*. Guten Morgen, Frau Fichte,
 Ich bring dir meine Gicht.
 Ich hab sie getragen bis auf den heutigen Tag
 Und du sollst sie tragen bis an den jüngsten Tag. Schlanow.
2. Am fließenden Wasser, das Gesicht nach der Mündung gerichtet, drei Löffel Wasser trinken, den Löffel über den Kopf werfen und fortgehen, ohne sich umzusehen. Dabei sprechen:
 O Wassermann, ich klag es dir;
 Die reissende Gicht vergehe mir. Schlanow.
- 3*. Guten Abend, Fichte,
 Nimm mir meine Gichte.
 Rheumatismus und auch Reissen
 Soll aus meinem Körper weichen. Zielenzig.

f) Beinverrenkung.

1. Du hast dein Bein verrenkt.
 Jesus Christus ward ans Kreuz gehängt.
 Thut ihm sein Henken nichts,
 Thut dir dein Verrenken nichts. Biberteich.

g) Herzspannen.

- 1*. Herzspannen rühr dich, Schorfkuchen verlier dich. Zielenzig.
2. Herzspannen von der Rippe
Wie das Kind von der Krippe. Fürstenberg.

h) Blutstillen.

- 1*. Es gingen drei Jungfern wohl über das Feld.
Die eine hiess Brunhille,
Die andere hiess Blutstille,
Die dritte hiess Blutstillestand. Landsberg.
2. Selig ist der Tag,
Selig ist die Stunde,
Selig ist die Wunde,
Selig, was ich sag.
Du sollst nicht bluten, nicht schwären,
Nicht wehe thun, nicht zehren. Beelitz.
- 3*. Unser Herr Christus ward verwundet
Durch sein bitter Leiden.
Seine Wunden schwollen ihm nicht,
Sie schworen ihm nicht,
Sie thaten ihm gar nicht weh.
Soll es diesem Menschen auch nicht weh thun. Königsberg.
4. In Christi Garten steht ein Baum,
Er hat geblüht und blüht nicht mehr.
Blut stehe still und lauf nicht mehr. Biesenthal.
- 5*. Blut, stehe stille,
Denke, das ist Gottes Wille.
Halte feste wie ein Stein,
Dass alles möge beisammen sein. Zielenzig.
- 6*. Tief ist die Wunde,
Heilig ist die Stunde,
Heilig ist der Tag,
Wo die Wunde geschehen mag.
Du sollst nicht weiter schwären,
Bis die Mutter Gottes wird ein Kind gebären. Zielenzig.
- 7*. Es kamen drei Jungfrauen von der Sündflut her.
Die eine sprach: es ist gut;
Die andere sprach: es ist gut;
Die dritte besprach die Wehklage und das Blut. Madlitz. Zielenzig.

i) Darmgicht.

1. Ein Zettel mit der bekannten Sator-Formel wird um den Hals gehängt
Fresdorf.

k) Würmer.

- 1*. Jerusalem, du heilige Stadt,
Da Jesus Christus gekreuziget ward.
Er hat vergossen Wasser und Blut,
Das ist auch für euch Würmer gut. Königsberg.
- 2*. Im Namen Gottes etc. Dies thu ich für euch alle und lass euch dampfen
zur Ruh. Dölzig.

l) Knacken im Ellenbogen.

1. Ich stecke meine Hand durch die Lehmwand
Und bitte für mein Quarrband. Woldenberg.

m) Schlangenbiss.

- 1*. Da unser Herr Christus sprach,
Da mich der böse Wurm stach.
Hätt' Christus nicht gesprochen,
Hätt' mich der böse Wurm nicht gestochen. Költschen.

n) Warzen.

1. Lieber Mond, ich sehe deine zwei Spitzen.
Wenn ich die dritte sehe, soll meine Warze verschwitzen. Landsberg.
Schlanow.
2. Was ich sehe, das ist eine Sünde.
Was ich fühle, das verschwinde.

o) Zahnschmerzen.

- 1* Ich grüsse dich, du helles Licht (Vollmond)
Für die Zähn und für die Gicht,
Für die roten Würmelein,
Die in meinen Zähnen sein. Landsberg.
- 2*. Rauschendes Wasser, ich komme zu dir.
Das Reissen der Zähne bring ich dir.
Mich hat es gerissen Tag und Nacht,
Dich mög' es reissen bis ins tiefe Meer hinab. Zielenzig.

p) Berufen.

1. Zwei böse Augen haben dich gesehn,
Zwei gute sollen dich wiedersehn. Dölzig.
2. Zwei schlimme haben dir es angethan,
Zwei gute werden dir's benchmen. Landsberg.

q) Verfangen.

- 1*. Hast du dich verfangen im Wasser,
So hilft Marien Vater;
Hast du dich verfangen im Futter,
So hilft Marien Mutter;
Hast du dich verfangen im Wind,
So hilft Marien Kind. Meyenburg. Landsberg. Fresdorf.
- 2*. Der liebe Gott woll helfen,
Dass es besser werde.
Wie gewonnen,
So zerronnen,
Wie der Tau im Grase,
So die Kuh (das Pferd) im Grabe. Landsberg
3. Christus hangt,
Christus ist los.
Nun bist du dein Verfangen los. Fresdorf.

4. Du hast dich verfangen,
 Jesus Christus ist gehangen.
 Jesus Christus ist vom Kreuz genommen,
 Du wirst die Krankheit bald überkommen. Königsberg.

r) Gegen bissige Hunde.

- 1*. Maria ging in einen Grund,
 Behielt den Namen Gottes in ihrem Mund
 Und schlug damit den bösen Hund. Königsberg.
2. Hund, du hältst deinen Mund
 Und deine Zähn',
 Und lass mich gehn. Biesenthal.
- 3*. Als Mutter Maria geboren war
 Und als sie den ersten Hund sah,
 Da sprach sie: Hund sei stille,
 Gottes Wille, Gottes Wille. Landsberg.

Volkssegen aus dem Böhmerwald.

Von J. J. Ammann in Krummau.

Unter dem noch stark verbreiteten Aberglauben des Böhmerwaldes stehen allem voran die Segensformeln, die heute noch im Volke gegen die verschiedensten Krankheiten und Leiden bei Menschen und Tieren in Anwendung sind. Die Anwendung der Segensformeln von Seite des Volkes ist hier fast noch allgemein, die Besprechung selbst geht häufig nur von einzelnen Eingeweihten, Männern und Weibern, aus, die mit Eifersucht und abergläubischem Sinn ihre Formeln und die Kunst der Anwendung hüten. Sie glauben, der Segen verliere für sie seine Kraft, wenn er nicht geheim gehalten, wenn er andern mitgeteilt werde. Überhaupt soll der Segenkundige in seinem Leben nur einem seine Kunst beibringen; das Gebot der Weiterverbreitung findet sich nur bei einzelnen neueren Segen und ist gewiss nicht im Sinne der alten Zeit. Merkwürdig ist auch der Aberglaube der Leute des Böhmerwaldes, dass nicht jeder, der die Segensprüche kennt, schon befähigt ist, dieselben wirksam anzuwenden. Ein rechter Besprecher empfängt seine Weihe aus einem besonders geheimnisvollen Brauch. Wenn nach schwerer Winterszeit die Bächelein, vom Eise befreit, wieder munter durch das frische Grün rieseln und aller Orten die Blumen hervorlocken, dann hat ein Besprecher auf seinen Wegen die

Augen offen, ob er nicht an Bachesrand oder in sumpfiger Wiese eine Osterblume (d. i. die gelbe Dotterblume, *Caltha palustris*) bemerke. Sowie er nämlich im Frühling die ersten Osterblumen antrifft, lässt er sich vor der Blume auf ein Knie nieder, legt den Hut neben sich auf den Boden und spricht, während er die Blume mit zwei Fingern abreisst:

Grüas di Gôd ¹⁾, du Osterbluam! — I bröck di o(b), — Du bist für neuloi (neunerlei) Neid und . . . — . . . Augstoi (Augstall ²⁾). — Du bist nid für neune, — Nur für achte, — Nid für achte, — Nur für siebne, — Nid für siebne, — Nur für sechse, — Nid für sechse, — Nur für fünfe, — Nid für fünfe, — Nur für viere, — Nid für viere, — Nur für drei, — Nid für drei, — Nur für zwei, — Nid für zwei, — Nur für eins, — Nid für eins, — Du bist für keins!

Diesen Spruch wiederholt der Besprecher auch beim Pflücken der zweiten und dritten Osterblume. Es werden so im ganzen entweder drei oder neun Osterblumen gebrockt. Die abg Brockten Blumen nimmt er nun zwischen seine Hände und reibt sie, wobei er ein Vaterunser betet. Die Osterblumen trägt er alsdann nach Hause und bestreicht daheim damit Vieh oder Menschen, die er vor dem Bösen bewahrt wissen will. Beim Bestreichen wird häufig nochmals ein Vaterunser gebetet. Erst nach dieser vorbereitenden, einweihenden Handlung ist ein Besprecher mit der nötigen Macht ausgestattet, die Besprechungen so lange wirksam vorzunehmen, bis die Osterblumen in dem darauf folgenden Jahre wieder blühen.

Ferner darf für das Besprechen nichts verlangt werden ³⁾, sonst hilft es nicht; wohl aber darf der Besprecher das, was man ihm unaufgefordert und freiwillig giebt, annehmen.

Die ältesten, schönsten Segen bei allen Völkern laufen über in Gebete, welche bei Opfern hergesagt wurden ⁴⁾. Die ältesten Segen des deutschen Volkes reichen mindestens in jene Zeiten zurück, in denen das Volk noch gläubig an seiner Naturreligion und den selbstgeschaffenen Göttern hing. Vielleicht sind die alten Segensformeln vielfach nichts anderes als zu Formeln erstarrte Gebete aus heidnischer Zeit. Mit dem Christentum treten dann für die heidnischen Gottheiten (Gott, Christus, Maria, die Apostel und die Heiligen ein ⁵⁾). Ja wir bemerken, dass selbst bis ins 18. Jahrhundert herauf die Verbreitung der Segen und das Vertrauen auf die wunderbaren Heilspprüche im Volke noch allgemein anhält. In eben dieser Masse vollzieht sich aber auch eine Wandlung in Form und Inhalt. Die Segen werden, obwohl sie sich auch in gereimten Sprüchen mündlich und schrift-

1) ô sprich = ou, ê = ei.

2) Die Blähkrankheit des Viehes.

3) Vgl. Grimm Myth. 975.

4) Vgl. Gr. Myth. II. 1033.

5) Vgl. Haupts Zs. I, 143 f. Fr. Schönwerth. Sitten und Sagen aus der Oberpfalz III, 198.

lich fortpflanzen, besonders in prosaischer Form weiter ausgesponnen. Waren sie früher für einzelne gegenwärtige oder vorauszusehende Übel eingerichtet, so werden nun Segensformeln gebildet, die gleich für alles Mögliche Hilfe und Rettung versprechen. Indessen haben sie sich in der Form von den alten Segen noch nicht ganz losgemacht, sie sind durch Zusätze vermehrt und in ihrer Wirksamkeit verallgemeinert worden. Zuletzt endlich sehen wir sie, ihrer alten Wunderkraft beraubt und des geheimnisvollen Äussern vielfach entkleidet, in der religiösen Anschauung des Volkes aufgehen. Der alte geheimnisvolle Formelkram ist in den gewöhnlichen Haussegen, die wir in jedem Hause auf dem Lande finden, bereits verblasst. Der Aber- und Überglaube ist verschwunden, der christliche Haussegen macht Anspruch auf einen werktätigen Glauben. So scheinen denn die Segen in ihrer Entwicklung aus reiner religiöser Anschauung entsprungen und mit Übertragung auf die christliche Religion wieder zu ebenso reiner religiöser Anschauung zurückgekehrt zu sein.

Wer nun in einem urwüchsigen Volke, wie das des Böhmerwaldes ist, nach Volkssegen forscht, wird noch Formeln aller Art finden. Denn das Volk will nicht nur gegen Böses und Übles in der Zukunft gefeit sein, es will besonders auch von gegenwärtigen Leiden und Krankheiten befreit werden, selbst Beschwörung und Zauber wird angewendet, um von Übeln loszuwerden oder das wankende Glück zu befestigen.

Nach diesen Gesichtspunkten möchte ich denn auch die folgenden Segen teilen in:

I. Heilsprüche für Menschen und Tiere ¹⁾, und zwar gegen äussere und innere Krankheiten, die den Menschen oder seine Haustiere bereits befallen haben. Diese haben noch vielfach altertümlichen Charakter, einige davon sind Beschwörungen, einige zeigen aber auch schon den Übergang zu den kirchlichen Gebetsformeln.

II. Beschwörungs- oder Zauberformeln, bei denen durch die Kraft des Spruches in zauberhafter Weise, auch durch Gebet die geheime oder offene Macht böser Menschen, Tiere, auch der Natur gelähmt oder besiegt wird. So wird gar vieles im Volke auf Neid zurückgeführt, was sich durch Beschwörung oder Zauberspruch beheben lässt: ebenso kann man auf solche Weise einen bissigen Hund, einen Feind, ein Gewitter und dergleichen beschwören.

III. Kirchliche Segen und Gebete gegen Böses und Übles im allgemeinen. Hier haben wir schon mannichfaltigere Formen, überall aber wird noch wunderbare Hilfe erwartet, wenn man den betreffenden Segen betet oder auch nur bei sich trägt. Die Wirkung erstreckt sich nicht so sehr auf wirklich vorhandene Leiden oder Krankheiten als vielmehr auf künftige mögliche aller Art.

1) Auch bei Tierkrankheiten walten Geister, Gr. Myth. 973.

Die Anwendung aller dieser Volkssegen verlangt überdies eine bestimmte Handhabung und formgemässe Ausführung von Seite des Besprechers. Manche Segen werden von jedem Beliebigen, der sie kennt, selbst ausgeführt, andere wieder nur von eigenen Besprechern, womit in der Regel dann auch mehr Formwesen verbunden ist. Ich habe dies, wo es zu erfragen war, bei den einzelnen Segen angemerkt, nur bei den kirchlichen Segens- und Gebetsformeln ist noch die Art der Ausführung besonders zu beachten. Schon da sie allgemeinerer Natur sind, werden sie auch allgemeiner verwendet. Fast jeder Bauer oder jede Bäuerin besass hier früher und besitzt auch vielfach heute noch einen oder mehrere Segen dieser Art. Bevor er oder sie dann in der Frühe in den Stall geht, wird der Segen unter der Hausthüre oder unter dem „Passthörl“ (Verbindungsthürröhrchen zwischen Haus und Stall) stehend gebetet. Diese Segen sind nämlich häufig auf fliegende Blätter gedruckt, meist aus dem vorigen Jahrhundert, aber sind auch geschrieben, und enthalten neben gewissen Zeichen und Charakteren Gebete, welche von den Bauersleuten in obiger Weise an bestimmten Tagen des Monats gebetet werden. Diese bestimmten Tage sind die Unglückstage, deren jeder Monat etliche hat. Drei Tage des Jahres sind ausgesuchte Unglückstage, nämlich der 1. April, an welchem Judas der Verräter geboren wurde, der 1. August, an welchem der Teufel vom Himmel geworfen wurde und der 1. Dezember, an dem Sodom und Gomorha von der Erde vertilgt wurde. Die Unglückstage der einzelnen Monate sind: 1. 2. 6. 11. 17. 18. Jänner, 8. 16. 17. Februar, 1. 12. 14. 15. März, 3. 15. 17. 18. April, 8. 10. 17. 30. Mai, 1. 7. Juni, 1. 5. 6. Juli, 1. 3. 18. 30. August, 15. 18. 30. September, 15. 17. Oktober, 1. 7. 11. November, 1. 7. 11. Dezember. Wer an solchen Tagen geboren ist oder heiratet, ein Unternehmen beginnt oder eine Reise antritt, der fährt nie gut.

Ebenso oder noch gefürchteter sind die Losnächte. In den Losnächten treiben die Hexen und allerhand andere böse Geister ihren Spuk, und Haus und Hof müssen durch heiligen Brauch vor ihrem Zauber behütet werden. Man schreibt mit geweihter Kreide an Thüren und Geräte drei Kreuzzeichen, man räuchert in Wohnung und Stall mit geweihtem Rauchwerk, man besprengt die Räume mit Weihwasser und giebt dem Vieh Weihsalz auf Brot. Ängstlich hütet in solchen Nächten jeder sein Haus, denn in Losnächten auf freiem Felde zu wandeln ist ein Wagnis auf Leben und Tod; sicher kann man sich nur „unter den eigenen Dachtropfen“ fühlen. Die Losnächte sind: vor Andreas (29. November), vor Barbara (4. Dezember), vor Thomas (20. Dezember), die Christnacht (24. Dezember), die Sylvesternacht (31. Dezember), Feistrauchmacht (5. Jänner)¹⁾.

Das Volk wähnt sich stets von Unheil und Bösem umlauert, daher die

1) Vgl. Simrock, Myth. S. 572.

Vorliebe für derlei Hilfsmittel. Da diese Segen meistens lang sind und mehrere Gebete oder Teile enthalten, vergleiche den Tobiassegen, so wird gewöhnlich der Segen auf 2—3 Tage mit je einem Gebet verteilt, darauf wiederholt oder auch ein zweiter verwendet. Solche Segen sind im voraus gut für Hexerei, Zauberei, Hagel, Blitz, Donner, Wasser- und Feuersnot, für bösen und gähnen Tod, für schwere Leibeskrankheiten, bei schweren Entbindungen, gegen Mörder und Diebe, gegen jedes Gewehr und Geschoss u. s. w. Die Wirkung empfindet, wer sie betet, mit sich trägt oder auch sich auflegt; auch am Abend werden sie gebetet, denn Segen werden insbesondere am Morgen und Abend gesprochen. (Grimm Myth. Nachtr. zu 1023).

Die Anwendung der Segen bezeichnet das Volk mit „ansprechen“, „prauchen“, auch „wenden“, weniger volkstümlich ist „beschwören“. Derjenige, welcher „angesprochen“ oder „praucht“ wird, ist „b'schrien“ oder „anb'schrien“, auch in besonderen Fällen „vermeidet“. Vgl. Grimm Myth. 864. 1027 und Nachtr.

In den Anmerkungen werde ich auf die verwandten Fassungen der wichtigsten Segensammlungen kurz verweisen, um damit den Zusammenhang dieser Volkssegen aus dem Böhmerwald mit denen vieler anderer deutscher Länder anzudeuten und für eine eingehende wissenschaftliche Behandlung näherzurücken.

I. Heilsprüche für Menschen und Tiere.

A. Gegen äussere Krankheiten.

1. Gegen Weren¹⁾ am Auge.

(aus Krummau und vielen andern Orten des Böhmerwaldes).

Man macht dreimal den folgenden Spruch und fährt jedesmal mit der Faust über das Auge.

Weren, Weren, — Lass dich scheren,
Oder ich scher' dich — Mit einer Trogscheren²⁾!

Statt der Drohung mit der Trogscheren nehmen die Leute auch einen Löffel und fahren damit dreimal über die Weren, wobei sie jedesmal den Spruch machen.

Oder noch kürzer in einem ähnlichen Falle:

Wer etwas im Auge hat, der spreize mit den Fingern das andere Auge auf und spucke dazu aus, so geht der fremde Gegenstand heraus.

2. Gegen Blattern in den Augen (aus Sahnau).

Man spreche:

Was traget die Mutter Gottes auf ihren Armen? —

Das liebe Jesulein, welches die Blattern vertilgen und vernichten kann!

Darauf verschwinden die Blattern.

1) Weren = Blutgeschwür im Augenliede, sogenanntes Gerstenkorn. Schmeller, Bayr. Wörterb. II, 1002.

2) Trogscheren = Schereisen, womit der Bäcker den Trog ausscharrt; scheren von scherren. Schm. I, 451 und 52.

3. Gegen Zitteroch (Flechte) (aus Wallern).

Man mache auf die Stelle, wo dieser Hautausschlag ist, dreimal mit der geöffneten Spanne von Daumen und Zeigefinger das Kreuz, wobei man die Hand jedesmal so dreht, dass die Linie zwischen Daumen und Zeigefinger nach der Drehung in Kreuzform zu stehen kommt. Dazu spricht man:

Unsern Herr Gott seine heilige fünf Wunden
Haben nicht geeitert und nicht geschwiert.
Es helfe Gott Vater, Gott Sohn und Gott hl. Geist.

Darauf bläst ¹⁾ man dreimal in derselben Kreuzform über die Stelle weg. Das ist aber beim abnehmenden Mond ²⁾ zu machen, und zwar dreimal übere Tag, d. i. jeden andern Tag; auch darf man sich in dieser Zeit nicht nass machen.

Gegen „Ziedra“ ³⁾ (aus Christianberg).

Zitteroch spricht das Volk auch Ziedra. Wer an Ziedra leidet, benetze den Zeigefinger der rechten Hand mit Fensterschweiss (d. i. mit dem Feuchten angelaufener Fenster) und fahre an der Aussenseite der Flechte rund herum und spreche dazu:

Wilder Ziedra, wilder Ziedra, wilder Ziedra! — Mach dich nicht breit, — Die Juden essen am Freitag Fleisch ⁴⁾, — Und wenn sie keins haben, — So essen sie dich zusammen.

Dann mache man über die Flechte von oben herab 8 Kreuzzeichen und spreche dazu: Im Namen u. s. w.

4. Gegen Krätze (aus Mugrau).

Man gehe bei mondheiler Nacht ins Freie und lasse den Mond auf die Hand scheinen. Dazu sagt der Besprecher:

Was ich sehe, das ist Sünde, — Was ich greife, das verschwinde!

Er fasst dabei die Hand des Krätzigen, betet einige Vaterunser, zuletzt: Im Namen u. s. w.

5. Gegen die Warzen (aus verschiedenen Orten).

Der Besprecher nimmt ein Stück Speck und schmiert unter folgendem Spruch damit die Warzen ein:

Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit schmiere ich euch ein. Entfernet euch im Namen u. s. w. Amen.

Das Schmieren hat bei abnehmendem Mond zu geschehen. Nach dem Schmieren gräbt er das Stück Speck unter den Dachtraufen des Hauses ein. Sowie der Speck verfault ist, müssen auch die Warzen verschwunden sein.

Von manchen Leuten wird das Stück vorerst in Erbsen gesotten und dann geschmiert.

Man reibt die Warzen auch mit dem Totenbein eines Menschen, legt es an denselben Ort, wo man es aufgenommen, wieder nieder und geht, ohne nach demselben umzuschauen, davon, so verschwinden die Warzen.

1) Der Hauch des Mundes hat heilende Kraft, vgl. Gr. Myth. Nachtr. zu 973. A. Birlinger, Aus Schwaben, I, 441. Zs. f. deut. Myth. IV, 118—19, 416, 973.

2) Zunehmender sowohl als abnehmender Mond gelten als heilbringende Zeit, vgl. Gr. Myth. 595—96. Kuhn, Westf. Sag. II, 192.

3) Vgl. Schm. II, 1164. Gr. Myth. Nachtr. zu 971.

4) Vgl. Schönwerth III, 267, 26. Birlinger, Aus Schwaben I, 446.

Eine andere Formel gegen die Warzen:

Hörst du für einen Verstorbenen Begräbnisläuten, so stelle dich an ein fließendes Wasser, wasche jene Stelle, wo du die Warzen hast, und sprich dazu:

Jetzt läutet man zu einer Leich', — Und was ich wasch, das weich!
Im Namen u. s. w. Amen.

Oder man zähle auch an einem Freitag, wenn der Mond abnimmt, die Warzen bei Menschen oder beim Vieh und mache dann in einen Zwirnfaden so viele Knoten, als vorher Warzen gezählt wurden. Darauf zähle man von der betreffenden Zahl an rückwärts bis 0 und grabe dann den Zwirnfaden unter der Dachtraufe ein. Sowie er verfault ist, sind auch die Warzen verschwunden.

Vgl. Panzer, bayr. Sagen 2, 305. E. Meier, Schwäb. Sagen, S. 518. Zs. f. deut. Myth. IV, 115.

6. Gegen den Wurm am Finger (aus Höritz).

Beschwörungsformel.

Wurm, ich beschwöre dich bei dem heiligen Tag!
Wurm, ich beschwöre dich bei der heiligen Nacht!
Wurm, ich beschwöre dich bei den fünf Wunden!
Wurm, ich beschwöre dich bei den heiligen drei Nägeln Christi!
Wurm, ich beschwöre dich bei der Kraft Gottes!
Du seiest gleich grün, blau, weiss, schwarz oder rot,
Dass du liegest in dem Finger tot.
Das sei dir zur Busse gezählt!
Im Namen u. s. w.

Diese Formel ist dreimal zu sagen und bei jedem der höchsten Namen über den wehen Finger hinwegzublasen ¹⁾.

Vgl. MSD² XLVII, 2 und Anm. E. Meier, Sagen No. 464. 465. Grimm Myth. 968 und Nachtr. zu 967 und 1043 und Anh. XV, XXVIII, XXIX. Kuhn in Zs. f. vergl. Sprachforschung XIII, 135 f. Birlinger, Aus Schwaben I, 444—45, 461.

7. Gegen starke Blutung, das Blut zu stillen.

Man halte mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand die Blutung ab und spreche dreimal nacheinander:

Blut rinn und rinn nimmer — Unser Herr Gott ist gestorben und stirbt nimmer.
Glückselige Wunden, — Glückselige Stunden.

Glückselig und heilig ist der Tag. — Wo die hl. Jungfrau Jesum Christum geboren hat.

Darauf ein Vaterunser und das Kreuzzeichen über die Wunde: Im Namen u. s. w. Amen.

Andere Formel, dreimal zu sprechen:

Es sind drei glückselige Stunden in diese Welt gekommen. In der ersten Stund' ist Gott geboren, in der andern Stund' ist Gott gestorben, in der dritten Stund' ist Gott wieder lebendig worden. Jetzt nenne ich die drei glückseligen Stunden und stille dir N. N. damit das Gliedwasser und das Blut, dazu heile ich dessen Schaden und Wunden. Im Namen u. s. w.

Vgl. MSD² IV, 6. XLVII, 1 mit Anm. S. 460 f. Grimm Myth., Anh. XXXII. Zs. f. Volkskunde von Veckenstedt, II, 4 S. 163. Schönwerth III, 234—35. Kuhn WS. II, 197 f. A. Birlinger, Aus Schwaben I, 442.

1) Vgl. I. A. 3.

Auch gegen Nasenbluten

spricht man in Polletitz:

Blut rinn und rinn nimmer,
 Unser Herr Gott ist g'storben und stirbt nimmer.

8. Gegen Schwierien von Schnittwunden (aus Mistelholz).

Wenn man sich eine Schnittwunde beigebracht hat, so halte man sie mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand zu und spreche:

Glückselige Wunden, — Glückselige Stunden,
 Glückselig und heilig ist der Tag, — Wo die hl. Jungfrau Jesum Christum geboren hat.

Darauf bete man ein Vaterunser und mache mit dem Daumen über die Wunde einmal das Kreuz: Im Namen u. s. w. Amen.

Vgl. E. Meier, Sagen aus Schwaben I, 526. Zs. f. Volkskunde von Veckenstedt II, 9. S. 359, 4.

Andere Formel (aus Höritz):

Heilsam ist die Wunde,
 Heilsam ist die Stunde,
 Dass nicht geschwiert und nicht gebiert¹⁾,
 Bis die Mutter Gottes ihren ersten²⁾ Sohn wieder gebiert.
 Im Namen u. s. w.

9. Gegen Geschwulst gewisser Körperteile (aus Lagau).

Es war eine Jungfrau, — Die wollte eine Geschwulst beschaun.
 Sie ist heiss, — Sie sticht heiss.
 Geschwulst steh still, — 'S ist Gottes Will'.

Man mache über die Geschwulst drei Kreuzzeichen und spreche dazu: Im Namen u. s. w.

Vgl. Grimm Myth. Anh. XXXII. Kuhn WS. II, 212. Aus Schwaben I, 469. In Zs. f. Volkskunde v. Veckenstedt II, 4 S. 162, 5 werden drei Jungfrauen genannt.

Dazu stimmt mehr eine andere Formel aus Pramhof (bei Hohenfurt) gegen Harnwinde, die lautet:

Es sitzen drei Jungfrauen auf einem Marmorstein,
 Die eine spinnet grob, die andere fein,
 Die dritte spinnt ein Inwindel³⁾
 Fürs Harnwindel.
 Es helfe dir Gott Vater u. s. w.

Diese Formel ist dreimal zu sprechen und auf Menschen und Tiere anzuwenden.

Vgl. zu drei Jungfrauen auch: Birlinger, Aus Schwaben I, 447.

1) Der vorletzte Vers scheint verderbt. Er soll wohl lauten:

„Dass nicht geschwillt und nicht geschwiert“.

aber auch die ganze Formel scheint gekürzt, vergleiche Zs. f. Volkskunde von Veckenstedt II, 9 S. 359, 4. Kuhn WS. II, 197 und 214. Birlinger, Aus Schwaben I, 442.

2) In einem Aargauer Segen von Rochholtz in Zs. f. deut. Myth. IV, 114 heisst es am Schlusse:

„wo die Mutter Gottes ihren zweiten Sohn gebären mag“, während der übrige Teil des Segens gänzlich abweicht.

3) Einwickeltuch.

Gegen Geschwulsten

sagt man in Polletitz:

Schaden, du sollst nicht schwären, haben unseres Herrgotts Wunden auch nicht geschwärt.

Wer an Harnwinden leidet, was bei den Biertrinkenden Bauern im Böhmerwald häufig der Fall ist, nimmt ein Messer vom Tische und verlässt damit die Stube. Draussen macht er mit dem Rückenteil des Messers über den massgebenden Körperteil dreimal das Kreuzzeichen und er ist geheilt. Sehr häufig in Anwendung.

Vgl. Schönwerth III, 254.

„Ung'send“¹⁾ (Entzündung)

wird in Kuschwarda folgendermassen besprochen:

Der Besprecher macht ein Kreuz über das Ung'send, betet einige Vaterunser und sagt nach jedem: „Unseres Herrgotts heilige Wunde am . . . (hier wird der entzündete Körperteil genannt) war früher auf der Welt als das Ung'send“.

10. Gegen Frôsch²⁾ (Auswuchs im Gesicht oder am Hals bei Menschen oder Tieren) (aus Mistelholz).

Frôsch kriech aus! Gott gebs, dass du nicht länger bleibst, bis hinter der Essenszeit. Im Namen u. s. w.

11. Gegen Schâl³⁾ (Drüsengeschwulst). Beim Vieh anzuwenden, aus Mistelholz.

Wenn eine Drüse beim Vieh aufzubrechen droht, so holt man eine Schindel vom Dache und streicht⁴⁾ damit stark über die Schâl und spricht:

Schâl vergeh und brich nicht auf, da dir die Schindel vom Dach genommen ist und dir berieben! So helfe dir Gott u. s. w. ohne Amen.

Ein Vaterunser, dann wirft man die Schindel in das Feuer.

Über Vernichtung der Schindel vgl. Gr. Myth. 1040 und I. B. 8 gegen Nervenfeber. Über die Heilkraft des Feuers vgl. Gr. Myth. 975.

12. Gegen das Boanwächs⁵⁾ (harte Beule). Beim Vieh anzuwenden, aus Mistelholz.

Hat ein Tier durch einen Schlag auf einen Knochen ein Boanwächs davongetragen, so ziehe man aus der Mauer einen Stein (wie gegen Pinkel), oder noch besser nehme man einen gefundenen Eisenring oder irgend ein Stück Eisen, das etwa auf dem Felde vom Pflugsee (Spitze) ans Tageslicht befördert wurde⁶⁾, und reibe damit das Boanwächs, sprechend:

Boan wachs und wachs nimmer,

Unser Herr Gott ist gestorben und stirbt nimmer.

1) Ung'send = Ungesund, im mhd. stm. = Krankheit: das Verwundetsein. Bei Schmeller II, 307.

2) Bei Schmeller in dieser Bedeutung nicht zu finden, dürfte von der Ähnlichkeit zwischen dem Tiere und solchem Auswuchs hergenommen sein.

3) Vgl. Schmeller II, 394 und Lexer Mhd. W. II, 638 f., aber nicht in dieser Bedeutung; wohl von der Ähnlichkeit zwischen Schale und solcher Geschwulst hergenommen.

4) Vgl. Gr. Myth. 975: Viel vermag streichen und binden.

5) Vgl. Schmeller II, 838: Beinwachs = geschwulstiger Auswuchs der Knochenmasse. DWb. I, 1386, 1388.

6) Schönwerth III, 255.

Darauf mache man mit dem Stein oder Eisen das Kreuzzeichen darüber und bete ein Vaterunser. Den Stein steckt man wieder in die Mauer ¹⁾, das Eisen aber wickelt man in Leinen und steckt es wieder in die Tasche, denn das soll niemand sehen.

Vgl. MSD² IV, 7.

13. Gegen Pinkel²⁾. Beim Vieh anzuwenden. Aus Lagau.

Wenn ein Ochs oder ein Rind pinkelartige Anschwellungen hat, so lege man die Hand verkehrt auf den Pinkel und spreche:

Gott von Gott,
Sei Gott,
Herr Himmel und der Erde!

Darauf bete man fünf Vaterunser unter dem heitern Himmel, und zwar so im Monat viermal. Fürs zweite: Nehme man einen Schupfenstein aus der Mauer, wo das nämliche Stück Vieh angebunden ist, und umfahre den Pinkel dreimal, schliesslich stecke man den Stein wieder hinein, wo man ihn herausgezogen hat und bete drei Vaterunser und Avemaria. Dies soll im Monat viermal geschehen.

B. Gegen innere Krankheiten.

1. Gegen Würmer im Leibe (aus Höritz).

Petrus und Jesus fahren auf den Acker, ackern drei Furch, ackern auf drei Würmer. Der eine ist weiss, der andere ist schwarz, der dritte ist rot: Hiermit sind dem N. N. alle seine Würmer tot. Im Namen u. s. w.

Diese Formel ist dreimal zu sprechen.

Vgl. MSD² IV, 5. XLVII, 2 und S. 466. E. Meier, Sagen No. 464. 465. Über den erzählenden Eingang dieses Segens vergleiche hier u. a. a. O. Grimm Myth. 1042 und Nachtr.: besonders vergleiche auch Anh. XLIII, wo sich gegen Wurm am Finger fast dieselbe Fassung wie hier findet. Schönwerth III, 250 bis 251. Kuhn WS. II, 207. Zs. f. deut. Myth. IV, 111—12. Birlinger, Aus Schwaben I, 444—45, 459.

2. Gegen Kolik (aus Höritz).

Ein alter Schurrenkopf³⁾, — Ein alter Leibrock,
Ein Glas voll Rautenwein, — Bärrnutter⁴⁾ lass dein Grimmen sein!
Im Namen u. s. w.

Die Formel ist dreimal zu sagen.

3. Gegen Zahn- und Kopfschmerzen⁵⁾ (aus Höritz).

Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, dass du aus des N. N. Leibe

1) Kuhn, WS. II, 194.

2) Vgl. Schmeller I, 394; Pinkl = Geschwulst.

3) Vgl. Zs. f. deut. Myth. IV, 109, wo in derselben Fassung „schorenschopf“ = Düngerstätte überliefert ist. Vgl. auch E. Meier, Sagen No. 481.

4) Vgl. Gr. Myth. 969 und Zs. f. deut. Myth. IV, 109.

5) Vgl. Gr. Myth. Nachtr. zu 970. Birlinger, Aus Schwaben I, 448.

gehest und ihm so wenig schadest, als es Christus dem Herrn am heiligen Kreuze geschadet hat. Das befiehlt dir Gott Vater, Sohn und heiliger Geist.

Diese Formel ist dreimal zu sprechen.

4. Gegen den Rotlauf (aus Höritz).

Ich ging durch einen roten Wald, und in dem roten Wald, da war eine rote Kirche, und in der roten Kirche, da war ein roter Altar, und auf dem roten Altar, da lag ein rotes Messer. Nimm das rote Messer und schneide rotes Brot! Im Namen u. s. w.

Zum erzählenden Eingang vergleiche I. B. 1. Zu Brotmesser Gr. Myth. Anh. XXXVI. Zu rot Gr. Myth. 982 und 967 und Nachtr. Kuhn WS. II, 209. Dieselbe Fassung siehe in Zs. f. deut. Myth. IV, 104. Birlinger, Aus Schwaben I, 446.

Eine andere Formel:

Unsere liebe Frau geht über eine grüne Wiese, begegnet ihr eine rote Rose. Wo gehst hin? Geh aus dieser Person! Geh auf hohe Büchel und Berge, auf hohe Roan und Dorn und ins rinnende Wasser! Im Namen u. s. w.

Vgl. Gr. Myth. 975 und 1041--42 und Nachtr. zu 1042.

Eine andere Formel aus Polletitz:

Einst ging der Herr Jesus auf einer grünen Wiese umher. Es begegnete ihm eine rote, blaue und weisse Rose. „Wo gehst du, blaue, weisse und rote Rose hin?“ „In den Kopf des N.“ „Was wirst du dort machen?“ „Stechen, brennen und brechen“. „Lass seinen Kopf in Ruh, geh auf die Berge und Felsen und in die Thäler und Wälder. Dort breche, steche und brenne! bis du damit zuende bist, wird unterdessen der jüngste Tag.

Vgl. zu drei Rosen: Birlinger, Aus Schwaben I, 443.

5. Gegen Schwindel und Schwinden (aus Mistelholz).

Helfe unser Herr! Seine Wunden haben nicht geschwiert und nicht geeitert.

Fleisch und Blut,

Haut und Bein

Steh wie Stein!

Helfe Gott Vater, Gott Sohn und Gott heiliger Geist!

Vgl. Grimm Myth. Bemerkung zum 2. Merseburger Zauberspr. 1030 und Nachtr. Birlinger, Aus Schwaben I, 442.

Oder die Formel:

Schwindbein, streich dich mit dem Schienbein!

Wenn du nicht gleich ausgehst,

So streich ich dich mit dem Schienbein!

Helfe Gott Vater, Gott Sohn und Gott heiliger Geist!

Oder die Formel:

Schwindel, Schwindel, du thust schwindeln. — Du sollst aber nicht schwindeln!
Du hast Fleisch und Blut, — So wie unser Herrgott in' Himmel fahren thut.
Im Namen u. s. w. ohne Amen.

6. Gegen die englische Krankheit (aus Höritz).

Im Namen u. s. w.

Unterwuchs ¹⁾, Auswuchs, Herzgesperr ²⁾, englische Krankheit geh von dem N. N. weg, wie Christus von seiner Krippe gegangen ist. Nun weiss ich für gewiss, dass du wieder gesund wirst. Jesus gab dem Petrus solche Macht, dass der lahme Bettler Lazari ward wieder gesund und gerade.

7. Gegen den kalten Brand (aus Höritz).

Christus, der Herr, ging über Land. Es begegnete ihm ein kaltes Gesicht. Christus der Herr sprach: „Wo willst du hin, kaltes Gesicht?“ Das kalte Gesicht sprach: „Ich will in den Menschen fahren.“ Christus der Herr sprach: „Was willst du in dem Menschen thun?“ „Sein Bein brechen, — Sein Fleisch essen, — Sein Blut trinken.“ Christus der Herr sprach: „Kaltes Gesicht, das sollst du nicht thun! Erbsen musst du brechen, — Kieselsteine musst du essen, — Aus einem Brunnen musst du trinken, — Darin musst du versinken ³⁾!“ Im Namen u. s. w.

Vgl. Gr. Myth. 1042. Nachtr. zu 1043. Wolfsthurner Segen oben S. 173. Kuhn WS. II, 203. Zs. f. Volkskunde von Veckenstedt II, 4 S. 161, 2: „Unser lieber Herr Jesus Christ ging über Land“ . . . ebenda S. 162, 6. 5 S. 200, 9. Auch der Hohenfurter Feuerseggen, vgl. Zs. f. d. A. beginnt: „Unser Herr Jesus Christus gieng vber landt, — Er trueg ain prinnten prandt — in seiner handt“ . . . vgl. Gr. Myth. Anh. XXIV. Vgl. auch Aus Schwaben I, 448—49 (Gichtseggen), 443, 459, 463.

8. Gegen Nervenfieber (aus Rosenberg).

Der Besprecher schreibt auf ein Stückchen reines, noch ungebrauchtes Papier folgende Worte:

Das Fieber und der Schuss — Senke sich in den Fluss!
Die Schmerzen und die Pein, — Sollen heraus und nicht hinein!
Im Namen u. s. w. Amen.

Dieses Papierstück bindet ⁴⁾ er dann dem Kranken an einem noch ungebrauchten Zwirnfaden um den Hals. Dasselbe hat er 9 Tage lang so zu tragen, am 10. aber nimmt er es ihm ab und trägt es früh vor Sonnenaufgang in ein fliessendes Wasser ⁵⁾. Da wird die Krankheit gut verlaufen.

9. Gegen Fraisen (aus Hohenfurt, Polletitz).

Ich verdanke diese Formel meinem Freunde Prof. A. Gstirner in Krummau, ebenso den Reisesegen. Beide stammen aus der Hohenfurter Gegend.

Im Namen u. s. w. Amen.

Das wolle Gott der Herr Jesus Christus heut auf diesen Tag, auf dass ich alle siebenundsiebzig Fraisen töten möge (mag?). Ich töte durch Gottes grosse

1) Wohl dasselbe wie „unterwachs“ in Zs. f. deut. Myth. IV, 108 gleich Unterwachsen-sein (seropulöse Anschwellung der Rippen). In der That hat eine zweite Fassung aus Polletitz die Lesung „Unterwachs“.

2) Vgl. Gr. Myth. 970—71 und Nachtr.

3) Zu diesen Reimen und versinken im Wasser vgl. Gr. Myth. 973. Zs. f. Volkskunde v. Veckenstedt II, 4 S. 161, 3 und insbesondere Zs. f. deut. Myth. IV, 106.

4) Vgl. streichen und binden. Gr. Myth. 975.

5) Vgl. Gr. Myth. 1040. Zu „vor Sonnenaufgang“ vgl. Anh. XXXV. Zu 9 Tage um den Hals tragen vgl. Zs. f. Volksk. von Veckenstedt II, 9 S. 362.

Macht, den heiligen Namen Christi alle siebenundsiebentzig Frais; reissende Frais, rote Frais, abdorrende Frais, zitternde Frais, kalte Frais, fallende Frais, geschwollene Frais, spritzende Frais, stille Frais, schreiende Frais, wütende Frais, schwitzende Frais, gestossene (stossende) Frais Ich wende dirs N. N. durch Gott den Herrn Jesu Christi und durch seine heilige fünf Wunden Ich wende dirs N. N. durch sein heiliges Sakrament. Ich wende dirs N. N. durch Gott, unsern Herrn Jesu Christi seine heilige Hände und Füße. Ich wende dirs N. N. durch seine heilige Pforten des Himmels. Aus der Gnade Gottes Geschöpfe, durch den lieben Namen Jesu Christi, dass ich euch verbiete (ich gebiete) alle siebenundsiebentzig Frais!

Ich wende dirs N. N. durch alle Berg und Thal,
Und durch die fließenden Wasser ab,
Auf dass der Leib ruhen und rasten mag
Bis auf den jüngsten Tag,

Darin unser lieber Herr Jesu kommen wird und auferwecken die Lebendigen und die Toten durch die Verdienste, da er sein heiliges Haupt geneigt und seinen Geist aufgegeben. Das helfe dir N. N. Gott der Vater, der dich erschaffen hat, und der Sohn, der dich erlöst hat, und Gott der heilige Geist, der dich in der Taufe geheiligt hat. Amen.

Zu siebenundsiebentzigerlei Krankheit vergleiche Kuhn in Zs. f. vergl. Sprachforschung XIII, 128.

10. Gegen Gicht (aus Krummau).

Der Besprecher fasst die rechte Hand des Kranken und spricht, indem er ihn beim Namen nennt:

N. N. ich begreife deine rechte Hand in Gott des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Da wird dir gewendet mit dem gekreuzigten Heiland.

N. N. ich begreife deine Gicht, die Markgicht, Beingicht, Adergicht, Blutgicht, Fleischgicht, so wirst du gewendet werden durch Jesum Christum.

N. N. glaube du, dass Christus am Kreuze gestorben ist. Glaube du N. N., dass er die dornene Krone auf seinem heiligen Haupte trug und mit einer Lanze gestochen wurde. Er trug das schwere Kreuz, fiel dreimal auf sein Angesicht, wurde mit drei Nägeln geschlagen. So begreife N. N. diesen Schmerz! Welchen Schmerz, welchen Schmerz empfand er! Wie du in deiner Markgicht Fleischgicht, so wirst du gewendet werden.

Wie Petrus und Johannes kamen vor die Tempelhüre, da sass einer an dem Wege, welcher sprach: „Brüder, erbarmet euch meiner!“ Da sprach Johannes: „Was willst du, dass ich gebe?“ Petrus sprach: „Geld und Gut habe ich nicht, steh auf in Jesus Namen!“

Im Namen u. s. w.

Zu den verschiedenen Gichtarten vergleiche Gr. Myth. 967 f. und Nachtr. Birlinger, Aus Schwaben I, 448—49.

Eine andere Formel gegen Gicht (aus Höritz).

Im Namen u. s. w.

Ich N. N. beschwöre dich Gesicht oder Gicht bei den heiligen fünf Wunden und beim unschuldigen Blut meines Herrn Jesu Christi, welches aus seinen heiligen fünf Wunden uns Menschen auf Erden zu Gott geflossen ist. Im Namen u. s. w.

Ich beschwöre dich Gesicht oder Gicht beim jüngsten Gericht und beim bitterem

Urteil, das Gott über alle Menschen und Sünder und Sünderinnen erteilt, dass du mir am Gehirn, an den Augen, an den Schultern, am Rücken, am Herzen, an den Lenden, an den Waden, an den Füßen, an den Zehen und an allen Gliedern meines ganzen Leibes (nicht schadest). Im Namen u. s. w.

Ich beschwöre dich Gesicht oder Gicht durch die drei Nägel, welche Jesu Christo durch seine heiligen Hände und Füße geschlagen worden, bei den Heiligen, die auf beiden Seiten des Kreuzes unseres Erlösers Jesu Christi bei seiner Kreuzigung standen, nämlich der seligsten Jungfrau Maria, des heiligen Johannes und aller Heiligen, die bei der Kreuzigung unseres Herrn Jesu Christi zugegen waren. Im Namen u. s. w.

In diesem Vertrauen hoffe ich, Gott werde von mir durch die Fürbitte der heiligen Barbara, wenn es zu meinem Seelenheile erspriesslich ist, die Gicht abwenden und alles Gute erteilen. Ach, ich bitte dich, o gütigster Herr, dass du mich von dieser Krankheit des Gesichtes oder Gichtes erlösest.

Ich bitte dich durch die Stricke, Bande und Nägel, mit welchen unser Erlöser gefangen, gebunden und an das Kreuz genagelt worden, dass er im Namen u. s. w. seinen Martern zu Liebe mir und allen Menschen diese Gnade verleihe. Im Namen u. s. w.

Ich beschwöre dich Gesicht oder Gicht, dass du abweichest bei der göttlichen Liebe (?) im Himmel und auf Erden. Im Namen u. s. w.

Es weiche von mir jede Art dieser Krankheit, es sei das kalte Gicht, das laufende Gicht, das brennende Gicht, das reissende Gicht, das tobende Gicht, das fliegende Gicht, das Lendengicht, das Seitengicht, die siebenundsiebzig Gichter, dass sie mir an meinem ganzen Leib nicht schaden. Dazu helfe mir die göttliche Kraft, mit welcher Jesus Christus seinen Martertod am Kreuze gelitten, in seinem Grabe, in welchem er selbst gelegen und von da glorreich erstanden ist und das menschliche Geschlecht erlöset hat. Liebster Herr und Heiland! Mache mich gesund an Leib und Seele! Das werde wahr! Im Namen u. s. w.

Wer ein Gesicht oder Gicht hat, der komme und wende sich zur Rückerinnerung des Lebens Jesu Christi und an den Namen Jesus Nazarenus Rex Iudaeorum.

Wer es liest oder gelesen hat, er sei unser Feind oder Freund, Bruder oder Schwester, und dieses Gebet bei sich trägt und sich nach dem Inhalte desselben einrichtet, wird von Gesicht oder Gicht befreit und keineswegs davon befallen werden.

Denn der nächtlichen Tod am Stamme des Kreuzes gelitten hat, war unser liebster Herr Jesus Christ. Dieser ist der Herr Himmels und der Erde. Er würdigt sich uns zu helfen und das Gesicht oder Gicht von uns abzunehmen, dass wir es nicht bekommen oder uns gänzlich zu bewahren. Man bete, solange man lebt, alle Tage zu Ehren des geliebten Jesu Christi fünf Vaterunser und fünf Ave maria nebst dem Glauben.

Vgl. Grimm Myth. Anh. S. 497. XIII.

Eine andere Formel gegen Gicht (aus Mistelholz),

die aber mehr nur in der Form als im Inhalte von der vorausgehenden verschieden ist:

Im Namen u. s. w. ohne Amen.

Ich beschwöre dich du Gesicht oder Gicht bei dem unschuldigen Blut unsers Herrn Jesu Christi. Im Namen u. s. w.

Ich beschwöre dich du Gesicht und Gicht bei dem bitteren Ort, bei dem

jüngsten Gericht, dort werden alle Sünden erteilt (verurteilt) werden. Ich beschwöre dich du Gesicht und Gicht durch die Stricke und Banden. Im Namen u. s. w.

Ich beschwöre u. s. w. bei den heiligen fünf Wunden, die der Herr Jesu Christ für mich und dich empfangen hat. Im Namen u. s. w.

Ich beschwöre u. s. w. durch die Kraft des heiligen Grabes, wo der Herr Jesus Christus selber darinlag. Im Namen u. s. w.

O gütiger Herr, ich bitte dich, du wollest dich nicht weigern, wollest ihn erlösen von dieser Krankheit, von der kalten Gicht, von der laufenden Gicht, von der brennenden Gicht, von der reissenden Gicht, von der fliegenden Gicht, von den sieben Gichten, von den siebenundsiebzig Gichten. Liebster Heiland und Herr mache ihn gesund an Seel und Leib! Das werde wahr! Im Namen u. s. w.

Man zähle nun von 77 zurück bis 0. Ich beschwöre dich, du Gesicht und Gicht durch Christi Geburt. Ich beschwöre dich du Gesicht und Gicht durch die heilige Wandlung. Im Namen u. s. w.

Ich beschwöre dich, du Gesicht und Gicht durch dein Kreuz und Marter, so Jesus Christus auf Erden ausgestanden hat. Im Namen u. s. w.

Ich beschwöre dich, du Gesicht und Gicht bei den Nägeln, die Jesus Christus durch seine heiligen Hände und Füße durchgeschlagen wurden. Im Namen u. s. w.

Ich beschwöre dich, du Gesicht und Gicht durch dein heiliges Kreuz und durch die Fürbitte der seligsten Jungfrau Maria und des seligsten Johannes, und alle, die bei dem heiligen Kreuz gestanden sind, wollen dich erlösen von dieser Krankheit, von der kalten Gicht, von der laufenden Gicht, von der brennenden Gicht, von der reissenden Gicht, von der fliegenden Gicht, von den sieben Gichten, von den siebenundsiebzig Gichten.

Ich beschwöre dich, du Gesicht oder Gicht bei dem Sohn Gottes und bei der heiligen Wandlung unsers Herrn Jesu Christ, bei den heiligen fünf Wunden unsers lieben Herrn Jesu Christ. Im Namen u. s. w.

Ich beschwöre dich, du Gesicht oder Gicht bei dem jüngsten Gericht, bei dem lebendigen Gott, dass Gott sein heiliges Leiden wegen uns Menschen auf Erden litt. Im Namen u. s. w.

Ich beschwöre u. s. w. bei den Martern unsers Herrn Jesu Christ. Ich beschwöre u. s. w. bei den vier Menschen, die auf Erden standen, als die wahre Mutter Gottes Maria samt Elisabeth, samt Johannem und Jakobem. Die sprachen zusammen, weil unser lieber Herr Jesu gefangen, gebunden, gegeißelt, gekrönt, mit drei Nägeln an das schwere Kreuz geschlagen worden ist, darum stirbt er für uns Sünder und Sünderinnen und für die ganze Christenheit. Im Namen u. s. w.

Ich beschwöre u. s. w. durch die Kraft Gottes, die du im Himmel und auf Erden hast, dass die Gesicht und Gicht ihr keinen Schaden mehr thut an Augen, Zähnen, Kopf, Händen und Füßen, Schultern und Lenden, Bauch und Rücken, und alles, das auf Erden ist, kommt zu dir um Hilfe. Im Namen u. s. w.

Eine kurze Formel gegen Kaltvergift (Kaltgicht)

ist in Polletitz im Gebrauch:

Jesus ging aus auf allen Wegen und Strassen, es begegneten ihm 77 Gichten und das Kaltvergift. Jesus sprach: Stehet still und gehet aus!

Noch eine Formel aus Polletitz gegen Gicht:

Ich lege meine sündige Hand auf deinen Leib und spreche dich mit dem Wort Gottes an durch Jesum Christum sein schweres Kreuz, durch die eisernen Nägel, durch seine Schmerzen, dass N. diese Schmerzen ganz vergehen, Schwindel und

kalte Gicht, und gleich aufhören, wie die Steine zu wachsen nach Christi Geburt aufgehört haben. Ich spreche dich (Gicht) von Fleisch und Blut, von Mark und Bein hinweg, weiter lass ich dich nicht. Du musst dich verlieren auf ewige Zeit, wie sich der Teufel nach der Auferstehung Christi verloren.

Eine andere Formel gegen Gicht und Rheumatismus (aus Krummäu).

Wer an Gicht oder Rheumatismus leidet, gehe 3 Tage nacheinander am Morgen vor Sonnenaufgang zu einem Holunderbaum ¹⁾ und spreche, während er ihn anfasst:

Holunder, ich habe die Gicht, — Und du hast sie nicht.
Nimm mir sie ab, — Dass ich sie nicht hab'!
Im Namen u. s. w.

Vgl. Gr. Myth. Anh. XLIV.

Oder man gehe im Frühling vor dem Aufgang der Sonne zu einem Baum, ergreife einen seiner Äste mit der rechten Hand ²⁾ und spreche dazu:

Nimm von mir alle schwere Last,
Das Reißen, Schwinden und die Gicht;
Dies alles sollst du haben und ich nicht.
Das zähle ich mir zu gute ³⁾.
Im Namen u. s. w.

Vgl. Gr. Myth. Nachtr. zu 1043.

11. Gegen Augstall⁴⁾ (Blähen) beim Vieh (aus Mistelholz).

Gegen diese beim Vieh häufig auftretende Krankheit giebt es eine ganz kurze, bequeme Segensformel, an deren Ursprung sich aber eine ganze Geschichte knüpft. Man spricht nur:

Die Ehre sei Gott dem Vater u. s. w.
Angstall vergeh, der Herr unter dem Wagen hats geschafft!

Dazu wird folgende Geschichte erzählt:

Es war schon spät in der Nacht, als einst Jesus mit Petrus in ein Haus kam und um Nachtherberge anhielt. Auf wiederholtes Bitten hin sagte der Hausherr mürrisch: „Nun schaut, dass ihr in die Schupfen hinüberkommt, und legt euch wo aufs Stroh!“ Da sagte Jesus zu Petrus, er wolle den Leuten für ihre Unfreundlichkeit einen Possen spielen. Darauf ging er in den Stall und sprach: „Alles Vieh soll voll werden!“ Dies geschah. Als nun die Leute in den Stall kamen, da sahen sie voll Entsetzen, dass alles Vieh stark angelaufen war, und sie erhoben darob ein unsägliches Jammern und Weinen. Das rührte den mitleidigen, weichherzigen Petrus so, dass er vor seinem Herrn auf die Knie niederfiel und bat, er möge sich doch der Unglücklichen erbarmen. Jesus aber entgegnete, er

1) Vgl. Gr. Myth. 979 und Nachtr. zu 1015. Kuhn WS. II, 205. Zs. f. dent. Myth. IV, 107.

2) Vom Übertragen der Krankheiten auf Bäume vgl. Gr. Myth. 979. Kuhn WS. II, 205.

3. Zu gute gleich wie zu busse (zur Heilung, zur Besserung), vgl. Gr. Myth. 866. Anh. XXX. In einem Hohenfurter Segen heisst es: „buzzet mir des riten“ „tv du des riten byz“ (Zs. f. d. A.). Vgl. auch die Formel unter II, 4 und I, 6.

4) Vgl. Schmeller Bayr. Wb. I, 50. II, 747 und 749; Rinderkrankheit, aber anderer Art als hier.

solle sie nur eine Zeitlang jammern lassen. Als der Jammer aber immer grösser wurde und Petrus abermals den Herrn bat, da gab Jesus dem Drängen endlich nach und sprach zu Petrus: „Geh hinein in den Stall und sprich: Augstall geh weg, der Herr unter dem Wagen hats geschafft!“ Petrus that, wie ihm der Herr befohlen hatte, und alles ward sofort wieder gesund.

Eine andere Fassung erhielt ich aus Pranhof, wonach Christus als Wanderer verkleidet bei einem geizigen Bauer um Nachtherberge ansucht, und in den Hof unter einen Wagen verwiesen wird. Das Vieh wird in der Nacht krank, der schlecht behandelte Wanderer wird in der Not befragt und rät folgenden Spruch an:

Augstall geh von dem Rind, — Der Herr hat's befohlen,
Der unter dem Wagen liegt, — Auf dem rauhen Ranzen,
Auf dem rechten Ohr. — Es helfe dir Gott Vater u. s. w.

Als der Bauer über jedes Rind diesen Spruch gemacht hatte, verschwand die Krankheit, welche keine andere war als Augstall. Der Segen kann von einem Mitglied des Hauses vorgenommen werden. besser ist es aber, wenn dies ein Fremder besorgt.

Eine andere Formel gegen Augstall (aus Malsching).

Man spricht dreimal Christus

Christus ist gehauen worden, Christus ist gefunden (?) worden, Christus ist geschlagen worden, ist mit einem scharfen Schwert durchstochen worden, und rann nichts heraus als Wasser und Blut. Sind 77 Augstall für das Rauschet, für das Reisset, für das Rennet und für Blutaugstall. Es helfe dir Gott Vater u. s. w. ohne Amen.

So oft man diese Worte gesprochen hat, betet man ein Vaterunser und Ave Maria. Vgl. Gr. Myth. Anh. XXXVIII. Joseph und Gardian gegenüber Jesu.

Eine andere Formel gegen Augstall (aus Mistelholz).

Dazu ist vor allem eine Peitschenschnur notwendig, die man zufällig gefunden hat. Wer nämlich auf dem Wege die Schnur von einer Peitsche, die ein Hirt oder Fuhrmann weggeshnalzt hat, findet, steckt sie bedächtig ein und bewahrt sie sorgfältig auf. Wenn dann ein Stück Vieh von Augstall heimgesucht wird, so holt man jene Schnur hervor und bindet damit das Tier um die Mitte des Leibes, so dass die Schnur über den Hummellucken (d. s. die Magenhöhlen) zu stehen kommt. Nun legt man auf jede Hummellücke eine Handfläche und beginnt nach abwärts zu streichen und zu reiben und, nachdem man schon vorher das Kreuzzeichen ohne Amen gemacht hat, fährt man weiter:

Hast du das Augstall von Wind und Kälte kriegt, so helfe dir die seligste Jungfrau Maria, dass das Augstall in einer Viertelstunde oder in fünf Minuten wieder vergeht. So wahr als die Osterblume gewachsen ist und ich sie gebroekt habe, so reib ich dich für das Augstall, das du jetzt von Wind und Kälte erhalten hast. So helfe dir und mir Gott u. s. w. ohne Amen. Nun betet man ein Ave-maria, wobei man den Schweif des Tieres dreimal nach rückwärts über den Rücken zieht.

Manche zählen auch noch von 9 zurück bis 0, wie dies beim Brocken der Osterblume geschieht (S. 195). Viele geben dem Vieh nach der Besprechung ein Brot, das mit Salz bestreut ist und worauf wieder eine Schnitte Brot gelegt ist, zu fressen. Dies geschieht besonders auch, wenn das erstmal auf die Weide getrieben wird.

Vgl. Zs. f. deut. Myth. IV, 116. 117.

Eine andere Formel gegen Augstall (aus Höritz)

ist auch das Zurückzählen:

Augstall giebts 77 — Augstall giebts 76 u. s. w. bis . . . , — Augstall giebts einen, — Augstall giebts keinen.

So wird dreimal heruntergezählt, schliesslich: Im Namen u. s. w.

Oder man spricht (aus Mistelholz): Im Namen u. s. w.

Sei gegrüsst du Blümlein im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit: Im Namen u. s. w.

Augstall sind 72 (oder auch 77), — Es sind nicht 72, — Es sind nur 71 u. s. w. Es ist nicht 1, — Es ist gar keins. Im Namen u. s. w.

Eine andere Formel gegen Augstall (aus Priethal).

Auch in Priethal sucht man die Heilkraft durch Gewinnung der Dotter- oder Osterblume (Schmälzbleam) zu erlangen (Vgl. oben S. 198). Auf die erste Dotterblume, die man im Frühjahr vor Georgi (Jurgi) sieht, muss man schnurgerade losgehen, ohne zur Seite zu sehen. Vor der Blume kniet man nieder und spricht:

Grüas di Gott, schön's Blümelein, — Wer hat di kloat (gekleidet),

Wer hat di baut (angebaut), — Wer hat di g'haut (mit dem Karst)?

Gott Vater hat di kloat, Gott Vater hat di baut, Gott Vater hat di g'haut. — Dann pflückt man die Blume und reibt damit die Hand ein bis zu den Gelenken; dadurch erhält sie die Heilkraft. Soll nun ein Tier von Augstall befreit werden, geht man unbedeckten Hauptes hin, macht über dasselbe das Kreuzzeichen und führt dann mit beiden aneinanderliegenden Handflächen über den Rücken des Tieres hinweg zum Schweif und spricht dreimal:

Rindl (z. B. Falbl) — Wer hat dir g'schad't?

Herr oder Frau? — Dirn oder Knecht?

Kind' oder andre böse Leut? Ich treib di z'ruck in ihren Leib!

Es helfe dir Gott Vater u. s. w., (aber erst beim drittenmal) Amen.



Kleine Mitteilungen.

Volksüberlieferungen aus Eisenerz in Obersteiermark¹⁾.

Die wilde Jagd ('s wilde Gjoad) fährt ellbogenhoch über der Strasse daher. Der Wagen hat hohe Räder und breite klingende Achsenscheiben. Fuhrleute sind die Teufel, die Pferde kohlschwarz mit langen Mähnen, stossen Funken aus den Nasen. Auf dem Wagen befinden sich verdammte Seelen. Die Pferde sind ebenfalls Seelen. Man kann sich davor retten, wenn man sich geschwind in die rechte Wagenleise legt. Wenn sie in Wäldern hauset, hört man Fluchen und Jammern: fährt sie über Felsen herab, so bleibt eine feurige Bahn zurück. Sie lässt die Pferde öfter bei Schmieden beschlagen, während alle schlafen. Sie kann hausen von der Abenddämmerung bis Mitternacht. Weil sie ein Papst vor beiläufig 70 Jahren verbannte, hört man von ihr jetzt nicht mehr; doch soll die Bannung wieder einmal aufhören.

Kaiser Rotbart sitzt im Untersberge (bei Salzburg) an einem steinernen Tisch; sein Bart wächst bis zum jüngsten Tag dreimal um den Tisch herum. Ein Schafhirt fand einst den Eingang in den Berg und er sah den Kaiser von Rittern bewacht am Tische schlafen und den Bart schon zweimal herumgewachsen. Kaiser Rotbart wird den Antichrist schlagen.

Freimannsloch sei eine Höhle auf einer Alp an der Grenze von Salzburg und Steiermark, welche aber von einer Klöchachstaude (Zwergkiefer) am Eingange verborgen sei. Nur Leute, welche in gewissen Himmelszeichen geboren sind, könnten an gewissen Tagen und gewissen Stunden in das Loch gelangen. Im selben befinden sich drei Abteilungen. In der ersten ist ein sich regendes Totengeripp, in der zweiten drei Wolfshunde, in der dritten ist Freimann selbst an einem Tisch, vor sich ein grosses Schwert, um den Tisch neun Geldfässer. Wer sich vor dem Geripp nicht fürchtet, den werden die Hunde durchlassen, und wer so in die dritte Abteilung gelangt, erhält von Freimann, wenn er ihm eine rechte Antwort giebt, Geld. Benimmt er sich aber nicht so, wie es ihm gefällt, so wird er von ihm enthauptet.

Versteinte Alben (Grimming) war einst eine grasreiche Alpe. In Uebermut haben die Sennen mit Butter Kegel geschoben und so wurde zur Strafe die Alpe in eine schreckliche Steingruppe verwandelt.

Die verschneibne Alben (Dachstein) war eben so grasreich. Die Sennen düngten die Alpenmatten mit Milch, und aus Strafe wurde es nicht abba (schneefrei).

Kasofen in Bretstein, wo die Sennen mit Käse mauerten und deswegen der Berg in eine Kalksteingruppe verwandelt wurde.

Der Teufel hat Rossfüsse, lange Ohren, nach hinten gedrehte Hörner und einen Schweif; jauchzet sehr gern, kann aber, wie das Volk sich ausdrückt, nicht überjatzten (hinüberjauchzen). Er kann sich auch in einen Bock, Hahn (aber ohne Sporen), in ein schwarzes Pferd, Buhu, Schoffitl (Touenkänzchen), Habergeiss (wäre ein Vogel mit drei Füßen und der ihren Ruf spottet, der erhält von ihr zur Nachtzeit Besuch), Katze (mit nur drei weissen Haaren) u. s. w.

1) Ich gebe diese Mitteilungen unverändert, wie ich sie vor länger als dreissig Jahren aus Eisenerz erhalten habe.

wandeln. Auch hält er sich überhaupt bei diesen Tieren gern auf. Sehr gern verwandelt er sich aber in einen Jäger. Er hat eine schmolende Sprache.

Schratl ist ein kleines Männlein mit grüner Jacke, einem runden Hütlein, worauf eine Hahnenfeder fortwährend winkt. Er kann von den Menschen zu Diensten gezwungen werden; besonders versteht er es, Geld herbeizuschaffen. Wenn jemand Geld verloren hat, setzt er sich unsichtbar darauf, dass es nicht wieder gefunden werden kann. Er kann auch Geld brüten. Ist eine Abstufung der Teufel.

Berggeist beherrscht die Metalle. Er kann sehr viele Gestalten annehmen. Gewöhnlich aber sei er ein blassgelbes Männlein mit grauen Augen und mache die Adern der Erze unzugänglich. Öfters ist er gestaltet wie ein grauer Widder, wie ihn einst ein Hirt im Schottloch auf einer Alpe gesehen. Das Schottloch sei mit einer schweren eisernen Fallthür verschlossen und die Thür nur ganz ausserordentlich begnadigten Leuten sichtbar. Ein Hirte habe einst sie aufgefunden, und den Hammer, der daran befestigt wäre, zu seinem Ergötzen oft auffallen lassen, so dass er im Berge einen hellen klingenden Wiederhall hörte. Plötzlich sei die Thür aufgesprungen und ein grauer Widder sichtbar geworden, der den Hirten gefragt hätte, was er wolle. Der Hirt aber konnte vor Furcht nicht antworten. Ein Edelstein, wovon es in der Höhle eine Menge gegeben hätte, wäre sein Geschenk geworden. Berggeist liebt graue Farbe.

Wassergeist (Bachhaggel) ist ein alter Mann mit einem schneeweissen Bart und einer Stange mit eisernem Haken (Griesspeil). Mit diesem Haken zieht er die am Ufer spielenden oder schlafenden Kinder ins Wasser zu sich hinein. Kinder sucht man durch Erzählen vom Bachhaggel von den Bächen und Wässern fern zu halten.

Wildfrauen halten sich in Felsenhöhlen auf, es sind Frauen von ganz schneeweisser Hautfarbe und roten Haaren. Öfters singen sie wunderschön, öfters hört man sie waschen. Ein Bauer, der einst sein Feld pflügte, hörte und sah sie in der Nähe waschen; er ging zu ihnen (sonst fliehen sie die Leute) und verlangte neckend, sie möchten ihm doch auch einmal ein Hemd waschen, was sie wirklich thaten. Sie gaben ihm zugleich einen Laib Brot, den sie gebacken hatten. Sie nahmen bisweilen bei den Menschen Dienst an, ohne dass man wusste, sie seien Wildfrauen. Sehr viele Höhlen zeigt man als einstige Wohnungen der Wildfrauen.

Andre Jungfrauen giebt es, die in Alpenteeichen wohnen. Zur Sommerszeit an schönen Tagen singen sie, worauf dann Nachmittags grosses Gewitter entsteht. Zur Winterszeit halten sie sich in den Sennenhütten auf, in welchen man dann, wenn sie im Frühjahr wieder bezogen werden, die Spuren auf dem Herde sehe.

Perehtl, ein Weib, hält sich gerne auf, wo die Spinnräder und Rocken aufbewahrt sind. Sie lehrt öfters die fleissigen Kinder spinnen. Am Christtag-Abend (Häligabend) geht sie zur Dämmerungszeit in allen Zimmern der Häuser, in den Heuböden u. s. w. umher, und wenn sie dieselben nicht reinlich ausgekehrt findet, sammelt sie den Kehrtritt und näht denselben der nachlässigen Dirn in den Bauch. Sie ist am diesem Abend mit einem Besen, Schere und Nadel ausgerüstet. Junge Dirnen werden Häligabend mit dieser Erzählung zur Reinlichkeit und zum Fleisse angeeifert.

Trud, ein Weib, das die Leute im Schlafe drückt. Sie hätte nur einen Fuss, einen hutschelnden Gang, weshalb sie von manchen schon in ihrem Nahen erkannt worden sei.

In Zeiring, wo man jetzt noch auf Blei und Eisen baut, war einst eine reiche Silbergrube. Die Leute waren wegen des grossen Reichtums sehr über-

mütig geworden, so dass es den Bergknappen nicht mehr genügte mit silbernen Kegeln und Kugeln zu spielen, sondern sie enthaupteten einen Knaben und bedienten sich seines Hauptes als Kugel; dieses sei an einem Sonntag geschehen. Montag morgens, als die Knappen in die Gruben stiegen, seien die Decken eingebrochen und ein altes Weib, die Grossmutter des Knaben, die mit den silbernen Kegeln erschlagen worden, habe in diesem Augenblick im Markte auf dem Platze eine Maass Mohnsamen ausgestreut und gesagt: „So viel Mohnsamen, so viel Jahre kein Bergseggen!“ Auch sei am selben Tag die Kirche, worin sich zwei lebensgrosse silberne Apostelstatuen befanden, versunken. Der Silberberg sei voll Wasser und werde einmal den Markt wegschwemmen.

Ein Zweig von einem weissen Elxenbaum (*Prunus padus*), der vom Papst geweiht sei, zeige die Schätze in den Bergen an, indem er sich mit der Spitze dahin drehe. Auch könne man sich durch ein Kreuz von weissem Elxenbaumholz vor dem Zorn des Berggeistes wahren.

Die Katzen und Schlangen sinnen täglich neunmal darauf, dem Menschen das Leben zu nehmen, der Hund und die Eidechse, es zu retten.

Wenn ein Hahn neun Jahre alt geworden, lege er ein Ei, welches, wenn es ins Wasser kommt, einen Lindwurm hervorbringt.

Im Wilden See auf einer Alpe (Hochwand) bei Oberwölz sei vor Zeiten ein Lindwurm gewesen. Er sei durch ein Auerhahnei entstanden. Er zog alles Vieh in der Nähe durch seinen Hauch an. Wenn er hungrig war, brüllte er, dass die Berge zitterten. Immer waren die Leute in grosser Angst, er möchte einmal durchbrechen und die ganze Gegend verwüsten, aber zum Glücke sei er von zwei einsinkenden Felsen erdrückt worden. Ein anderer Lindwurm war in einem Alpenteeche bei Zeiring (Pusterwald). Als er einmal aus dem Teiche brach, warf er einen grossen Graben aus und schleuderte die Steine eine halbe Stunde weit um sich. Zwischen Knittelfeld und Judenburg sei ein grosser See gewesen, in welchem ebenfalls ein Lindwurm hauset. Als einst der See versiegte, kamen die Anwohner mit Knitteln herbei und erschlugen ihn. Das Feld wurde wegen der vielen umhergeworfenen Knittel Knittelfeld genannt; die Stelle, wo der Lindwurm lag, hiess man Lind. Nach 50 Jahren noch wären die Lindwurmrippen ein Unterstand des Weideviehes gewesen.

Anf der Alpe Grewenzen bei St. Lambrecht befindet sich ein Loeh, welches von vielen für einen Gang zur Hölle angesehen wird. Es geht die Sage, es habe dort ein Hirte einmal den Ruf vom Höllenthor vernommen „Macht auf, es kommt der Richter von Neumarkt!“ Auch habe auf derselben Alpe einmal ein Bauer Samstag Abends, als er sein Vieh besehen ging, mit zwei Teufeln Kegel geschoben und diesen Teufeln mit einem Frauenbild — Zwanziger das ganze Geld abgewonnen, so dass er es mit einem Karren heimgeführt hätte.

Zauberer gehen am Pfingstsonntag mit den übrigen Leuten opfern (sie gehn in Opfer). Die Zauberer schieben die schweren Gewitterwolken und entladen sie dorthin, wo sie Schaden anrichten wollen. Hexen hätten säbelbeinige Füsse (seien krahschinkat), rote Haare, nur zwei Zähne u. s. w.

Der Alp (= Schüb, die kleineren = Besen) sei der Teufel und zeige sich vorzüglich gern den fluchenden und liederlichen Burschen. Einst soll er einen Wallfahrer, der schlecht gebeichtet hatte, gepackt und durch die Luft getragen haben; des Wallfahrers weithin wehender Roek sei allem zuschauenden Volk eine schreckliche Mahnung gewesen.

Wer am Sinewendtag (Sunwendtag = St. Johannistag) um Mittag den Samen von weissem weiblichem Farrenkraut sammelt und in seine Schuhe legt, kann sich unsichtbar machen. Wer sich den ganzen Leib mit Fledermausblut einreibt, auch

sich drei Tage lang von Fledermauserzen nährt, macht sich gefroren (unverwundbar.)

Pferde, welche an den Vorderfüßen keine Narben haben, seien Teufel.

Ein jeder Mensch hätte am Himmel für sich einen Stern. Wenn der Stern (Sternschnuppe) herabfällt, stirbt der betreffende Mensch.

Zu Weihnachten unterhalten sich vorzüglich gern die Geister mit den Tieren.

Am Christagabend zu Mitternachtszeit könne man das Rindvieh, die Schafe und Pferde, alle unter einander sprechen hören. Zur Mettenzeit aber höre man in den Ställen auch die Teufel im Zwiegespräch mit dem Vieh.

Wer in den drei heiligen Weihnachtsnächten (Christnacht, Neujahrsnacht, hl. drei Königsnacht) wache, der erhalte die Gabe des Unsichtbarens; doch werde er in der letzten Nacht vom Teufel sehr angefochten, und er könne sich vor ihm nur durch ein Kreuz vom Holze eines weissen Elxenbaums, der am St. Johannis des Täuferstag noch blühte, retten.

Totenbahrziehen besteht darin, dass um eine Kirche, die drei Thore und rund herum einen Freithof hat, der zuletzt Verstorbene aus dem Grabe ausgescharrt und auf einer Bahre dreimal zwischen 11 und 12 Uhr nachts herumgezogen wird. Einer muss ziehen, ein anderer aber mit einer weisselienbaumenen Ruthe mit drei Knospen fortwährend einhauen. Teufel setzen sich auf die Bahre, deshalb man selten drei mal herumfahren könne. Wenn nicht Schlag zwölf die Arbeit vollbracht ist, werden die Leute zerrissen; wenn sie aber vollbracht wurde, werde ihnen der Leichnam des Gezogenen mit Geld aufgewogen. Nur einer sei erst dem Teufel, nachdem er die Arbeit noch nicht vollendete, über die Freithofsmauer entflohen; jedoch habe er dabei durch des Teufels Krallen seinen Rockzipfel eingebüsst

Wenn jemand stirbt und sein Leichnam ist weich und sehr biegsam, so sei dies ein Zeichen, dass bald jemand aus demselben Hause sterbe.

Wenn einer gestorben ist, pflegt man die Zimmerthür zu öffnen, damit die Seele herauskömme. Das Todesröcheln deute den Kampf mit den bösen Geistern.

Die Geister der Verstorbenen könnten sich den Menschen auf der Erde zeigen. Die Verdammten wären von schwarzem Angesicht und oft in feuriger Kleidung, die Seligen wären von bleichem Angesicht. Diese Geister wären betastbar und ganz kalt, werfen aber keinen Schatten.

Besonders gerne kommen die Geister der Prozessführer auf die Erde zurück. Sie erscheinen gerne den Hausleuten in den Ställen, Heuböden, Kammern, oder beunruhigen sie im Schlafe. Von einem solchen Hause sagt man: es thut öniwâgeln = es ist nicht ledig, es geistert. Bisweilen rauhen die Geister der Verstorbenen, die Prozess geführt auf der Erde. Dann gehen Funken vom Angesicht und ihre Tritte sind in der Erde kenubar. Der Anspruch an die zur Nachtzeit beim Bette erscheinenden Geister ist: „Ich und alle guten Geister loben Gott den Herrn, sag an, was ist dein Begehren? Bist du ein guter Geist, so helf ich dir, bist du ein böser Geist, so flich von mir.“

Die Seelen ungetaufter Kinder werden Affen, nach andern Wildfrauen.

Vorzeichen des Weltendes sind: Es werden mehr Mädchen als Knaben geboren; Religionskrieg; Ende der deutschen Kaiser (jetzt österreichischen, der immer noch (vor 1871) deutscher Kaiser genannt wird); Krieg vom Gebirge längs den Flüssen abwärts (von der Schweiz - - Schweinz); Antichrist, der dort geboren wird, wo das Paradies einst war. Dann wird alle Ordnung aufhören und nur auf den Gebirgen und Thälern wird man noch sicher sein. In den Thälern wird man jauchzen, auf dem Land (Flachland) wird man Blut schwitzen. Die Wälder werden ausschauen wie ein geflickter Bettlerrock. Dort und da nur wird ein altes Mutterl bei einem

grossen Kornfeld schneiden. Der Papst geht zum Antichrist über. Der letzte Papst wird Petrus heissen und der dreihunderste sein, er wird mit Kaiser Rotbart den Antichrist vertreiben. Zuletzt wird die Welt verbrennen.

Weisse Hausmäuse sollen Seelen sein, daher sie nicht sollen getötet werden.

Wenn man sich morgens nicht wäscht, begleitet einen der Schutzengel nur bis 9 Uhr, dann hat der Teufel die Vorhand.

Einen Flichenden verraten, werde in der Hölle mit heisse Steine lecken bestraft, wie das Lügen.

Im Jahre gebe es 32 Unglückstage. Wenn man Jemanden Montags Vormittag besucht, bringe man ihm Unglück ins Haus. Wenn man bei einem Besuche das Haus der Besuchten schnell wieder verlässt, so nimmt man ihnen den sanften Schlaf.

Wenn man zu Weihnachten im Zorn die Thüren sehr laut zuschlägt, hätte man sich im Sommer vor dem Blitz zu fürchten.

Zu Weihnachten mondhele Nächte, zu Ostern lichte (leere) Stadel.

Leute, welche an einem Sonntag, wo eben Neumond eintrat, geboren sind, hätten einige prophetische Gaben und würden weit mehr als andre von den Geistern angefochten.

Sitten und Gebräuche bei Sterbefällen in Meiderich

(Reg.-Bez. Düsseldorf).

Mitgeteilt von Carl Dirksen.

Sobald in Meiderich jemand stirbt, werden die Notnachbarn davon in Kenntnis gesetzt. Notnachbarn heissen die nächsten Hausnachbarn, doch können auch andere nahe wohnende Familien dazu genommen werden. Die Notnachbarn sind durch stilles Abkommen verpflichtet, sich in allen freudigen und ernsten Ereignissen des Lebens treu zur Seite zu stehen und hilfreiche Hand zu leisten.

Bei einem Todesfalle haben sie nun zunächst die Trauerbotschaft den übrigen Nachbarn, zu welchen man die Bewohner der nächsten 12 bis 15 Häuser rechnet, zu übermitteln. Sämtliche Nachbarfrauen versammeln sich darauf im Sterbehause, um die Arbeiten unter sich zu verteilen. Es steht ein- für allemal fest, dass die Notnachbarn das Waschen und Ankleiden der Leiche, das Einsargen und das Bedienen bei dem nach dem Begräbnis stattfindenden Kaffeetrinken zu besorgen haben; Pflicht der übrigen Nachbarn dagegen ist, den Verwandten und Bekannten des Verstorbenen, auch den auswärts wohnenden, die Nachricht persönlich und mündlich zu überbringen und dieselben zum Begräbnis einzuladen. Da hier nicht selten 100—150 Haushaltungen geladen werden, die, abgesehen von den auswärtigen, oft in verschiedenen Teilen des über eine halbe Quadratmeile umfassenden Ortes zerstreut wohnen, so bestimmen die Frauen unter sich durchs Los, welche Einladungen jede einzelne zu machen hat. Die Lose sind gleich nach dem Eintritt des Sterbefalles von den Anverwandten geschrieben worden. Ist die Zahl der einzuladenden Personen eine verhältnismässig geringe, so dass nicht sämtliche Nachbarfrauen in Anspruch genommen zu werden brauchen, so lässt man einige Zettel unbeschrieben und sind die Personen, welche diese ziehen, von jeder Dienstleistung befreit.

An dem Leichenzuge nehmen auch die Frauen, tief in Schwarz gekleidet und das Gesicht mit einem über den Kopf geschlagenen Tuch fast ganz verhüllt, teil. Am offenen Grabe hält der Pfarrer nach Einsenkung des Sarges eine kurze Leichen-

rede. Im unmittelbaren Anschluss daran findet in der Kirche ein Gottesdienst statt. Nicht nur während des Gebetes, sondern auch während der Predigt, halten die nächsten männlichen Anverwandten den Kopf bedeckt. Die Kopfbedeckung besteht in der Regel in einem hohen Cylinderhut. Nach Beendigung der kirchlichen Feier gehen sämtliche Leute, die am Leichenzuge teilgenommen haben, zum Sterbehause zurück, um sich hier oder in einem der Nachbarhäuser, seltener in einem Wirtshaussaale, mit Kaffee und Weissbrot bewirten zu lassen. Am darauf folgenden Tage findet ein zweites Kaffeetrinken für die Nachbarn und am dritten Tage ein nochmaliges Kaffeetrinken für die Notnachbarn statt. — Das Grabmachen und das Läuten haben die Nachbarn zu besorgen, übertragen jetzt aber diese Thätigkeiten gewöhnlich dem Küster gegen den dafür festgesetzten Lohn. Von einem alten Meidericher wird mir mitgeteilt, dass die Nachbarn ehemals auch den Sarg zu bezahlen hatten, eine Einrichtung, welche offenbar aus der Zeit stammt, in welcher es hier noch keine Sterbekassen gab.

Ziemlich allgemein herrscht hier und auch im Nachbarorte Beeck der Gebrauch, kurze Zeit nach der Beerdigung die Grabhügel oben abzuplatten, denselben die Gestalt eines umgekehrten, kiellösen Bootes oder Kahnens zu geben und die Seiten mit schwarzen und weissen Kieselsteinen zu bedecken. Gerade die alten Meidericher Familien stellen ihre Gräber auf diese Weise her. In dem zwischen Rhein, Ruhr und Emscher gelegenen Meiderich gab es von je her ziemlich viele Rheinschiffer.

Ein kleiner Nachtrag zu dem ersten Artikel der „Volkstümlichen Schlaglichter“.

Von Wilhelm Schwartz.

In meinen Papieren finde ich noch zufällig eine Notiz, die mir s. Z. der verstorbene, in anthropologischen Kreisen wohl bekannte Amtsgerichtsrat Rosenberg in Berlin, früher Staatsanwalt in Bergen a. Rügen, aus seiner Amtsthätigkeit an letzterem Orte mitgeteilt hat, nämlich eine „volkstümliche Reisebeschreibung in nuce“, die er wörtlich einem Briefe entnommen hatte, welcher von einem Handwerker an seine Geschwister zu Bergen bei einer gemeinsamen Erbschaftsregulierung geschrieben war, nachdem er 14 Jahre (!) nichts von sich hatte hören lassen.

Ich gebe den betr. Brief als einen kleinen Nachtrag zu dem ersten Artikel der „volkstümlichen Schlaglichter“ (s. oben S. 17 ff.), da er höchst charakteristisch zeigt, wie ein Bild, das halb Europa umfasst, bei kleinem Horizont und kleinen Interessen zusammenschrumpft.

Der Brief lautete: „Geliebte Geschwister, jetzt will ich euch auch ein wenig von meinen Reisen unterhalten, ich glaube, es wird euch recht angenehm sein.

Meine Reise in Dänemark, die war voller Unannehmlichkeiten, im Mäklensburgischen und Hanövrisehen war es freundlich und etwas angenehmer. Sachsen, Baden, Württemberg, Baiern, Oestreich, Ungarn, an der Schweiz, am Rhein, ist es schön und hat mir sehr da gefallen, Pohlen, Böhmen, Hessen hat es mir nicht gefallen. Nun bin ich 12 Jahr von einem Ort und Stadt zum andern gereist, bis ich endlich mein Brod gefunden habe, jetzt heisst es ruhe aus von deinen Reisen und arbeite fleissig, dann wirst du Brod haben bis an dein Ende. Jasper.

Bücheranzeigen.

Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Gesammelt auf Veranstaltung der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich unter Beihilfe aus allen Kreisen des Schweizervolkes. Herausgegeben mit Unterstützung des Bundes und der Kantone. Bearbeitet von Fr. Staub, L. Tobler und R. Schoch. Frauenfeld. Verlag von J. Huber. 1890. XIX. Heft (des 2. Bandes 10. Heft). 4^o.

Von dem grossen schweizerdeutschen Wörterbuche liegt das 19. Heft vor, das von hüppen bis Hirt reicht auf Bogen 94—103. Es ist wie alle vorangehenden ein Beweis des gewaltigen Materials, welches der Ausarbeitung zu Grunde liegt, nicht minder aber der Sorgfalt und der Hingebung der Herausgeber, die seit Jahren ihre beste Kraft für das vaterländische Werk eingesetzt haben. Im Frühjahr 1881 erschien das erste Heft, nachdem das Werk seit 1862 durch eine von der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich eingesetzte Kommission unter Leitung von G. v. Wyss und H. Schweizer-Sidler und unter grossartiger Beteiligung aller Stände, Geschlechter und Lebensalter vorbereitet worden war. Friedrich Staub, Ludwig Tobler, Rudolf Schoch sind als die eigentlichen Bearbeiter des Stoffes zu rühmen, dessen Veröffentlichung durch Unterstützung des Bundesrates wie der Kantonregierungen erleichtert wird.

Über die Art der Bearbeitung wurden reifliche Beratungen gepflogen, und durch Berichte, Proben und Frageblätter bei allen, die sich für Dialektforschung interessieren, auch ausserhalb der Schweiz die Teilnahme hervorgerufen. Hunderte von hilfreichen Genossen wurden so herangezogen. Über Ziele und Schranken des Werkes ward man sich völlig klar. Das Idiotikon beschränkt sich auf das Gebiet der deutschen Schweiz. Die ältere schweizerdeutsche Litteratur wird gleich der lebenden Volkssprache herangezogen. Gesammelt werden alle Ausdrücke des Schweizerdeutsch, welche der neuhochdeutschen Schriftsprache der Gegenwart gar nicht angehören, oder in Form oder Bedeutung von ihr abweichen; ferner alle in der deutschen Schweiz eingebürgerten Fremdwörter; die Eigennamen, deren appellative Natur noch erkennbar ist; endlich die Kosenamen der Personen. Ausgeschlossen bleiben nicht bloss die eindringenden Wörter aus fremden Sprachen, sondern auch die aus der hochdeutschen Schriftsprache immer stärker hereinströmenden Ausdrücke und Wendungen. Lieder und Sagen, Sprichwörter und Rätsel, Sitten und Gebräuche, der Aberglaube, werden nur so weit aufgenommen, als sie zur Wortklärung notwendig herbeigezogen werden müssen.

In Bezug auf die etymologische Erklärung liessen sich die Bearbeiter mit Recht daran genügen, die Schweizer Wörter auf den mittelhochdeutschen oder althochdeutschen Stand zurückzuführen. Die Reihenfolge der Worte bestimmte das von J. A. Schmeller in seinem überall vorbildlichen Bayerischen Wörterbuch angewandte System, wonach das konsonantische Gerippe der Hauptsilbe massgebend ist. Die phonetische Bezeichnung der mundartlichen Laut- und Wortformen ward

mit weiser Mässigung gewählt und, natürlich nicht zum Beifall derer, welche in möglichst künstlichen phonetischen Alphabeten den ganzen Inbegriff aller Weisheit und Gelehrsamkeit sehen, eine immerhin noch ziemlich bunte Zeichenreihe für die Vokale und die Konsonanten aufgestellt.

So ist denn nach bester Vorbereitung und Überlegung seit zehn Jahren das Schweizerische Idiotikon an das Licht getreten, eine Ehre für alle dabei thätigen Männer, ein wertvoller Besitz der deutschen Schweiz. Auch in diesen alemannischen und burgundischen Gauen bröckelt jährlich von den nationalen Eigentümlichkeiten ein Stück ab, und die Auflösung wühlt an den Grundlagen der Mundarten „heimlich und darum so sicher“. Die Herausgeber wissen das am besten und wissen auch, dass dieser Naturprozess unaufhaltsam vor sich geht. „Die vernünftige Aufgabe liegt deshalb darin, dass man einen so bedeutenden Dialect nicht hinsterven lasse, ohne ihm ein würdiges Denkmal zu setzen, dass man ihn in letzter Stunde noch nutzbar mache, namentlich für die Schule, und dass man ihn der Wissenschaft rette“. Wir Deutsche haben gleich den Schweizern für das Werk zu danken und uns desselben hoch zu freuen. Möge es rüstig weiter schreiten, und den treuen Arbeitern die Vollendung als bester Lohn vergönnt werden!

K. Weinhold.

Chr. Schneller. Tirolische Namenforschungen. Orts- und Personen-Namen des Lagerthales in Südtirol. Mit einem Anhang und einer Kartenskizze. Innsbruck. Wagnersche Universitäts-Buchhandlung. 1890. XIV. und 373 S. 8°.

Die hohe Bedeutung und einschneidende Wichtigkeit, welche die Forschung auf dem Gebiete der geographischen Namenkunde für die Geschichte der einzelnen Völker, namentlich in ihren vor jeglicher Geschichte liegenden Anfängen hat, von denen wir gar oft nur durch die ausdauernde Zeugenschaft der an Bergen und Flüssen, Grund und Boden mit Zähigkeit haftenden Namen Kunde haben, ist heutzutage allseitig anerkannt. Ebenso unzweifelhaft fest steht aber auch, dass nur die exakte historische Methode, die ja allen sprachwissenschaftlichen Untersuchungen zu Grunde gelegt werden muss, unanfechtbare Ergebnisse auf diesem Felde der Forschung zu erringen vermag. Wie die Geschichte der Sprache nach bestimmten Gesetzen verläuft, deren Wirksamkeit nur durch den Einfluss sie durchkreuzender psychischer Faktoren gestört wird, so ist es auch die Aufgabe des Namenforschers gewissermassen die Geschichte der geographischen Namen zu schreiben und im engen Anschluss an die lautgesetzlichen Besonderheiten des Sprachgebietes, welchem sie angehören, zu ihrer Deutung vorzudringen. Unter den oben erwähnten psychischen Faktoren scheint mir bei der Namenforschung von besonderem Belange die volksetymologische Umdeutung, die nachweisbarermassen gerade beim Einzug einer anderssprachigen Bevölkerung in ein bereits kultiviertes Gebiet stattgefunden hat, dessen Bewohner die Sprache der einwandernden Sieger annehmen mussten, wie es z. B. bei den Bewohnern Tirols der Fall gewesen ist, gegenüber den Römern und später den Bajuwaren und Alamannen.

Die tirolische Namenforschung hat eigentlich bekanntermassen ihren Haupt-

begründer an L. Steub gehabt, der freilich mit seiner Etrusker-Hypothese den falschen Weg der Deduktion einschlug und, wie auch der Verfasser unseres Buches hervorhebt, allmählich selbst mehr und mehr Bausteine von seinem räto-etruskischen Bau abbröckeln sehen und sich der Deutung aus dem Romanischen in die Arme werfen musste. Mag Steub auch gar manche mehr kühn hingeworfene als sprachgesetzlich begründete Deutung von Ortsnamen aufgestellt haben und namentlich in methodischer Durchforschung des Stoffes zu wenig eindringlich gewesen sein, er hat doch ganz unbestreitbare Verdienste auf diesem Gebiete, die jeder Unparteiische ebenso anerkennen sollte, wie es der Verfasser unseres Buches thut, der mit ungleich besserer wissenschaftlicher Ausrüstung als Steub und namentlich mit vollkommener Beherrschung der Idiome des italienischen Tirol an sein Werk gegangen ist. Auch möchte ich Steubs räto-etruskische Hypothese nicht in die Rumpelkammer werfen, wie ich am anderen Orte auszuführen gesucht habe ¹⁾, und auch andere Gelehrte, wie der tirolische Geschichtschreiber J. Egger und die Sprachforscher E. Windisch (Gröbers Grundriss der romanischen Philologie) und C. Pauli (Altitalische Forschungen I) annehmen. Freilich viel von rätischen Namen wird sich durch die Stürme der Zeiten wohl kaum in unsere Tage herüber gerettet haben.

Schneller, der sich durch zahlreiche Arbeiten wesentliche Verdienste um die Erforschung seines Heimatlandes erworben hat — ich nenne die folgenden: „Studi sopra i dialetti del Tirolo italiano“ (Programm von Rovereto 1865), „Über die volksmundartliche Litteratur der Romanen in Tirol“ (Programm von Innsbruck 1869), „Die romanischen Volksmundarten in Südtirol“, „Skizzen und Culturbilder aus Tirol“ (darin unter anderem auch „Über Ursprung und Fortgang der rätischen Namenforschung“), „Streifzüge zur Erklärung tirolischer Ortsnamen“ (Bote von Tirol 1870) — hat in dem vorliegenden Buche zunächst allerdings nur die Namen des Lagerthales, das sich von Calliano-Garniga bis an die österreichisch-italienische Grenze erstreckt, behandelt, dabei aber eine so grosse Anzahl von Ortsnamen aus dem übrigen Tirol herangezogen, dass sein Buch ohne Zweifel als das „Grundbuch“ für die Weiterentwicklung der tirolischen Namenforschung bezeichnet werden darf, soweit die Namen deutschen oder romanischen Ursprungs sind ²⁾. Um dem Leser einen Einblick in den reichen Inhalt unseres Buches zu verschaffen, sei kurz erwähnt, dass im ersten Teile die Ortsnamen des Lagerthales, das nach Schnellers scharfsinnigen und interessanten Ausführungen von einem Standlager der Langobarden seinen Namen erhalten hat, in 479 Nummern behandelt werden, während ein zweiter Teil die altinschriftlichen und mittelalterlichen Personennamen des Lagerthales mit ihren in den Schreibnamen noch heute fortlebenden Nachfolgern beibringt. In einem Anhang unterzieht Schneller die Deutungen mehrerer Ortsnamen, die der italienische Professor B. Malfatti in einem im

1) „Die Urbewölkerung Tirols“, Vortrag gehalten am 13. Februar 1886 und mit reichlichen Litteraturnachweisen abgedruckt im Tiroler Boten, Jahrgang 1886, Nr. 105—108 und „Räto-etruskisches“, ib. 1890, Nr. 299.

2) Auch das Slavische fehlt nicht. Über slavische Namenreste in Oberpinzterthal vgl. die beiden verdienstlichen Programme von A. Unterforcher (Leitmeritz 1889 und Eger 1890). Über Slavismen in der Sprache vgl. H. J. Bidermann in „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde von Dr. R. Lehmann“ I. Heft 7, S. 472 f. (84 f.). Übrigens dürfte auch das Illyrische in einigen Resten vortreten sein, wobei allerdings kein Gewicht darauf zu legen ist, dass das Baiwarische in dem Worte *wanz manz* (unfruchtbare Kuh) wirklich ein Lehnwort aus dem Illyrischen hat, wie neuestens zu erschen ist aus G. Meyer Etymologisches Wörterbuch der albanesischen Sprache, S. 276.

„XIII. Annuario“ der „Società degli Alpinisti Tridentini“ erschienenen „Saggio di Toponomastica Trentina“ aufgestellt hat, einer zwar ablehnenden, aber, wie mir scheint, gerechten Kritik und bietet bei Besprechung des Ortsnamens Pergine, wozu übrigens auch die Bemerkungen von Götzinger im „Literaturblatt für germanische und romanische Philologie“, Jahrgang 1890, Sp. 461, zu vergleichen sind, auch eine ausführliche Auseinandersetzung über die Ortsnamen auf *-ens*, z. B. Wättens, Tirlents, Fritzens u. s. w., die als Genetive von Personennamen erklärt werden¹⁾.

Es ist nicht Sache dieses Referates, auf die Deutungen im einzelnen einzugehen. Jedoch darf ich wohl hervorheben, dass die meisten sich des Beifalls der sachverständigen Forscher zu erfreuen haben werden. Dass Schneller mit Recht bei diesen Deutungen ein Hauptgewicht auf die Herleitung von Personennamen gelegt hat, ist schon von anderer Seite hervorgehoben worden; was aber auch denjenigen, die von Appellativen hergeleitet werden, einen besonderen Wert verleiht, ist der Umstand, dass sie sich durchaus auf die genaueste Kenntnis von Land und Leuten stützen und also nicht der unbedingt notwendigen Grundlage entbehren, wie dies bei Namendeutungen dieser Art nicht selten der Fall ist²⁾. Eine besondere Freude hat Schneller seinen Stammesgenossen gemacht durch die Anführung von Hunderten von Ortsnamen deutschen Ursprungs aus Gegenden, in denen längst jeder deutsche Laut verklungen ist, die aber ein ebenso sprechendes Zeugnis ablegen für die weite Ausbreitung unserer Stammesgenossen nach dem Süden, wie dieses auch der körperliche Habitus gar mancher unserer welschen Landesbrüder thut, die einen viel mehr germanischen Typus aufweisen, als dies bei einer sehr grossen Zahl der diesseits des Brenners wohnhaften Landeskinder der Fall ist.

Zum Schlusse seien mir noch zwei Berichtigungen gestattet. Wenn ich eine Bemerkung S. 272 richtig verstanden habe, soll sich der Name „Goten“ an ein angebliches GAUD anlehnen. Ich weiss nicht sicher, ob Schneller auch hier Förstemann zum Gewährsmann hat, da mir dessen Namenbuch im Augenblick nicht zugänglich ist. Jedenfalls aber hat die Anknüpfung des Namens an got. *giutan* („die ausgebreiteten“) viel mehr für sich. Ich verweise der Kürze halber auf F. Wrede, Über die Sprache der Ostgoten in Italien (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker, 68. Heft S. 44). S. 324 ist irrigerweise ein etruskisches *lusna* citiert; gemeint ist offenbar das altlateinische *losna*; vgl. die Litteratur darüber in meiner lateinischen Laut- und Formenlehre. 2. Aufl. (I. Müller, Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft. 2. Band) Seite 310³⁾.

Innsbruck.

Fr. Stolz.

1) Schneller scheint entgangen zu sein, dass schon Riezler in dem Aufsätze „Die Ortsnamen der Münchener Gegend“ (41. Band des Oberbayerischen Archivs) unter Verweisung auf Lohmeyer, Beiträge zur Etymologie deutscher Flussnamen 19 f. dieselbe Deutung vorgebracht hatte.

2) Man vergleiche darüber eine treffende Bemerkung von C. Pauli „Eine vorgriechische Inschrift auf Lemnos“ S. 53 f.

Deutsche Volksschauspiele. In Steiermark gesammelt. Mit Anmerkungen und Erläuterungen nebst einem Anhang: Das Leiden Christi — Spiel aus dem Gurkthale in Kärnten. Herausgegeben von Dr. Anton Schlossar. Halle. Max Niemeyer. 1891. Zwei Bände. VIII. 343 S. und 404 S. 8°.

Herr Dr. A. Schlossar in Graz, der sich um Kulturgeschichte und Volkskunde der Steiermark seit längerer Zeit verdient gemacht hat, veröffentlichte in den beiden Bänden, die wir hier anzeigen, volkstümliche Schauspiele aus steirischen Quellen. Ein kärntisches Passionsspiel ist beigegeben.

Die Spiele sind folgende: I. Band. Das Paradeisspiel. Das Schäferspiel (vom guten Hirten). — Das Krippenspiel. Die Geburt Christi. — Das Leiden Christi. — Das Nikolausspiel. — Genovefa. — II. Band: Judith und Holofernes. — Hirlanda. — St. Barbara. — Susanna. — Der bayrische Hiesel. — Der gefoppte Geizhals. — Ein Nachspiel. — Das Leiden Christi.

Also geistliche Spiele der Gattung, auf welche ich zuerst in meinen Weihnacht-Spielen und Liedern aus Süd-Deutschland und Schlesien (Graz, 1853) die literarische Forschung aufmerksam gemacht habe; ferner ältere biblische Dramen (Judith, Susanna), moderne Dramatisierungen legendarischer und weltlicher Stoffe, und Reste von Fastnachtspielen.

Der Text ist sehr verwarlost, denn er fließt aus jungen Abschriften, welche von Landleuten gemacht sind aus Copien, die in unbestimmbarer Reihe gleicher Abschriften auf irgend ein gedrucktes oder geschriebenes Original zurückleiten. Herr Schlossar hat sich bemüht, hier und da Korrekturen vorzunehmen; aber ein jeder, der mit solchen Spiel- oder Liederhandschriften aus dem Volke zu thun hatte, weiss, wie nur im seltensten Falle sichere Herstellungen zu erreichen sind. In den Anmerkungen hat Herr Schlossar auch über die Herkunft der Handschriften und über die Stoffe und ihre Litteratur Mitteilungen gemacht, ohne indessen auf Untersuchungen einzugehn.

Dazu ist auch hier leider kein Raum, obsehon manches dazu verlockte, wie z. B. das Nikolausspiel. Ich muss mich begnügen, einige allgemeinere orientierende Bemerkungen zu machen.

Für die geistlichen Spiele des evangelischen Festeyclus — Weihnachten, Ostern — leiten die noch im Volke überlieferten Texte auf das 16. oder 17. Jahrhundert: Reformation und Gegenreformation. Schröer zuerst hat in seinen deutschen Weihnachtspielen aus Ungern (Wien 1858. S. 162 ff.) auf die Beziehungen des Oberuferer Weihnachtspiels zu Hans Sachsens biblischen Dramen aufmerksam gemacht, ebenso auf Berührungen mit den Edelpöckschen und Berliner (Pondoschen) Weihnachtskomödien. Dann ist Aug. Hartmann in seinem Weihnachtspiel und Weihnachtlied in Oberbayern (München 1875. S. 12—17) und in seinen Volksschauspielen (Leipzig 1880. S. 49 ff.) weiter darauf eingegangen. Durch die Meistersingerschulen, die in manchen Orten das Theaterprivilegium erhielten und sich in Spielgesellschaften umwandelten, wie die Oberuferer Singer noch bis über die Mitte unseres Jahrhunderts bezeugt haben, wurde das Fortleben der alten dramatischen Stoffe und Erzeugnisse, alter dramatischer Kunst und Art vermittelt, und so erklären sich auch die in die Schlossarsche Sammlung aufgenommenen Judith- und Susannatexte nach Abschriften des 18. Jahrhunderts.

Neben den Singschulen kommen die freien Spielgesellschaften in Betracht, die im südlichen Deutschland von Ungarn bis in die Schweiz seit dem 16. Jahrhundert in Städten und Dörfern bestanden und bis in die Gegenwart in den österreichischen

und bairischen Landen gelebt haben: am freudigsten im Tiroler Unterinntal, wo bis vor wenig Jahrzehnten noch in vielen Dörfern zunftartige Spielergesellschaften in einfachen Bretterhütten, welche dafür gebaut waren, die durch viele Geschlechter ererbte Kunst übten, und sowohl alt überkommene, pietätvoll gewährte, als auch neue, unter ihnen selbst entstandene Stücke aufführten. Auf solchem Grunde ruht auch das weltbekannte Oberammergauer Passionsspiel, dessen Geschichte Aug. Hartmann (das Oberammergauer Passionsspiel in seiner ältesten Gestalt. Leipzig 1880) urkundlich aufgeklärt hat. Es beruht einerseits auf treufromm festgehaltener alter Überlieferung, andererseits auf den zu rechter Zeit vollzogenen Umarbeitungen tüchtiger Geistlicher des 18. und 19. Jahrhunderts.

Denn nur solche Teilnahme konnte in den katholischen Ländern unsers Südens die geistlichen alten Spiele vor Zersetzung und Vernichtung schützen. Wir können dieselbe seit Anfang des 17. Jahrhunderts wahrnehmen. Beweise sind die vier Weihnachtspiele meiner Handschrift, welche nach Aug. Hartmanns Funden möglicherweise in dem Salzburgischen, vielleicht im Kloster Seon gedichtet sind ¹⁾; ferner die wohl aus selber Zeit stammenden Münchener geistlichen Spiele, welche Hartmann Volksschauspiele 422 ff. bespricht. Das Paradeisspiel samt dem Spiel vom guten Hirten, dessen in Obersteiermark weit verbreiteten Text ²⁾ ich in meinen Weihnachtspielen veröffentlichte, wozu dann Schröer und nun Schlossar andere aber verwandte Niederschriften drucken liessen, ist ein neuer Beweis jener fördernden Teilnahme dichterischer und verständiger Priester, die leider mit Ausnahme von Oberammergau nun erloschen ist.

Die weltlichen Stücke blieben wilde Reiser, an denen nur ab und zu eine Schere einen meist verbildenden Zusehnitt nach der Mode vollzog. Auch die halb legendarischen, halb romanhaften, der Barockzeit angehörigen Dramatisierungen der Genoveva- und Hirlanda-Bücher kamen nur in die Zucht der Puppenspieler und sind ein Gemisch von Staatsaktion, Ritterstück und Hanswurstiade. Die Schlossarsche Sammlung hat Genoveva und Hirlanda, dazu als Auszug einer Puppenkomödie den Matthias Klostermaier, genannt bairischen Hiesl, wie die Vergleichung mit dem Text in den Deutschen Puppenspielen von Kralik und Winter (Wien 1885) auf einen Blick zeigt.

Dem Bauerntheater sagte dieser Stil durchaus zu. Auch dafür können wir die Mander vom Innthal als Zeugen heranziehen. Auf dem Bauerntheater zu Pradl wird noch jetzt in diesem und in noch altertümlicherem Stil mit Ehrhold und Hanswurst, mit Teufel und Schutzgeistern agiert, wenn auch das Moderne, aber keineswegs das Bessere sich daneben eindrängt.

Aus Baiern, Salzburg und Tirol sind auch die Namen von Dichtern für das Bauerntheater und die ländlichen Spielgesellschaften noch aus diesem Jahrhundert bekannt: ihrem Stande nach verdorbene Schüler, Holzknechte, Schiffer, Salinenarbeiter und dergleichen. Eine alte Bäuerin spielte und dichtete vor Kurzem noch in hohem Alter zu Hötting im Innthal. Ritter- und Räuberstücke, Heiligengeschichten, Szenen in Art der alten Fastnachtspiele gingen oder gehn über die Bühne (A. Hartmann Volksschauspiele 338 ff.). Bei der Freude des Volkes an diesen Unterhaltungen kann man nur wünschen, dass Versuche, diesen Bühnen bessere und doch zugleich echt volkstümliche Kost zu geben, wie ein junger Tiroler Dichter, Franz Lechleitner sie in seinen drei Bauernspielen (Eisenach 1890) veröffentlicht hat, Nachfolger finden.

K. Weinhold.

1) Vgl. meine Weihnachtspiele, S. 175—185. A. Hartmann Weihnachtlied 19. Volksschauspiele 98, 103, 143.

2) Ausser der Vordernberger Handschrift kenne ich ganz oder sehr nahestehende aus Judenburg, Tragwe und Alenz.

Krauss, Friedrich S., Orlović, der Burggraf von Raab. Ein mohammedanisch-slavisches Guslarenlied aus der Hercegovina. Freiburg im Breisgau. Herder 1889. VIII, 128 S.

Der wohl bekannte Forscher auf dem Gebiete südslavischen Volkstums, welcher in den Jahren 1884 und 85 im Auftrage weiland des Kronprinzen Rudolf Bosnien und das Herzogsland bereiste, um ethnographische Erhebungen zu pflegen, giebt hier aus dem reichen Schatze seiner Sammlungen eine Probe. Der Inhalt des Liedes, welches dem V. durch den Guslaren Hasan Sašić gesungen wurde, ist kurz folgender: Orlović, der Burgherr von Raab, unternimmt einen Zug übers adriatische Meer ins Feindesland Italien hinüber, um seinen auf der festen Burg Aršan im Kerker schmachtenden Freund und Stammesgenossen zu befreien. Es gelingt ihm, in der Verkleidung eines Malteserritters durchs feindliche Gebiet sich hindurchzuschwindeln. Er weiss schlau, den Burggrafen von Ar-an zu ködern, findet bei ihm auf der Burg Aufnahme und entführt ihm die Tochter samt dem kostbaren Gefangenen. — Dieser einfache Stoff erregt durch die äusserst geschickte Weise, mit welcher der Mohammedaner die für ihn so schwierige Rolle eines geistlichen Ritters durchführt, unser höchstes Interesse. Nach einer ausführlichen Einleitung giebt Krauss den Text des Liedes in der Ursprache und daneben die deutsche Übertragung. Bietet das Lied an sich schon dem Forscher volkskundliches Material die Fülle, so wird dasselbe noch bereichert durch die Bemerkungen Krauss', welche in den sorgfältig ausgearbeiteten Anmerkungen niedergelegt sind. Besonders interessant erscheint der Nachweis, dass die mohammedanisch slavische Frau, besonders die Frau des begüterten Adligen, social unvergleichlich hoch über der christlichen Mitschwester, der Serbin, Kroatin und Bulgarin steht. Den Schluss des gut ausgestatteten Büchleins bildet ein Sachregister. — Die gelieferte Probe ist volkskundlich von so hervorragendem Werte, dass wir mit Spannung einer Gesamtausgabe der von Krauss gesammelten Guslarenlieder entgegen sehen.

U. Jahn.

Ullrich, H., Sagen der mittleren Werra, der angrenzenden Ablänge des Thüringer Waldes, der Vorder- und der Hohen Rhön, sowie aus dem Gebiete der fränkischen Saale, gesammelt von Ch. Ludw. Wucke. Zweite, sehr vermehrte Auflage mit biographischer Skizze, Anmerkungen und Ortsregister. Eisenach. Kahle 1891. XV, 531 S.

Im Jahre 1864 gab Wucke zwei Bändchen Sagen heraus, die er selbst dem Volksmunde in dem Werrathale von Meiningen bis Vacha entnommen hatte. War die Sammlung auch für das grössere Publikum berechnet, so enthielt sie immerhin brauchbares Material und übertraf die Arbeiten Bechsteins und Heusingers, die sonst für die dortige Gegend in Betracht kommen, um ein Bedeutendes. Nach dem Erscheinen seiner Sammlung arbeitete Wucke rüstig weiter und brachte auch eine sehr beträchtliche Anzahl neuer Sagen aus gleichem Gebiete, wie aus anderen Teilen seiner engeren Heimat zusammen, konnte aber wegen seiner körperlichen Hilflosigkeit (er war blind) zu einer Veröffentlichung des gehobenen Schatzes nicht gelangen.

Es ist nun das grosse Verdienst Ullrichs, dass er sich nach dem am 1. Mai 1883 erfolgten Tode Wuckes des handschriftlichen Nachlasses annahm und dem Verstorbenen jetzt durch die Herausgabe der 2. Auflage ein würdiges Denkmal gesetzt hat. Die erste Sammlung umfasste im ganzen 443 Sagen, die von Ullrich besorgte zweite nicht weniger als 833. Das neu Hinzugekommene ist zugleich an wissenschaftlichem Wert ungleich höher anzuschlagen, als das frühere, da Wucke sich später von der geistigen Bevormundung durch den mit ihm befreundeten Bechstein losgemacht zu haben scheint. Ein vorgeseztes Sternchen macht dem Leser das neu Aufgenommene deutlich erkennbar. Neu hinzugefügt sind ferner seitens des Herausgebers am Fusse jeder Sage Angaben darüber, ob die Sage auch schon von anderen aufgezeichnet ist. Dadurch wird, wie Ullrich mit Recht hervorhebt, festgestellt, dass Wucke, wo er Vorgänger gehabt hat, in der Regel die volkstümlichere, treuere Fassung bietet. Wucke hätte sich aber auch redlich bemüht, in die Geheimnisse der Volksseele einzudringen. Wir schliessen die Besprechung mit der Schilderung, welche er von seiner Art, Sagen zu sammeln, im Vorwort zu der 1864 erschienenen Ausgabe gemacht hat, da dieselbe manch wertvollen Fingerzeig für jeden Sammler volkstümlicher Überlieferungen bietet: „Es ist nicht leicht“, so sagt er, „was Volkssagen betrifft, das Zutrauen der Landbewohner zu gewinnen; sie sind misstrauisch und fürchten, von dem sogenannten Gebildeten zum besten gehabt zu werden. Und wenn auch ein guter Teil derselben noch fest an den Inhalt der Sagen glaubt, so ist man doch meist ängstlich bemüht, den Schein des Glaubens zu vermeiden, weil man fürchtet, durch den Sagensammler blossgestellt oder wohl gar auf irgend eine Weise verdächtigt zu werden. Ehe der Verfasser seine bezüglichlichen Wanderungen antrat, suchte er sich wo möglich genaue Kenntniss des zu sondierenden Terrains zu verschaffen und über etwa vorhandene Burgruinen, Denkmäler, alte Bäume, Seen und Quellen und dergleichen eingehende Kunde zu erwerben. Hauptsächlich forschte er nach solchen Leuten: Greisen, Hirten, Waldbütern, Kräuterweibern, welche ihm die gewünschten Mitteilungen zu machen instande schienen. Sodann näherte er sich denselben, in ihre Sphäre niedersteigend, vertrauensvoll, suchte sie bei ihrer Berufsarbeit im Felde, im Walde oder auch in der Dorfschenke auf, strebte durch Mitteilung von bereits Bekanntem und durch Fragen, die sich auf Lokalitäten bezogen, Anknüpfungspunkte und dadurch zugleich das Interesse der Erzähler zu gewinnen, und hatte in den meisten Fällen die Genugthuung, alles, was ihnen zu Gebote stand, rückhaltlos gegeben zu sehen. War z. B. in der Schenke irgend einer erst so weit gebracht, dass er erzählte, so wirkte dies in der Regel wie ein Zauber auf alle Anwesenden. Schlafende Erinnerungen wurden bei dem und jenem geweckt. Dieser erzählte das, der andere jenes, was er von Eltern und Grosseltern gehört. Die eifrigsten Spieler legten oft ihre Karten nieder und sammelten sich als Erzähler oder Zuhörer um den Verfasser, der dann freilich auch manches Unbrauchbare geduldig mit in den Kauf nehmen musste. Ehe er jedoch eine der gewonnenen Sagen in seine Sammlung aufnahm, hat er sich durch strenge Prüfung zu überzeugen gesucht, ob die Sage dort auch wirklich im Volke lebt oder gelebt habe, indem er dieselbe noch andern an Ort und Stelle wohnenden Leuten andeutete und von ihnen nochmals erzählen liess.“ — So sind die Wuckesehen Sammlungen entstanden. Der Forscher wird an ihnen, vor allem an der von Ullrich besorgten Ausgabe, nicht achtlos vorüber gehen dürfen.

Philo vom Walde: Die Dorfhexe. Bauernkomödie mit Gesang in drei Akten. Mit einem Nachwort. Grossenhain und Leipzig, Baumert und Ronge. (1891). 119 S. 8°.

Philo vom Walde, d. i. Johann Reinelt, ist als schlesischer Dichter (Aus der Heemte. 1883. — A Schläsches Bilderbüchel. 1884. — A Singvägerle. 1886. — Vagantenlieder. Hochdeutsche Lieder und Gedichte) so wie als Sammler und Herausgeber Schlesischer Volksüberlieferungen (Schlesien in Sage und Brauch. 1884) vorteilhaft bekannt. Mit der vorliegenden Bauernkomödie hat er den Übergang zur Bühne versucht. Wir haben hier keine ästhetische Kritik zu üben und weisen daher nur darauf hin, dass die Dorfhexe für Gebräuche und Aberglauben eine gute Fundgrube ist und dass Denk- und Sprechweise des schlesischen Landvolkes im nördlichen Vorlande des mährisch-schlesischen Grenzgebirges treu wiedergegeben sind. Denn dass kleinere lautliche Eigenheiten zu Gunsten besserer Verständlichkeit geopfert wurden, verschlägt nichts, indem hier keine Vorlage für die jetzt auftauchenden Grammatiker einzelner Dörfer gegeben werden sollte. Ein Dichter wird immer gut thun, das Allgemeine seines Dialekts geschickt zu benutzen, wenn er in demselben dichten will. So hatte K. v. Holtei mit Bewusstsein sich ein Schriftschlesisch gebildet, das echt-schlesisch ist und doch zugleich in weiteren Kreisen verstanden ward.

K. Weinhold.

A. de Cock. Volksgeneeskunde in Vlanderen. Gent. J. Vuylsteke. 1891. VII, 368 S. 8°. (3 Mk.)

Für denjenigen, der sich mit der Entwicklung der wissenschaftlichen Begriffe in den unteren Schichten der Gesellschaft beschäftigt, ist die Volksmedizin eins der wichtigsten Fächer der Volkskunde. An ihn richtet sich die kürzlich erschienene Volksgeneeskunde in Vlanderen von De Cock. Die Ausländer werden bedauern, dass das Buch in einer wenig gelesenen Sprache verfasst ist, und wirklich ist diesmal der des Niederländischen Unkundige im Nachteil, denn dieses Buch ist das wichtigste, welches bis jetzt über jenen Gegenstand vorhanden ist. Im ganzen folgt es dem Plan von Fossels bekannter Arbeit, und da sich erwarten lässt, dass der für Volksmedizin sich Interessierende dieses Buch zur Hand habe, kann ich auf eine Inhaltsgabe hier verzichten. De Cock leistet aber mehr, er ergründet den Gegenstand tiefer als seine Vorgänger, namentlich als Fossel und Lammert. Er versucht die Grundvorstellungen in der Volksmedizin zu erforschen, und thut das vorzüglich auf historischem Wege. Einerseits vergleicht er die Volksmedizin in Flandern mit der der Nachbarvölker, namentlich der Wallonen und Deutschen; andererseits sucht er nach der gemeinsamen Quelle: darum forscht er in dem Animismus der sogenannten wilden Völker der Gegenwart. Er untersucht ferner die Verbindung der Volksheilkunde mit dem Heiligenkultus, wobei manche Verschiedenheiten je nach der Gegend hervortreten, sich aber im allgemeinen wichtige Beobachtungen für die Volkslogik ergeben. Vielfach stammen die Heilmittel aus der Pflanzenwelt, und hier hat De Cock nicht unterlassen, auch die alten Botaniker auszubeuten.

Dieser Teil der Volkmedizin ist gewöhnlich nicht auf ein Volk beschränkt.

sondern über den ganzen Westen von Europa verbreitet, da er meist nur ein Rest der mittelalterlichen Therapie ist und teilweise von da in das wissenschaftliche Corpus der Medizin übergang. — De Cocks Buch ist mit gesundem kritischem Sinn und klarer Einsicht in den Gegenstand geschrieben und vielfach auf unmittlere persönliche Forschungen gegründet. Ein genauer nützlicher Index macht den Schluss.

Charleroi in Belgien.

Aug. Gittée.



Aus den

Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

Berlin, Freitag, den 23. Januar. Der Vorsitzende eröffnet die Sitzung und legt in grossen Zügen Zwecke und Ziele des neu begründeten Vereins dar. Sodann erteilt er das Wort Herrn Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. A. Meitzen zu dessen Vortrag über Land und Leute in den Saalegegenden. Da derselbe sich im wesentlichen mit den Ausführungen Herrn Meitzens über denselben Gegenstand in diesem Hefte deckt, können wir auf unsere Zeitschrift S. 129—138 verweisen. Als dritter Vortrag stand auf der Tagesordnung „Die Trachten der Vierländer, mit Demonstrationen“. Der Vortragende, Herr Dr. U. Jahn, gab zunächst an, dass die vorgeführten Sammlungen von ihm persönlich im Laufe des Jahres 1890 an Ort und Stelle zusammengebracht und dann in den Besitz des Herrn Banquier Alexander Meyer Cohn zu Berlin übergegangen seien, um gelegentlich dem Bestande des Museums für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes einverleibt zu werden. Die Trachten sind komplett und gehören einer Braut, einer Frau in Abendmahlstracht, einem Mädchen in Tanztracht, einem Bräutigam und einem Bauer in alltäglicher Kleidung. Zur Veranschaulichung waren die Trachten fünf lebenden Modellen angezogen; als 6. Figur kam ein Blumenmädchen hinzu, in dem Anzug, welcher heute von den mit Blumenhandel beschäftigten Vierländerinnen in grossen Städten, wie Hamburg und Berlin, getragen wird. Der Vortragende äusserte sich des weiteren über den Schnitt der Trachten, die Ornamentik der Stickereien und Strickarbeiten, den Schmuck, den Kopfputz (zumal der Braut) und kam, nachdem vergleichsweise die Altländer, Nordfriesen, Propsteier und die Jamunder bei Cöslin herangezogen waren, zu dem Resultat, dass wir in den Vierländern Repräsentanten eines friesischen Stammes zu erblicken haben. — Im Anschluss an den Jahn'schen Vortrag legte Herr Stadtrat E. Friedel eine von seiner Ehefrau nach einem modernen schwedischen Muster kürzlich gefertigte Stickerei, Kreuzstich in buntem Garn auf weissem leinenen Grunde, vor. In der Mitte erhebt sich der Maibaum in Kreuzgestalt, die Mittelstange mit der schwedischen Flagge geschmückt, an den beiden Kreuzarmen hängend je ein mit Bändern ausgestaffelter Blumenkranz. Zum Maifest tanzen 5 Bauernburschen und 6 Bauerndirnen, sich mit den Händen fassend, in malerischer Nationaltracht, einen

Ringeltanz um den Maibaum herum. Seitwärts links, etwas höher, steht der Dorfgeiger und fidelt zum Tanz. Das ganze Stickerewerk, etwa 1 m lang und $\frac{3}{4}$ m hoch, nimmt sich recht eigenartig und geschmackvoll aus, lässt sich auch besonders als Wandschmuck verwenden, zeigt also, wie die gelehrten Forschungen des Vereins praktisch und entsprechend für Haus und Stube gelegentlich ganz zweckmässig werden und Anwendung finden können. — Den letzten Teil der Sitzung bildeten die Wahlen für Vorstand und Ausschuss, deren Resultate seiner Zeit besonders mitgeteilt worden sind, ebenso wie das Verzeichnis der bis zum 23. Januar dem Verein beigetretenen 143 Mitglieder.

Freitag, den 27. Februar. Neu beigetreten sind dem Verein: Prof. Dr. Fr. Paulsen-Berlin; Magister Axel Orlík-Kopenhagen; Dr. Otto Doberentz-Naumburg a. d. S.; Prof. J. Ammann-Krummaw i. Böhmen; Regierungsrat Dr. Franz Ilwof-Graz i. St.; Sanitätsrat Dr. Br. Florschütz-Wiesbaden; Prof. Dr. W. Creizenach-Krakau; Prof. Dr. P. Pietsch-Greifswald; H. Lampson-Berlin; Dr. M. Lewin-Berlin; Rechtsanwalt Dr. H. Simon-Berlin; Leopold Lesser-Berlin; Sanitätsrat Dr. J. Blumenthal-Berlin; Kgl. Bayerische Hof- und Staatsbibliothek-München; Freiherrlich C. von Rothschild'sche öffentl. Bibliothek-Frankfurt a. M.; Gymn.-Lehrer Dr. F. Ritter-Emden; Dr. Herm. Ullrich - Chemnitz; Lehrer Christian Jensen - Oevenum auf Föhr; Franz Lipperheide-Berlin; Direktor Dr. L. Lindenschmit-Mainz; Geh.-Rat Dr. G. Freytag-Wiesbaden; Dr. M. Sachse-Berlin; Amin Maarbes, Lektor am oriental. Seminar, Berlin; Dr. Heinrich Thiessen-Berlin; K. K. deutscher Konsul Dr. Joh. Mordtmann-Salonik; Senator Dr. K. Eggers-Berlin; Verlagsbuchhändler Dr. O. Löwenstein-Berlin; Custos am märk. Museum R. Buchholz-Berlin. — Es erhält das Wort Herr Prof. Dr. M. Lazarus zu seinem Vortrag „Über Volkskunde als Wissenschaft“. Derselbe wird vollständig im „Magazin für Litteratur“ erscheinen; wir können uns deshalb hier auf das notwendigste beschränken. Nachdem Lazarus das Verhältnis des neuen Vereins zu dem für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte klargelegt und hervorgehoben hatte, dass wir nicht scheiden, sondern unterscheiden wollen, geht er auf die Volkskunde im besonderen über. Allein in der Erkenntnis des Wesens und der Leistungen eines einzigen Volkes liegt die Gewähr dafür, dass man durch diese Aussonderung zum Erkennen sowohl dieses Volkes selbst, als auch der andern Völker gelangt. Unsere Aufgabe ist es also, die Volkskunde in erster Linie als die eigene, die deutsche, mit der allergrössten Genauigkeit zu betreiben, während es nicht ausgeschlossen ist, überall Teilungen vorzunehmen und Vergleichungspunkte mit den übrigen Völkern zu suchen. Die Volkskunde muss die Gesamtheit im Auge haben; sie muss das, was Gegenstand ihrer Forschung ist, nicht im Individuum, sondern im Volke, in Gesamtkreisen, finden. Vor allen Dingen muss der grösste Nachdruck auf die Thatsachen gelegt werden. Es darf sich aber nicht um ödes und blödes Sammeln handeln. Und wenn noch so viele Gegenstände vorhanden sind, damit ist die Sache nicht gethan: sie müssen gedeutet werden. Es dürfen also nicht bloss die Thaten, sondern in der That muss immer der Gedanke gesucht werden. Nachdem der Vortragende den Nachweis geführt hatte, dass Deutschland zwar in der Errichtung von Museen und in dem Zusammenbringen grosser öffentlicher Sammlungen früher hinter den übrigen Kulturstaaten zurückgeblieben sei, dass es aber dafür den Ruhm in Anspruch nehmen dürfe, während jene nur von einer Unmenge von Thatsachen Kenntnis hatten, in dieselbe die Gedanken hineingelegt zu haben, geht er auf das Verhältnis der Volkskunde zur Geschichte über. Die Geschichte habe es mit dem Wandelbaren.

die Volkskunde mit dem Ständigen und Zuständigen zu thun. Sie sei eine Statistik des Geistes, sozusagen eine Statistik ohne Zahl, ähnlich wie die Moralstatistik. Die letzte und wesentliche Ursache für den Lauf der Geschichte bleibe der Volksgeist und der Volkseharakter selbst. Mit ihm habe sich die Volkskunde zu beschäftigen und nach ihm vorzugsweise ihren Gesichtskreis zu erweitern. Seine Sehnsucht sei stets eine Geschichte des deutschen Volksgeistes gewesen. Diese Sehnsucht habe ihn vermocht, gemeinsam mit seinem Freunde Steinthal die Zeitschrift für Völkerpsychologie herauszugeben, und diese Sehnsucht sei nicht abgeschwächt in dem Verein für Volkskunde. Er wünsche, dass alle, die hier versammelt seien, Mitarbeiter würden an der Schöpfung einer Geschichte des deutschen Volksgeistes. — Geb.-Rat R. Virchow legte als Erwiderung auf den L.: Vortrag in kurzen Zügen die Entwicklung der deutschen anthropologischen Wissenschaft und die verschiedenen Forschungsgebiete dieser und der Volkskunde dar. — Es sprach darauf Herr Dr. C. Nörrenberg über den Wenkerschen Sprachatlas. Mit beredten Worten schilderte der Vortragende die unendliche Mühe, welche G. Wenker verwandt hat, um in den Besitz des umfangreichen Materials zu gelangen, über welches er zur Zeit verfügen kann. Seine Methode war folgende. Er liess viele Tausende von fliegenden Blättern in alle Welt gehen, welche eine Reihe von alltäglichen Sätzen enthielten; daran knüpfte sich für den Empfänger die Bitte, diese Sätze in die in seinem Wohnort übliche Mundart zu übertragen. Tausende von Empfängern, fast durchweg Volksschullehrer, gingen auf die Wünsche Wenkers ein, und nach diesen Eingängen ist dann von ihm für jedes Wort eine Karte gezeichnet, in welcher durch verschiedene Farben angegeben ist, wie man dasselbe in den verschiedenen Dörfern ausspricht. So entstand eine eigentümliche Grammatik in kartographischer Form, welche die überraschendsten und, nach der Ansicht des Vortragenden, durchaus zuverlässige Resultate zeitigt. Leider konnte wegen vorgerückter Zeit auf eine Diskussion nicht eingegangen werden. — Den Schluss der Sitzung bildete ein Vortrag des Herrn Stadtrat E. Friedel, über die sogenannten Vivatbänder und Ähnliches. Man versteht, wie Herr Friedel des näheren ausführte, unter den Vivatbändern lange, schmale, gewöhnlich seidene Bänder, welche Inschriften, Vignetten, teils eingewirkt, teils aufgedruckt tragen. Diese Bänder wurden zur Erinnerung an Gedenktage gefertigt und unter Freunde und Bekannte als Geschenke verteilt, nicht nur bei Siegen, sondern auch bei Hochzeiten, Begräbnissen u. s. w. Man sollte sie deshalb anstatt Vivat-besser Erinnerungsbänder nennen. Nachzuweisen ist die Sitte dieser Bänder etwa von 1740 an bis zum Anfang dieses Jahrhunderts: das Gebiet ihrer Verbreitung war besonders das Königreich Preussen. Aus dem Märkischen Museum, sowie aus Privatbesitz war von dem Vortragenden eine reiche Sammlung dieser zum Teil sehr kunstvoll und zierlich ausgearbeiteten Bänder ausgestellt, die mit lebhaftem Interesse gemustert wurde.

Freitag, den 20. März. Neu beigetreten: Hofphotograph F. Leyde-Berlin; Banquier F. Behrens-Berlin; Dr. John Meier-Halle a. S.; Wilhelm Rubiner (Gerhard Stein)-Berlin; Julius Lappe-Neudietendorf bei Gotha; Dr. Richard Ehrenberg, Sekretär des Kgl. Commerz. Collegiums, Altona; William Stein, Fabrikbesitzer, Stettin; Rektor a. D. H. Frischbier-Königsberg i. Pr.; Pfarrer H. F. Feilberg-Pastorat Darum bei Bramminge in Dänemark; Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften-Görlitz. — Es spricht Herr Prof. Dr. M. Roediger über die Sage von Ermanrich und Schwanhild. Der Vortrag wird im 3. Heft dieser Zeitschrift erscheinen.

Den zweiten Vortrag des Abends hielt Herr Prof. Dr. Alex. Brückner über Mittelalterliche latein. Predigten als Quelle für Volkskunde. Der Vortragende wies darauf hin, wie mangelhaft das reichhaltige vorhandene Material an Predigten aus dem späteren Mittelalter (Brückner hat polnische Verhältnisse im Auge) ausgenützt würde; und doch seien gerade sie für den Forscher auf kulturhistorischem Gebiete von höchster Wichtigkeit. Er unterscheidet zwei Arten von Predigten. In den einen hatte der Prediger ein geistig höher stehendes Publikum vor sich. Um demselben die langweiligen Ergüsse seiner Weisheit angenehmer zu machen, flocht er allerhand Märlein in den Gang der Rede ein, Stoffe, die ihm aus der reichen Schwankliteratur des Mittelalters bekannt geworden waren. Daher, nach Brückner, die merkwürdige Übereinstimmung vieler Geschichten und Schwänke, die noch heute im Volksmunde gehen, mit den Geschichten Boccaccio's. Von dieser Art Predigten will Brückner für diesmal absehen; er geht auf die zweite Art über, in denen der Geistliche, um seinen Reden Reiz zu verleihen, die heidnischen Untugenden seiner Gemeindeglieder geisselt. Da zeigt sich nun, dass die spärlichen Nachrichten, welche uns über die slavische Mythologie, speciell über die polnische, überkommen sind, durch diese Predigten in überraschender Weise erläutert werden. Ein paar besonders interessante Proben bewiesen die Wahrheit dieser Behauptung schlagend. Im Anschluss an den mit grossem Beifall aufgenommenen Vortrag wurde von Herrn Prof. Zupitza ein Osterbrauch, das Besenbrennen, mitgeteilt, der noch in seiner Kindheit in der Gegend von Oberglogau in Oberschlesien geübt wurde und der sich ganz den von Brückner aus seinem Predigtmaterial hervorgeholten und als heidnisch angegebenen Osterbräuchen verglich. Auch von anderer Seite wurden aus dem heutigen Volksbrauch Parallelen geboten, und allgemein wurde der Wunsch laut, dass der Vortragende sich bald noch einmal über den Gegenstand äussere. — Der Vortrag des Herrn Dr. U. Jahn über den Filigranknopf in seiner Entwicklung wurde auf die nächste Sitzung verschoben, da neues Material zur Veranschaulichung des Vortrags in Aussicht steht und dessen Eintreffen abgewartet werden soll. Statt dessen sprach der Vorsitzende, Geh. Reg.-Rat Weinhold, über die Gebotzeichen, indem er auf den alten und allgemeinen Gebrauch dieser in Krieg und Frieden gebrauchten uralten Mittel zum Aufgebot der Volks- und der Gemeindegossen hinwies und die Anwesenden ersuchte, ihm bei Sammlung des Stoffes hierfür behilflich zu sein.

U. Jahn.

Litteratur des Jahres 1890.

Von Dr. Friedrich Back.

(Fortsetzung.)

Volkskunde im Allgemeinen.

Zeitschriften.

Nachträge.

Folk-Lore, a quaterly review — —. London.
D. Nutt. (Vgl. S. 116.)

I. 4. Abercromby, Marriage Customs of the Mordvins. — Kowalewsky, Marriage among the Early Slavs. — Stewart Lockhart, The Marriage Ceremonies of the Manchus. — Clouston, The Story of the Frog Prince. — Folk-lore Congress 1891. — Notes and News. — Correspondence. — Miscellanea. — Folk-lore Bibliography. — Index to Articles. Index to Bibliography.

Revue des traditions populaires. Paris.
J. Maisonneuve. (Vgl. S. 119.)

V. 12. Hardouin, Traditions et superstitions siamoises (suite) 4. 5. — Rubbens, Préjugés en Louisiane. — Tiersot, La fille déguisée en dragon. — Bourchenin, Coutume de mariage (suite). — Sébillot, Les traditions populaires et les écrivains français (suite). — Beauregard, Proverbes et dictons malays. — Morin, Contes troyens 1—3. — Sichler, Ran et les filles des flots. — Blanchard, Traditions et superstitions de la Touraine (suite). — Certeaux, Facéties suisses. — Sébillot, Seconde vue (suite). — Bibliographie. Notes enquêtes.

La Tradition. Direction: E. Blémont et H. Carnoy. Paris. E. Lechevalier. IV. 1890. (Vgl. S. 119.)

IV. Avril. Davidson, Le Folklore en Angleterre. IV. — Selter, La ronde du

mariage. — Krohn, Histoire du traditionnisme en Finland. I — Harou, Les matériaux dans les constructions. II. — H. C., Le mois de mai. XII. — Echaupre, Complainte de Saintonge. — Cunisset-Carnot, L'arbre de Mirabelle. — de Nittis Bercenses des environs de Naples. — Petitot, Contes et tradition des Esquimaux. I. — Sinval, Les Russes chez eux. VII. — Carnoy, A propos d'un article de M. H. Gaidoz. — Bibliographie. — Le mouvement traditionniste.

V. Mai. Harou, le folklore de la Belgique. I. — Blémont, Hymne antique. — Brunet, L'âne dans les proverbes provençaux. I. — Davidson, Le folklore en Angleterre. V. — Carnoy, La fuite en Egypte. Chanson picarde. — Plantadis, Le sabre de Roland. — Carnoy, Les rites du mariage. I. — Nicolaïdes, Palladiums et talismans des cités. II. — Saltés, L'Auseralhe et lou Coucou. — Zmigrodzki, Le Folklore polonais II. 1. — Warloy, Acousmates et chasses fantastiques. II. — Blémont, Les Conciles et les synodes de M. Fr. Ortoli — Vacquerie, Futura et la légende de Faust. — Vicaire, L'heure enchantée. — Bibliographie.

VI. Juni. Grün, Chansons populaires de la Carniole. — Colson, Formulettes enfantines IV. — Plantadis, Des usages de prébation et des coutumes de mariage en France I. — Ortoli, Poésies semi-populaires. — Dulaure, La théorie de Dulaure en mythologie I. — Brunet, L'âne dans les proverbes provençaux. I. — Harou, Le folklore

de la Belgique (Suite). — Echaupre, Aubade du printemps. — Traditions de la Bretagne. — Correspondence. — Bibliographie. — Le mouvement traditionniste.

VII. Juillet. Dulaure, La théorie de Dulaure en mythologie. — H. C., Vieux proverbes français. — Carnoy, Formulettes enfantines. — Gantier, La médecine au village. — Prato, Les anciens conteurs. — Zmigrodzki, Le folklore polonais. II. — Blémont, La tradition dans V. Hugo. — Brunet, Contes populaires du Bocage normand. I. II. — Salles, Le vendredi. — Bibliographie.

VIII. Août. Schischmanova, Les noces du Soleil. — Dragamancy, Remarques sur le conte. — Carnoy, Esthétique de la tradition. — Harou, Le Folklore de la Belgique. VIII. — Chansons populaires de la Carniole. — Stiebel, Moyen de retrouver le corps d'un noyé. — Nicolaïdes, Légende turque. — De Colleville, Devinettes et énigmes populaires. — Hugounet, Apologue chinois. — Blémont, Nains et Pygmées. I. — Burtin, Le Folklore au Canada I. — Bérenger-Férand, La pluie d'oreillettes. — Suria, Chansons populaires de la Bourgogne. — De Nittis, Traditions de la Beauce.

Sinval, Les Russes chez eux. VIII. — De Warloy, Glanes traditionnistes. — H. C., Le mouvement traditionniste

IX. X. Septembre. Octobre. Prato, Formules initiales et finales des contes populaires grecs. — Colson, Chansons de Wallonie. I. — Brunet, L'âne dans les proverbes provençaux II. — Plantadis, Des usages

de prélibation. II. — Chevalier, Le monastère d'Antony. — Frémine, Les animaux métamorphosés dans les traditions de la Chine. — Parmentier, Le petit Poucet en Belgique. — Brunet, Contes populaires du Bocage normand III. — Salles, Vieille chanson. — Lemoine, Les amours populaires en Wallonie. — De Colleville, Au printemps. — Becker, Le monde enchanté. I. — Zmigrodzki, Le folklore polonais. III. — De Launay, La légende du monstier de Juniville. — Ortoli, Poésies semi-populaires. — Van Elven, Une légende belge des Nutons. — Demetrius, Les sept Dormants. — Dulaure, Le culte des eaux.

XI. Novembre. Lang, La vie sociale chez les Sauvages. — Becker, Croyances et superstitions des Lapons. — Bérenger-Férand, Conte provençal. — Harou, Folklore de la Belgique XI. — Prato, Proverbes relatifs à la mer. IV. — Grün, Monstres et géants. VIII. — Carnoy, Chansons populaires de la Picardie. — Brunet, Contes populaires du Bocage normand IV. — Bibliographie.

XII. Décembre. Zmigrodzki, Le Folklore polonais. III. — H. C., La littérature liégeoise. — Démétrius, S. Gérasimus et le lion. — Plantadis, Des usages des prélibation III. — Brunet, L'âne III. — E. B., Les vieilles chansons populaires. — Ortoli, Moyen de retrouver le corps d'un noyé II. — Brunet, Contes popul. du Bocage normand. V. — Chaboseau, Procès contre les animaux. — Duprin, Chanson de Briolage. — De Colleville, Proverbes niçois. — Le mouvement traditionniste.

Die einzelnen Völker und Länder.

Niederlande¹⁾.

I. Zeitschriften.

Volkskunde. Tijdschrift voor Nederlandsche folklore onder redactie van Pol de Mons en Aug. Gittée. 3r Jaargang. Gent. Ad. Hoste. 1890.

1. Veckenstedt. De slapende Jongeling.

Vermast, Vertelsels. Onze oude liederen. Boekbeoordelingen. Vragen. Boersche grappigheid.

2. P. de Mont, Onze Vlaamsche Componisten ofte liedjeszangers. I. II. Kinderspelen. Boekbeoordelingen enz.

1) Mit Unterstützung der Herren Aug. Gittée in Charleroi und J. B. Vervliet in Antwerpen.

3. Gittée, Het heidenwerpen. Liederén.
4. P. de Mont, Onze Vlaamsche Componisten III. Boekbeoordelingen. Vragen.
5. Onze vlaamsche Componisten. Vertelsels. enz.
6. Gittée, Over de studie van het Volkslied. Sprookjes. Vragen. Verklaringen van natuurverschijningen. Toedrinken.
7. Gittée, De Humor in de taal. P. de Mont, Onze vlaamsche Componisten. III. Boekbeoordelingen.
8. Gittée, De Humor in de taal. II. Sprookjes en Prijsboeken. Vragen. Volksbenamingen.
9. P. de Mont, De stoet der Reuzen te Brussel. Vertelsels. Sagen. Boekbeoordeling. enz.
10. Gittée, Volkshumor in geestelijke Zaken. I.
11. Gittée, Volkshumor in geestelijke Zaken. II. P. de Mont, Onze vlaamsche Componisten. Vertelsels. enz.
12. Gittée, Zeden en Gebruiken. Rijmdicht over de konst van't rekenen. Volksliederen: Liefdeproef. Boekbeoordelingen. Vragen en Aanteekningen.

Ons Volksleven. Antwerpsch - Brabantsch Tijdschrift voor Taal en Volksdichtveerdigheid, voor oude Gebruiken, Wangeloofkunde, enz. onder leiding van J. Cornelissen te S. Antonius-Brecht en J. B. Vervliet te Antwerpen. 2^{de} Jaargang 1890. Te Brecht bij L. Braeckmans. 12. Nummers van twelf bladzijden in 8^o.

1. Volksgebruiken. Bijdrage tot den dietschen taalschat. Weervoorspellingen en boespreukjes. Sagen. Boekbespreking. Nieuwskes. Vragen en Aanteekeningen. Inhoud van Tijdschriften.
2. Vertelsels. Dierenvertelsels. Kwelvertelsels. Kerst- en nieujaarsliedeken. Wangeloof-Liederén. Graftschriften. Spotgedichten.
3. Volksgebruiken. Bijdrage tot den dietschen Taalschat. Vertelsels. Gezelschapsspelen. Volkstelling in 1526.
4. Bouwstoffen gebruikt bij het stichten van kerken, kasteelen, enz. Bijdrage tot den dietschen taalschat. Vertelsels. Graftschriften. Sagen.
5. De Uitvinding der lier. De Vogelen in het volksgeloof. Vertelsels. Spitzegsels. Bijdrage tot den dietschen taalschat.

6. Levende spraakkunst. Over de benaming Pagnot. De vogelen in het volksgeloof. Vertelsels. Bijdrage tot den dietschen taalschat.
7. De vogelen in het volksgeloof. Volksgeloof. Sprookjes en vertelsels. Vragen en Aanteekningen.
8. Levende spraakkunst. Rivieren, putten, fonteinen, bronnen, ondiepten enz. Liederén. Vertelsels.
9. Rivieren putten enz. Kinderrijmen. Sagen. Bijdrage tot den dietschen taalschat. Raadsels. Nieuwskes.
10. Rivieren, putten enz. Sagen. Vertelsels. Bijdrage tot den dietschen Taalschat. Liederén. Vragen.
11. Volksgebruiken in de Kempen. Rivieren enz. Vertelsels. Een woord over de gilden.
12. Sagen. De vogelen in het volksgeloof. Over de gilden. Nieuwskes. Boekbespreking. Narede.

Volk en Taal. Maandsschrift over Gebruiken, Geschiedenes, Taalkunde enz., uitgegeven door de Zantersgilde van Zuid-Vlaanderen. Ronse, A. Courtin. 2^{de} Jaargang. 3^{de} Jaargang.

II. n. 6. Over de zuid-vlaamsche uitgangen ie en ies, hie en hiets. Bijdrage tot den nederlandschen taalschat. Sint Niklaas liedjes. Spitzegels. Raadsels. Jaakskee met zijn fluitje. Van smidje Smee. Soldaten Knevelarijen. Spotrijmkes. — n. 7. Kersttijd-gebruiken. Bijdrage tot den Nederl. taalschat. Koekebak. Nieujaarliederén. Drij koningen. Sterreliedje. Van den vos en den beer. Kruisgebruiken. — n. 8. Lichtmis. Bijdrage tot den nederl. taalschat. „Zei“ spreuken. Ditjes en Datjes. Van Magriendelke en Magreindelke. Weervoorzeggingen. — n. 9. Bijdrage tot den nederl. taalschat. De Gastel-of Kasteldag. Maria die moeste naar Bethleem gaan. Raadsels. Wit Karlientje en Zwart Karlientje. — n. 10. Paaschen. Bijdr. tot d. nederl. taalschat. Volswijsheid. Een pak slagen. Uit Ooike. Van den voerman (lied). — n. 11. De nil in het volksgedacht. Bijdr. tot d. nederl. taalschat. Meiavond. Uit de beesten wereld. Van't meetje en sinksenavond. De Jongen en zijn boone. — n. 12. Bijdr. t. d. nederl. taalschat. Vlaamsche beleefheid. Taalbegrippen uit den ouden tijd. „Zei“ spreuken. Liederén. Tel-of Lotrijmkes. Sint Martens Omgang te Asper. — III. n. 1. Bijdr.

tot d. nederl. taalschat. Uit de kinderwereld. Kruisgebruiken. Kwelspreuken. Sprookjes. Van den vier gebroeders Volkswijsheid. — n. 2. Bijdr. t. d. nederl. taalschat. Kinderspel. Slijtliedekes. Raadsels. Van Duinke — n. 3. Bijdr. t. d. nederl. taalschat. Van't Meetje en Sinte Pieter. Koeiersroepen. — n. 4. Vertellen. Topspel. Raadsels. Kaboutermannekes. — n. 5. Bijdr. t. d. nederl. taalschat. Klaasdag. Van den wever en den duvel. Rijmelarij op namen van steden. „Zei“ spreuken.

't Daghet in den Osten. Limburgsch Tijdschrift voor alle liefhabbers van Taal- en andere Wetenswaardigheden. Hasselt, M. Ceysens. 6^{de} Jaargang. 1890. 12. Aflev. in 8.

1. Limburgsch Nederlandsch: 13. Woor-

denzange. Spozzagsels. — 2. 3. Allerlei Rijmpjes uit Oost-Vlaanderen. Kinderspelen. Vertelsels. Oude Gebruiken. — 4. 5. Limburgsch Nederlandsch: 14. Woordenzange. De Mei, de Meikoningin. Gebruiken. Raadsels. Limburgsche spreukes en spreekwoorden. — 6. 7. Limburgsche Eigenaardigheden: Wen V. Was Wazen. Het slapen der R. Dertiede, dertienste. Kinderliëkens. Kinderzegels. Verkleinvormen. Een ond Stuksken. Over die en dien. Een broksken Waalsch. Oude Gebruiken. Wangeloof. — 8. 9. Over de versmaat der Volksdichten. De Duivel met zijn hesp De Wildeman April-gek. — 10. 11. Limburgsch Nederlandsch: 15. Woordenzange. Taalkunde. Limburgsche dichtveerdigheid. Sint Martens vuur. Limburgsche spreuken en spreekwoorden.

II. Bücher und Aufsätze.

Questionnaire de Folklore Wallon, Liège, Imprim. H. Vaillant-Carmanne. (Ein Fragebuch über wunderbare Wesen, Thiernamen, Landbau, Pflanzen, Volksarznei in etwa 10 Liefer. à 16 S., Vgl. Ons Volksleven: II. S. 105. 138.)

Gittée, L'étude du folklore en Flandre (Extr. de la Revue de Belgique. Bruxelles 1890) 19 S.

Gittée, Over de waarde van het populaire. (Overgedr. uit de Tijdspiegel. 's Gravenhage 1890. 2.) 27 S.

Pringsheim, Beiträge zur wirtschaftlichen Entwicklungsgeschichte der vereinigten Niederlande im 17. und 18. Jahrh. Leipzig 1890. Duncker & Humblot (120 S. 8^o). (M. 2.80.) (Staats- und socialwiss. Forschungen, hsg. von Gust. Schmoller X. 3.)

de Roever, Over Vrijen en Trouwen. Haarlem, Bohn.

Gittée, De Hand en de Vingeren in het Volksgeloof (Overgedr. uit Los en Vast. Leiden 1890. n. 3). 52 S.

Stoet L. A. J. W. Baron, De Planten in het Germaansche Volksgeloof en Volksgebruik. 's Gravenhage, Nijhoff.

Van Bastelaar, Les épingles, les aiguilles et les clous dans les pratiques superstitieuses. Bruxelles, Deprez. 15 S.

Claeys, Sint Maarten. Thielt. P. Pokel-Dooms. 248 S.

Alberdingk-Thym, De Faustsage in de nederlandsche letteren. Gent, Siffer. 58 S.

Vercoullie, Beknopt etymologisch woordenboek der nederlandsche taal. Gent, Vuylsteke. XXIV. 320 S.

De Bo, Westvlaamsch Idioticon. uitgegeven door Jos. Samyn. 1^o deel (A—O). Gent, Siffer. 700 S.

Ruffen, Bijdragen tot een Haspengouwsch Idioticon, uitgegeven door de Zuidnederlandsch. Maatschappij van Taalkunde. Antwerpen, Jan Boucherij. XVI. 318 S.

De Seyn-Verhougstraete, Het bargoensche van Roeselare. Een bijvoegsel aan Js. Teirlincks woordenboek van bargoensche. Roeselare. De Seyn-Verhougstraete. 20 S.

Claes, Eenige volksuitdrukkingen verdedigd en aanbevolen. Gent, Siffer. 27 S.

Bamps, Recherches sur le Mey-liedje (Chant de Mai). hymne populaire hasseltois attribué au XVII^e siècle. Hasselt, Klock. 8 S.

Amaat, Vertelsels van het Vlaamsche volk. Gent, Siffer. 1889. 2^e reeks. Thielt. P. Pollet. 1890. 190 S. 12^o.

Popp Caroline, Récits et légendes des Flandres. 4^e édit. Bruxelles, Lebègue. 270 S.

Witteryck, Contes populaires: Coutumes religieuses (Annales de la Société d'émulation

pour Pétude de l'histoire et des antiquités de Flandre. Sér. V. Tome I.).
Antwerpsche Keldermondvertellingen, door
J. B. van Antwerpen. Antwerpen, A. de
Koninckx. 192 S. 12°.

Brandes, Drei Sammlungen mittelniederländischer Reimsprüche (Zeitschr. für deutsches Alterthum. XXXIV. Bd. 47—55 S.)
Amaat, Raadsels van het Vlaamsche volk. Gent, Leliaert, Siffer.

England, Schottland, Irland.

Günther, Englisches Leben im 14. Jahrhundert Dargestellt nach 'the vision of William concerning Piers the Plowman' by William Langland 8°. 62 S. Leipzig, Diss.

Suffling, History and legends of the Broad District, with a Glance at its Folk-Lore, Ghosts, Churches, etc. (Ill.) 8°. 216 S. London, Sarrold

Seebohm, The English Village Community examined in its Relations to the Manorial and tribal Systems: and to the Common and Open-field Systems of Husbandry 4. edit. 8°. 460 S. London, Longmans 16 s.

Gomme, The Village Community. With special reference to the Origin and Form of its Survivals in Britain. (Ill.) 8°. 299 S. (Contemporary Science Series.) London, W. Scott. 3 s. 6 d.

Nicholson, Folk-Lore of East Yorkshire. 8°. 186 S. Hull, Brown. 3 s. 6 d.

Parkinson, Yorkshire Legends and Traditions, as told by her Ancient Chroniclers, her Poets and Journalists. 2nd series. 8°. 54 S. Simpkin. 1 s.

Hartland, English Fairy and other Folk-Tales. Selected and edited, with an Introduction. 12°. 306 S. (Camelot Series.) W. Scott. 1 s.

Child Lore. A Selection of Folk-Legends and Rhymes. 138 S. Glasgow, Bryce. 1 s.

Jacobs, English Fairy Tales. Ill. by John D. Batten. 8°. 253 S. London, David Nutt.

Kluge, Geschichte der englischen Sprache. Mit einer Dialekt-Karte. (Grundriss d. germ. Philologie, hsg. von H. Paul I, 5, 780—930.)

Wright, Englische Mundarten (ebenda I, 5, 975—981) 1891.

The English and Scottish popular Ballads, edited by Francis James Child, VII. Boston, Houghton, Mifflin and Co. (1890.) 4°. 254 S.

Baring-Gould and Sheppard, Songs and Ballads of the West: a Collection made from the mouths of the People. Harmonised and arranged for Voice and Pianoforte by Rev. H. Fleetwood Sheppard. 4 parts. Motbuen. 3 s. each.

Campbell, Popular Tales of the West Highlands, orally collected, with a Translation. New edit (under the auspices of the Islay Association). Vol. I. 8°. 490 S. London, A. Gardner. 7 s. 6 d.

Beside the fire. A collection of Irish Gaelic folk stories. Edited, translated and annotated by Douglas Hyde, with additional notes by Alfred Nutt. London, David Nutt. 1890. LVII. 203 S.

Blind, Ein schottisches Märchen von Aschenputtel und seinem Gold- und Glasschuh (Deutsche Revue. Febr.).

Haeckel, Das Sprichwort bei Chaucer. 8°. 77 S. (Erlanger Beiträge zur engl. Philologie. Hgb. von Varnhagen. Heft 8). M. 1,80.

Block, Die englischen Markenspiele. (Neuphilologisches Centralblatt IV. 4.)

Skandinavien (einschl. Island).¹⁾

1. Allgemeines.

Nyare bidrag till kännedom om de Svenska landsmälen ock Svenskt folklif. — Tidsskrif utgifven på uppdrag af Landsmålsföreningarna i Uppsala, Helsingfors ock Lund genom J. A. Lundell. Stockholm, Samson & Wallin. 8°.

39de h. 1890. A. Gustaf Billing, Asbomålets ljudlära, akademisk afhandling. Med en Karta.

40de h. 1890. B. S. Thomasson. Visor upptecknade i Kyrkhults socken i Bleking. — L. T. Reuvall, Aländsk folketro, skrock ock trolldom. — S. Öberg. Några bilder från Härjedalens fäbodlar.

Dania. Tidsskrift for folkemål og folkeminder. Udgivet for universitets-jubilæets danske samfund af Otto Jespersen og Kristoffer Nyrop. Bind I Hæfte 1. København. Lybecker og Meyer. 1890. 8°. 80 S. — Kr. Nyrop Kludetræet. En sammenlignende undersøgelse. — O. Jespersen Danias Lydskrift. — Småting og forespørgsler.

Huld. Safn alþýðlegra íslenzkra fræða. Utgefendur: H. Þorsteinsson, Jón Þorkelsson, Ólafur Davidsson, Pálmi Pálsson, Valdimar Ásmundsson. I Reykjavík 1890. Sigurður Kristjánsson. (80 S. 8°.)

Samfundet för Nordiska Mneests Främjande 1888. Meddelanden, utgifna af Arthur Hazelius. Stockholm. 1890. 8°. (148 S.)

Kalund, F. Skandinavische Verhältnisse

(Grundriss der germanischen Philologie, herausg. von Paul. II. 2. S. 208—252).

Pontoppidan, Folkelivingskildringer II. (Dansk Folkebibliothek Nr. 109.) 16°. 80 S. Nyt dansk Forlagskonsortium. 25 Ore.

v. Feilitzen, Spridda drag ur svenska folk-lifvet. Teckningarna af Jenny Nyström. 8°. Stockholm. S. Flodin.

E. W. B., Strödda bidrag till Västerbottens äldre kulturhistoria I—II. Historisk Tidsskrift utg. af Svenska Historiska Föreningen genom E. Hildebrand X 1—2.)

Bidrag till Södermanlands äldre kulturhistoria, på uppdrag af Södermanlands fornminnes förening utgifna af J. Wahlbisk. 7e. h. 8°. 151 S. Stockholm. Samson & Wallin. Kr. 2.

Feilberg, Dansk Bondeliv, saaledes som det i Mands-Munde fortæltes, navnlig i Vestjylland. Med 49 Figurer. Kbhvn. 1889. 394 S. 8°. Landbyskomageren **Jonas Stolts** Optegnelser Frit efter et Haandskrift i „Nordiska Museet“. Af R. Mejborg. Med 62 Bilder. Kjøbenhavn. I kommission hos G. E. C. Gad. 1890. 166 S. 8°.

Fabricius, Island und Grönland zu Anfang des 17. Jahrh., kurz und bündig nach wahrhaften Berichten beschrieben. In Orig. und Uebers. herausg. und mit geschichtl. Vorbemerkungen versehen von Karl Taunen. 8°. 47 S. Bremen. Silomon M. 1,50.

2. Äusseres Leben.

Afbildningar af föremål i Nordiska museet, äfvensom af nordiska ansiktstyper, kläddräkter och byggnader, af hvilka teckningar förvaras i Nord. museets arkiv. Utg. af A. Hazelius. 4°. Stockholm. Nordiska museet. 1. Smaaland. 1888. 2 och 3. Island. 1890. 20 pl., med text af R. Arpi. Kr. 3.

Valtyr Gudmundsson, Privatboligen på Island i sagatiden samt delvis i det övriga Norden. Kjøbenhavn Høst og son. 1889. 8°. 270 S.

Nationaldragter, danske. Tegne af F. C. Lund. Med Text af V. Bergsøe. 2 det Oplag. Kjøbenhavn. Nyt dansk Forlagskonsortium. Hæft 1—4.

3. Inneres Leben.

Noreen, Ett nytt uppslag i fråga om den nordiska mytologien (Nordisk tidskrift för vetenskap, konst och industri. Nr. 3).

Steffen, De nyaste forskningarna i nordisk mytologie (Ny Svensk Tidskrift 2—3).

Weinhold, Ueber den Mythos vom Wanen-

1) Mit Unterstützung der Herren K. v. Maurer in München und Kr. Nyrop in Kopenhagen.

- krieg (Sitzungsberichte der Königl. Preuss. Akademie der Wiss. zu Berlin XXIX). 15 S.
- Wesselofski**, Yggdrasill (Archiv für slavische Philologie XIII, 1).
- Ehni**, Der nordische Mythos des Yama, verglichen mit den analogen Typen der persischen, griechischen und germanischen Mythologie. 8°. 216 S. Strassburg, Trübner. M. 5.
- Petersen**, Hypotesen om religiøse Offer- og Votivfund fra Danmarks forhistoriske Tid (Aarbøger for Nordisk Oldkyndighed og Historie V, 3).
- Cederschöld**, Kalffdrapet och Vänpröfvingen, ett Bidrag till Kritiken af de Isländska Sagornas Trovärdighet. 8°. 41 S. Lund, Gleerup. Kr. 0.85.
- Heizen**, Ueber die Träume in der altnordischen Saga - Litteratur. 8°. 89 S. Leipzig, Fock. M. 2.
- Isländische Volkssagen. Aus der Sammlung von Jón Arnason ausgewählt und aus dem Isländischen übersetzt von M. Lehmann-Filhés. 8°. Berlin, Mayer & Müller (1. Bd. 1889). Neue Folge, ebd. 1891.
- Mikkel Skrædders** Historier. Udgivne af E. T. Kristensen. Viborg. I kommission hos Gyldendalske Boghandel i Kjøbenhavn. 72 S.
- Drachmann**, Troldtoj. Folkesagn i Nutidsliv. 1—4 de Hefte. 4°. Bojesen.
- Bang**, Kirkehistoriske Smaastykker. Kristiania 1890 (darin Beiträge zur Geschichte des Aberglaubens in Norwegen).
- Swedish Baptismal Folk-lore. Irish Variant of St. Swithin. Mother Hubbard: Notes and Queries. 6. September.
- Danmarks gamle Folkeviser**, udgivne af Svend Grundtvig. 5 Dels. 4. Hæfld. Efter Forarbejder af Svend Grundtvig udgivet af Axel Olrik. Kbhvn. Forlagt af
- Samfundet til den danske Litteraturs Fremme. 4°. (Schluss von S. Grundtvigs grosser Volksliedersammlung; Bd. 1 erschien 1853).
- Steenstrup**, Vore Folkeviser fra Middelalderen. Kbhvn 1891.
- Ibsen**, Skandinaviske Heldenlied og ihre Bedeutung für die Kunstpoesie (autoris. deutsche Übersetzung des 1857 im Illustreret Nyhedsblad. Christiania No. 19 erschienenen Artikels) Sonntagsbeil. N. 27. 28. z. Voss Zeitung 1890.
- Viberg**, Sägner på Roslagsmål från Valö socken (Svenska Fornminnes förenings Tidskrift VII (1888—90) p. 177—191).
- Lundell**, Scandinavische Mundarten (Grundriss der germ. Philol., hrsg. von H. Paul, I, 5, 945—959). 1891.
- Feilberg**, Bidrag til en Ordbog over Jyske Almuesmål (bis jetzt 6 Hefte).
- Færösk Anthologie** med litterærhistorisk og grammatisk Inledning samt Glossar ved V. U. Hammershaimb. 5. Hæftet. Kbhvn. 1890 (erscheint seit 1885).
- Nordlander**, Anteckningar om några norrländska ortnamn (Svenska Föreningens Tidskrift VII (1888—1890), p. 164—176).
- Kristensen**, Danske ordsprog og mundheld. skjæmtesprog, stedlige talemåder, ordspil og samtaleord. Trykt med offentlig understøttelse 2 hæfter (400 S. + 274 S.) 8°. Kolding 1890.
- Peder Laes ordspråk** och en motsvarande Svensk samling. 1. Texter utgivna af Axel Kock och Carl af Petersens. Kjøbenhavn. 2. Hæft. 1890. (1. Hæft 1889). (Östnordiska och latinska medeltidsordssprak. Herausgeg. vom Samfund til Udgivelse af gammel nordisk Litteratur).
- Köbke**, Om Runerne i Norden 2. Udgave. Kbhvn 1890.

Die Sage von Ermenrich und Schwanhild¹⁾.

Von Max Roediger.

Die vornehmste Person der ostgotischen Heldensage ist nächst Dietrich von Bern König Ermenrich. Er lebte sowohl in der Sage der festländischen als auch der nordischen und britannischen Germanen, ist aber im Grunde historisch. Die älteste Nachricht über ihn und sein Ende, woran die Sage von Schwanhild sich knüpft, erhalten wir durch Ammianus Marcellinus 31, 3, 1. Es handelt sich um den Einbruch der Hunnen im Jahre 375 Nachdem sie die Alanen zum grossen Teil erschlagen hatten, fielen sie mit dem Reste vereinigt über die weiten und fruchtbaren Lande Ermenrichs her, eines sehr kriegerischen Königs, der sich durch viele Heldenthaten seinen Nachbarn furchtbar gemacht hatte. Seine Herrschaft war zwar fest genug begründet, um diesem plötzlich hereinbrechenden Unwetter Stand zu halten, aber da das allgemeine Gerücht die Grausigkeit der ihn schon nahe bedrohenden Feinde vergrösserte, so machte er seiner Furcht vor der schwerwiegenden Entscheidung durch freiwilligen Tod ein Ende. Da Ammian ein Zeitgenosse der Begebenheit und seine Darstellung davon einfach und unanstössig ist, dürfen wir ihm Glauben schenken.

Ganz anders klingt kaum zweihundert Jahre später (551) der Bericht des Jordanes in den *Getica* § 116—130. Den Hunnen wird hier nach alter Sage (*ut refert antiquitas*) eine Abkunft von gotischen Zaubrerinnen (*haliurunnæ*, got. *haljarúnôs*, ahd. *hellirúná*, ags. *hellervinan*) und unreinen Geistern der Wüste zugeschrieben; eine Hindin weist ihnen den Weg durch das Azowsche Meer. Wie ein Wirbelwind reissen sie die jenseitigen Völker mit sich und unterwerfen nach vielen Kämpfen auch die Alanen. Das erschreckliche und über die Massen hässliche Äussere der Hunnen, ihre Gewandtheit im Reiten und Bogenschiessen werden auf das lebhafteste und anschaulichste geschildert. Die Goten ergreift Angst vor ihnen. Ihr König war damals der kluge und tapfere Hermanaricus, der vornehmste

1) Der folgende Aufsatz entspricht im wesentlichen einem Vortrag, der am 20 März 1891 im Verein für Volkskunde gehalten wurde. Seine Entstehung wird es erklären, dass Litteraturangaben fast gänzlich fehlen, doch möge man Heinzel in seiner Ostgot. Heldensage S. 1 ff. und etwa noch Ranischs Dissertation „Zur Kritik und Metrik der Hamjisalm“ vergleichen.

aus dem königlichen Geschlecht der Amaler, der sich die finnischen Stämme bis über den Ural hinaus, die Heruler am Azowschen Meer, die Slaven und Eisten unterworfen hatte und überhaupt alle Völker Scythiens und Germaniens beherrschte. Mit Recht konnte man ihn Alexander dem Grossen vergleichen. Als die Hunnen aber heranrückten, befand er sich in übler Lage. Denn der treulose Stamm (oder Familie?) der Rosomoni, der ihm Heeresfolge zu leisten hatte, liess ihn bei dieser bedenklichen Gelegenheit im Stich. Er hatte nämlich die Sunilda, ein Weib aus dem genannten Stamme, wütend über den betrügerischen Abfall ihres Gemahls, an wilde Pferde binden und zerreißen lassen. Ihre Brüder Sarus und Ammius hatten, um den Tod der Schwester zu rächen, einen Mordanfall auf Hermanaricus gemacht und ihn verwundet, und durch diese Wunde war er siech und schwach geworden. Der Hunnenkönig Balamber nutzte diesen Umstand zu einem Angriff auf die Ostgoten aus, Hermanaricus aber, der die schmerzende Wunde und die Einfälle der Hunnen nicht mehr ertragen konnte, starb hochbetagt im 110. Jahre seines Lebens.

Hier liegt deutlich Sage vor, die, abgesehen von den Angaben über die Entstehung und den Einbruch der Hunnen, aus dem ungeheuren Umfang des Reiches und dem überhohen Alter des Hermanaricus spricht. Nicht minder daraus, dass er eines natürlichen Todes stirbt. Selbstmord ist eine Seltenheit bei den Germanen. Es nimmt sich wohl jemand das Leben, weil er nicht auf dem Krankenbette sterben will, oder der Besiegte, weil er der Schmach der Gefangenschaft entgehen möchte, oder ein Weib, um mit dem vorangegangenen Geliebten wieder vereint zu werden; aber ein Selbstmord aus Feigheit, aus Furcht vor der Entscheidung ist ungermanisch und schien bei einem so tapferen und mächtigen Herrscher wie Ermenrich völlig unglaublich. Ja selbst seine Besiegung durch die Hunnen konnte man nur begreifen, wenn besonders ungünstige Umstände den König am vollen Gebrauch seiner Macht hinderten, und da lag es vor allem nahe, ihn sich nach einem so thatenreichen Leben als greisenhaft und krank vorzustellen. An diesem Punkte hat die Weiterentwicklung der Sage eingesetzt. An den Selbstmord glaubte man nicht, er verschwand aus dem Gedächtnis, mit ihm sein historischer Anlass, der Hunneneinfall. Aber von einer schweren Krankheit des Ermenrich erzählt sogar noch die *Þidreccsaga* und das mittelhochdeutsche Epos, wenn sie ihr auch eine andere Ursache zuschreiben, und die Angaben über Ermenrichs Tod ins Schwanken geraten sind.

Es ist selbstverständlich ostgotische Sage, die wir aus dem knappen Berichte des Jordanes kennen lernen. Nur die Eroberungen und die Macht des Hermanaricus malt er breit und mit Wohlgefallen aus, ohne eine Spur der ungünstigen Ansicht, die sich später allerwärts vom Charakter Ermenrichs findet und die gerade in seinen lobenswerten Eigenschaften ihren Grund hat. Denn aus dem kriegerischen Eroberer und mächtigen

Gewalthaber war ein zwar nicht minder mächtiger, aber auch treulosser, grausamer, hab- und ländergieriger Tyrann geworden, wozu gewiss das Begebnis mit Schwanhild beigetragen hat. Dass aber bereits zur Zeit des Cassiodor diese Meinung im Schwange gewesen sei, möchte ich bei der Begeisterung des Jordanes für ihn, mag sie nun aus Cassiodor stammen oder nicht, als unbedingt sicher nicht hinstellen. Müllenhoff schliesst das (Zs. f. d. Altert. 12, 254) aus dem Schweigen Cassiodors über Ermenrich an jener Stelle, wo er Amalasuintha mit ihren Vorfahren vergleicht. Aber welches tertium comparationis hätte sich ihm zwischen jener und einem Eroberer bieten sollen? Sogar die grausame Bestrafung der Schwanhild motiviert Jordanes ausdrücklich mit einem nur zu begreiflichen Zornausbruch des Königs. Das früheste Zeugnis für seinen bösen Charakter gewährt der 9. Vers des Widsidliedes, und wenn es auch mit seinen ältesten Bestandteilen ziemlich nah an Jordanes heranrückt, so liegt doch immer noch die Möglichkeit vor, dass in der Zwischenzeit das Bild Ermenrichs sich verdüstert hatte, wenn nicht gar darin die Auffassung eines fremden Stammes sich ausprägt.

Ausführlicher liegt unsre Sage in der nordischen Überlieferung vor, die sich in einen norwegisch-isländischen und dänischen Zweig spaltet. Ersterer wird repräsentiert durch die beiden eddischen Lieder Hampismal und Guðrunarhvot, wozu die Ragnarsdrapa Bragis des Alten und Anspielungen in andern skaldischen Gedichten treten, welche beweisen, dass spätestens vom 9. Jahrhundert an die Sage im ganzen Norden bekannt war. In Prosa erzählen sie die Völsungasaga Kap. 40—42 und die Skaldskaparmal Kap. 42. Sie stimmen alle im grossen Ganzen überein und wir können sie daher zusammenfassen.

Eine Abweichung von Jordanes fällt sogleich ins Auge: die weibliche Hauptperson heisst nicht Sónarhildr, was dem Sunilda des Jordanes entspräche, sondern mit einem weit gebräuchlicheren Namen Svanhildr. Svanhild soll die Tochter des Sigurd und der Gudrun, also unseres Siegfried und unserer Kriemhild sein, doch ist diese Herkunft lediglich nordische Erfindung, von der man anderwärts ebensowenig weiss, als davon, dass Kriemhild ausser Siegfried und Etzel noch einen dritten Gemahl, den Jonakr, seinem Namen nach (vgl. slaw. jonaku, junakù „jung“) einen Slaven, gehabt habe. Strebte man aber durch Svanhild die Nibelungen- und Ermenrichssage zu verbinden, so ist sehr wahrscheinlich, dass sie in eine von ihnen bereits hinein gehörte und der Sunilda des Jordanes entspricht, nur ist der seltene, aber aus der Sage sich erklärende Name in einen alltäglichen, ähnlich klingenden verändert worden. Ebenso ihre Stellung. Will man den Jordanes nicht zu einem kläglichen Stammer machen, so kann man unmöglich seine Worte: *„dum quandam mulierem Sunilda nomine . . . pro mariti fraudulentò discessu reu . . . per diversa dicelli praecipisset“* (§ 129) mit Wilh. Müller in der Mythol. der deutschen

Heldens. S. 164 so auffassen, dass sie bestraft worden sei, weil sie ihren Gemahl, der König Ermenrich selber war, verlassen hatte! Sie ist vielmehr die Gattin eines uns unbekanntem vornehmen Mannes — aber nicht, wie man unter Hinzunahme einer an sich schon dunkeln Beowulfstelle behauptet hat, des Becca oder Bikki —, für dessen Abfall sie büßen muss. In der nordischen Überlieferung jedoch ist Svanhild in der That Jormunreks Gemahlin oder Braut.

Sie wächst bei Jonakr auf und bekommt zwei Brüder, den Hampir und Sorli. Dazu tritt in der Guðrunarhvot und den Prosaerzählungen noch ein dritter, Erpr, der aber nach den Hampismal nicht von Guðrun, sondern einer andern Mutter geboren, also der Stiefbruder jener beiden ist. Mit der durch Schönheit ausgezeichneten Svanhild will sich der mächtige König Jormunrekr vermählen. Er schickt zu Jonakr als Werber seinen Sohn Randver und seinen Ratgeber Bikki. Die Werbung wird angenommen und die beiden geleiten die Braut heim. Unterwegs rät Bikki dem Randver, die dem Vater Bestimmte für sich zu gewinnen, da das junge, schöne Weib für ihn besser passe, als für den alten Gebieter. So geschieht es, doch zu Haus angelangt verrät Bikki dem König den Betrug. Randver wird gehenkt und Svanhild soll von Pferden zertreten werden. Doch als sie am Boden liegend die Augen aufschlägt, wollen die Hengste sie nicht treten. Da lässt ihr Bikki einen Sack über den Kopf ziehen und nun verliert sie ihr Leben.

Als Guðrun vom Tod ihrer Tochter hört, reizt sie ihre Söhne Hampir und Sorli an, die Schwester zu rächen. Nur ungern willigen sie ein, da sie ihren Untergang voraussehen. Guðrun stattet sie (nach den beiden prosaischen Quellen) mit undurchdringlichen Rüstungen aus: nach den Skaldskaparmal befiehlt sie ihnen auch, den Jormunrek bei Nacht anzugreifen, was befolgt wird. Als die Brüder sich auf den Weg gemacht haben, treffen sie ihren verhassten Halbbruder Erp. Auf Befragen sagt er ihnen seine Hilfe zu, dennoch kommt es zum Streit und sie erschlagen ihn. Bei Jormunrek aber fehlt er ihnen, denn sie vermögen zwar dem Könige Hände und Füße, aber nicht den Kopf abzuhauen, sodass er, wenn auch verstümmelt, am Leben bleibt. Sie selbst werden, weil man ihnen nicht anders beikommen kann, mit Steinen überschüttet und gehen so zu Grunde.

Der dänische Zweig der nordischen Überlieferung liegt im 8. Buche des Saxo Grammaticus vor (S. 408 ff. ed. Müller). Seine Erzählung bietet für die Ermenrichssage im allgemeinen ein paar beachtenswerte Züge dar — ich meine das Auftauchen der im Norden sonst nicht nachweisbaren Harlunge, die Erwähnung der prächtigen Burg des Ermenrich oder Jarmericus, den Versuch, Biccus Treulosigkeit zu motivieren, was auch der Þidreessaga und der Vorrede zum Heldenbuch notwendig schien —, hat sie daneben aber, wie es Saxos Art ist, phantastisch ausstaffiert, namentlich

durch eine abenteuerliche Jugendgeschichte des Jarmericus, und willkürlich umgemodelt. Jarmericus ist natürlich in die Reihe der Dänenkönige gesteckt, Bico ist ein livländischer Prinz, Swavilda eine Hellespontierin — was wohl weiter nichts heissen soll als Tochter eines Seekönigs — und ihrer Brüder sind nicht zwei oder drei, sondern vier; benannt werden sie nicht. Jarmericus' Sohn, der hier Broderus heisst, wird von Bico wie in der Þidreccsaga zu Unrecht beschuldigt, entgeht glücklich dem Galgen und wird seines Vaters Nachfolger. Die Swavilda wollen auch bei Saxo die Rosse nicht zertreten, weil sie sich scheuen, ihre schönen Glieder zu verletzen. Der König sieht darin ein Zeichen ihrer Unschuld, aber Bico erklärt es für Zauberei und lässt sie aufs Gesicht legen, sodass sie dennoch zerstampft wird. Bevor die Hellespontier den Jarmericus angreifen, haben sie in einem Streit um anderwärts gemachte Beute einen grossen Teil ihrer Leute getötet und können daher nur mit Unterstützung einer Zaubrerin Guthruna in Ermenrichs Burg eindringen. Guthruna schlägt Jarmericus Mannen mit Blindheit, aber Othinus giebt ihnen das Augenlicht zurück und heisst sie die Hellespontier, die durch Zauber gegen Waffen gefeit waren, mit Steinwürfen töten. Gudrun tritt hier noch deutlich genug hervor, von Erp jedoch haben wir nur noch einen schwachen Widerschein in den getöteten Untergebenen der Hellespontier. Ein Eingreifen Odins kennt auch die Volsungasaga, die es aus einer dunkeln Stelle der von ihr benutzten Hampismal erschlossen hat. Gerade ihr ist ja das Auftreten Odins in bedeutsamen Momenten geläufig.

Im ganzen bestätigt Saxo, was uns in reinerer Gestalt die älteren nordischen Quellen lehren, nähert sich aber in anderen Punkten der Þidreccsaga. Sie, die sonst für die deutschen Heldensagen unschätzbar ist, fällt für die unsrige am wenigsten ins Gewicht. Da sie eine der Mitte des 13. Jahrhunderts angehörende Aufzeichnung von Erzählungen deutscher Kaufleute aus Bremen, Münster und Soest in altnordischer Sprache enthält, so repräsentiert sie die niederdeutsche Sagenform. Sie zeigt uns Kap. 276 ff. Erminrik als den mächtigen Oberkönig in Rom, dem der grösste Teil Europas gehorcht, und als seine rechte Hand seinen Ratgeber Sifca, den oberdeutschen Sibeche. Er trat aus der ebenfalls mit Ermenrich verknüpften Harlungensaga, in der er eine ganz analoge Rolle spielt, in die von Schwanhild über und hat Bikki verdrängt. Seine verderbliche Thätigkeit hat die Þidreccsaga gesteigert, indem nicht nur ein, sondern drei Söhne Erminrics durch seine Ränke umkommen. Sie hat auch, wie ich schon erwähnte, seine Untreue motiviert, indem er sie aus Rache übt, als Erminrik seine Gattin geschändet hat. Dass diese Begründung eine junge Weiterbildung der Sage ist, die ihr Entstehen dem Bedürfnis einer Erklärung von Sifcas Charakter und Handlungsweise verdankt, liegt auf der Hand, und man sollte um so weniger Schwanhild—Sunilda zur Gemahlin des Sifca—Bikki—Becca haben machen wollen. Schwanhild ist vielmehr

hier ganz verschwunden und Erminriks Sohn, den die Sage Samson nennt, wie Erminriks Vater, leidet unschuldig. Denn nur um ihn zu verderben und den Vater auch seines letzten Sohnes zu berauben, klagt Sifea diesem, Samson habe seiner Tochter Gewalt anthun wollen, und bittet den König, das zu strafen. Man reitet, als Sifea diese Mitteilung macht, gerade auf die Jagd. Erminrik sprengt zornig auf seinen Sohn zu, reisst ihm an den Haaren vom Pferde und des Königs Ross tritt ihm zu Tode. Der Vater gerät also in äusserste Wut über ein Verbrechen, dessen er sich doch früher selbst schuldig gemacht hatte — Beweis dafür, dass die Motivierung von Sifeas Tücke nicht zutreffen und nicht altüberliefert sein kann, wenn sie auch in der Vorrede des Heldenbuches wiederkehrt. Dass dieser Sohn aber der echte und ursprünglich einzige ist, verrät die Bemerkung, er sei zwar der jüngste gewesen, doch hätten sich an ihm die grössten Hoffnungen geknüpft. Wie sehr die Sage hier zerrüttet, brauche ich im einzelnen nicht zu erörtern, wie es denn auch selbstverständlich ist, dass der Rachezug bei dieser Gestalt fortfallen musste. Gerade ihm dagegen und zwar ihm allein haben uns die Quedlinburger Annalen aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts noch bewahrt. Sie berichten, dass der Gotenkönig Ermanaricus von den drei Brüdern Hemidus, Serila und Adaccarus durch Abhauen der Hände und Füsse getötet worden sei, aber nicht weil er ihre Schwester, sondern weil er ihren Vater ermordet hatte. Von Schwanhild giebt es eben im Süden nach Jordanes keine Spur mehr, ausser der verblassten in der *Þidreccsaga*. Immerhin würde sie beweisen, dass man auch hier einst die Verführung der Stiefmutter durch den Stiefsohn kannte, wenn dies nicht schon aus der Erwägung folgte, dass die Nordleute ihre Sagenform nur von den Sachsen, Friesen oder Angeln erhalten haben können. Von Wert ist das Zeugnis für einen dritten Bruder, der dem nordischen Erp entspricht, den Namen des historischen Odoacer aber natürlich mit Unrecht trägt. Den wahren kannte der Annalist nicht oder setzte Odoacer dafür ein, weil ihm, wie andere Stellen seines Werkes lehren, dessen Verhältnis zu Dietrich von Bern oder Theodorich dem Grossen aus der Geschichte und Dietrichs Verbindung mit Ermenrich aus der Sage bekannt waren. Auch Ermenrichs einzigen Sohn und dass er vor dem Vater gestorben, erwähnt er, aber nicht, auf welche Weise er seinen Tod fand. Er nennt ihn Friedrich, wie auch die süddeutsche Sage durchweg, die seinen Tod aber nicht mehr mit einem Weibe verknüpft. Die Würzburger Chronik schreibt die Quedlinburger Annalen aus, Eekehart von Aura benutzt wiederum die Chronik, aber daneben den Jordanes, weshalb er nur zwei Brüder gelten lässt, den Sarinus und Ammius, die das Volk Sarelou und Hamidiech heisse. Mit dieser Angabe erlischt die Kunde von der Rache der Brüder, und doch geben sie allein uns die Möglichkeit, die mythischen und historischen Bestandteile, welche in dieser wie in jeder andern Heldensage sich paaren, zu sondern.

Von vornherein dürfen wir in unsrer Erzählung als historisch nur in Anspruch nehmen, was Ammian überliefert, also den Tod des kriegerischen und mächtigen Gotenkönigs Ermenrich beim Einbruch der Hunnen, und zwar den Tod durch Selbstmord. Weshalb letzterer und wie er von der Tradition ausgeschieden werden konnte, habe ich erörtert. Weiter aber als bis zu der Wahrscheinlichkeit, dass der König bei seinem Tode nicht mehr in voller Kraft gestanden habe, vermochte man durch blosse Kombination nicht zu gelangen. Die Gründe seiner Schwäche hätte man geradezu erfinden müssen, wenn nicht ein Mythos, der, wie mehrfach, durch einen Namen seinen Zusammenhang mit den geschichtlichen Thatsachen zu beweisen schien, willkommene Hilfe geboten hätte.

Müllenhoff hat in der Zs. f. deutsches Altert. 30, 222 die Vermutung ausgesprochen, dass der Mythos von Schwanhild und ihren Brüdern eher dem Gott Irminiu als dem König Ermenrich angehört habe, und hat dort an der Sage von den Harlungen, den Neffen des Ermenrich, gezeigt, dass sie eigentlich vom Himmelsgott und seinen Söhnen, den Dioskuren handelt, welche beschuldigt werden, der Gemahlin des Gottes nachgestellt zu haben und den gleichen Tod wie Randverr und Broderus erleiden. Die Verwandtschaft mit unserer Sage entging ihm also nicht und er stellt auch die Frage, ob der Tod des Henkens und die Beschuldigung, die ihm veranlasst, auf Übertragung aus der Harlungensage beruhen könne. Ich hoffe, zu zeigen, dass dies nicht der Fall ist, so wenig wie das umgekehrte.

Auf den Ausgangspunkt der Hypothese von der Verknüpfung des Ermenrich und Irminiu hat sich Müllenhoff nicht eingelassen, den Beweis nämlich, dass Irminrich ein Beinamen des Tin, des Tiwaz der Germanen war. Belegt ist der Name nirgends, aber passend ist er durchaus für Tiwaz. *irmîn* bedeutet in Zusammensetzungen „erhaben, allumfassend, ohne gleichen“, germ. *Ermanarîkaz* wäre also „ein König über alle und alles, ein König ohne gleichen“. Tiwaz war ein solcher: er war der uralte Gott des lichten Tages und Himmels, der, bevor ihn Wodan verdrängte, an der Spitze des Götterstaates stand, der *irmîngot*, wie das Hildebrandslied ihn zu nennen scheint, der den Beinamen Irmin trug, der Gott, welchen der Kern der Germanen nach Tacitus Germania Kap. 39 als *regnator omnium* d. h. eben *Ermanarîkaz*, Ermenrich verehrte und dem die Sachsen eine *Irmînsîl*, eine *universalis columna* nach der Übersetzung des Rudolf von Fulda, errichtet hatten. Seine Gemahlin als Gottes des alles überwölbenden und bedeckenden Himmels war die Erde, als Gottes des lichten Tages die Sonne. Letzterer muss Svanhild entsprechen, und ihre Schönheit und leuchtenden Augen heben die nordischen Quellen genugsam hervor. Ja die eddische Sigurdarkyða III sagt Str. 55 von ihr „Sie wird weisser sein als der heitre Tag, Svanhild der Sonnenstrahl“. Doch könnten die leuchtenden Augen ihr als Welsingin angeboren sein und jedes hervor-

ragend schöne Weib von einem begeisterten Dichter also gepriesen werden. Deshalb lege ich mehr Gewicht auf folgendes.

Wenn der Gott des Tages sich, um den Gipfel seiner Macht zu erreichen, mit der Sonne vermählen will, wird sie ihm nach den indischen Mythen von den Aëvins zugeführt. Sie sind ein rüstiges und reisiges Jünglingspaar, angethan mit leuchtenden Rüstungen, die Dioskuren, Söhne des Dyâus, Zeus oder Tiwaz. Ihnen entsprechen die ebenfalls mit Rüstungen, und zwar zauberischen, undurchdringlichen, ausgestatteten Brüder der Sunilda oder Svanhild Sarus und Ammius. Die Rüstungen sind so charakteristisch für sie wie für die Aëvins, denn sie heissen danach: Sarus gehört zu got. *sarwa* (Plur.) „Bewaffung, Rüstung“, Ammius statt Hammius zu got. **hama*, ahd. *hamo* „Kleid“, im Namen eines Mannes selbstverständlich so viel als „Kriegskleid“. Gotisch würden die Namen *Sarws* und *Hamjis* lauten, wovon nord. *Sorli* = ahd. *Sarulo*, Quedlinbg. Ann. *Serila*, got. **Sarwila* Koseform, nord. *Hampir* = ahd. *Hamideo Hemidio* eine Weiterbildung durch Zusammensetzung ist, die einen jungen Mann im Kriegskleid bezeichnet. Die Namen des Jordanes aber sind weder zusammengesetzt noch aus componierten gekürzt — sonst müssten sie auf *-a* ausgehen —, und solche einfachen Namen deuten immer auf mythische Träger. Der dritte Bruder führt im Norden einen auf die Farbe seiner Haare oder seines Gesichtes gehenden Namen: *Erpr*, and. *Erpo*, ahd. *Erpho* (wovon *Erpes* oder *Erphesfurt* „Erfurt“) ist der braune, dunkle, als welchen ihn auch die Brüder in den Hampismal bezeichnen. Sie selber sollen nach den Skaldskaparnal wie alle Nibelunge rabenschwarzes Haar gehabt haben. *Erpr* unterscheidet sich also scharf von ihnen. Die beiden echten Brüder hat man auf das Zwielight gedeutet und die Erläuterung unsrer Sage wird diese Zurückführung bestätigen.

Nicht immer walten die Aëvinâu treulich ihres Amtes als Brautführer: es geschieht auch, dass sie die dem Vater bestimmte Braut mit deren Einwilligung für sich behalten. Dann straft sie der Himmels-gott mit dem Tode durch den Strang, der schon zu Tacitus' Zeit den Verrätern und Überläufern bestimmt war (Germ. 12. J. Grimm, Rechtsaltert. 682 f.). Er trifft die Dämonen des Zwielichts, wenn der helle Tag anbricht und die Sonne am Himmel emporsteigt. Aber auch die treulose Braut wird bestraft, nur dass die Rache sie erst am Abend ereilt. Vielmals werden die Rosse als Wolken gedacht: ich erinnere nur an Odins achtfüssiges graues Pferd und an die der Valkyrjen, von denen Tau und Hagel auf die Erde niederfällt. Wenn nun die Abendwolken die Sonne bedecken oder sie in Streifen aufzulösen scheinen, dann wird Sunilda von den Rossen zertreten oder zerrissen, dann ist sie die Hild, welche zur Sühne, wie ihr echter Name besagt (got. **sóna*, ahd. *suona*), für ihr Vergehen oder nach Jordanes das ihres Gemahls (*pro mariti fraudulentò discessu*) umkommt.

Doch wenn die Sonne untergeht, wird das Zwielight wieder lebendig

und rächt sich am Tagesgott. Bei Anbruch der Nacht (vgl. die *Skaldskaparmal*) überfallen die Brüder ihn und verstümmeln ihn, finden aber auch selbst von neuem ihren Untergang, sobald die tiefe Finsternis der Nacht den abendlichen Dämmerchein verdrängt. Unter Steinen müssen sie gewissermassen begraben werden, weil sie als Lichtwesen unverwundbar sind, und nur das Dunkel ihre Kraft zu brechen vermag. Ebenso wenig können sie allein dem Tage den Garaus machen: es wäre ihnen nur mit Hilfe ihres braunen, dunkelen Stiefbruders gelungen, in dem wir einen Dämon des Dunkels finden dürfen. Dass er schon in der ursprünglichen Form des Mythos die helleren Brüder ergänzte, nicht etwa erst ein nordischer Zusatz ist, wird dadurch bewiesen, dass auch die südgermanischen Quedlinburger Annalen einen dritten Bruder kennen. Er wird einst als Sohn des Tages und der Nacht aufgefasst worden sein.

Dieser alte Dioskurenmythus, der den Tod des himmlischen Ermanarikaz darstellte, wurde an den historischen Airmanareiks geknüpft, um sein unbegreifliches Ende zu erklären. Bei dieser Vermenschlichung des Mythos aber mussten sich notwendig einige Änderungen einstellen.

Unmöglich wurden die Brüder, die beide in Eintracht um dasselbe Weib sich bewerben: sie mussten zu einem Solme des Königs zusammenschwinden. Dass dieser eine Neuschöpfung, sieht man noch daraus, dass sein Name in jeder Gruppe von Überlieferungen ein anderer ist. Nur in dem norwegisch-isländischen Randver. dem „Mann mit dem Schilde“ könnte noch allenfalls eine Erinnerung an den gerüsteten Dioskuren auftauchen. Dieser Sohn findet seinen Tod gleich den beiden im Mythos: weil aber die Verwandtenrache für den Mord des Weibes nach germanischer Anschauung nicht fehlen durfte, treten bei ihr die Dioskuren als angebliche Brüder der Getöteten wieder hervor. Der schlimme Ratgeber in der nordischen Gestalt der Sage verkörpert die bösen Gedanken des Solmes, entlehnt jedoch ist er jener Anschauung von Ermenrich, die in ihm den grausamen, treulosen, habgierigen Tyrannen erblickte: für diese schlimmen Eigenschaften war Bikki das lebendige Bild. Sein Name hat die Form einer kosenden Bezeichnung; erklärt ist er noch nicht.

Habe ich mit meiner Deutung der Sage recht, so ergibt sich, dass sie uns bei Jordanes in unvollkommener Gestalt vorliegt. Von dem Solmi ist keine Rede, Sunilda ist nicht Gemahlin des Hermanaricus, sondern eines andern, ohne Zweifel vornehmen und bedeutenden Mannes, auf dessen Beistand der König in seiner bedrängten Lage grosse Hoffnungen gesetzt hatte. Die schreckliche Strafe an seinem zurückgelassenen Weibe spricht hierfür, bezeugt vielleicht auch, dass Hermanaricus sie für mitschuldig erachtete, da sie ja aus der — noch unerklärten — *Rosomonorum gens infida* stammte. Wir könnten in der Erzählung des Jordanes einen zwar nicht mehr historischen, aber der Geschichte doch noch einigermaßen nahe liegenden Bericht erblicken, wenn nicht gerade die Namen der drei Ge-

schwister schon ihrer Bildung nach mythische wären. Die Worte des Jordanes so zu pressen, dass man in dem Verräter des Königs Sohn, in seiner Gemahlin die dem König entzogene Braut finden wollte, empfiehlt sich gewiss nicht. Lieber nehme ich an, dass durch Jordanes oder schon durch seine Quelle Cassiodorius die Volkssage verunstaltet ward.

Berlin.

Die ethnographischen Arbeiten der Slaven, vornehmlich Oskar Kolbergs.

Von Wl. Nehring.

I. Was man heutzutage Volkskunde im engeren Sinne nennt, ist bei den Slaven sehr alt; so weit man die wissenschaftliche Litteratur darüber übersehen kann, gehören slavische Gelehrte zu den ersten, welche über Erscheinungen des heimischen Volkswesens und Volksgeistes schrieben. In Russland wurden Sammlungen von Volksliedern und Volkssitten schon im vorigen Jahrhundert besorgt; die mächtigste Anregung zu ähnlichen Sammlungen und Studien des eigenen Volkes in Wort und Brauch brachte bei den anderen Slaven die Bewegung am Ende des vorigen und im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts, welche slavische Kritiker mit Wiedergeburt, Wiedererwachen des nationalen Geistes bezeichnen. Bei der Zersplitterung der slavischen Völker und Stämme und bei den verschieden gearteten politischen Verhältnissen derselben ist es selbstverständlich, dass der Gewinn der ethnographischen und ethnologischen Arbeiten der Gelehrten verschiedener slavischer Volkszweige ein durchaus verschiedener war, je nach den wesentlich oder zufällig abweichenden günstigen oder ungünstigen Bedingungen; eines aber kann behauptet werden, dass die Bestrebungen der slavischen Forscher auf dem Gebiete der Volkskunde bei den verschiedenen slavischen Völkern, mit geringen sehr günstigen Ausnahmen, sich mehr unabhängig von den gleichen Bestrebungen bei anderen Völkern und unter Umständen planlos entwickelten, ohne doch hinter diesen weit zurückzubleiben; das weite Gebiet mit seinen verschiedenen Zielen der Altertumskunde, des Studiums des Volkstums und der Förderung des Nationalbewusstseins überhaupt bot Raum zu den verschiedensten Arbeiten.

Wenn ich es nun unternehme, diesen Bestrebungen in einer gewissen

Übereinstimmung mit den Gesichtspunkten dieser Zeitschrift zusammenzustellen, so geschieht es, da das ganze weitschichtige, vielsprachliche und sehr zerstreute Material selbst in den bevorzugten wissenschaftlichen Centren in Russland kaum zugänglich ist, mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, dass die hier gegebene Übersicht gewiss nicht erschöpfend sein kann; die Vollständigkeit liegt auch schon wegen der Reichhaltigkeit des Stoffes nicht in der Absicht des Unterzeichneten (die anthropologische Seite musste unberücksichtigt bleiben); ich wünsche vielmehr zu zeigen, dass das Interesse für slavische Volkskunde bei den Slaven sehr alt ist, dass dieses Interesse von den besten und vornehmsten Forschern bekundet und dass auf diesem Gebiete von slavischen Schriftstellern schon Bedeutendes geleistet worden ist; spätere Ergänzungen können dieses Bild im Einzelnen vervollständigen.

In Russland trugen die politischen Verhältnisse seit jeher dazu bei, die Eigenart des Volkes zu erhalten und die Aufmerksamkeit auf dieselbe ununterbrochen zu lenken: zunächst der Gegensatz gegen die benachbarten Lateiner, sodann die kirchlichen, vornehmlich aber politischen von Peter dem Grossen ausgehenden Reformbestrebungen, welche die Altgläubigen und die Altrussen an dem Überlieferten starr festhalten liessen, schliesslich die vielen Bestrebungen um die Wahrung des Russentums gegen das Abendländische und um die Befreiung des Volkes von der mittelalterlichen Unfreiheit und Leibeigenschaft, welche selbst in unsere Zeiten hineinragen; bekanntlich haben die lokalen statistischen Comités zur Entscheidung der Emanzipationsfrage viel statistisches und ethnographisches Material gesammelt, welches auch wiederholt bearbeitet wurde. Der Mittelpunkt dieser Strömungen, zum Teil gegen die in Petersburg sich geltend machende Hinneigung zur fremdländischen Kultur war seit dem vorigen Jahrhundert Moskau: hier bildete sich, schon zu Katharinas II. Zeiten, ein Verein zur Aufklärung des Volkes durch Herausgabe von Volksbüchern u. s. w.; hier bildeten sich später Vereine zum Studium der russischen Altertümer und des nationalen altererbten Volksgutes, wie z. B. die mit der Universität verbundene Gesellschaft der Freunde russischer Geschichte und russischer Altertümer (seit 1846), ein Verein der Freunde der Volksliteratur, ferner der Gräflin Uvarovsche Altertumsverein; später entstand der Verein für Naturwissenschaften, Anthropologie und Ethnographie; hier wirkten Kalajdovič, Kireëvskij, Bodjanskij und andere Altertumsforscher; hier regten sich die ersten Keime der Bestrebungen der Slavophilen und Pan-slavisten. Aber auch Petersburg folgte dem gegebenen Antriebe, und überall fanden die auf das Sammeln und Studium der Altertümer und der Volkskunde gerichteten Bestrebungen das grösste Entgegenkommen der Regierung, besonders seit der Regierung Alexanders II. In Petersburg entstand in den 60er Jahren die mit grossartigen Mitteln ausgestattete Geographische Gesellschaft, deren ethnographische Abteilung für ein ein-

gehendes Studium des Volkswesens von Anfang an in überaus erfolgreicher Weise thätig ist, sowohl durch systematisch an Ort und Stelle von Beauftragten und Expeditionen unternommene Forschungen als auch durch Förderung von Einzelarbeiten; eine besondere Abteilung wurde mit der Erforschung der südwestrussischen Landesteile beauftragt und war seit jeher sehr thätig; eine besondere Abteilung hat ihren Sitz in Kiew und veröffentlicht seit 1873 wertvolles Material; eine andere Kommission in Wilna für die ethnographische Erforschung Weissrusslands war schon seit den 60er Jahren thätig. In Moskau wurde eine Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften, der Anthropologie und Ethnographie mit drei Abteilungen begründet, von denen die zwei letzt genannten die russische Volkskunde durch hervorragende Veröffentlichungen förderten. Ausserdem war bei jeder Gubernialregierung seit vielen Jahrzehnten eine statistische Abteilung thätig, Materialien für Statistik, Altertümer und Volkskunde zu sammeln und zu veröffentlichen. Zahlreiche Gelehrte lieferten auch ausserhalb der genannten Vereine schätzenswerte Beiträge zum Studium des russischen Volkswesens; die verschiedenen Veröffentlichungen fanden im Lande rasche Verbreitung und das Publikum wendete den Ergebnissen derselben, wenn auch nicht allgemein, ihre Gunst und ihr Interesse zu. — Ein gewisser Teil des reichhaltigen ethnographischen Materials ist von Ausländern geliefert worden. Das russische Volk ist nämlich seit früher Zeit Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit von Fremden gewesen nach der Seite seines Glaubens, seines Aberglaubens und seiner Sitten: seit Herbersteins *Rerum Moscovitarum commentarii* von 1517 und 1525, herausgegeben 1549, bis zu solchen Büchern, wie Barrys *Russia* und Ivan at home in unserer Zeit, zieht sich eine Reihe von schätzenswerten Berichten Fremder über Russland und die Russen, wie Olearius 1647, Beauplan u. a., deren Zahl durch die Aufzählung in Bestuževs *Russischer Geschichte* in dem Abschnitt „*Skazanija inostrancev*“ nicht erschöpft ist.

In Serbien wandte man sich ebenfalls sehr früh und zwar infolge der Befreiungskriege dem Studium des Volkswesens, vornehmlich der Hebung des Schatzes des Volksgeistes in Wort und Sitte zu. Die ersten Publikationen der serbischen Volkslieder (die erste vom Jahre 1814), der Sitten, Gebräuche u. s. w. des serbischen Volkes von Vuk Stephanović Karadžić, welche in Europa, vornehmlich in Deutschland, unter anderen von J. Grimm mit unbedingtem Beifall und mit Bewunderung aufgenommen wurden, lenkten auf die eigenartigen, im serbischen Volksmunde und Volksleben seit Jahrhunderten erhaltenen Schätze die Aufmerksamkeit der Serben selbst und regten zahlreiche, dem Beispiele Vuks folgende Sammler und Forscher an, die schätzbare, indess noch nicht zum Abschluss gelangtes Material lieferten und wissenschaftlich beleuchteten, um so schätzbarer, da mit Ausnahme der Belgrader Gelehrten-Gesellschaft und der Agramer

Akademie der Wissenschaften die mühe- und verdienstvollen Arbeiten von oben wenig unterstützt wurden.

Auch in Böhmen und in der Slovakei ist das Studium der heimischen und slavischen Volkskunde sehr alt. Die ersten Bestrebungen in dieser Richtung gingen zum Teil von Männern aus, deren Wiege in der Slovakei gestanden hatte. Der wissenschaftliche Trieb, zunächst zur Altertumsforschung, wurde in Böhmen von dem bekannten, ebenfalls in Ungarn geborenen Slavisten Dobrovský angeregt und teilte sich dann, wie Scheidemünze, weiteren gelehrten und nicht gelehrten Kreisen mit, die das Sammeln sich angelegen sein liessen und unter denen Namen sich befanden, wie Hanka, Jungmann, Šafařík u. a. Noch zur Zeit Dobrovskýs († 1829), mehr noch in den dreissiger Jahren war Prag thatsächlich der Mittelpunkt der slavischen Wissenschaft. Hier erschienen die bedeutendsten Werke, betr. Geschichte und Altertümer Böhmens und der Slaven überhaupt: hierher wanderten junge russische, polnische und kroatische Gelehrte und trugen die im Verkehr mit Šafařík, Hanka, Palacký u. a. gewonnene Liebe zu den slavischen Altertümern in ihre Heimat zurück, um dort Sinn und Interesse für das Volk und das Volkstum zu wecken und zu steigern, denn das Interesse für das Volk, seine Vergangenheit, seine Sagen, Sitten u. s. w. stellte sich damals in den Dienst der slavischen Altertümer. Auch von Seiten der Obrigkeit wurde schon sehr früh Interesse für das Volkstum bethätigt: wir erfahren jetzt, dass gegen 1820 die Kreisbehörden in Böhmen und Mähren amtlich aufgefordert wurden, für die Sammlung von Volksliedern zu sorgen.

Auch in Polen ist das wissenschaftliche Interesse für heimische und slavische Volkskunde sehr alt: der bekannte H. Kollontaj (Kołłataj) machte schon 1802 auf die Notwendigkeit aufmerksam, das Volk in seiner physischen Erscheinung, seiner Sprache, Tracht, Sitte u. s. w. zu studieren: der Dichter Woronicz lenkte gleichzeitig die Aufmerksamkeit auf die Volkspoeseie: in den Jahren 1814 und den folgenden durchwanderte Zorjan Chodakowski, ausgestattet mit ansehnlichen russischen Regierungsfonds, die polnisch-russischen Länder und sammelte Volkslieder, besuchte sagenumspinnene Erdaufschüttungen, ohne die Herausgabe seiner umfassenden Materialien zu erleben. Das von ihm gegebene Beispiel fand begeisterte Nachahmung, besonders Wojciekisz und Golebiowski; seit 1830 war für die polnische Volkskunde der Weg geöffnet.

Auch bei den anderen slavischen Völkern fand sich schon früh Interesse und Liebe für das Studium des Volkstums, wenn auch mehr vereinzelt.

II. Der Hauptanteil an den slavisch-ethnographischen Studien fällt den Russen zu. Bei ihnen sind die frühesten und zahlreichsten Arbeiten zu verzeichnen. Volkslieder wurden schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gesammelt: eine Sammlung von Čulkov, freilich auch mit Liedern

aus beliebten Opern, ist 1770, sodann im vorigen Jahrhundert noch zwei Mal erschienen.

Die Zahl der in demselben Jahrhundert erschienenen Liedersammlungen ist ziemlich bedeutend, auch die sonstigen auf die traditionelle Volkslitteratur bezüglichen Arbeiten vor 1800 sind nicht unbedeutend: hier seien vor allem ältere und neuere genannt, die allgemeiner Natur sind und teils auf mehrere Teile der russischen Volkskunde, teils auf andere slavische Völker sich beziehen. Obenan stehen die Arbeiten der schon erwähnten Petersburger Geographischen Gesellschaft mit ihren Abteilungen, vornehmlich mit der ethnographischen Abteilung, welche seit 1867 *Zapiski* (Denkschriften) der geographischen Gesellschaft herausgibt, mit Arbeiten von Lamanskij, Majkov, Saveliev, O. Miller, Hildebrandt u. a. Die seit dem Jahre 1860 geplante Expedition nach Südwestrussland zur Erforschung des kleinrussischen Volkes kam unter Hildebrandt, Čubinskij u. a. erst 1870 zu Stande und veröffentlichte seit 1872 ihre zum Teil grundlegenden Arbeiten in *Trudy etnografičesko-statističeskoj expedicii v jugozapadnom kraě*. Eine Abteilung für Weissrussland gab schon seit 1853—1864 *Etnografičeskij Sbornik* (Ethn. Samml.) heraus; eine besondere Abteilung mit dem Sitz in Kiew giebt seit 1873 heraus *Zapiski južnozapadnago otděla imper. russkago geografičeskago obščestva* (Denkschriften der südwestl. Abteilung der Geogr. Gesellsch., von Čubinskij, Dragomanov, Kupčanko u. a.). Die Moskauer Gesellschaft für Naturwissenschaften, Anthropologie und Ethnographie, insbesondere die letzte Abteilung veröffentlicht *Trudy etnografičeskago otděla* (Arbeiten der ethn. Abteilung u. s. w.) mit Beiträgen von Vsev. Miller, Jančuk, Anučin u. a.; ihr Organ ist seit 1889 die Zeitschrift *Etnogr. obozrënije* unter der Redaktion von Jančuk. Die in Moskau in dem Rumjanceovschen Museum befindlichen ethnographischen Sammlungen, darunter die stattliche Reihe von ethnographischen Darstellungen in Wachfigurengruppen von Vertretern verschiedener Russland und die slavische Welt bewohnender Stämme in ihren heimischen Trachten, ihren Wohnungen, ihrer häuslichen Geschäftigkeit u. s. w. hat Prof. Vsev. Miller (Direktor des Museums) beschrieben in *Sistematičeskoe opisanie kollekcii Daškovskago etnografičeskago Muzea*, Mosk. 1887; es ist nur sehr zu bedauern, dass dieses gelungene ethnographische Mamekin-Museum nicht durch Abbildungen bekannt gemacht wird. Derselbe Gelehrte giebt seit 1885 heraus periodisch wiederkehrende Sammlungen für russische Ethnographie (*Sbornik materialov po etnografii izdavaemyj pri Daškovym Muzeě*), wo neben nicht russischen Stämmen auch mitunter russische und slavische berücksichtigt wurden, z. B. in Bd. I. in der Arbeit über das Eherecht der Bulgaren. Hochzeitsgebräuche derselben u. s. w. Beiträge zur russischen und slavischen Volkskunde bringen die Schriften der Petersburger Akademie der Wissenschaft (II. Abteilung), die Zeitschrift des Aufklärungsministeriums (*Žurnal ministerstva narodnago*

prosvěšćenija) Drevnosti (Altertümer) des Uvarovschen Vereins in Moskau u. a.: ausserdem berücksichtigen die statistischen Comités bei den Gubernialregierungen in ihren Veröffentlichungen auch sorgfältig die ethnographischen Verhältnisse. — Den gesamten Niederschlag der poetischen Naturanschauungen der Slaven in Liedern, Märcen, Sprüchwörtern u. s. w. verwertete Afanasiev in Poetičeskija vozrženija Slavjan na prirodu 3 Bde. M. 1869, trotz aller Mängel doch wertvoll; ebenso O. Miller die Anschauungen und Kundgebungen des russischen Volkes in Opyt istorič. obozrženija ruskoj narodnoj slovesnosti. Mosk. 1866, wozu eine Chrestomathie gehört; in anderer Weise Tereščenko in Byt naroda russkago 7 Bde. 1848. Vor allem verdient an dieser Stelle genannt zu werden die ältere Arbeit von Sacharov Skazanija russkago naroda 1840, welche zu zwei grösseren Bänden gediehen ist und Sittenschilderungen, Feste, Lieder, Sprüchwörter u. s. w. enthält. — Über slavische oder russische Volkspoesie haben geschrieben ausser Bodjanskij (O narodnoj poezii slavjanskich plemen M. 1837), L. Štur (O nar. písni. i pov. slov. Prag 1853), Kostomarov (Ob istor. značeenii ruskoj nar. poezii. Chark. 1843, später 1871), ausser Vsev. Miller u. a. in Uvarov's Drevnosti, vornehmlich Jagič in Gradja (Materialien) za istorijn slovinske narodne poezije 1876 (Rad jugoslav. Akademie Bd. XXXVII). In einer Abhandlung über die Erwähnung und Bedeutung des Flussnamens Dunaj in den slavischen Volksliedern (Archiv f. slav. Philol. I) verwertet derselbe Gelehrte den gesamten Liederschatz. In früherer Zeit hat Buslaev in Istoričeskie očerki ruskoj nar. slovesnosti i iskustva M. 1861 sich über die traditionelle Volkslitteratur geäussert: ausserdem hat Chalauskij im Warschauer Russkij filologičeskij věstnik (seit 1871) Studien über russische und serbische Volkslieder geschrieben¹⁾. Auf Überlieferungen aller Völker beruht die Abhandlung von Sumcov (in Žurn. minister. nar. prosv. 1880. Novbr.) O slavjanskich narodnych vozrženijach na novoroždennago rebenka (Volksanschauungen über ein neugeborenes Kind). Über die Aufgaben der russischen Ethnographie haben gehandelt Pypin 1885 (in Věstn. Evropy) und Anučin in der Mosk. ethnog. Ztschr. Etnog. obozr. Bd. I. 1889. Ein wertvoller Festkalender ist das Buch von Hanuš Bajeslovný Kalendár slovanský Prag 1860.

So wie das Interesse für Volkspoesie in Russland sehr früh erwacht ist, so ist die darauf bezügliche Litteratur auch sehr reich. Die Sammlungen sind sehr zahlreich: im Jahre 1838 zählte Sacharov deren 126: die Zahl derselben, welche freilich alle erreichbaren russischen Lieder umfassen, mit oder ohne Musik, zum Singen bestimmt oder nicht, volkstümlich oder nur beliebt und verbreitet, ist seitdem sehr gewachsen: hier sollen nur die bekanntesten Sammlungen genannt werden. Der Sammlung von Čulkov von 1770 folgte die reichhaltige (einige 2000 zum Teil aus

1) Die Schrift Laboulayes: Chansons popul. des Slaves, Par. 1864 ist mir nicht bekannt.

Čuk. abgeschriebene Lieder, meist auch beliebte Opern- und sonstige Arien enthaltende) Sammlung von Novikov 1780 und 1871, darunter auch etwa 300 Volkslieder; wenige Jahre später (1790) erschien in St. Petersburg eine Sammlung beliebter volkstümlicher Lieder (*Molodčik s molodkoju*) und andere, z. B. von Pratsch 1790, von Strachov (Hochzeitslieder) 1835. Mit dem Jahre 1804 beginnt die Veröffentlichung der russischen epischen Lieder, *byliny*, deren Hauptgruppe die *byliny* des Wladimirschen *Cyclus* sind. Im genannten Jahre erschien nämlich die später unter dem (falschen) Namen Kirša Danilov bekannte Sammlung *Drevnija russkija stichotvorenija*, unter welcher sich alte (die Sammlung geht in die Mitte des XVIII. Jahrhunderts zurück) Lieder und *byliny* von den Haupthelden der Wladimirschen Tafelrunde befinden; die Sammlung ist 1818 von Kalajdović von neuem herausgegeben worden. In der Regierungszeit Alexanders II. erschienen die umfassenden Sammlungen der *byliny*; zunächst die des bekannten Mosk. Gelehrten Kireëvskij, ausser bis dahin gedruckten viele neu gesammelte enthaltend, seit 1860 in einzelnen Heften, besorgt von Bezsonov, mit vielen Erläuterungen und Bemerkungen (2. Ausg. 1868 ff.). Ferner erschien gleichzeitig die Sammlung von Rybnikov (*Pěsni sobranija Rybnikovym*), meist epische aus dem Gouvern. Olonec in 4 Teilen 1861—67; zuletzt die des bekannten Altertumsforschers Hilferding *Ončskija byliny* 1873. — Die bekanntesten und wichtigsten Sammlungen grossrussischer, vornehmlich lyrischer Volkslieder sind ausser den von Kalajdović (1818), Sacharov, Kireëvskij und Rybnikov veröffentlichten die von Šein, *Russkija narodnja pěsni* I. M. 1870 und Melgunov *Russkija pěsni neposredstvenno s golosov naroda* u. s. w. mit Erklärungen M. 1879. Ausserdem verdient genannt zu werden die Sammlung von Daniil Kašin, *Russkija nar. pěsni sobr. i izdannija dlja pėnij i fortepiano* M. 1833—34, wegen der Melodien von grossem Wert. — Geistliche Volkslieder sammelten Kireëvsky 1848, sodann V. Varencov (*Sbornik russkich duchovnych stichov*) Pet. 1860, Jakuškin (*Russkija pěsni iz sobranija Jakuškina*) P. 1860, Bezsonov (*Kalėki perechozie, wandernde Bettler*) in 6 Heften 1861—64 und Barsov (*Duchovnye stichi geistliche Verse*) in Bd. IV der *Zapiski* der geogr. Gesellschaft. 1871. Die folgenden Sammlungen bieten einen irgendwie beschränkten Kreis von Liedern: Golovackij, *Svadebnyja pěsni* (Hochzeitslieder) in den Mosk. Čtenija 1864, Barsov, *Pricitanija* (Totenklagen) *severnago kraja* 1882—85, Kochanovskaja, *Bojarskija pěsni*, Karencov, *Sbornik Samarskago kraja* 1862, Mozarovskij, *Svjatočnyja pěsni, igry i gadanija Kazańskoj gubernii* Kaz. 1873, Chalanskij, Lieder aus dem Gouvern. Kursk, Čmutov aus Bėlozersk in *Russkij filol. vėstn.* II. ebenso Lieder aus dem Perm'schen Gouvernement.

Die wissenschaftliche Bearbeitung des reichhaltigen Liederschatzes hat, obgleich mehr in den Anfängen begriffen, schon erfreuliche Resultate ge-

zeitigt. Selbstverständlich sind die Heldenlieder (byliny) nach Inhalt, Form und ihrem Ursprung Gegenstand eingehender Forschungen gewesen. Genannt sind schon die allgemeinen Arbeiten von Buslaev und Jagić Gradja, wo das hohe Alter der byliny wahrscheinlich gemacht wird; erwähnt ist auch schon Bezsonov als Interpret der von Kireêvskij gesammelten Lieder. Der Erforschung der byliny widmeten eingehende Studien vor allem V. Stasov und Or. Miller, von denen der erste in der Abhandlung: O proizhoždenij russkich bylin (Věstnik Evropy 1868) zu zeigen suchte, dass die byliny in den natürlichen Verhältnissen, in dem Verhalten der Helden und ihrem Leben u. s. w. ein matter Abklatsch asiatischer, meist mongolischer Märchen, Lieder und Erzählungen seien, der andere aber im Gegensatz dazu in seinem ausführlichen (über 800 Seiten) Werke Ilja Muromec 1869 durch weitschichtige Vergleichen den mythischen Ursprung und Kern zu beweisen suchte. Keine dieser Ansichten fand bleibende Anerkennung, vielmehr machte sich die Forschung zur Aufgabe, dem Ursprung der byliny auf historischem und vergleichendem Wege nachzugehen: schon 1863 erschien Majkovs O bylinach Vladim. cykla, wo die historischen Bestandteile ermittelt werden, ferner zeigte Jagić im Arch. f. slav. Phil. I. dass in den byliny in christlicher Zeit hergewanderte Motive die dichtende Phantasie des Volkes beeinflusst haben. der Akademiker A. Weselovsky zeigte in einer Reihe von Abhandlungen (im Arch. f. slav. Phil., in Žurn. min., in Zap. Akad. u. s. w.). dass die Beziehungen zu den byzantinischen und südslavischen Überlieferungen auf die Entstehung der byliny in Südrussland führen; ferner beschäftigten sich mit den byliny Majkov „Nochmals über Zaonêžer byliny“ in Russ. fil. vêt. XIV, Chalanskij ebenda, Kvašnin-Samarin schrieb über die Sammlung von Hilferding in Russ. vêt. Bd. 113. Mit den Studien über byliny hängt auch zusammen die vergleichende Arbeit von Sozonovič über die Heldin-Frau: Pèsni o dèvuškò-voinè i byliny o Stavrè Godinovičè (Warsch. 1880). Es fehlt auch nicht an Einzelforschungen über andere Helden der älteren byliny, so Daškevič Byliny ob Alèšè Popovičè, Kiev 1883, mit einem eingehenden Nachweis des geschichtlichen Kerns und der Wanderung desselben von Rostov nach Moskau. und Damberg. Versuch einer Geschichte der russischen Ilja-Sage, Helsingfors 1887 (deutsch). In fremden Sprachen handeln über die byliny ausser der soeben genannten Dissertation, ausser Bistrom in Zeitschrift für Völkerpsychologie, Bd. VI. vor allem W. Wollner, Untersuchungen über die Volksepik der Russen. 1879, Rambaud, La Russie épique, 1876. und Ralston, welcher in den Songs of the russian people, 1872, den ganzen Liederschatz des russischen Volkes mit vieler Sachkenntnis bespricht. — Über die geistlichen Lieder hat vor allem A. Weselowskij in Razyskanija v oblasti duchovnych stichov, über wandernde Bettler in Vêt. Evropy, 1872, No. 4. vornehmlich über Barsovs Klagelieder, in Russ. Revue III gehandelt; über

wandernde Pilger siehe Sreznevskij Zapiski der Akademie, 1862. Die vielgestaltigen und weitverbreiteten Volkslieder von dem Land und Wege Russlands säubernden und sichernden Egorij Chrabryj im Vergleich mit St. Georg hat Kirpičnikov in systematischer und erschöpfender Weise behandelt (Sv. Georgij i Egorij Chrabryj Pet. 1879); Chalanskij hat nach dem Vorgange von Kostomarov den Charakter der klein- und grossrussischen Volkspoesie verglichen (Russ. fil. vëst III, vgl. Arch. I, 324).

Der überaus grosse Reichtum der kleinrussischen Volkslieder (in Südrussland, Galizien und in Nordostungarn) wurde seit dem dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts fleissig gesammelt und auch mit vieler Vorliebe behandelt. Nachdem der Fürst Certelev schon 1819 in seinem Opyt sobranija starinnych malorusskich pësen auf kleinrussische alte Lieder aufmerksam gemacht hatte, gab der bekannte Litteraturhistoriker und Ethnograph Maksimovič in seinen jungen Jahren 1827 eine Liedersammlung heraus, später 1834 in vermehrter Auflage und mit einem Commentar, welche dann 1849 zu dem bekannten Sbornik ukrainskich pësen erweitert wurde. In jener Zeit erschien auch die Sammlung von Wactaw z Oleska (eigentlich Zaleski) Piesni ruskie w Galicyi 1833 und die Zaporožskaja Starina von dem bekannten Slavisten Sreznevskij mit historisch und inhaltlich erklärten dumy (kleinruss. histor. epische Lieder). Diese Sammlungen wurden ihrem Wert nach übertroffen nur durch die von Metlinskij Narod. južnorusskija pëśni K. 1854. Es folgten dann noch Sammlungen von Kuliš 1856—57 (siehe unten), von Mordoveev 1856 (aus Saratov), Kostomarov 1862 und Artemovskij, Narod. ukrainskija pëśni K. 1868; in jener Zeit ist auch die Sammlung von kleinrussischen Liedern, Sprichwörtern u. s. w. von Zakrevskij erschienen 1860 bis 1861 in 3 Teilen (Starovëtskij bandurista, malor. pëśni, poslov. zagadki etc.). Mit dem Anfange der 70er Jahre, seit der Begründung der Kiever Abteilung und seit der Expedition der Geograph. Gesellschaft nach den südwestrussischen Ländern beginnt eine rege Thätigkeit auf dem Gebiete der kleinrussischen Volkskunde: Lisenko Zbornik ukrainskich piseń 1872 f.; Čubinskij veröffentlichte in Trudy 1874 (siehe oben) die reichhaltige Liedersammlung Pëśni ljubovnyja, semejnyja, bytovyja i štočnyja, Kupčanko Pëśni Bukovinskago naroda, gesammelt von Kupčanko, herausgegeben von A. Lonačevskij in Zapiski (siehe oben) 1875, Rudčanko Čumaekija narod. pëśni (Lieder der ukrain. Fährleute) 1874, ferner J. Th. Golovaekij Narod. pëśni, 3 Teile, 1878 ff. (nicht in den Zap.), Dumy i pëśni ispolnjaemyja Verezaem (Zap. I); über diesen blinden kobzar (Volkssänger) Verezaj, der ukrain. dumy und andere Lieder auch in Petersburg im Kreise von Fremden der Volkskunde vortrug, schrieb Russov eine Abhandlung, Kiev 1874 (vgl. Lisenkos Schrift über die musikalischen Eigentümlichkeiten der dumy und Lieder von Ostap Verezaj). Zuletzt ist zu erwähnen Jančuks Malorusskaja svad'ba v Kornickom prihodě Sëdleckoj gubernii (Hochzeit

in der Pfarrgemeinde Kornik u. s. w.) M. 1884. mit von Melodien begleiteten Liedern: vor allem verdient Beachtung das Werk von Antonović und Dragomanov *Istoričeskija pèsni malorusskago naroda*, 2 Bde., K. 1874—75, mit sehr eingehenden historischen und kritischen Erklärungen. Lieder der ungarischen Russinen veröffentlichte De Vollan, *Ugorskija narod. pèsni* Pet. 1885 (mit einer ethnographischen Karte), in *Zapiski etn.* XIII.

Über den Charakter der südrussischen Volks poesie im Allgemeinen hat sich Kostomarov wiederholt ausgesprochen, so in *Věstn. Evropy* 1872, vornehmlich aber in dem Buche *Istoričeskoe značenie južnorusskago narodn. pèsennago tvorčestva*; Dragomanov schrieb in *Zapiski II* von dem Wiederhall der ritterlichen Poesie und die politischen ukrainischen Lieder von 1764—1880 (*Novi ukraïnški pisni pro gromadni spravi*, Genf. 1881). Die Arbeit *Jaščurčinskijs Malorusskija svadebnija pèsni* (Kleinrussische Hochzeitslieder) in *Russk. fil. věstn.* III berührt einen der wichtigsten Punkte des ukrainischen Volkstums, vor allem aber sind zu nennen die ausführlichen Abhandlungen *Potebnjas* über eine Reihe von Gruppen kleinrussischer Lieder und deren Motive, insbesondere die über Bilder und Vergleiche (ib. VII ff.) und die vergleichend gehaltene Abhandlung über Weihnachtslieder (*Koljadki i ščedrovki*) in derselben Zeitschrift Bd. XVII f., womit zu vergleichen ist *Naučno izučenie Koljadok i ščedrovok* K. 1886 von Sumcov. — Auch die weissrussischen Volkslieder sind wiederholt gesammelt und besprochen worden. An die Spitze ist zu stellen die Sammlung von Hildebrandt in *Sbornik pamjatnikov narodnago tvorčestva v sèverozapadnom kraê*, Wilna 1866, leider mit gefälschten Liedern. Von den anderen weissrussischen Gelehrten unternahm Bezsonov Volkslieder aus dem gesamten Gebiete von Weissrussland zu sammeln (*Bèlorusskija pèsni* 1871) mit sehr eingehenden Schilderungen und Erklärungen; der Verfasser kam aber über den ersten Band nicht hinaus. Aus einzelnen Teilen von Weissrussland sind die Lieder in den Sammlungen von Šein 1874 (aus dem Gouvernement Witebsk) und Nosović (aus der Minsker Gouv.), beide in Band V der ethnogr. Abteilung der Petersburger Geographischen Gesellschaft; aus dem Gouv. Mohilev stammen die Lieder in der Sammlung von Romanov (*Bèloruss. sbornik: pèsni, posloviey, zagadki*) K. 1886, im Anschluss an das Buch von Demboweckij über das Gouv. Mohilev (siehe unten). Vom höchsten Interesse sind die ebenso reichhaltigen wie sorgfältigen Sammlungen weiss- und kleinrussischer Lieder der Zeneida Radcenko aus dem Bezirk Gomel, wo neben der weissrussischen Bevölkerung auch Kleinrussen wohnen, Petersburg 1888.

Die hier genannten Sammlungen russischer Volkslieder bieten ein sehr reichhaltiges, obwohl noch nicht erschöpfendes Material zur russischen Volkskunde, bieten aber auch für die wissenschaftliche Forschung manche Unbequemlichkeit: zunächst fehlen meist Angaben über die engere Heimat

der Lieder, bei vielen auch darüber, bei welcher Gelegenheit und in welcher Jahreszeit sie gesungen werden, ob sie rituelle Festlieder oder harmlose Privatlieder sind; vor allem fehlen Hinweise auf inhaltlich gleichartige Lieder, wenigstens der nächsten Umgebung. Diesem Umstande ist es wohl auch zuzuschreiben, dass, mit schon hervorgehobenen beachtenswerten Ausnahmen, wenige Forscher sich Untersuchungen der russischen Volkslieder nach bestimmten Gesichtspunkten haben angelegen sein lassen.

Nächst der Sammlungen von Volksliedern und der Litteratur über dieselben nimmt die beschreibende, auf Sitten, Gebräuche, Wohnung etc. des russischen Volkes bezügliche Litteratur eine bevorzugte Stelle ein. Die Wichtigkeit der russischen Volksfeste erkannte man zuerst in Moskau (Snegirev, Vasiljev, Makarov, Glagoljev u. a.); der bedeutendste Sammler in dieser Beziehung war Snegirev, welcher zuerst 1827 und 1828 in M. Věstnik mit programmatischen Abhandlungen über einzelne Volksfeste auftrat, später (1837 und 1838) Russkija prostonarodnyja prazdniki i suevėnyja obrjady in 4 Bänden veröffentlichte, von denen der erste Band (Einleitung) jetzt wohl die geringste Bedeutung hat; beachtenswert sind Einzelschilderungen, frisch und lebendig geschrieben und belehrend in Bezug auf die geographische Verbreitung der einzelnen Gebräuche, im übrigen beeinträchtigt durch gelehrte Vergleichen; Sacharov fusste auf dieser Vorarbeit. Das Werk von Tereščenko ist schon genannt worden. In allgemeinem Rahmen gehalten ist das Buch von Dal Novyj kartiny russkago byta, in zweiter Auflage von 1880; auf die rituellen Gebräuche, Hochzeiten u. s. w. beschränkt sich das fleissige Buch von Zabylin Russkij narod, jego obrjady etc. 1880. Die Zahl der auf einzelne Gegenstände oder Gegenden beschränkten Arbeiten ist sehr gross; es seien hier genannt: Sumcov O svadebnych obrjadach preimuščestvenno russkich Charkov' 1881, worin in den jetzigen Hochzeitsgebräuchen historische Lagerungen: Raub, Kauf, Vertrag erkannt werden (vgl. Grosspietsch Hochzeitsgebr. des russ. Volkes, Russ. Revue X ff.); Diev, Nrazy i obyčaj Nerechotskago nězda Kostromskoj gubernii in Čtenija 1846, Volksgebräuche aus Gegenden des Wladimirschen Gouv. in Russ. fil. vēst. IV, ethnograph. Materialien aus dem Gouv. Archangelsk in Mosk. Trudy V, 1878, eine Sammlung (sbornik) des statist. Comitės des Gouv. Nižnyj Novgorod 1870. Sehr belehrend sind die Arbeiten von Barsov über Gebräuche bei der Geburt und Taufe der Kinder im Gouv. Orel in M. Trudy 1877 und Sumcov Chlėb v obrjadach (Getreide und Brot bei Gebräuchen) 1885. Dass russische Jahresfeste meist in mythischem Sinne gedeutet wurden, ist natürlich; in dieser Beziehung zeichnet sich durch Gelehrsamkeit und Gründlichkeit aus Potebnjas Buch O mificėskom značenij nėkotorych obrjadov M. 1865 (aus M. Čtenija); das Buch Chudjakovs Materialy dlja izučenija narodnoj slovesnosti ist mir nicht bekannt.

Die allermeisten dieser Werke enthalten ebenfalls Lieder oder deren

Bruchstücke, doch nur als Beweismittel, entnommen aus mehr oder weniger bekannten Sammlungen. Das Gleiche gilt auch von den vielen Arbeiten, welche das kleinrussische Volksleben betreffen. Vor allem nenne ich die Arbeit des bekannten ukrain. Dichters Kuliš über die kleinrussischen Lieder im allgemeinen: *Zapiski o južnoj Rusi* (Aufzeichnungen von Südrussland) 2 Bde. 1856—57, meist nur Lieder enthaltend, und die Arbeit von Hiltebrandt über die Kleinrussen und Polen in Klein- und Südwestrussland in *Trudy VII*. Im allgemeinen Rahmen ist auch gehalten das Buch des poln. Gelehrten Nowosielski (eigentlich Marcinkowski) *Lud Ukrainski* (das ukr. Volk) 2 Bde., Wilna 1857, weil hier die wichtigsten Gebräuche der ukrain. Russen besprochen sind, nur muss man sich die tiefsinnigen (mysteriosophischen) vergleichenden Erörterungen wegdenken. Ein anderer polnischer Gelehrter, Rulikowski beschrieb in eingehender Weise den Kreis Wasylkow 1853. Von besonderer Bedeutung ist die kalendarische Übersicht der für das Volksleben wichtigen Zeiten (*Dni i mėsjadi*) von Maksimovič und der von Čubinsky besorgte und von Kostomarov herausgegebene Volkskalender (*Narodnyj dnevník*) in *Trudy III* 1872, ebenso der IV. Bd. von 1874, worin Kostomarovs Schilderungen der Sitten und Gebräuche bei der Geburt, Taufe, Hochzeit u. s. w. sich finden. Über die Hochzeitsgebräuche handelt ein Unbekannter in der bekannten Zeitschrift *Osnova* (*Russinski vessillja*) 1862, No. 4, und Jankuč, *Malorusskaja svad'ba v Sédleckoj gubernii* 1884 (Lieder mit Noten); Sumcov suchte den griechisch-kirchlichen und den westeuropäischen Einfluss auf die kleinrussischen Hochzeitsgebräuche zu ermitteln (*K voprosu o vlijanii grečeskago i rimskago svadebnago rita*) 1886. Der bekannte Gelehrte Golovackij (siehe oben) beschrieb oder besprach die Tracht der galizischen und ungarischen Russinen (*O narodnoj odeždě i ubranstvė Rusinov v Galicii i Wengrii* St. Pet. 1877. Die wichtigste Abhandlung *Potebnjas* über die Weihnachtgebräuche ist schon bei den Liedern genannt worden; andere Arbeiten ähnlicher Art, wie Pietruszewicz über das Weihnachtfest (*Kračun-Koroćun*) 1876 müssen übergangen werden (im einzelnen vergl. *Pypin Věst. Evr.* 1886).

Das weissrussische Volk ist vornehmlich in dem Wilnaer *Etnografičesky sbornik* (siehe oben) und von Zenkovič geschildert worden, der den Volksglauben und die Bräuche der Weissrussen in *Trudy* beschrieben hat. Im Jahre 1882 erschien *Opyt opisanija Mohilevskoj gubernii* (Beschreibung des Gouv. Mohilev) von S. A. Dembowecki nach Aufzeichnungen von Beamten und Lehrern mit reichen Sammlungen vom Verfasser selbst und seinen Freunden, mit vielen vergleichenden Hinweisen und Varianten; beigegeben sind auch grossrussische Lieder Altgläubiger; dann folgte das für das Studium des weissrussischen Volkes, seiner Sitten Gebräuche, seines Fühlens und Handelns wichtige Werk von Šein: *Materialy dlja izučenya bytai jazyka sevėrozapad. kraja I. Bytovaja i semejnaja žizn' Belorussov v obrjadach i pėsnjach*, St. Petersburg 1887, ein wohl-

geordneter Festkalender. Eine sehr lesenswerte Studie ist die von Golovaekij Čerty domašnjago byta Podljašan, Warsch. 1888, ebenso ein Volkskalender von Kračkovsky, Byt zapadnorusskago seljanina in den Mosk. Čtenija 1873, und ein anderer speziell aus der Gegend von Ošmiana in den Pet. Geogr. Zap. V, 1873.

Von den übrigen zerstreuten und schwer zugänglichen Aufzeichnungen von Kundgebungen des russischen Volkes in Glauben, in Sprichwörtern, Märcen u. s. w. seien hier zunächst die Märcensammlungen genannt, vor allem die grosse Sammlung von Afanasiev, Skazki naroda russkago, 3 Bde., 1872², ferner Chudjakov Velikorusskija skazki in 3 Teilen, M. 1860—63, sodann Erlenbein Narodnyja russkija skazki M. 1863, denen die englische Sammlung (Übersetzungen) von Ralston (Russian folk-tales), London 1873, folgte. — Über den reichen Märcenschatz äusserten sich Wesolowskij und Suchomlinov (in den Schriften der Petersb. Akademie), besonders aber Buslaev in Russkij vëstnik. 1872 bis 1874 (vgl. Russ. Revue V).

Auch die kleinrussischen Sagen und Märcen wurden fleissig gesammelt, von Rudčenko (Narod. južnorus. skazki 2 Teile. K. 1869—70), Čubinsky und Hildebrandt (Malorusskija skazki in Trudy II. P. 1878), vor allem von M. Dragomanov in Malorusskija narodnyja predanija i razskazy, K. 1876 (Ausg. der Kiev. Abt. der Geogr. Ges.) aus eigenen Sammlungen und aus einem reichhaltigen Material, welches schwer zugänglichen Zeitschriften und Büchern entnommen oder der Kiever geogr. Abteilung mitgeteilt worden ist. — Der Volksglaube des russischen Volkes und seine verschiedenen Äusserungen („Aberglaube“ etc.) war wiederholt Gegenstand der Aufmerksamkeit: ausser den schon genannten allgemeinen Arbeiten von Snegirev, Sacharov, Tereščenko u. s. w. sind für den grossrussischen Teil aus älterer Zeit Čulkov (Slovar russkich suevěry 1782), aus neuerer Zeit Dal O povèrijach, suevěrijach i predrazsudkach russkago naroda 1880 zu nennen, für den kleinrussischen Teil die sorgfältige Zusammenstellung von Maksimovič (Obyčai i povèrija Malorossijan, K. 1860) und die von Markevič (Obyčai, povèrija, kuchnja i napitki Malorossijan, K. 1860), vor allem die Sammlung von Hildebrandt, Vërovanija i suėverija, zagadki i poslovicy in Bd. I, Heft 1 der Trudy, 1872 und Heft 2, 1877.

Die Sprichwörter, Rätsel, Beschwörungsformeln der Russen, deren Wichtigkeit wegen ihres Reichthums und ihrer Eigenart seit jeher anerkannt ist, wurden schon sehr früh gesammelt. Als die älteste, besondere Sammlung darf wohl gelten die von Bogdanovič (Poslovicy I) vom Jahre 1785; zu den älteren Sammlungen gehören auch die von J. Snegirev: Russkie v. svoich poslovicach, M. 1834, Russkija narod. poslovicy i pritči, M. 1848; eine neue Sammlung erschien M. 1857. In den allgemeinen Werken von Sacharov u. a. sind die russischen Sprichwörter mit Vorliebe berücksichtigt; in neuerer Zeit erschien die Sammlung von Chudjakov (Veli-

korusskija zagadki) 1861, von Majkov (Velikoruss. zaklinanija) Pet. 1869 und von Dal (Posloviey russk. naroda, eine sehr umfassende Sammlung, in der allerlei Sprüche, Rätsel, abergläubische Äusserungen u. s. w. enthalten sind) M. 1863 und 1879. Besonders wichtig sind die Untersuchungen über die russische Bevölkerung im Gouv. Archangelsk, über Schwüre, Beschwörungsformeln u. s. w. in M. Trudy V, 1878 (vgl. Altmann, Russ. Sprichw. im Jahrb. f. slav. Litt. 1853—54). Für das Studium der kleinrussischen Sprichwörter sind besonders wichtig ausser Nomis (Ukrainski prikazki, prislivja Pet. 1864) und ausser den schon genannten Werken, wie Trudy I, 1872 von Čubinsky, vornehmlich Sementovskij Malorusskija zagadki 1872 f. und Hildebrandt Posloviey, zagadki, Koldovstvo in Trudy (südwestl. Abteil. 1877). Galizische Sprichwörter und Rätsel sammelte Ilkevič 1841, galizisch- und ungarisch-russische sind gesammelt in Trudy. etn. II. P. 1869; weissrussische sind gesammelt in Sbornik bělorusskich poslovic Pet. 1874 und von Nosović, Sbornik bělorusskich poslovic in Zap. etn. I und II. 1867—69, später noch in dem Sbornik der Pet. Akad. Bd. XII, Pet. 1875.

Die juridischen Volksanschauungen und Gebräuche, die bei den Kroato-Serben Bogišić systematisch studierte, fanden auch bei den Russen ihre Aufzeichner: Jakuškin, Obyčnoe pravo I. Materialy etc. Jaroslav 1875. Efimenko, Juridičeskoe znaki über äusserliche Rechts- und Gerichtszeichen in Žurn. minist. nar. prosv. 1874 II. f.; die kleinrussischen sind gesammelt worden von Čubinskij, herausgegeben von Hildebrandt (Narodnye juridičeskije obyčai in Trudy VI) 1872. Bogišić hat diese und ähnliche russische Aufzeichnungen in einer zusammenfassenden Abhandlung gewürdigt: Aperçu des travaux sur le droit coutumier en Russie, Paris 1879. — Dass man in Russland sich auch ethnographische Studien über andere slavische Völker angelegen sein lässt, wenn auch mehr nur in vorgezogenen Kreisen, beweisen viele Publikationen, z. B. Rodnoe plenja, M. 1876, über die Serben; in den Drevnosti finden sich einige Artikel dieser Art; Budilović schrieb über Montenegro u. s. w.

III. Das serbisch-kroatische Volkstum (Serben und Kroaten sind ein Volk) erfreute sich seit früher Zeit einer grossen Aufmerksamkeit. Auch hier in Serbien war es das Volkslied, welches bei der Sammlung und Aufzeichnung der geistigen und materiellen Besitztümer des Volkes im Vordergrund stand. Bekanntlich besitzen die Serbokroaten neben zahlreichen lyrischen auch epische Heldenlieder, welche unter Begleitung eines einfachen Musikinstrumentes, der einsaitigen gusle, noch heutzutage gesungen werden; bekannt ist auch, dass die Serben diesen Vorzug der Volksepik nur mit den Russen und Bulgaren teilen, ein Vorzug, der dadurch noch sich steigert, dass diese Heldenlieder (pjesme junacke) ihrem Ursprunge nach bis ins XIV. Jahrhundert sich verfolgen lassen. Die erste sorgfältige Sammlung serbischer Volkslieder von Vuk Stefanović Ka-

radžić (siehe oben), Mala srbska pesmarica 1814, der ein zweites Bändchen 1815 folgte, erschienen in der denkbar günstigsten Zeit des Wiener Congresses, wurde wie ein Ereignis begrüßt: kein geringerer zeigte, nachdem Kopitar zuerst in den Wiener Jahrb. 1815 sich geäußert hatte, diese erste Sammlung Vuks an, als J. Grimm in den Gött. Gel. Anzeigen 1819, dann nach dem Erscheinen einer neuen Sammlung von 1823 ff., Lied und Volk der öffentlichen Sympathie empfehlend. Andere folgten; der aufgehobene Volksliederschatz fand auch über Deutschland hinaus ungeteilte Sympathie. Ermuntert von Grimm und anderen Freunden und Gönnern, bereiste Vuk die serbisch-kroatischen Länder, sammelte alles, was das Volk an gesprochenem und gesungenem Schatz noch besass, und gab dann noch die grosse bis auf 6 Bände gediehene Liedersammlung von 1840 ff. in mustergiltiger Weise heraus. Er schrieb auch das bekannte serbische Wörterbuch 1818 (1852²) mit einer Fülle von kurzen Schilderungen serbischer Sitten, eine wahre Fundgrube von heimischen Sittenschilderungen; sodann eine einer deutschen Redaktion zur Verfügung gestellte ethnographische Schilderung des Volkes von Montenegro (XI. Lieferung der Reise- und Länder-Beschreibungen der älteren und neueren Zeit, Stuttgart, 1837); ferner eine Schilderung verschiedener Volksgebräuche der Serben aller drei Bekenntnisse u. d. T. Kovčević (Schatzkästlein) 1849; im Jahre 1836 erschienen seine serbischen Sprichwörter (Srpske nar. poslovice), 1853 die serbischen Märchen (Srpske nar. pripovijedke). —

Vuk war der erste, der serbische Volkslieder aus dem Volksmunde systematisch sammelte (nur ausnahmsweise aus älteren Aufzeichnungen, wie das Lied von der Frau Hasan Agas, schriftliche Aufzeichnungen reichen zurück in das XVII., ja XVI. Jahrhundert). Er war der eigentliche Entdecker der serbischen Volkslieder, denn Fortis hatte 1774 das bekannte Lied von der Frau Hasan Agas aus einer Handschrift des XVIII. Jahrhunderts, nicht aus dem Volksmunde mitgeteilt, und Ferić 1794 nur eine lateinische Übersetzung einiger Lieder geliefert; andere haben nur einzelne Lieder mitgeteilt. Miošić-Kačić aber nur in volkstümlicher Weise nachgedichtet. Für die späteren Sammler bildeten die Werke Vuks den Ausgangspunkt und das kaum erreichte Vorbild in Bezug auf Genauigkeit und Zuverlässigkeit: auch hat Vuk schon das Beste und Schönste veröffentlicht. — Von den Nachfolgern Vuks veranstaltete sehr erwünschte, ergänzende Sammlungen der bekannte Milutinović (Pevanija ernogorska i hercegovačka sabramnija Čubr. Čojkovićem, Čojk. ist ein Pseudonym) Ofen 1833; u. d. T. Ogljedalo srpsko veröffentlichte der Vladika Peter Petrović Heldenlieder 1845 und u. d. T. Monten. gusle J. Popović 1857 serbische Volkslieder; die 1858 erschienenen Narodne pjesme bosanske i hercegovačke, gesammelt von den Patrioten Jukić und Martić, herausgegeben von Jukić, ist eine der schönsten serbischen Volksliedersammlungen. Im Jahre 1867 ff. erschien die vortreffliche Sammlung von Petranović

in 3 Abteilungen (die zweite enthält Heldengedichte) mit einer Vorrede von St. Novaković, bemerkenswert durch die Sorgfalt und dadurch, dass sie zahlreiche Lieder aus Bosnien und Herzegovina umfassen, wo Vuk selbst nicht gesammelt hatte. Es seien noch genannt die Sammlungen von Marjanović 1864, Bogišić, Kuhać und Miklosich; der Zeit nach ist von den drei letzten die älteste die von Miklosich: Beiträge zur Kenntnis der slavischen Volkspoesie I, die Volkspoesie der Kroaten (Wiener Abhandlungen phil.-hist. kl. 1870). Es sind etwa 30 ältere epische Volkslieder aus drei handschriftlichen Aufzeichnungen vom ausgehenden XVII. und aus dem XVIII. Jahrhundert mit schon früher von kroatischen Dichtern (Hektorović und Baraković im XVI. und XVII. Jahrhundert) benutzten serbischen epischen Volksliedern, in einem eigenartigen Versmass (15—16 Langzeilen), welches Miklosich kroatisch nennt. Solche Volkslieder können füglich bugarštice (blgarštice) genannt werden, und solche epische Lieder (etwa 160) veröffentlichte Bogišić aus älteren Quellen und Aufzeichnungen vollständig: Narodne pjesme iz starijih najviše primorskih zapisah I. Belgrad 1878 mit einer ausführlichen Vorrede über Inhalt, Wesen und Form der bugarštice. Von ganz anderen Gesichtspunkten ging Kuhać aus in seinem vierbändigen Werk in Q: Južno-slovenske narodne popjevke, auch u. d. T. Chansons nationales des Slaves du sud, Agram 1878 ff., etwa 1600 meist kroatische Lieder, bekannte und unbekante, Helden- und Frauenlieder durcheinander, mit Schilderungen der Feste, Spiele und sonstigen Gelegenheiten, bei denen sie gesungen werden, mit genauer Angabe der Heimat und mit Melodien; der Verfasser hat eine zusammenfassende Broschüre über die Bedeutung dieser Lieder geschrieben, welche aber leider selten und unzugänglich ist. In der letzten Zeit sind erschienen Davidović, Srpske narodne (ženske) pjesme iz Bosne (Frauenlieder aus Bosnien), Pančevo 1884 und Kosta Hörmann, Narodne pjesme Muhamedovaca u Bosni i Hercegovini. Sarajevo 1888. Serbische Lieder aus Altserbien sind enthalten in Jastrebovs Sitten und Lieder der türkischen Serben (Obyčaj i pjesni Tur. Serbov), Pet. 1886 (siehe unten), die kroatischen in Ungarn gesammelt von dem vortrefflichen Volkskenner Fr. Kurelac (Jačke ili narodne pjesme puka hrvat. na Ugrih 1871. Ausserdem hat Dr. Fr. Krauss in neuerer Zeit in Zeitschriften wiederholt unbekante serbische Lieder veröffentlicht, zum Teil mit Helden, die uns aus den Liedersammlungen von Jukić 1858 und Marjanović 1864 als Feinde der christlichen Serben bekannt sind. — Die Zahl der Übersetzungen serbischer Volkslieder ist eine sehr grosse: in Deutschland sind bekannt (abgesehen von der Übersetzung des Liedes von der Frau Hasan Agas von Goethe (in Herder' Stimmen der Völker in Liedern), die von Talvj (Volkslieder der Serben). 1825, W. Gerhard (Vila. Serbische Volkslieder), 1828, Kapper (Gesänge der Serben), 1852, Ida v. Düringsfeld (Prag 1851). —

Es war natürlich, dass die epische Volkspoesie der Serben seit jeher viel mehr die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich lenkte, als die lyrische. Nachdem der Moskauer Gelehrte Bodjanskij in seiner Dissertation: *O narodnoj poezii slavjanskich plemen* 1837 und Preiss in der Schrift: *O epičeskoj poezii Serbov* 1845 über die serb. Volkspoesie mehr allgemein gesprochen hatten (der letzte machte nachdrücklich darauf aufmerksam, dass die „älteren“ Heldenlieder mit den neueren in Darstellungsweise und Sprache übereinstimmen), gaben Hilferding, Rovinskij und Grigorović eingehende Berichte über ihre Reisen und Eindrücke in Serbien und Bulgarien; Bezsonov beschäftigte sich in seiner Sammlung bulgarischer Volkslieder (*Bolgarskija pèsni iz sbornikov Venelina, Katanova i drugich*) M. 1855 auch eingehend mit der serbischen Volkspoesie. Die eigentliche kritische Litteratur beginnt in der letzten Zeit und zwar vornehmlich bei den Serbokroaten selbst; sie knüpfte zunächst an einen Cyclus von Liedern von der Kosovoschlacht (1389) und suchte die praktisch wiederholt mit mehr oder weniger gelungenen Versuchen (zuerst des Dichters Mickiewiez in den Pariser Vorlesungen, sodann Kappers, d'Avril's: *La bataille de Kosovo* 1868. Novaković: *Kosovo, srpske narod. pjesme o boju na Kosovu*, zuerst 1871) gelöste Frage zu erörtern, ob die jetzt vorhandenen Kosovolieder Bruchstücke eines in Stücke zerfallenen grossen Centralliedes oder selbständige von einander unabhängige Lieder seien; auch andere Fragen kamen in Betracht, z. B. die poetische Form, Vergleichung mit geschichtlichen Aufzeichnungen eines Cerva, Orbin etc. Zum Teil sind diese Fragen in rascheren Fluss gekommen durch die neue, auf Grund älterer Aufzeichnungen aufgestellte Behauptung Miklosichs, die Kroaten hätten auch epische Volkspoesie mit einem eigenartigen Metrum gehabt. Diese und ähnliche Fragen sind in gründlicher Weise behandelt von Pavić, der ein ursprüngliches Centrallied wiederherstellen wollte (*Narodne pjesme o boju na Kosovu* 1877), im anderen Sinne und erschöpfender von Novaković (zuerst im *Arch. f. slav. Phil.* III, 1879: *Die serbischen Volkslieder über die Kosovo-Schlacht*) und von Jagić (in *Gradja*, siehe oben, und *Archiv* IV: *die südslavische Volksepik vor Jahrhunderten*). Während diese Gelehrten von der wohlbegründeten Voraussetzung ausgehen, dass Heldenlieder, speziell Kosovolieder schon im XIV. Jahrhundert vorhanden waren, will Maretić solche erst ins XV. Jahrhundert versetzen (*Kosovski junači* 1889). Über begaršćice (langzeitige epische) Lieder hat am ausführlichsten Bogišić gehandelt in der Einleitung zu *Narodne pjesme* 1878 (siehe oben), nach ihm Uhalanskij in der Warschauer Zeitschrift *Russ. fil. vèst.* Bd. VIII; Novaković hat Spuren feudalen Rittertums in den serbischen epischen Liedern nachgewiesen (Zeitschrift *Otadžbina* 1883). Auch über die Lieder von Kraljević Marko ist Verdienstliches geschrieben worden; hier soll die Biographie dieses Helden von Jagić nach Liedern im *Archiv* V, 439 ff. erwähnt

werden. Über die Form handelte nach Miklosich (siehe oben) Professor Zima in Rad. jugoslov. Akad. Bd. 48 und 49, Jagić in der oben genannten Abhandlung, W. Wollner im Arch. f. slav. Phil. IX und — last not least — Kuhač in dem oben besprochenen Werke, der durch seine Schilderungen der Feste, Spiele, der verschiedenen Formen des Kolotanzes und durch die Melodien die kroatischen Volkslieder unserem Verständnis sehr nahe gebracht hat (derselbe Gelehrte schrieb auch über serbische Musikinstrumente in Rad Akad. Band 38 ff. 1877). Bog. Šulek schrieb auf Grund slavischer, vornehmlich südslavischer Volkslieder eine Abhandlung über die Verehrung der Linde bei den Slaven (*Za što Slaveni poštuju lipu*) in Rad Bd. 43 von 1878; in derselben Zeitschrift, Bd. 30 von 1875, findet sich eine Abhandlung von Jurković über die weiblichen Gestalten der serbischen Volkslieder. Über serbische Volkslieder in Altserbien handelt Jastrebov 1886 (vergl. oben, siehe unten), über kroatische in Ungarn Fr. Kurelac 1871 (siehe oben). — Orientierend für deutsche Leser ist das Büchlein von Singer, Beiträge zur Litteratur der kroatischen (serbischen) Volkspoesie 1882.

Bei dem grossen Interesse für serbische Volkspoesie erregten die serbischen Sitten und Gebräuche, die schon Vuk bei verschiedenen Gelegenheiten beschrieben hatte, die wärmste Sympathie, der man durch Weiterverbreitung der Vukschen Nachrichten und durch Vervollständigung derselben Rechnung zu tragen suchte; einheimische Zeitschriften und fremde Reisende vermehrten die vorhandenen Nachrichten. Sehr wichtige Schilderungen des Volkslebens aus einzelnen Gegenden enthalten die Bücher von L. Hic, *Narodni slavonski obyčaji* 1846, S. Ljubić, *Narodni obyčaji kod Morlaka* (aus den Küstengegenden) 1846, Medaković, *Život i obyčaji Crnogoraca*, Neusatz 1861; T. Kovačević beschrieb Bosnien und Herzegovina 1865, Petranović die Volkssitten in Bosnien, in der serbischen Zeitschrift *Glasnik* von 1870 und 1871; das ganze heutige Königreich Serbien umfassen die geographisch-statistischen Bücher von Milićević mit vortrefflichem ethnographischen Material: *Kneževina Srbija* 1876, mit der Ergänzung nach dem serbisch-türkischen Kriege *Kraljevina Srbija* 1884, wo Bewohner, Lebensweise, Kleidung, Gebräuche, Sprüche u. s. w. reichlich und in zuverlässiger Weise geschildert werden; Vrčić schilderte die Volksspiele in *Srpske narodne igre*, Belgr. 1868; das Volkswesen in Altserbien schildert Jastrebov in *Obyčaji i pèsni Tureckich Serbov* Petersb. 1886, vornehmlich Hochzeitsgebräuche, das Fest Slava, das Weihnachtfest, den Georgitag u. s. w. (Milojević *Pesme i obyčaji ukupnog naroda srpskog* 1870 mit Schilderungen und Texten aus denselben Gegenden enthält vieles Apokryphe.) Milićević hat auch das Leben des Landmannes beschrieben (*Život Srba seljaka* in *Glasnik* 1867, 1873). — Die Grundlage der hauptsächlichsten Feste, wie z. B. des Slava-(krsno ime-) Festes, nämlich die Hausgemeinschaft, *zadruga*, beschrieb nach der juridischen

Seite vortrefflich Ogn. Utješenović, Die Hauskommunionen der Südslaven, Wien 1859, die *zadruga* ist in den Grundlinien auch gezeichnet im Arch. f. slav. Phil. X, 56 ff. Das gesamte Gewohnheitsrecht studierte und zeichnete auf in eingehender und systematischer Weise Bogišić zuerst in *Pravni obyčaji u Slovena* 1867, sodann in seinem grundlegenden Hauptwerke *Zbornik sadašnjih pravnih obyčaja u južnih Slovena*, auch u. d. T. *Collectio consuetudinum iuris apud Slavos meridionales etiamnum vigentium* I: *Gradja u odgovorima iz različnih krajeva slovenskoga juga* (Materialien in Berichten aus den verschiedenen südslavischen Ländern) Agram 1874, eine Arbeit, deren Verdienst nicht hoch genug angeschlagen werden kann; einen recht übersichtlichen Auszug daraus lieferte F. Demelić in dem Buche: *Le droit coutumier des Slaves méridionaux d'après les recherches de M. V. Bogišić*, Paris 1877. Die mit der ursprünglichen Geschlechtsverfassung in Verbindung stehende Sitte der Blutrache untersuchte Fr. Miklosich in der Abhandlung: *Die Blutrache bei den Slaven* (Denkschriften der phil.-hist. Abt. der Wiener Akad. d. W.), Wien 1887; die Abhandlung ist allgemein und vergleichend gehalten, beschäftigt sich aber meist mit der Blutrache bei den Montenegrinern. — Auf den Arbeiten Bogišićs fusst das sehr umfassende Werk von Dr. Fr. Krauss, *Sitten und Brauch der Südslaven*, Wien 1885, doch hat der Verfasser in seiner dankenswerten Arbeit das reichhaltige Material früherer Sammlungen und Aufzeichnungen und seine eigenen bei Reisen in serbischen Ländern gemachten Aufzeichnungen verwertet. Aus den vielen Schriften über serbische Familien- und Volksfeste (wie umfassend die Litteratur, z. B. über die Hochzeitsgebräuche der Serben sind, sieht man aus der bibliographischen Zusammenstellung in Krauss' *Sitten* u. s. w. zum Abschnitt XVII, ergänzt von Jagić im Arch. VIII, 623 ff.) seien hier hervorgehoben Vrčević: *Tri glavne narodne svečanosti* (das Weihnachtsfest, das Slavafest und die Hochzeit), Pančevo 1883, und *Kulakovskij Prazdnik Slave* (in *Russkij vëstn.*) 1883. — Unter den von Deutschen über Serbien geschriebenen Werken verdienen vornehmlich genannt zu werden: Kanitz, *Serbien* 1860 in Q., sehr umfangreiche Reiseberichte über Land und Volk, und Gopčević, *Serbien und die Serben* 1888; *Makedonien und Altserbien*, Wien 1890; beide Werke mehr eine wenig geordnete Sammlung von Materialien. —

Den serbischen Märchenschatz erschloss zuerst Vuk Stef. Karadžić, dessen *Narodne srpske pripovijetke*, Wien 1821, dann vermehrt 1853 und 1870; die nächste bekannte Sammlung ist von A. Nikolić (*Nar. srpske pripovëdke*) in 2 Teilen, Belgrad 1842 und 1843. Professor Valjavec sammelte Märchen des kroatischen Volkes und solche aus den angrenzenden slovenischen Gebieten; jene erschienen in Grosswardein 1858. In der umfassenden Sammlung von Volkserzählungen und Volksliedern von Stojanović (*Pučke pripovjedke i pjesme*, Agram 1867) befindet sich eine Anzahl von Märchen; fast gleichzeitig erschien die Sammlung von Vojinović

(Srp. nar. prip.), Belgrad 1869. In dem folgenden Jahrzehnt wurden veröffentlicht serbische Märchen: die Sammlungen von Dj. K. Stefanović (Srp. nar. prip.) in Neusatz, 1871 und die Sammlung kroatischer Märchen und Lieder vom Küstenlande (Nar. prip. i pjesme iz hrvatskoga primorja), 1876; die letzte bekannte Sammlung kroatischer Märchen ist von R. Strohal (Hrvat. nar. prip.) Teil I, 1886; ausserdem verzeichnet Jagić (im Archiv I, 269) eine Reihe von serbischen Märchen, welche in Zeitschriften veröffentlicht wurden. Die zweite Sammlung der serbischen Märchen von Vuk wurde von seiner Tochter ins Deutsche übersetzt: Volksmärchen der Serben, mit einer Vorrede von J. Grimm, Berl. 1854; in neuerer Zeit hat Dr. Fr. Krauss serbische Märchen ins Deutsche übersetzt und herausgegeben: Sagen und Märchen der Südslaven. Leipz. 1883, 84, 2 Bde. — Das Gebiet der serbischen Märchenforschung ist sehr vernachlässigt, grössere Untersuchungen sind nicht bekannt. Beachtenswert sind die Verwertung einer Reihe von serbischen Märchen zur Vergleichung mit entsprechenden anderer Völker, so namentlich Märchen aus den Sammlungen von Vojinović und Vuk, welche von Reinh. Köhler mit Varianten versehen sind (Jagić im Archiv I und II) und einige Studien von Krauss, so über Pestsagen 1883 und über das Bauopfer bei den Südslaven 1887.

Serbische Sprichwörter, Rätsel und ähnliche Gedankenäusserungen sammelte systematisch zuerst Vuk (Narodne poslovice, Cetinje 1836), der schon frühere Aufzeichnungen benutzte; vor ihm sammelte schon serbische Sprichwörter J. Muškatirović (Pritće ili poslovice), Wien 1787 (1807²); grössere bekannte Sammlungen sind, ausser von Stojanović (Kroat. Spr. 1866) und Čolakov, die von Hilferding, Starinnyj sbornik serbskich poslovic, Petersburg, in Zap. etn. II, Pet. 1869, Daničić (Srp. nar. poslov.), Agram 1871. Von der grössten Wichtigkeit ist die Sammlung von (etwa 5000) serbischen Rätseln (Srpske narodne zagonetke, Belgrad 1877), von St. Novaković zusammengetragen aus schwer zugänglichen Zeitschriften und Büchern, alphabetisch geordnet nach den Auflösungsworten; sorgfältig zusammengetragen ist auch eine Sammlung von Sprichwörtern, Rätseln und Liedern aus Bosnien von Mehmed Kapetanović Ljubdak (Narodno blago), Sarajevo 1887.

IV. Das Interesse für das Volksleben und die Volkskunde war bei den Czechen, Mähren und Slovaken (der ethnische und sprachliche Zusammenhang wurde vornehmlich in der Zeit des nationalen Wiedererwachens festgehalten, zum Teil auch von den katholischen Slovaken) seit den zwanziger Jahren, bei den Slovaken schon früher, Gegenstand der Begeisterung und zugleich auch eines unbewusst empfundenen Bedürfnisses, als Hebel des nationalen Bewusstseins. Dieses, aus tiefer Erstarrung wieder ins Leben gerufen, nahm seinen Ausgangspunkt von der Pflge der Sprache und dem Streben, das czechische Volkstum vor dem selbst von Dobrovský als unvermeidlich angesehenen Untergange zu bewahren:

die *vlastenci* (Patrioten), meist aus dem Volke hervorgegangen, wandten sich fast ausschliesslich an die gesellschaftlichen Schichten, die mit dem Volke in nächster Berührung standen, an die Geistlichen und den kleinen Bürgerstand. Die Liebe zu dem vererbten, in Wort und Sitte fortlebenden Nationalgute konnte nicht wirksamer geweckt und gesteigert werden, als durch Vertiefung in das Volkstümliche und durch sorgfältiges Sammeln alles dessen, was im Volk sich erhalten hatte, von der unverfälschten Sprache bis zu den äusseren Erscheinungen des Volkswesens: Volkslieder, Märcen, Sprüche, Rätsel wurden fast mit gleicher Liebe gesammelt, und zwar zum Teil schon in sehr früher Zeit. Unter den Sammlungen alt-öechischer *Lyrica*, welche von fahrenden Schülern im XV. Jahrhundert besorgt wurden (siehe Feifalik, *Altöechische Leiche, Lieder u. s. w.* Wien 1862), befinden sich Volkslieder oder volkstümlich gehaltene Lieder; aus jener Zeit stammen auch die zwei Sammlungen von Sprichwörtern, welche Hanka in der *Muscalzeitschrift* 1829 erwähnt, noch älter ist die Sammlung *Proverbia Flašconis*; in der Slovakei wurde eine Sammlung von Sprichwörtern bei der böhmischen Grammatik von Doležal 1746 (ed. Běl) gedruckt (Bernolaks Grammatik mit Sprichwörtern 1790 ist ein Wiederabdruck), und Volkslieder sammelte schon um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts M. Holko. Auch in diesem Jahrhundert ging kurz vor der Zeit, in welche die Anfänge der neuen öechischen Poesie fallen, die erste Anregung zur Sammlung von Volksliedern von Slovaken aus — zunächst von Bohusl. Tablic, Verfasser der vier Bände *Poezie* 1806, der in der Vorrede zu seinen Dichtungen auf altertümliche Volkslieder und darauf aufmerksam macht, dass alte geistliche Lieder nach nationalen Melodien gesungen werden. Hier in der sanglustigen Slovakei sammelte Šafařík, dessen Wiege auch dort gestanden, in seiner Studentenzeit auch heimische Volkslieder, von denen einige in der Zeitschrift *Hromadkos* in Wien, in *Privotiny* 1817, erschienen sind. Die erstere grössere Sammlung öechischer Volkslieder ist die von dem bekannten Dichter und Professor Fr. L. Čelakovský: *Slovanské národní písne sebrané Fr. L. Čel.* (Slavische Volkslieder) in 3 Teilen, Prag 1822—27; sie enthält, wie der Titel besagt, auch Volkslieder anderer slavischer Völker; die öechischen, mährischen und slovakischen befinden sich in allen drei Teilen. Gleichzeitig wurde auch die Sammlung slovakischer Volkslieder von Šafařík und seinen Freunden von dem für sein Volk und für das Slaventum begeisterten Dichter J. Kollár herausgegeben: *Písne světské lidu slovenského v Uhřích* (Weltliche Lieder des slovakischen Volkes in Ungarn: die Slovaken nennen sich selbst Slovenen) in 2 Teilen, Pesth. 1823 und 1827, mit einer Vorrede Šafaříks zum 2. Teile (auf dem Titelblatt steht der Name des Herausgebers nicht, daher diese Sammlung auch unter dem Namen Šafaříks angeführt wird, indess nennt Šafařík selbst in der Bibliographie slavischer Volkslieder in *Casopis českého Musea* 1838 J. Kollár als Herausgeber.

Kollár, der schon als Knabe in seiner slovakischen Heimat Volkslieder sammelte, gab eine sehr reichhaltige und geschätzte Sammlung heraus: *Národní zpěvanky ěili písně světské Slovakův v Uhřích u. s. w.* in 2 Teilen Buda. 1834—35, worin die Sammlung von Holko und auch sehr viele in den gebildeten Kreisen beliebte Lieder Aufnahme fanden, mit vielen schätzenswerten Bemerkungen und Erläuterungen. Inzwischen war 1825 eine Sammlung *Āeské národní písně* in Prag erschienen, welche deutsche und eine ansehnliche Anzahl czechischer gesellschaftlicher Lieder mit Melodien und Tänzen enthielt, welche aber als eine wenig vollständige und wenig sorgfältige auch wenig geschätzt wurde. Eine kleine Sammlung von slovakischen, aus dem Munde wandernder Slovaken aufgezeichneter Volkslieder hat der bekannte Slavist Sreznjevskij gesammelt und in Charkov 1832 herausgegeben; bald darauf erschien die Sammlung von J. Langer: *Āeské prostonárodní obyěje a písně* (Böhm. Volkssitten und -Lieder) Prag 1834 (in *Āas. ěes. Mus.*). Diese kleine Sammlung von Hochzeits- und sonstigen Gebräuchen scheint veranlasst zu sein durch einen ausführlichen Artikel von Šafařík, in welchem er die serbischen Volkslieder von Vuk nach der 2. Sammlung, die von Milutinović und die polnischen und russinischen von Waclaw z Oleska anzeigte (in *Āas. ěes. Mus.* 1833). In jener Zeit erschien die erste vortreffliche Ausgabe mährischer Volkslieder von Sušil: *Moravské národní písně*, Brünn 1835, mit mehreren lithographierten Melodien und mit Hinweisungen auf entsprechende Lieder, zweite Ausgabe 1862 mit Melodien, nochmals 1872; in jener Zeit fing auch der bekannte Dichter und Altertumsforscher Erben an, czechische Volkslieder zu sammeln, und trat mit seiner Sammlung auf: *Písně národní v Āechách*, 3 Bde., Prag 1842 ff.; die Volksmelodien, besorgt von P. Martinovský, sind besonders 1844 erschienen; die zweite Auflage 1852 ff., die dritte mit Sprichwörtern 1862; Erbens Balladen sind volkstümlich gehalten und einige von ihnen in Böhmen so populär geworden, wie Bürgers Lenore in Deutschland. — In der unruhigen Zeit der vierziger Jahre und auch in der Folge wurde für weitere Sammlungen nichts unternommen, erst nach der Begründung der slovakischen Matica wurden heimische Volkslieder wieder eifrig gesammelt und zum Teil auch herausgegeben in *Sborník národních písní i pověstí, přísloví u. s. w.* in TuroĀ St. Marton; es scheinen nur zwei Bände erschienen zu sein (1870 und 1874). Nach der Auflösung der Matica (1874) begründete Sasinek eine Zeitschrift für Geschichte, Altertum und Ethnologie (*Letopis*): eine weitere, sehr reichhaltige Bereicherung der slovakischen Volkslieder ist *Slovenské spevy* in TuroĀ St. Marton seit 1880, mit Melodien. Seit dem Anfange des 8. Jahrzehnts sammelte (unter der Leitung von Professor Gebauer) in Prag die Gesellschaft Slavia methodisch und sorgfältig Volkslieder, Märchen u. s. w. und gab sie 1873 heraus, später (1877 und 1878) sind weitere Veröffentlichungen erfolgt, darunter auch ein Heft *Národní*

písně 1877. Zu den besten Sammlungen gehören die des um die mährische Volkskunde sehr verdienten Professor Bartoš, zuerst *Nové národní písně* mit Melodien, Brünn 1882, als Ergänzung zu Sušil, sodann *Moravské nár. písně* 1889, wo über 1000 mährische Volkslieder dem Inhalte nach geordnet sind. Deutsche Übersetzungen českischer Volkslieder sind: J. Wenzig, *Slavische Volkslieder* 1830 (böhmische, slovakische, russische u. a. nach Čelakovský), gleichzeitig erschienen auch in Hormayrs *Archiv für Geographie, Historie u. s. w.*, Jahrgang 1830, böhmische Volkslieder, übersetzt von Schoen, und einzelne Lieder von Ida von Düringsfeld in den Übersetzungen slavischer Volkspoesie, Prag 1851.

Bei den Studien über das českische Volkslied kommt die nächstliegende Frage der Zusammenstellung von Parallelen und Ermittlung des Hergewanderten sowie des Heimischen (Sušil ausgenommen) wenig in Betracht, die Untersuchungen sind Charakteristiken, selten Einzelforschungen. Abgesehen von L. Štur, der auf Grund der Grünberger und Königshofer Handschrift der českischen Poesie den Vorzug der ältesten Volksepik unbedingt vindizierte, und Šafařík, welcher in dem oben erwähnten Aufsatz 1883 in den slavischen Volksliedern eine tiefe Kulturstufe, daher ungeschriebene Litteratur des Volkes erblickte, nenne ich allgemein gehaltene Aufsätze über die Volkslitteratur, zunächst einen Aufsatz in der Zeitschrift *Věsta* 1835 (No. 125 ff.), von dem Kunstkritiker Zvonař in mehreren Zeitschriften, vornehmlich in *Dalibor* 1860, über Volksgesänge und von V. Brandl in *Čas. Matice Moravské* 1876. Die Abhandlung von Ludw. v. Rittersberg, *Urheimat des slav. Gesanges* 1846, in welchem aus geographischen und klimatischen Gründen die nördlichen Karpathenländer in Beziehungen gebracht werden zu Eigentümlichkeiten des slavischen Gesanges, wurde kaum beachtet. Einzelne Motive der českischen Volksdichtung behandelten Květ in dem Aufsatz über den Naturkultus in den böhmischen Liedern (in *Prager Krit. Blättern*) 1858, Bratranek in der Abhandlung über mährische Volkslieder (in *Österr. Revue* 1865), worin die Bezüge auf die dem Volke beliebten Pflanzen besprochen werden, und Gebauer, der in *Listy filologické* I. 1874 ff. über gewisse Eigentümlichkeiten der Volkslieder, besonders der slovakischen sprach, z. B. über Metaphern, Parallelismen, Gleichnisse, über die in Volksliedern beliebten Anfänge u. s. w. Der bekannte Herausgeber der Zeitschrift *Světozor*, Primus Sobotka hat umfassende Studien über die Pflanzenwelt und ihre symbolische Bedeutung in der slavischen Volkspoesie geschrieben: *Rostlinstvo a jeho význam v národ. písních, pověstech etc.*, Prag 1879 (Pflanzenwelt und ihre Bedeutung u. s. w.); eine ähnliche Studie ist die über die symbolische Bedeutung verschiedener Tiere in der traditionellen Volkslitteratur (in der Zeitschrift *Květy* 1883), über die Vögel in den Überlieferungen der Slaven (in *Světozor* 1881). In *Květy* 1879 handelte auch Dunovský über die fremden, insbesondere deutschen Einflüsse in slavischen Liedern und über

die slavischen Eigentümlichkeiten und Nachklänge in slavischen, germanisierten Ländern gesungenen. Schliesslich sei noch eine Abhandlung von Bartoš über Volksmelodien. Musik und Tanz vornehmlich in Mähren (in Čas. Matice Moravské 1879) erwähnt.

Gegen die Sammlungen des gesungenen und gesprochenen Wortes treten Schilderungen des Volkslebens zurück: man vermisst ungern eine ethnographische Schilderung des éechischen Volkes auf dem gesamten Gebiete: auch Schilderungen einzelner Gegenden oder Gebräuche sind selten, die mehr archäologische Forschung, welche sich auf die Vergangenheit bezieht, herrscht vor. Viel Material enthält das fleissige, aber kritiklose Werk des begeisterten Altertumsdilettanten Krolmus (so ist Sumlork zu lesen): Staročeské pověsti, zpěvy, hry, obyčej, slavnosti u. s. w. in 3 Bdn. 1845—51, indess ist es mehr aus Büchern, als aus dem Leben geschöpft und dient den gelehrten Ansichten des Verfassers. Das Buch K. Preuskers: Blicke in die vaterländische Vorzeit 1841, in welchem u. a. das Frühlingsfest beschrieben wird, ist mir leider nicht bekannt. In jener Zeit hat der bekannte Altertumsforscher Hanuš in seiner „Wissenschaft des slavischen Mythus“. Lemberg 1842, sehr viele rituelle Feste und Gebräuche beschrieben: in gleicher Weise hat V. Petrův (siehe unten) Reste der heidnischen Festgebräuche der Slaven behandelt (in der Budweiser Zeitschrift Budivoj vom Jahre 1867); J. Langer hat in der oben erwähnten Abhandlung České prstonár, obyčej u. s. w. in Čas. čes. Mus. 1834 die Hochzeitsgebräuche beschrieben; Beneš Kulda hat über denselben Gegenstand geschrieben: Svadba v národě česko-slovenském, svadební obyčejí řeči etc., Olmütz 1862 (solann 1866 und 1875); Land und Volk sind in lebendiger Darstellung geschildert in der Zeitschrift „Ost und West“ 1862; in der neuesten Zeit hat Fr. Bartoš in Lid a národ, 2 Bde., 1883—85 sehr wertvolle Beiträge zur éechischen, speciell mährischen Volkskunde geliefert, und Zibrť hat veröffentlicht Staročeské obyčej, pověry, slavnosti a zábavy, Prag 1889, eine freilich nicht erschöpfende Zusammenstellung der Familien- und Volksfeste in alter Zeit aus Chroniken und anderen geschichtlichen Quellen, geordnet nach dem christlichen Kalender. Über das Leben der Kinder, ihre Spiele u. s. w. schrieb Bartoš: Naše děti, jejich život v rodině, mezi sebou a v obci, jejich poezii, zábavy a hry i práce společně, Brünn 1887.

Böhmische Märchen, Erzählungen und Sagen (der gewöhnliche éechische Ausdruck für Volksmärchen ist báchorka und pohádka, für Erzählung und Sage pověst; povídka ist ein mehr allgemeiner Ausdruck) wurden schon früh, in der Zeit der ersten nationalen Bestrebungen, von dem bekannten Erzähler, rührigen dramatischen Dichter und begeisterten Patrioten J. Kaj. Tyl veröffentlicht (Drobnejší povídky prstonárodní: Kleine Volkserzählungen), worauf bald Jak. Malýs Narodní české pohádky a pověsti 1838 folgten; derselbe verdiente Schriftsteller (Historiker der éechischen „Wiedergeburt“) veröffentlichte dann noch eine vermehrte

Sammlung: Sebrané báchorky a pověsti 1848. In den vierziger Jahren sind die meisten Märchen- und Volkserzählungen gesammelt und herausgegeben worden: ausser der genannten Sammlung von J. Malý vornehmlich die reichhaltige und treffliche Sammlung slovakischer Märchen und Erzählungen von dem bekannten Begründer der slovakischen Matica Janko Rymavský (Francisci): Slovenské povesti, Leutschau 1845, eine Sammlung der beliebten Erzählerin Božena Němcova: Narodní báchorky a pověsti 1845 (dann noch 1858 und 1890) und drei Sammlungen von Mikšíček: Sbirka pověstí moravských i slezských, Olmütz 1844, Národní báchorky 1845 und mährische Volkserzählungen: Pohádky a povídky, Brünn 1847. Der als Volksfreund verdiente Beneš Kulda veröffentlichte die interessanten mährischen Märchen aus der Gegend von Rosenau 1854 (dann noch in dem allgemeinen Werke über das mährische Volk, Prag 1874—75); nicht ohne Wert ist die Sammlung von J. K. z Radostova: Národní pohádky, 2 Bde., Prag 1856 (dann noch 1872²), indess scheint die Sprache nicht echt volkstümlich zu sein; dagegen sind ganz ausgezeichnet die slovakischen Sagen und Volkserzählungen, gesammelt und herausgegeben von Dobšinský und Škultéty: Slovenské povesti 1858 ff., unter dem Gesamttitel: Pověsti prastarých bajecných časův.

Nach einer längeren Unterbrechung stellte sich wieder die Sammellust ein, zunächst in der slovakischen Matica (siehe oben unter Liedern die Veröffentlichung vom Jahre 1870). Hraše, der unbekannte Märchen zunächst in Zeitschriften veröffentlichte, gab 1873 Povídky našeho lidu heraus; in derselben Zeit veröffentlichte die Gesellschaft Slavia ein Heft Národní pohádky, písně a obyčejí, später Národní pohádky a pověsti 1878, und Vrana veröffentlichte die treffliche Sammlung Moravské národní pohádky a pověsti 1880, besonders treu in sprachlicher Hinsicht. Erben veröffentlichte 1863 Sto prstonárodních pohádek, hundert ausgewählte slavische Märchen, alle in der Sprache des Volkes, aus dessen Munde sie aufgezeichnet worden sind. Das wiederholt citierte Buch J. Enders: „Volkssagen aus dem Kuhländchen und der mährischen Wallachei, Neutitschen 1861“, ist mir nicht bekannt. — Die čechischen Märchensammlungen in deutscher Übersetzung von Wenzig (in Westslavischer Märchenschatz 1857), von Alf. Waldau, Böhmisches Märchenbuch 1860 und von Grohmann, Sagenbuch von Böhmen und Mähren 1863, mit der Tendenz der Verwertung der Märchen für slavische Mythologie, dürften bekannt sein. — Dieser reiche Volksschatz harret noch der wissenschaftlichen Untersuchung. Der Artikel in der Prager „Politik“ 1868 No. 97 über böhmische Sagen hat einen archäologischen Charakter; Dobšinský hat in den Uvahy o slov. pov. 1872 über die slovakischen Volkserzählungen im allgemeinen geschrieben.

Die ältesten Sammlungen čechischer Sprichwörter sind oben schon erwähnt worden, es sei noch erwähnt, dass Javornický čechische Sprich-

wörter durch Erzählungen zu erklären gesucht hat in Hromadkos Wiener Zeitschrift *Prvotiny* 1815. Für die slavische, speciell čechische Sprichwörterliteratur ist besonders verdienstlich das Buch von Hanuš: *Literatura příslovnictví* Prag 1853, wo auch deutsche Sprichwörter berücksichtigt sind, und die Arbeiten von Fr. L. Čelakovský, der schon 1839 in Čas. čes. Mus. über die vergleichende Methode der Sprichwörterforschung schrieb und zugleich eine Sammlung von Beispielen anführte mit der Ankündigung eines später erschienenen Buches über die Volksphilosophie der slavischen Sprichwörter: *Mudrosloví národa Slovanského v příslovích*. Prag 1852: ein Jahr früher veröffentlichte derselbe Gelehrte in Čas. čes. Mus. eine Sammlung slavischer Rechtssprichwörter. Die Sammlung der slovakischen Sprichwörter „*Prislovia a porekadla*“ in dem *Sbornik I* der *Matica* von 1870 ist schon oben (unter Liedern) erwähnt worden; in der letzten Zeit veranstaltete die Zeitschrift *Krok* eine Sammlung čechischer Sprichwörter mit entsprechenden deutschen und altklassischen (die Sammlung beginnt in dem Jahrgange III vom Jahre 1890). Von der höchsten Wichtigkeit für Rechtsanschauungen ist die Sammlung von A. Rybička: *Pravidla, přísloví a povědení etc.*, Prag 1872, mit Nachträgen in der Zeitschrift *Světozor* 1886.

Von Äusserungen des czechischen Volksglaubens (Aberglaubens) habe ich wegen des zerstreuten und wenig zugänglichen Materials ausser den oben schon genannten Werken, welche auch Berichte über Volksglauben enthalten, leider nur wenig zu berichten. Eine reiche Sammlung böhmischen Aberglaubens lieferte Houška in Čas. čes. Mus. 1853; in derselben Zeitschrift, 1860, teilte Erben eine Reihe von Krankheitsbeschwörungen mit; V. Petrův hat in der Zeitschrift *Budivoj* 1867 über den Aberglauben des Volkes um Budweis ausführlich gehandelt. Viele Mitteilungen aus diesem Gebiete enthalten die vielen Zeitschriften.

V. Die bulgarische Nationalität, durch die lange Türken- und Phanariotenherrschaft niedergehalten und fast erdrückt, trat für Europa erst in unserem Jahrhundert aus dem Dunkel hervor: Vuk Stef. Karadžić veröffentlichte zuerst in seiner *Pesmarica* zweitem Bändchen vom Jahre 1815 einige bulgarische Lieder und ergänzte im Jahre 1822 in gleicher Weise durch Veröffentlichung bulgarischer Sprachproben das Petersburger vergleichende Wörterbuch, welches unter Katharina II. besorgt worden war. Dann folgte Šafařík in seiner slavischen Ethnographie (*Národopis slovanský*) vom Jahre 1825, indem er das Bulgarische, auch durch Volkslieder, näher charakterisierte. Bald darauf durchwanderte Venelin, durch die russische Regierung unterstützt, Bulgarien, sammelte und veröffentlichte Altertümliches und Ethnographisches in dem Werke vom alten und neuen Bulgarien, Mosk. 1829 ff. und in dem Buche über bulgarische Volkslieder 1835; andere folgten dem gegebenen Beispiele, einzelnes von dem bulgarischen Liederschatz dem Druce übergebend, wie *Bŕlgarski narod*,

pesne i poslovice (Pesth 1842) von Bogorov, von Grigorović in der serbischen Zeitschrift Kolo 1847, Slavejkov (Bolgarskija pèsni), Petersburg 1855. Diese und andere Liedersammlungen verwertete in einem grösseren Sammelbande der bekannte russische Gelehrte Bezsonov: Bolgarskija pèsni iz sbornikov Venelina. Katranova i drugieh, Moskau 1855, mit einer ausführlichen Abhandlung über die bulgarischen Volkslieder im Vergleich zu den serbischen. Als eine erwünschte Ergänzung zu dieser Sammlung durfte betrachtet werden die Sammlung von Verković, Narodni pesme makedonski Bulgara I. Belgrad 1860, welche nur Frauenlieder enthielt, aber gegenwärtig wegen der vielbesprochenen Frage nach der Nationalität der Makedonier (bekanntlich streiten jetzt Bulgaren und Serben um sie) von Wichtigkeit ist, weil sie die (dem Bulgarischen sehr nahe stehende) Sprache dieses Volkes richtig wiedergibt (die von demselben Altertumsbegriffenen herausgegebene Publikation: Veda Slovenska, Petersburg 1881, mit angeblich altertümlichen Liedern der Pomaken in Rhodopegebirge von der Wanderung der Bulgaren aus dem Hindustan, von Orpheus u. s. w. werden mit Recht als apokryph bezeichnet). Auf Makedonien beziehen sich die trefflichen Aufzeichnungen von Jastrebov: Obyčai i pèsni tureckich Serbov, welche 1889 schon in zweiter Auflage erschienen sind (siehe unten). Das ganze Gebiet der Bulgaren, auch der makedonischen, umfasst die Sammlung des durch ihren tragischen Tod berühmt gewordenen Bruderpaares Miladinovci: Bulgarski narodni pesme. Agram 1861, ebenso die Sammlung des französischen Consuls Dozon: Chansons populaires des Bulgares, Paris 1875, und Čolakov, B'lgarski naroden sbornik I, Belgrad 1872, in welchem neben Volksliedern vornehmlich Sprichwörter gesammelt sind. Sehr zuverlässig ist die Sammlung bulgarischer Lieder von Drinov und Karanov in der Zeitschrift Periodičesko spisanie: B'lgarski narodni pesne 1876; sehr wichtig für die Ethnographie der Makedonier ist die Sammlung von Kačanovskij, Sbornik zapadno-bolgarskich pèsen, Petersburg 1882, mit einer recht belehrenden Abhandlung über Volksgebräuche. Eine Verwertung der bulgarischen epischen Lieder fand in Jos. Holečeks Poesie svétova n. s. w.: Junácké písné národa bulharského s přípojením písní milostných (Bulgarische Heldenlieder, mit Hinzufügung von Liebesliedern). Prag 1875 statt; für deutsche Leser ist recht brauchbar das Buch von G. Rosen: Bulgarische Volksdichtungen, ins Deutsche übersetzt von G. Rosen. Leipzig 1879. — Dieser Liederschatz ist meines Wissens bis jetzt noch wenig untersucht worden. Bezsonov hat sie mit der serbischen in Parallele gestellt (siehe oben); in der neueren Zeit sind die Lieder des Makedonien und Altserbien bewohnenden Volkes und die auf den auch von den Bulgaren in Liedern verherrlichten Kraljević Marko bezüglichen Gegenstand grösserer Aufmerksamkeit geworden; vor allem ist hervorzuheben, dass bulgarische Festlieder mit genau geschilderten Festlichkeiten in Verbindung gebracht werden, besonders von Kačanovskij

(siehe oben). Rakovski und Jastrebov (siehe unten bei den Sittenschilderungen). Chalanskij, der bekannte Kenner russischer und südslavischer Volkspoesie, hat über eine Gruppe bulgarischer Lieder von der Heirat des Sonnenprinzen (Bolgarskija pèsni o ženitbè solnca etc.) in Russkij filol. vèstnik. Bd. XIX, geschrieben.

Sitten, Gebräuche und im allgemeinen das Volkswesen der Bulgaren fanden einen begeisterten Beobachter und eifrigen Berichterstatter in Rakovski, der in Pokazalec ili rakovodstvo, kak se iziskvat i izdirjat najstari črti našego bytija I. Odessa 1859 (Wegweiser zu Untersuchungen der ältesten Merkmale unseres Volkes) die ersten Linien zu Studien über das bulgarische Volk zeichnete. Karavelov bot in Pamjatniki narodnago byta Bolgar (Denkmäler des Volkswesens der Bulgaren, russisch geschrieben). Moskau 1861 schätzenswertes ethnographisches Material. In der neueren Zeit werden Volksgebräuche recht eingehend geschildert, so von dem russischen Gelehrten Kačanovskij in Sbornik (siehe oben), welcher einen recht belehrenden Abschnitt über bulgarische Volksgebräuche schrieb, von A. T. Iljev in Sbornik ot narodni umotvorenija, obyčai u. s. w. I. Sofia 1889, der einen wahren Schatz von „Volkserzeugnissen“, vornehmlich Sitten und Gebräuchen aus verschiedenen Gegenden von Bulgarien bietet, vor allem Jastrebov in dem russisch geschriebenen Buch Obyčai i pèsni tureckich Serbov (Sitten und Gebräuche der türkischen Serben, d. h. der Makedonien und Altserbien bewohnenden Slaven, die eine Mittelstellung zwischen Bulgaren und Serben einnehmen, den ersteren aber viel näher stehen). St. Petersburg 1886, zweite Auflage (vermehrt durch neue Texte) 1889. Hier sind zunächst die Hochzeitsgebräuche äusserst sorgfältig und einzelne Volksfeste, z. B. das Slavafest, Weihnachtsgebräuche, Ostern u. a. recht eingehend geschildert, mit Hinzufügung der dabei gesungenen Lieder. Schilderungen des Volkslebens aus den ethnographisch sehr interessanten Gebieten des Rhodopegebirges bietet das Buch: Život na Bulgarite v srednja Rodopa von J. N. Š., Plovdiv (Philippopolis) 1886. Vieles, ebenso wie Lieder, ist in Zeitschriften enthalten, z. B. Periodicesko spisanie, Nauka u. a.; hier wurden in neuerer Zeit die bulgarischen Hochzeitsgebräuche beschrieben. Daraus ist der Stoff entnommen worden zur Darstellung des genannten Gegenstandes in Sbornik der Moskauer Daškovschen Gesellschaft Bd. I (siehe oben). An dieser Stelle mag eine überaus wichtige Publikation des bulgarischen Unterrichtsministeriums genannt werden: Sbornik za narodni umotvorenija, nauka i knižnina I. Sofia 1889, mit vielen ethnographischen und anthropologischen Aufzeichnungen von Volksliedern, Sagen, Sprichwörtern, Rätseln, Volksspielen u. s. w., mit Abhandlungen, wie z. B. über das Opfer des eigenen Kindes nach slavischen Sagen, oder Untersuchungen, wie Verzeichnung von Parallelen zu den Volksliedern in der Sammlung der Brüder Miladin. Auch findet sich hier eine Abhandlung über Ethnographie, ihre Bedeutung und Aufgabe. Es ist sehr

anzuerkennen, dass das Ministerium wenigstens teilweise für die Verbreitung dieser wichtigen (über 800 Seiten umfassenden) Veröffentlichung gesorgt hat; ein zweiter Band folgte schon 1890. Ein sehr umfassend angelegtes, auch für Ethnographie wichtiges Werk ist das dreibändige Werk von Kanitz: *Donau-Bulgarien und der Balkan*, I. 1879 und 1882², II. 1877, III. 1879, welches ausführliche Reiseberichte des bekannten Verfassers enthält.

Bulgarische Märchen sind gesammelt in *Rakovskis Pokazalec* 1859 (siehe oben), *Karavelovs Pamjatniki* 1861 u. a. In der neueren Zeit lieferte eine Sammlung aus Makedonien *Šapkarev in B'lgarski narodni prikazki i verovanija*, Plovdiv 1885, ausserdem sind bulgarische Märchen, mit Nennung der Bezugsquelle, verzeichnet von Syrku im *Archiv f. slav. Phil.* VI. 130 ff.

Bulgarische Sprichwörter finden sich in *L. Karavelovs Pamjatniki narodnago byta Bolgar*, M. 1861 (enthält vornehmlich Lieder und Sprichwörter) und *Čolakovs Narodni B'lgarski sbornik*, Belgrad 1872. Nach dem Vorgange und Beispiel *Bogišićs* sammelte bei den Bulgaren *Majnov* juristische Vorstellungen und Bräuche: *Juridičeskij byt Bolgar*, Petersburg 1871, in Band IV der Ethnographischen Abteilung der Geographischen Gesellschaft. Zuletzt seien Rätsel genannt, deren über 700 gesammelt und veröffentlicht hat *Marinov*: *B'lgarski narodni gatanki*, Sofia 1879.

VI. Das slovenische Volk ist durch die Dichtungen und Bestrebungen *Vodniks* († 1819) und seiner Zeitgenossen zum nationalen Bewusstsein wieder erwacht; einige der vom Volksgeist durchhauchten Gedichte *Vodniks* sind zu beliebten Volksliedern geworden. Einer seiner Zeitgenossen, *Stanko Vraz*, der dann später sich der von *Ljutevit Gaj* eingeleiteten „illyrischen“, d. h. kroatisch-serbischen Bewegung anschloss, schrieb anfangs slovenisch und ist auch einer der ersten, der Volkslieder seines Volkes liebe- und verständnisvoll sammelte: seine Sammlung *Narodne pèsni ilirske, koje se pévaju po Štajerskoj, Kranjskoj i zapadnoj strani Ugerske* (Illyrische Volkslieder aus Steiermark, Krain und Westungarn) I. Agram 1839, ist wohl immer noch die beste; vor ihr wurden slovenische Volkslieder in dem 1830 gegründeten periodischen Sammelbuche *Kranjska čbelica* (Krainger Biene) in seinen fünf Jahrgängen veröffentlicht. *Stanko Vraz* übte auf seine jüngeren Zeitgenossen einen grossen Einfluss aus; bald nach seiner Sammlung erschien die von *E. Korytko*: *Slovenske pesni kranjskiga naroda* (Slovenische Volkslieder aus Krain), fünf Hefte 1841—44, dann folgte die treffliche Sammlung von *A. Janežić*: *Cvetje slovanskega naroda. Slovenske narodne pesme, prislovice in zastavice* (Slavische Volksblüten. Slovenische Lieder, Sprichwörter und Rätsel) I. Klagenfurt 1852. Schätzenswert ist auch die Sammlung von *M. Valjavec* aus der Heimatsgegend des Herausgebers: *Narodne pesni iz Predvorske*

fare in der Zeitschrift Kres vom Jahre 1884. und die umfangreiche Sammlung von Volksliedern der Kärnthner Slovenen: Narodne pesni koroških Slovencev von J. Scheinigg in Laibach 1889. Viele Volkslieder wurden in Zeitschriften veröffentlicht. — Das Volksleben, die Sitten und Gebräuche der Slovenen sind nicht erschöpfend genug in dem Buche von Šuman: Die Slovenen (in der Reihe von Darstellungen u. d. T. Österreichische Völker) 1881, eingehender in dem Aufsätze von Dr. Leciejewski über die Slovenen (z życia Słowiańców) in der Warschauer Zeitschrift Ateneum 1888 dargestellt. Von bedeutendem Werte ist die fleissige Arbeit von Josip Pajek: Črtice iz duševnega života štajerskih Slovencev (Schilderung des Geisteslebens der steirischen Slovenen) aus verschiedenen Zeitschriften und Blättern zusammengetragen. Laibach 1884. In der neuesten Zeit beschrieb Štepišnik die Hochzeitsgebräuche der Slovenen aus dem Windisch-Feistritzer Kreise; ausserdem finden sich einzelne Schilderungen in Zeitschriften, wie z. B. in Kres 1881, 1882 und in Letopis Matice Slovenske, wo in den Jahren 1877, 78 sich ein Aufsatz über slavische Sitten aus alter und neuer Zeit findet. — Märchen und Volkserzählungen sammelte M. Valjavec: Narodne pripovedke 1858, Narodne pripovedi iz susjedne Varazdinu Štajerske 1875, dann noch in Kres 1884 ff., und B. Krek: Slovenske narodne pravljice in pripovedke, Marburg 1885. — Slovenische Sprichwörter sind gesammelt von Ant. Janžić in dem oben erwähnten Buche Cvetje u. s. w. 1852.

Breslau.

(Schluss folgt.)

Volkstümliche Schlaglichter.

Von Wilhelm Schwartz.

II. Von der volkstümlichen Naturkenntnis mit einem Exkurs über die deutschen Pflanzennamen.

Man geht gewöhnlich von der Ansicht aus, als kenne der Mensch die Natur, in der er sich bewegt, nicht bloss genau im einzelnen, sondern habe auch für alles in derselben typische und gemeinsame Bezeichnungen, als sei überhaupt die Naturkenntnis gleichsam ein gemeinsames, bestimmt fixiertes Volksbesitztum. Und doch ist dies ein grosser Irrtum. Denn auch auf diesen Gebieten ist das Erkennen und Wissen von den Dingen, schon

wie es sich zunächst in der Bezeichnung der einzelnen Objekte mit bestimmten Namen bekundet, erst allmählich aus kleineren, lokalen Volkskreisen erwachsen und dann schliesslich erst bei einer sich entwickelnden gemeinsamen Kultur einheitlicher und immer mehr wissenschaftlich typisch fixiert und zusammengefasst worden.

Das volkstümlich Individuellere ist auch hier, gleich wie die Dialekte auf dem Gebiete des Sprachlichen, das Frühere, und meist überall treten in demselben, wo es noch hindurchbricht, Verschiedenheiten und Schwankungen hervor, die erst durch den Verkehr sich zum Teil zu einer gewissen Gemeinsamkeit in den Hauptmomenten entwickelt haben.

Wenn man dies verkennt, so wird dies hauptsächlich dadurch hervorgerufen, dass unsere Kenntnis bei den Kulturvölkern auch auf diesem Gebiete meist erst da beginnt, wo schon litterarische Zeugnisse eintreten, also jener Prozess sich schon aus den individuell lokalen Gestaltungen mehr zu der Phase eines gemeinsamen geistigen Lebens auf dem Boden der Litteratur erhoben hat und die Verhältnisse so schon einen gewissen Charakter des Fertigen, Abgeschlossenen erhalten haben.

Lehrreich für eine richtige Auffassung werden auch hier entsprechende Studien in den volkstümlichen Kreisen des eigenen Volkes bei ihren mannigfachen lokalen und ethnologischen Besonderheiten, indem trotz alles Einflusses, den die Litteratur und die Schulen in dieser Hinsicht seit langer Zeit geübt haben, doch noch immer der natürlichen, aus der Unmittelbarkeit des Lebens ressortierenden Verhältnisse sich genug erhalten bzw. erneut haben, um ein annäherndes Bild von den Grundlagen und Prinzipien des betreffenden Entwicklungsprozesses, wie er überall in ähnlicher Weise stattgefunden hat, zu geben.

Wenn ich schon bei meinen kulturhistorischen Wanderungen in früheren Jahren auch auf dahin schlagende Betrachtungen gekommen bin, so war namentlich im Jahre 1888 bei einem längeren Sommeraufenthalt in Friedrichsrode ungünstiges Wetter speziell die Veranlassung, direkter einmal darauf einzugehen, und im folgenden Jahre hatte ich in Sassnitz auf Rügen und im Jahre 1890 in Flinsberg auf verschiedenen Gebieten Gelegenheit, Einzelnes noch weiter zu verfolgen.

Ja das Landvolk kennt die Natur besser als der Städter und beobachtet sie im Einzelnen schärfer und eingehender, aber nur das in der Natur, was zu seinen Lebensbedürfnissen in irgend welche Beziehung tritt, das Andere bleibt ihm mehr oder minder beiseit liegen. „Die Pflanze kenne ich“, sagte mir ein sehr verständiger Bauer in Sassnitz, als ich ihn nach einer Waldpflanze, die mir auffiel, fragte, „aber ich weiss nicht, wie sie heisst; ich glaube, sie hat auch gar keinen Namen.“

Das Leben hatte den Mann nicht in Beziehung zu derselben gebracht.

es war weder eine Futter- noch eine heilbringende oder giftige Pflanze. — und in seiner Naivität dachte er, die anderen Menschen hätten auch kein Interesse an derselben und kein Bedürfnis, sie zu benennen. Der Naturmensch und der demselben in gewissem Sinne nahestehende Landmann bekundet eben in seinem Verhältnis auch zu der ihn umgebenden Natur meist nur einen einfach praktischen Standpunkt, kümmert sich nur um das, was er von derselben braucht, und verfolgt nun dieses weiter, gerade wie der Mann der Wissenschaft, der die Entwicklungsphasen und die Gesetze in dem Geschaffenen vor Allem erforscht, wenn er sich so mehr theoretisch der Natur gegenüber stellt, alles andere umgekehrt als irrelevant an sieht, in der Flora z. B. die Kräfte und Wirkungen der einzelnen Pflanzen, in der Fauna bei den Vögeln die Verschiedenheit in den Farben des Gefieders, den Gesang und dergl., was dem Naturmenschen bei der praktischen Unmittelbarkeit seiner Betrachtung vor Allem und fast allein zunächst in die Augen fällt.

Ist so bei aller Schärfe der Auffassung im Einzelnen der Horizont der sich entwickelnden Naturkenntnis im Volke seinen Motiven nach schon ein begrenzter, je nachdem die Lebensweise als Jäger, Hirt, Ackerbauer u. s. w. auf dies oder jenes besonders die Betrachtung lenkt, so wird er durch den individuellen Charakter der Lokalitäten, in denen der Mensch sich bewegt, auch noch von Anfang an bedingt und in gewissem Sinne, einer allgemeineren Naturkenntnis gegenüber, einseitiger. Denn abgesehen davon, dass schon jeder Himmelsstrich mehr oder minder eine eigene Flora und Fauna aufweist, so schaffen auch in demselben Lande schon die verschiedensten Höhenverhältnisse mannigfachen Wechsel und Besonderheiten in dieser Hinsicht und begrenzen wieder in den einzelnen volkstümlichen Kreisen die Naturkenntnis, welche nur dann Schule und Litteratur zum Teil erweitert.

Überall wird man daran erinnert. Aus der Unmittelbarkeit des Lebens war es z. B. zu erklären, — um nur ein paar bezeichnende kleine Beispiele anzuführen, — wenn in Friedrichsrode die „Golddrossel“ (Pirol) sowie die „Nachtigall“ und zum Teil auch der „Storch“ in der Jugend und dem Teil der Bevölkerung, der nicht viel über den Ort hinaus kam¹⁾, weniger bekannt war, da Golddrosseln gar nicht, Nachtigallen nur

1) Wenn Bernhard Schmidt in seinem „Volsleben der Neu-Griechen, Leipzig 1871 S. 18“ den geringen Verkehr der unteren Stände auf dem Lande in Griechenland mit der städtischen Bevölkerung als Grund an gibt, dass ererbte Sitten, Gebräuche, sowie die Dialekte in jenem Teil des Volkes sich so erhalten, und als ein charakteristisches Beispiel anführt, er habe in dem Dorfe Pissinonda eine junge Frau kennen gelernt, welche noch kein einziges Mal in ihrem Leben die kaum zwei Stunden entfernte Stadt besucht habe, so hat zwar in Deutschland der gesteigerte Verkehr und namentlich die Eisenbahn die Verhältnisse in der neueren Zeit vielfach geändert, aber in den Jahren von 1837—1849, in welche Kuhn's und meine kulturhistorischen Wanderungen im nördlichen Deutschland fielen, war es auch hier ähnlich so. Fast jedes Dorf führte in voller Zurückgezogenheit ein mehr oder weniger isoliertes Dasein. Die täg-

gelegentlich im nahen Reinhardsbrunn. Störche erst ein paar Stunden bergab zu nisten pflegten und dergl. mehr¹⁾.

So hat jede Gegend, jeder Lebenskreis in den ihm speziell näher tretenden Verhältnissen mehr oder weniger einen eigenen individuellen Horizont und baut unter Umständen denselben auch in der Benennung der Objekte der Natur eigentümlich aus. Erst gemeinsamere Beziehungen in homogenen Volkskreisen weiten auch hier die Grenzen, und so erscheinen dann auch auf diesem Gebiete geographisch-ethnologische Gruppierungen in der Benennung der Dinge event. in immer grösseren Kreisen des Volkstums. Es reflektiert eben auch auf das Gebiet der Naturkenntnis derselbe Prozess, der in der Sprache sich in dialektischen Bildungen und einer daraus schliesslich erwachsenden gemeinsamen Volkssprache bekundet.

Gelten die für die Urzeit gezeichneten Entwicklungsphasen in gleicher Weise von allen Gebieten der Natur, so lässt es sich noch immer jetzt annähernd besonders in Bezug auf die Pflanzen- und Vogelwelt verfolgen, wo die volkstümlichen Auffassungen noch am meisten ihren eigentümlichen Charakter bewahrt haben. Dass es einst weitere Kreise zog, zeigt aber überall noch die Volkssprache in allerhand dialektischen Überresten der Art, die wie einzelne Torso einer, alle umfassenden individuellen Namengebung in einzelnen Landstrichen sich erhalten haben.

Selbst in betreff des Himmels und der an ihm hervortretenden Erscheinungen, die meist zuerst in gleichartigen typischen Namen allgemeiner Volksbesitz geworden sind, tritt dies noch hervor. Während z. B. das Wort „Himmel“ den Goten und alten Nordländern, den Schweden und Dänen wie allen übrigen Deutschen in verschiedenen Nüanzierungen gemeinsam ist, so sind daneben dem sächsischen Volksstamm eigentümlich zwei andere Ausdrücke: alts. „hëbhan“, „hëvan“, ags. „hëofon“, engl. „heaven“, noch jetzt in Niedersachsen und Westfalen „heben“, „heven“, „håven“, „håwen.“ „Ich habe“, sagt J. Grimm, Myth. 661 „die Grenze zu ermitteln gesucht, bis zu welcher sich diese Benennung erstreckt. Unter den Friesen war sie nicht gangbar, denn noch die heutige west- und nordfriesische Volkssprache kennt nur den „Himmel“. Auch die niederlän-

liche Arbeit des Lebens nahm die Leute so in Anspruch, dass nur höchstens der Jahrmakkt der nächsten Stadt oder ein Familienereignis in Verwandten-Kreisen der Nachbarschaft für Einzelne einmal die Veranlassung war, die Grenzen ihres Dorfes zu überschreiten. Dies erklärte die sonst schwer zu verstehende Macht der Familientradition auf allen Gebieten, wie sie das Land in so charakteristischer Weise zeigte.

1) Derartige Einzelheiten treten unter anderen Verhältnissen oft in der überraschendsten Weise hervor. Als ich im Jahre 1839 z. B. in Venedig war, stannte das Volk ein Pferd, das sich ein Engländer hatte hinüber bringen lassen, um auf einer der Inseln der Stadt täglich etwas spazieren zu reiten, wie ein fremdes Tier an. In der Inselstadt Venedig gab es eben keine Pferde. Ein ähnliches Verhältnis entwickelt sich jetzt in Berlin in betr. der Schlachttiere, Rinder u. s. w., die nicht mehr in die Stadt kommen, sondern vor den Thoren in den Schlachthäusern abgethan werden.

dische Mundart hat sie nicht; sie findet sich aber in Westfalen, Niedersachsen, bis nach Holstein und über die Elbe hinaus in Mecklenburg und Pommern.“ Ich füge noch die Mark Brandenburg hinzu, denn hier heisst es auch in dem bekannten Volksspruch:

Kukuk von heven,
Wi lange soll ik leven?

Ebenso sondern sich landschaftlich noch Bezeichnungen für die Gewittererscheinungen. In der Mark nennt man eine grosse Gewitterwolke einen Mummelack, in Süddeutschland Pöpel, indem beide auf ein Wesen, was sich in der Wolke (wie in einer Tarnkappe) einmummt oder einpuppt, hinweisen. In Pommern und auf Rügen bezeichnet man ein solches dickes Regen- und Donnergewölk mit einer alten, theriomorphischen Auffassung als „Bullkater“. — Während ferner für den Wirbelwind der altmythische Ausdruck „Windsbraut“ sich noch zum Teil allgemeiner erhalten, spricht man in Schlesien wie in der Oberpfalz von der „Windin“. Aus Westfalen führt Kuhn (Westf. Sagen, Leipzig 1859, II. S. 92) nicht mehr als acht weitere Versionen für den Namen des Wirbelwindes an, ein Beweis, wie überall eine individuelle Entwicklung in der Namengebung hindurchbricht. Um noch ein paar Beispiele anderer Art anzuführen, so sagt man in der Oberpfalz wieder für Blitzen, „Leuchten“, „an Furklara, einen Kreuzleuchter thun.“ Das Wort „leuchten“ steht zu Got. „lauhatjan“, sagt Schönwerth (aus der Oberpfalz, Augsburg 1858, II. S. 124) indem er obiges anführt: „diesem entspricht genau die Form „Jaychtn“, wie sie hinter Neuenhammer auf der böhmischen Grenze gebraucht wird.“ — Für die Milchstrasse haben Kuhn und ich 15 Namen in Westfalen und Ostfriesland in den verschiedenen Gegenden aufgefunden, von denen einzelne wie „kaupat“, „wägenpat“, „ssünpät“ noch mythologisch anklingen, andere wie Kölusche, Frankfurter und Aachener Strasse aus der lokalen Richtung der Milchstrasse nach den betreffenden Orten benannt sind¹⁾. Überall geographische Sonderung, so dass man z. B. im Saterlande in Ramslohe „Molksträle“, in Scharrel „ssünpät“, in dem nahen Baltrum „wägenpat“ sagt u. s. w.

Das sind alles individuelle Ansätze von besonderen Anschauungen und Namen volkstümlicher Art, bei denen es nur von zufälligen Umständen abhängt, ob sie sich nur in landschaftlicher Begrenzung hielten oder weitere Kreise zogen, wie z. B. zum Teil „heven“ und in vollstem Maasse das Wort „Windsbraut“.

In Betreff der grösseren Tierwelt herrscht eine gewisse Übereinstimmung, nur für den Wolf führt Dähnert in seinem Wörterbuch der Pommerschen und Rügischen Mundart vom Jahre 1781 noch als eigentüm-

¹⁾ Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen 1879, S. 457, Kuhn, Westfälische Sagen, II. S. 85.

lichen Namen „Zubbelke“ S. 562 an. In bezug auf das Schwein hat Mecklenburg noch gewisse Eigentümlichkeiten. Der Zuchteber heisst hier auch Kempe, Bir oder Bär: in Westfalen und Niedersachsen, auch in Schlesien, heisst der Eber geradezu Bär, was zu Verwechslungen mit dem Bär (*Ursus*) Veranlassung gegeben (Schiller, zur Tier- und Kräuterkunde 1861. II. S. 7). In Schlesien heisst der Bulle „Stammochs“.

Noch mehr Sonderheiten haben sich aber in den Namen der Würmer erhalten. So wird in der Mark, Pommern und Mecklenburg „Imme“ für „Biene“. Mire (engl. Mire, schwedisch Myra) für Ameise gesagt (selbst in Berlin ist volkstümlich: „Mirenschnecke“ und „Mireneier“¹⁾; in Mecklenburg, Pommern und Rügen heisst es „de Snake“ von einer kleinen Schlange u. dergl. mehr.

Besonders aber, wie schon angedeutet, bekundet sich noch heutzutage die landschaftliche Verschiedenheit und Eigentümlichkeit des volkstümlichen Charakters der Naturkenntnis in Betreff besonderer Namentgebung in bezug auf die Vogel- und Pflanzenwelt, zumal bei der hinzukommenden Verschiedenheit der Gegenden selbst²⁾.

Dass in Friedrichsrode u. A. die Golddrossel (*Pirrol*) den gewöhnlichen Leuten unbekannt war, oder wer sie kannte, sie wie ein fremdes Tier ansah, habe ich schon erwähnt. Auch noch andere Vögel fielen beim Nachforschen aus. Von eigentümlichen Namen fand ich aber dort: Kählrötchen (Rotkehlchen), Ackermännchen³⁾ (weisse Bachstelze), Witscherling oder Wiesenvogt⁴⁾, (eine Art Würger), Grienitz (Kreuzschnabel), Pikterwik (Wachtel), Strumpfw Weber oder Zischen (*Zeisig*), Schwarzkopf oder Lübig (Dompfaff), Tannrutscher (Klettermeise). Neben der Feldlerche kennt man auch eine Trürlerche (wohl die Heidelerehe).

Was die Bekanntschaft mit den Vögeln überhaupt anbetrifft, so waren dabei besonders massgebend, wie zunächst eine statistische Aufnahme in der Schule ergab, die lokalen und sonstigen Lebensbeziehungen. In erster

1) Die Mireneier — welche zum Vogelfutter dienen — gewinnt man auf verschiedene Weise. Charakteristisch ist insbesondere folgende. Auf einem breiten Waldwege macht man eine Anzahl flacher, circa einen Fuss im Durchmesser habender Löcher. Über das Ganze breitet man ziemlich dicht Kiefernzweige. Dann legt man einen Ameisenhaufen, den man seiner Eier entledigen will, in einen Sack und schüttet diesen auf der erwähnten Kiefernlage aus. Die Ameisen beginnen sofort, die Eier anzuschauen und in die Gruben zu tragen und nehmen so die unangenehme Arbeit den Menschen ab, die nur nötig haben, die Zweige hernach beiseit zu schieben, um sich dann der sauber ausgelesenen Eier in den Gruben zu bemächtigen.

2) So z. B. auch in betreff der Fische, je nachdem in einer Gegend Fischerei, namentlich an Seen, getrieben wird, oder nicht.

3) Sogenannt, weil, wie auch Grube in den Biographien aus der Naturkunde anführt, sie dem pflügenden Bauer in der feuchten Ackerfurche nachfolgt und emsig die blossgelegten Würmchen sucht.

4) Den letzteren Namen führt der Vogel, weil er gern Gebüsche auf Wiesen zu seinem Aufenthalt wählt, wo dann jeder sein eigenes Revier hat, in welchem er keinen anderen seiner Art duldet.

Linie standen neben dem „Spatz“ (Sperling) die Vögel, die auch in den Stuben in einem Bauer gehalten wurden, nämlich Rotkehlchen, Zeisig, Stieglitz und Fink, sowie der Kreuzschnabel, dem man die Kraft zuschreibt, gut gegen Rheumatismus zu sein. Dann kamen die, welche in die Gärten kommen, namentlich die, welche zuerst im Frühling auftreten, wie der Staar, dann die, welche auf den Wiesen und auf dem Felde ihr Wesen treiben; endlich die im Walde. Grundsätzlich fragte ich, wenn ein Vogel in letzterem sich vernehmen liess, einen Vorübergehenden nach dem Namen des Vogels. Traf ich auf einen Holzfäller oder Förster, der kannte natürlich die Vögel des Waldes, für die übrigen gab es in der Regel drei Kollektivbezeichnungen. Die kleinen Vögel waren Meisen; klang heller Vogelschlag, dann war es ein Fink oder eine Amsel, seltener eine Drossel.

Ähnlich waren meine Erfahrungen in Flusberg, nur dass hier, weil der Wald überall den Häusern näher rückt, die Waldvögel mehr in den Vordergrund traten. Daneben fehlte es auch nicht an Sonderheiten. Auf dem Iserkamm, wo das Getreide schwindet, tritt selbst der Sperling nicht in den Horizont der Menschen und bleibt so den Kindern, die dort aufwachsen, zunächst unbekannt.

In Sassnitz und sonst auf Rügen tritt auch der Horizont der Bevölkerung in dieser Hinsicht verschieden hervor, je nachdem die Örter am Strande liegen und das Simmen der Leute sich mehr auf die See richtet, oder landeinwärts und besonders in der Nähe von Wald. An provinziellen Bezeichnungen notierte ich mir hier: „Markward“ oder „Marquard“ als Namen des Hähers, „Dubenklemmer“ für Habicht, „Qweckstart“ für Bachstelze, in demselben Sinne, wie man sie sonst „Wackelschwanz“ oder „Wippstart“ nennt (Wepstart bei Reuter, Hanne Nüte, Volks-Ausgabe, Bd. 4, S. 63, 194). Geelgös in Bergen, Gellekaus in Sassnitz wurde mir als Bezeichnung der Amsel angegeben. Mein Kollege, Herr Dr. Matthias, machte mich darauf aufmerksam, dass wohl eine Verwechslung mit der Goldammer stattgefunden habe, die auch bei Reuter, Hanne Nüte, Bd. 4, S. 37, 43 Gellekaus genannt werde. Auch Grümbke, die Insel Rügen, Berlin 1819, S. 127 nennt, wie ich nachträglich sah, die Goldammer das „gelbe Gänsehen“ und Schiller „Zum Tier- und Kräuterbuche des mecklenburgischen Volkes“, Schwerin 1861, S. 13 ebenfalls, indem er noch eine interessante Topographie für den Namen giebt: um Rostock: Gälgensiken, sonst in Mecklenburg: gele Gösslichen oder gele Gosichten, in der Prov. Preussen: Geelbauch, in der Altmark: Gälgäsk - gerst, gälgatsch, in der Uckermark: Gelbgüssel, in der Grafschaft Mark: Geäle Gäns, in Waldeck: Gelgaus, im Ditmar.: Gelmöschchen oder -göschchen, in Schleswig aber Leckschit. Dähnert hat Geelgöschchen: ein Grünfink. Wie dem aber auch sei, jedenfalls zeigt es, wie leicht Schwankungen und Übergänge bei einer nur auf mündlicher Tradition beruhenden Kenntnis eintreten können, hat doch im vorliegenden Falle auch die Amsel einen orangegelben Schnabel, der an

die Gans erinnern konnte. — Für Staar führen Dähnert, Müllenhoff und Grimbke „Sprehn“ an, einen uralten deutschen Namen, der altniederdeutsch schon im 10. und 11. Jahrhundert auftritt und auch sonst noch in Nieder- und Mitteldeutschland sich findet (s. Weigand, deutsches Wörterbuch 1876 unter: die „Sprehn“¹⁾), Müllenhoff Glossar zum Quickborn 321).

In noch höherem Grade aber variieren und schwanken die Namen in der Flora, sobald man das volkstümliche Gebiet betritt. In betreff der Nadelhölzer, um von den Bäumen nur ein Beispiel zu geben, unterscheidet man im allgemeinen bekanntlich in gebildeten Kreisen Norddeutschlands Fichte und Tanne, je nachdem die Nadeln rund um die Zweige oder in doppelter Reihe zu beiden Seiten des Zweiges wie die Zähne eines doppelten Kammes in einer Reihe stehen: von der ersteren sondert man dann die Kiefer (Kienföhre) ab, welche paarweis verbundene Nadeln wie meist paarweis stehende Zapfen hat. In Pommern aber, wo die Kiefer überwiegt, gebraucht man nun volkstümlich meist ohne Unterschied Kiefer und Fichte für alle gewöhnlicheren Nadelhölzer, Tanne für eine seltener vorkommende Art. In der Mark ist es ähnlich, nur dass man meist statt Kiefern und Fichten den Ausdruck „Kienen“ anwendet, und die ersteren beiden Bezeichnungen nur vereinzelter zur Anwendung kommen. Man spricht von „Kienholz“, vom „Kienwald“; gewöhnlicher freilich heisst es hier statt Wald „Heide.“ „Man holt Holz aus der Heide“, „fährt in die Heide“ und dergl. mehr, weil ursprünglich, ehe die Kultur auch hier Änderung schuf, es meist nur unbebaute, mit Heidekraut bewachsene Strecken waren, in denen nur stellenweise Nadelholz sich fand. Hat sich in dieser Hinsicht die Bezeichnung doch auch noch typisch in der Lüneburger, der Torgauer, der Görlitzer, Bunzlauer Heide u. s. w. erhalten.

In Mittel- und Süddeutschland entwickeln sich die Begriffe nun aber fast umgekehrt, indem die Tanne vorwiegt, und so zur allgemeineren Bezeichnung für Nadelholz geworden ist, und alles Besondere dann unter dem Namen „Fichten“ zusammen gefasst wird, der Name „Kiefern“ fast ganz ausfällt.

Zeigen sonst die grössern Bäume in Deutschland fast überall denselben Namen, so brechen doch bei kleineren noch immer volkstümliche Varianten, je nach Zeit und Ort, hindurch. Vom Holunder (*Sambucus nigra*) führen z. B. Pritzel und Jessen „Die deutschen Volksnamen der Pflanzen, Hannover 1882“ fast ca. 90 an, z. T. ganz anderen Stammes als das Wort Holunder, z. B. Kissekenbaum oder die Püsseke in Göttingen, Keilkenbee (Colikbeere) in Ostfriesland, Schetschken in Schlesien, Schotschken in Anhalt und dergl. mehr.

Auch die Namen der Beeren wechseln landschaftlich. *Vaccinium vitis*

¹⁾ Der Sperling heisst auf Rügen „Sparlink“, während er in Lübeck, Holstein, Bremen, Ostfriesland wie im grössten Teile Westfalens „Lüning“, „Lünne“, „Dach-“, „Huslünk“ u. s. w. genannt wird. Schiller, Zum Tier- und Kräuterbuche II, Schwerin 1861, S. 15.

idaea L. heisst, um nur einige Namen anzuführen, in der Mark wie in Graubünden: Preisselbeere, von Schlesien bis Elsass: Preusselbeere, in Mecklenburg: Knafvelbeer, an der Unterweser, N.-Hannover, Pommern und der Altmark: Kronsbeere, in Baiern, Tirol, Kärnten und Steiermark: Granten, in Oesterreich: Grandelbeer. Wenn die Mecklenburgischen, Oldenburgischen und Schleswig-Holsteinschen Namen: Tutabeer, Tütjebier, Tüttebär an das Dänische Tyttebär erinnern, so lehnt sich das Vorpommersche Linjon an den schwedischen Namen der Pflanze: Lingon.

Treten in dem letzteren ethnologische Bezüge neuerer Zeit hervor, so haben wir in der Mark und zwar speciell im Barnim ein sehr charakteristisches Beispiel, wie sich aus der Zeit der Slavenherrschaft, also über 7 Jahrhunderte, ein solcher Name vereinzelt in den Familientraditionen erhalten hat, nämlich das Wort Malineken für Himbeere¹⁾. Denn in der Lausitz heissen sie noch auf wendisch „Maline“.

Wie verschieden aber die Namen der Pflanzungen auch sind, immer haben sie auch einen bestimmten lokalen Hintergrund, ein bestimmtes Terrain.

Aus der Urzeit freilich sind nur wenige Namen zu uns herüber gekommen, bei denen dies nachweisbar ist. Vor allem sind bedeutsam in dieser Hinsicht die Mistel und überhaupt dann die schmarotzerartigen Auswüchse an Bäumen, die, an sich schon merkwürdig, durch die sich daran schliessenden abergläubischen und sagenhaften Beziehungen in der Tradition vielfach mit altertümlichem Namen festgehalten wurden. Stimmt der Name Mistel zu der altnordischen und englischen Bezeichnung, so heisst sie in der Schweiz: Donner- oder Hexenbesen, in Holstein und Mecklenburg: Marentaken, in Schwaben gleichfalls Marentocken, d. h. Zacken oder Rute des gespenstischen Mahr, wozu sich dann die Alprute stellt, was auch ebenso wie Alpkraut (im Elsass) wieder ein Name für das „Donnerkraut“ ist und auf den Alb sowie auf Donar zurückgeht.

In dem „Indogermanischen Volksglauben“, Berlin 1885 habe ich an verschiedenen Stellen, namentlich S. 74 und 102, von den mythischen Beziehungen dieser Ruten und struppig verwirren Schmarotzerpflanzen zur „Blitzrute“ und dem „Blitzzieckzack“ des ausführlicheren gehandelt, indem man in dem am Himmel im Gewitter „aufblühenden“ Wetter- oder Wolkenbaum in jenen Erscheinungen „leuchtende“ Zweige desselben oder Schmarotzerpflanzen an demselben in der Luft sich entwickelnd wählte und diesen nun allerhand zauberhafte Bezüge zu den unter Umständen „tötlichen“ wie „heilsamen“ Wirkungen des Gewitters beilegte, welche der Aberglaube dann später in der Tradition mechanisch auch auf ihre irdischen analogen Substitute übertrug²⁾.

1) Meine Sammlung der Sagen der Mark Brandenburg S. 84.

2) Schon im Ursprung der Myth. 1860 S. VIII habe ich auf die Vorstellung des Himmels als eines paradiesischen, zauberhaften Wolkegartens hingewiesen. Ich wieder-

Bei dieser Gelegenheit habe ich auch Bezug genommen auf den nach Finn Magnussen in Schweden lokal auftretenden Namen für die Mistel, nämlich *Ve-Spelt*. d. h., wie jener sagt, *sacrum sive sacri ignis planta aut frutex*, und auch hierin eben wie in ähnlichen Zügen anderer Sagen einen Bezug auf die angeblich im Gewitter am Himmel in der Luft aufblühende, oben geschilderte, himmlische Mistel gefunden. An diesen Namen *Ve-Spelt* klingt nun wunderbar an der Name der Mistel, wie ich ihn bei Pritzel und Jessen jetzt noch als den Siebenbürgern eigentümlich finde, die ja so vieles Altertümliche sich in ihrem Sonderleben bewahrt haben, nämlich „Waspelt.“ Ist da wie bei den Malineken ein alter Zusammenhang, etwa ein Nachklang alter gemeinsamer Bezeichnung?

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zur allgemeinen Charakteristik der Pflanzennamen in Deutschland zurück, so ist deren Mannigfaltigkeit fast erdrückend. Jessen giebt in seiner Vorrede an, dass sein Werk etwa 24000 derartige gebe. Freilich haben daran Jahrhunderte in den verschiedensten Volkskreisen bis in die neueren Zeiten gearbeitet, und neben der individuellen Namengebung aus unmittelbarer Anschauung oder anderen, den Pflanzen angeblich eigentümlichen Gründen, hat die Übertragung und Umgestaltung unendlich vieler, auch aus den klassischen Sprachen stammender Namen dazu beigetragen, die Namenfülle unendlich zu mehren, zumal gerade hierin kein von der Literatur getragenes System sich geltend machte, sondern wieder lokale Individualisierung und Verschiebungen, dann auch allerhand Volksetymologien, um sich den unverständlichen Namen näher zu bringen, so dass die Unbestimmtheit und Flüssigkeit in der Sprache sich nur mehrte.

Ein Beispiel von der Verwirrung, die bei der Namengebung nach äusseren Accidentien in den verschiedenen Volkskreisen eintrat, je nachdem mehrere Arten von Pflanzen dieselben zeigten, bietet z. B. das Wort „Butterblume“.

Dasselbe bezeichnet nach Pritzel und Jessen bei Toxites (16. Jahrh.) die sogenannte Hundskamille, *Anthemis arvensis* L., bei Tabernaemontanus (aus ders. Zeit) *Ranunculus acer*, den sogen. scharfen Hahnenfuss. So noch

hole die Stelle, wie sie auch Gubernatis an die Spitze seines Werkes: *Mythologie des Plantes*, Paris 1878 gestellt, da sie kurz den Hintergrund zeichnet. „Bald ist der Himmel“, sagte ich, „ein aufblühender Blumengarten, den der Glaube in den sich entwickelnden Wolkenbildungen fand, bald schienen gewaltige, feurigblitzende, zauberhafte, feurig oder golden leuchtende Blumen, bald volle Wolkenbäume mit leuchtenden Blüten und Früchten am Himmel zu entstehen: in allen möglichen Spielarten schienen diese Pflanzen, diese Bäume zu schillern, je nachdem diese oder jene Himmelserscheinung ein Analogon bot. Dort am Himmel erblühte im Gewitter u. A. der Narkissos mit seinen hundert Dolden, den die (Sonnenjungfrau) Persephone brechen wollte, der Himmel und Erde mit seinem „betäubenden“ Duft erfüllt hatte, dort die Blumen, welche die Sonnenrosse weideten; dort liess Zeus den Hesperidenbaum mit seinen goldenen Äpfeln entstehen, als er sich der Hera im Gewitter nahte. Dort entstand des Zeus „prophetische“ Eiche, in Analogie zu der finnischen Himmelseiche, welche Sonne und Mond verbarg u. s. w.“

jetzt in Wangeroge, Ostfriesland, am Erzgebirge und bei Zürich. In Thüringen und Schlesien nennt man so *Ranunculus auricomus*, in letzterem auch *Ran. polyanthemos* ebenso wie *Calendula officinalis* L. und *Chrysosplenium alternifolium*. In der Mark (incl. der Altmark), Mecklenburg und Bremen heisst so fast allgemein *Leontodon Taraxacum*, in der ersteren auch, wie mir Herr Dr. Matthias mittheilt, gelegentlich *Hypochoeris radicata* und *glabra*. Von Ostfriesland bis zur Altmark und in Schlesien führt auch *Caltha palustris*, die sogenannte Sumpfdotterblume jenen Namen, in Kärnten im Möllthal: *Trollius europaeus* L. u. s. w. Charakteristisch ist bei allen, die mehr oder weniger Frühlingsblumen sind, eine gelbe, in der Blüte prononciert hervortretende Farbe, die an die im Frühling gewonnene, frische, sogen. Maibutter erinnert, so dass offenbar in dieser Parallele der Ursprung des Namens gesucht werden muss, der eben überall für analoge Verhältnisse in gleicher Weise aus der Unmittelbarkeit des Eindruckes hervorgegangen ist¹⁾.

Von den Schwankungen und Verschiebungen, welche bei Übertragung gelehrter Namen in das Volk entstanden, gab mir bei meinem Sagensammeln der Name „Orant“ ein sehr charakteristisches Beispiel. In betreff desselben, der in Verbindung mit dem „Dost“, gegen Hexen und Teufeleien aller Art für wirksam galt, hatte schon J. Grimm, Myth.², S. 1164 bemerkt, Dost sei organum (gewöhnlich der wilde Majoran), Dorant oder Orant *Antirrhinum* (Löwenmaul) oder nach Einigen *marrubium* (Andorn). In Pechüle bei Jüterbock hörte ich nun einst eine Sage, wo Nieker eine Frau im Kindbett angeblich fortschleppen; wie sie aber im Garten an blauen Orant kommen, sie jene müssen fallen lassen (Nordd. Sagen. 1849 Nr. 106.). Nach Pritzel und Jessen stammt der Name orant aus dem *Orontium* des Galenos, und *Antirrhinum orontium* mit mässig grossen, rosafarbenen Blüten wird schon bei Gesner, *Catalogus plantarum* lat. graec. germ. Basel 1541, S. 8 als orant aufgeführt und gilt als solcher für Hessen. Daneben wird aber auch *Antirrhinum arcense* (ohne Ortsbestimmung), ein kleines Ackerpflänzchen mit hellblauen, ziemlich kleinen Blüten, speziell als blauer Orant aufgeführt. Ebenso kommt *Antirrhinum minus* L., ein kleines Ackerpflänzchen mit hellvioletten Blüten, als Orant (ohne Ortsbestimmung bei Pritzel) vor, daneben in Thüringen *Antirrhinum majus*, die bekannte Gartenpflanze, das sogenannte „grosse Löwenmaul“ als grosser Dorant.

Num begegnete mir auf Sassnitz der Orant in der Schilderung meines

1) Irrtümlich behauptet man, dass der Name „Butterblume“ daher stamme, weil man mit den betreffenden Blumen gelegentlich die Butter färbe oder die Frühlingsbutter eine besonders schöne gelbe Farbe erhalte, wenn das Vieh mit diesen Kräutern gefüttert werde. Das sind gelehrte und gesuchte Deutungen. Auch der analoge Name Dotter- oder Eierblume für dieselben oder ähnliche gelbe Blüten bestätigt, dass einfach in der Farbe der Ursprung des Namens zu suchen ist.

Wirtes unter der Form Uranken wieder¹⁾, aber als eine Pflanze ganz anderer Art, mit angeblich weisser Blüte und einem betäubenden Geruch. „Im Hochsommer blühe sie“, erzählte mein Wirt; „er wäre einmal als Junge in die Stubbnitz gelaufen und gerade wie er die schönsten Uranken sich gepflückt, da hätte es plötzlich in den Bäumen geknistert und geknastert, als wenn der Nachtjäger vorüber gezogen u. s. w.“ Weitere Untersuchungen ergaben dann, dass es hier *Orchis bifolia* L. = *Platanthera bifolia* Rehb. war, die hier wie in Mecklenburg jenen Namen führt und eine stark nach Vanille duftende Blütentraube hat²⁾.

Aber auf diese Varietäten beschränkt sich die Sache nicht einmal, sondern, wie mir gleichfalls Herr Dr. Matthias feststellte, gilt in der Mark wie im Elbthal *Aster salicifolius* als Orant, in der Altmark speziell als „witten Orant“ *Achillea ptarmica* L. In Thüringen wie in Schlesien wird sogar *Origianum vulgare* L. als Orant bezeichnet (in Schlesien Organ genannt). Und in Boecks Kreuterbuch vom Jahre 1530 und Lonicer Kreuterbuch, Frankfurt a. M. 1587, sowie in Ruppian, Flora Jenensis, Frankfurt 1718 ist *Reseda luteola* L. als Orant aufgeführt.

Auf Rügen lernte ich auch für Kornblume (*Centaurea cyanus* L.) noch den eigentümlichen Namen Trems (Träms) kennen, der auch, wie Pritzel und Jessen angeben, als „blagen Trems“ in Mecklenburg, als Trembsen in Pommern, unter der Form Trämpst aber in Münsterland und als Tremse in Göttingen auftritt. Onkel Bräsig erwähnt die Tremsen bei Reuter, Stromtid I. (Volksausg. Bd. 6 (1878) S. 258) unter verschiedenen anderen Pflanzen, denn als Frl. Fidelie von Rambow ihn fragt, wo sie Kornblumen finde, sagt er: „Die will ich Ihnen weisen, dass es 'ne wahre Lust ist: hier ganz dichting bei aufs Gürlitzer, da stehen Tremsen un Feuerblumen un witten Wesel un Distelköpp, kurzum die ganze Plantasch.“ Auch ins Hochdeutsche hat sich der Name gelegentlich verirrt. So spricht Voss in der „Louise“ von Thremsen und Tremissen, Chamisso von Trempen, Fr. und K. Eggers betitelten ihre plattdeutschen Dichtungen Tremsen; dies ist aber isoliert geblieben und hat nicht weitere Nachahmung gefunden. In der Altmark heissen sie übrigens „Hungerblomen“, in Westfalen „Qwast“, in Schwaben und Schlesien „Sichelblumen“ u. s. w. Doch genug der Beispiele! Nun noch ein paar kurze Bemerkungen zum Schluss.

Wenn bei der bunten Mannigfaltigkeit in den Namen der Pflanzen, nach den verschiedenen deutschen Landschaften, namentlich bei den vielfachen Gegensätzen zwischen Nord und Süd, den fast überall hervortretenden Schwan-

1) Die Endung entspricht der Wandlung z. B. des Namens Walpurgis, wenn man auf Rügen statt Walpernabend „to Wolbrechten“ oder „Wolbrekken“ sagt.

2) Vergl. Pritzel und Jessen, sowie Potonié. Illustrierte Flora, Berlin 1886 S. 170 3/0, wo es heisst: *Platanthera* wird Waldhyacinthe, Nachtschatten und Orant genannt (*Orchis bifolia* L.).

kungen und Verschiebungen in betreff der Namen so wie der Pflanzen die wissenschaftliche Botanik nichts damit auffangen konnte und meist nur mit den üblich, gleichsam offiziell gewordenen lateinischen Namen arbeitet, so ist auch ebenso der einzelne Pflanzename oder die durch ihn bezeichnete Pflanze für den Kräuteraberglauben und die sogen. Pflanzensagen zunächst fast wertlos und nichts daraus abzuleiten. Nur die Verfolgung der in eigentümlich gruppenartiger Weise mit ihren *Accidentien* sich zusammenstellenden Pflanzen wie z. B. der erwähnten Schmarotzerpflanzen kann eine Grundlage zu einer entsprechenden wissenschaftlichen Betrachtung geben, welche Rolle eine Pflanze und weshalb sie selbige gespielt: in Schlussfolgerungen aus Einzelheiten geht man leicht fehl.

Eine Geschichte des Pflanzenaberglaubens in diesem Sinne soll erst noch geschrieben werden. Sie wird zeigen, dass seine Hauptmasse zunächst von mythischen Traditionen ausging. Schon eine Zusammenstellung der hauptsächlichsten zauberhaften Wirkungen, wie sie namentlich bei den Indogermanen jenen Wunderblumen beigelegt werden, dass z. B. gewisse Pflanzen, bzw. Zweige von Sträuchern und Wurzeln, gegen Unwetter, namentlich gegen Hagelschaden, böse Geister (Hexen u. dergl.) schützen¹⁾, unverwundbar (stich-, hieb- und schussfest) machen²⁾, zauberhaft einschläfern oder aus dem Totenschlaf wieder erwecken³⁾, durch ihre Berührung oder den Schlag der Rute Berge öffnen⁴⁾, Schätze oder Wasser anzeigen u. dergl. mehr, weist darauf hin, dass, trotzdem sich diese Vorstellungen Jahrtausende hindurch bei den betreffenden Völkern in den Traditionen erhalten haben und noch z. T. erhalten, sie nie einen realen, sondern nur gläubigen Hintergrund gehabt haben, der aus alten mythischen Vorstellungen entstanden, wie sie auch in den Göttersagen noch mannigfach für sich reflektieren.

Verschiedene, den wirklichen Pflanzen innewohnende, bedeutsame, namentlich narkotische Kräfte, welche der Naturmensch allmählich kennen lernte, waren einst die Brücken für die Vorstellung angeblich zauberhafter Wirkungen auch der himmlischen Pflanzen gewesen, welche dann

1) Wagner hebt mit Recht in seiner „Malerischen Botanik“ Leipzig 1872 II, S. 248, als er von den Hexenkräutern, dem Allermannsharnisch u. s. w. spricht, hervor, dass es meist Kräuter der harmlosesten Art seien. Farbe, Geruch und dergl. hat sie eben nur zu Substituten ihrer mythischen Prototypen gemacht.

2) Z. B. bei den Griechen das aus dem Blut des Prometheus entstandene *Φάρακρον Προμηθειον*, bei den Deutschen im Mittelalter die aus Drachenblut angeblich entsprossene Trachante, dann der Allermannsharnisch (in Baiern, Salzburg, Graubünden *Allium victorialis* L., in Kärnten *Convallaria polygonatum* L., in Mecklenburg *Gladiolus communis*).

3) S. meinen Indogerm. Volksgl. an verschiedenen Stellen.

4) Damit hängt der Name der landschaftlich sehr variierenden sogen. Schlüsselblume, Himmelschlüssel, des Vergissmeinnicht zusammen. In den Friedrichsrodaer Sagen, welche ich in der Berl. Zeitschrift für Anthropol. Bd. XXII, S. 131 ff. mitgeteilt, tritt *Arnica montana*, die sogen. Johannisblume, als solche auf; oft wird sie auch einfach „Wunderblume“ ohne Spezialnamen genannt.

die Tradition auf die irdischen Substitute zurück übertrug, während daneben, auf reale Erfahrungen hin, sich allmählich auch ein eigener selbständig begründeter Kräuterglaube in betreff aller möglichen menschlichen Lebensverhältnisse bildete, so dass schliesslich ein Gewebe entstand, das aus Dichtung und Wahrheit gewoben war, welches die Wissenschaft dann erst angefangen hat wieder aufzulösen und in seinen einzelnen Teilen richtig zu stellen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kalender-Heiligen als Krankheits-Patrone beim bayerischen Volk.

Von Dr. M. Hoefler in Toelz.

Die Behandlung der menschlichen Krankheiten durch Kultmittel reicht in das höchste Altertum hinauf. In jenen Zeiten, in denen jeder Kranke blos „schwach“ (swak wahrscheinlich von suk: siuk, sioh, siech) war und unter der „Siechheit“ jeder genauere Krankheitsbegriff noch schlummerte, da gab es wohl auch nur einen Krankheitsgott, der für dieses Schwachsein half. Es wird der grosse Gott des Lebens, der Fruchtbarkeit gewesen sein, an welchen sich die Kranken um Hilfe wandten. Als man aber mit zunehmender Erkenntnis die verschiedenen Siechheiten und Suchten sonderte, teilte sich auch die Aufgabe des Krankheitsgottes. Durch das Christentum und dessen Glaubensboten kamen neue Krankheitsanschauungen in das Volk. Die verschiedenen Heilkünste konnten nicht alle auf einen einzigen aus der grossen Menge der christlichen Heiligen übertragen werden; viele der letzteren teilten sich in das von der Kirche übernommene Inventar der volksüblichen Kulthandlungen aus der Heidenzeit.

Germanisches und römisches Heidentum, das Christentum der Klöster, jener frühesten Pflanzschulen medizinischer Wissenschaft in unserem Lande, und die Reste der mit der Naturverehrung zusammenhängenden Urreligion finden sich so gewissermassen personifiziert in den volkstümlichen Krankheitspatronen, als welche verschiedene Kalenderheiligen vom Volke angesehen wurden und noch betrachtet werden.

Je nach der Örtlichkeit sind die Patronate verschieden, auch je nach der Art des Zweckes. Reformation und Gegenreform haben stark aufgeräumt, und nur an besonders gehegten Plätzen fristen solche Anschauungen und

Bräuche noch eine zum Teil üppige Existenz fort. Sie zu sammeln, ist aber Aufgabe der Volkskundigen.

Januar.

6. Der heilige Dreikönigstag. Die drei Weisen aus dem Morgenlande tragen nach kirchlicher Überlieferung die Namen: Caspar, Melchior, Balthasar. Die drei Anfangsbuchstaben C + M + B werden mit Kreide an Haus-, Zimmer- und Stallthüren angeschrieben unter Ausräucherung (Ruten und Rauch zur Sicherheit vor Krankheitsschelmen). Das heilige Dreikönigs-Wasser und -Salz dient wie der Königsrauch als ähnliches Mittel. Der Aderlass fand an diesem Tage besonders gerne statt; die Aderlassschüsseln hatten dabei die Unterschrift „Wisthum berathe (wegen der drei „Weisen“).

7. Valentin, Bischof von Raetia prima et secunda (Tirol, Ostschweiz, Südbayern), dem der hl. Korbinian einen besonderen Kult, „Sankt Valteins-Orden“, gewidmet hat, ist wegen seines Namen Patron bei dem Vallenden-Siechtum, St. Valentins Siechtum, dem hinfallenden Siechtum. Die fallenden Leute (Epileptischen) besuchen St. Valentinskirchen. Valtl (Deminitiv) oft gesprochen wie Vaitl, wird deshalb mit St. Veit (vergl. 15. Juni) vom Volke in Verbindung gebracht.

8. St. Erhard, Patron für Viehkrankheiten und Pestpatron. Hustenzelteln „Erhard-Zeltele“ in den Klosterapotheken (Fortsetzung des Thomaszuckers vergl. 21. Dezember), ursprünglich zur „Kraftgewinnung“ bestimmte Honigkultspeise (Kraftzeltelu). Erhardsbrunen sind nicht selten in bayerischen Landen.

20. St. Sebastian, der unter Kaiser Diocletian durch Pfeile getötete römische Heilige wurde zum Pestpatron an Stelle des Pfeile tragenden Apollo. (Sebastians Pestpfeile, vergoldet, versilbert, zinnern, verkauften die Jesuiten zu München 1630.) Am St. Sebastianstage wurden 1520 in Regensburg „8 Köpf“ (kopfartige Trinkgeschirre) neuer Frankenwein, „ab St. Sebastians Pfeyl“ getrunken. St. Sebastians Hirnschale in Ebersberg wurde mit den Sebastianspestpfeilen berührt:

„Die solche Pfeile tragen. — Nichts nach der Pest fragen“ (1707).

Prozession zu St. Sebastians- (Pest-) Kapellen; freiwilliger Fasttag mancher Dorfgemeinde „bis die Sterne eingehen“. St. Sebastians Minnetrunk aus der (angeblichen) Hirnschale dieses Heiligen. Am Sebastianstage geht der Saft in die Bäume.

St. Sebastian ist der volksübliche Schützen- und Jäger-Patron wegen des Pfeiles.

St. Fabian ist einer der sogen. „Plag-Heiligen.“ Fabians Plag-Hunger.

Februar.

2. *Mariae Lichtmess.* Anna Maria oder Anna-Mirl, Patronin der Schwangeren.

3. *St. Blasius.* Die Halskranken und solche, die sich vor dem Halsweh sichern wollen, werden „eingeblaselt“, d. h. kreuzweise werden vor das Gesicht und Kinn brennende Kerzen, das „Blasilicht“ vom Geistlichen gehalten (man legt auch gegen Halsweh Kerzentalg auf den Hals). Das Gebet dabei ist gegen *infirmities gulae, gutturis et uvulae et aliorum membrorum suorum.* Es gab auch „Blasibrunnen“ und „Blasiwasser“, sowie „Blasiwein“, die als heilsam galten.

5. *St. Agatha.* Patronin für Feuersbrunst. Agathazelteln für Husten; Agathabrod.

9. *St. Apollonia* mit der Zange. Patronin der Zahnleidenden. Apollonienwurz (auch Teufelswurz genannt) *Aconitum Napellus.* Apollonienkraut, das um *St. Johannis* gesammelt werden soll.

26. *St. Castulus,* der Patron gegen Wildfeuer (Blitz und Rotlauf). Er ist der von den Schimmeldieben angerufene Heilige:

„O, heiliger *St. Kastulus.* du kreuzbraver Mann,
Beschütz' uns're Häuser, zünd' andre dafür an.“ —

„Heiliger *St. Kastulus* und unsre liebe Frau!
Du wirst uns schon noch kennen, wir sind von der Hollertau.
Sollten uns'rer neun sein und sind nur unser drei,
Sechs sind beim Schimmelstehlen; *Maria* steh' uns bei!“ —

Um diese Zeit ist auch der Funkensonntag (Dom. Quadrages.) mit den Höhenfeuern, kalten Milchspeisen, Mehltrunk u. s. w.

März.

6. *St. Fridolin,* der fromme Bauersmann, ein Wetterpatron.

12. *St. Gregor.* In den Schulen war früher das Virgatum „Gregory“ gebräuchlich, das Austreiben mit der frischen grünen Lebensrute. Schmeller, Bayr. Wörterb. I², S. 993.

15. *St. Christoph* (*Christophorus*) Pestpatron. Überlebensgrosse Christophbilder wurden an Kirchen- und Häusermauern zu Pestzeiten angemalt, denn wer *St. Christoph* erblickte, war an diesem Tage vor dem jähen Tode gesichert; darum malte man ihn Allen sichtbar in Riesengrösse. Das Christophskraut (*Actaea spicata*) war vermutlich ein Pestmittel. *St. Christophskirchen* stehen meist an mittelalterlichen, viel besuchten Verkehrswegen und deuten oft auf ein in ihrer Nähe bestandenes Pest- oder Siechen-Haus.

17. *St. Gertraud,* die erste Gärtnerin, die Herbergspatronin, bei der die Toten die erste Nacht schlafen, deren Kapellen meist vor den Stadthoren in der Nähe von Spitälern sich befanden; ihr trank man früher die

Gertraudsminne. Die besten Eier werden in der Gertraudsnacht gelegt. Bienenkörbe werden aufgestellt, und „die Wärme geht von der Erde auf.“ — Gertraudskräuter zu den Mechtildskränzen verwandt und ins Sonnwendfeuer geworfen, Panzer, Bayr. Sagen und Bräuche I, S. 212.

18. St. Joseph. Josephlilien (u. A. *Lilium bulbiferum* L.) und deren Öl, namentlich der am St. Johannestag eingesammelten Lilien, die an manchen Orten auch Donnerblumen, Donnerrosen, Feuerlilien, Rothlilien heissen, werden gegen Rotlauf (Erysipelas) und Hautverbreunungen u. s. w. gebraucht. Das Josephkraut (*Satureja hortensis*, Bohnenkraut) ist ein blosses Küchengewächs, das wie das Lilienöl aus Klöstern ins Volk kam (Josephstaberl-Lilie).

19. St. Benedikt. Die Benediktenwurz (*Geum montanum* L.) und Benediktenkraut (*Geum reptans* L.), (an anderen Orten auch Blutwurz, Petersbart genannt), vermutlich eine von den Klosterapothekern so benannte Kulturpflanze, die mit der Frühlingsnachtgleiche einen Zusammenhang hatte; deren volksmedizinische Verwendung konnte aber Verfasser nicht in Erfahrung bringen, obwohl sie sehr wahrscheinlich ist. Benedictus-Münzen, Schutzmittel gegen Zauberei und Krankheit.

April.

1. Judas der Erzscheml. Judasfeuer am Osterabende; Judasohr (*Fungus sambuci*, *Ruricularia sambucina*) gegen „werkelnde“ Augen gebraucht.

5. St. Vincenz. Guter Heiraths-Tag (*vincere*); Patron der Salinen-Holz knechte.

15. St. Anastasia. Die Anastasiahäuberln wurden den Kopfwehkranken aufgelegt.

24. St. Georg, der drachentötende Jörg, Irg, Irgl. Nach ihm sind einzelne volksübliche Gesundbrunnen benannt; auch viele Berge und hervorragende Felsenspitzen tragen den Namen Georgstein. St. Georg ist auch Wetterherr und Viehpatron (Felderumgänge und Schauerprozessionen zu St. Georgskapellen); Gefangene verlobten sich zu ihm. Georgisegen für Pferde; Georgiritt; Georgi-Laibbrode wurden gebacken und geschenkt; kurzum Hauptcharakteristiken des Wodankultus haben sich hier wie bei St. Michael, St. Oswald, St. Leonhard und St. Martin u. s. w. erhalten. Der Billwitzschneider oder Wegelesschneider, der die Ähren mit seiner Sichel (an den Füßen angebunden) strichweise abschneidet und auf einem Bocke reitet, geht an diesem Tage um und macht den Bockschmitt. In diese Zeit fällt auch der sogen. Bocksonntag, an dem die Rosssiebe und die gefürchteten „alten Landrichter“ zur Beichte gehen; letztere „gehen oft da um“, wo Wodans Erinnerungen haften, kopflose Schimmel z. B. Am St. Georgstage sägen die Hirten den Kühen die Hornspitzen ab (Rest eines Tieropfers).

25. St. Marcus. Regenbittgang. Marci pan(is) Kultbrod.

30. St. Catharina von Siena (am 25. Nov. wird die eigentliche hl. Katharina von Alexandrien. Catharina V. et. M. gefeiert.) Da das Kathreinblümerl (*Primula farinosa*) eine Frühlingspflanze ist, so dürfte sie mit der auf den Kathreintag zusammen fallenden Walpurgisnacht in Zusammenhang stehen, ebenso vielleicht auch das Kathreinöl (*Oleum arnicae aeth.*?).

St. Walpurgis ist auch Pestpatronin. Die Walpurgisnacht ist die Trudennacht und der heidnische Hexensabbath. Jungfer Kathl = menstruatio. Das Gürtelkraut, mit dem die Weiber ehemals ihre Gürtel füllten, ist eine Maienfestblume (*Artemisia abrotanum* = Schmecker). Das Walpurgiskraut (*Botrychium Lunaria*, Mondrauten, Peterschüssel) ist ein Abortivmittel und ein Mittel der Semmer für Milchabscheidung.

St. Quirinus (Kirein) fällt ebenfalls auf diesen Tag (30. April). Das Quirinusöl (schon nach Apian ein *petroleum praestantissimum tegurinum*; es entstammt in Wirklichkeit einer Asphalt- (i. e. Petroleum-) Quelle am Tegernsee) dürfte a) mit dem Kathreinöl (*Oleum petrae album s. rubrum*, Erdöl) identisch sein, ebenso b) mit dem Tyrschenöl, das durch die Tyrscheler (Steinölträger) hausiert wurde und das Ichthyol der neueren Therapie liefert (bei Seefeld) sowie c) mit dem Walpurgisöl. Uralter Glaube kam somit in neuester Zeit zur Geltung. Es ist auffällig, dass Katharina, Quirin, Walpurgis-Nacht auf diesen Tag fallen vor dem 1. Mai und alle drei mit dem Erdöl in Verbindung stehen; dieses letztere muss schon in sehr alter Zeit für wirksam gegolten haben.

Mai.

1. Philipp und Jakob. Walpurgis. Maien-Milch und Bretzen für die Kranken; Maienschmalz. Maien-Anken; Maibäder aus Regenwasser und Thau; Maikuren; Maitanz; Maibaum setzen (Maien stecken); Maibüschel.

4. St. Florian, der Patron der Feuerarbeiter, oft auf Häusermauern als Schutz gegen Brand angemalt, oft in Gesellschaft von St. Urban (25. Mai).

16. St. Johannes Nepomuk, Patron der Flösser und Schiffer.

25. St. Urban, Patron der Schäffler und Winzer. Er gehört zu den sogenannten Marterheiligen, die martern und plagen; dieser plagt mit Podagra = „Urbanplag.“ Früher (17. Jahrh.) Urbareiten mit dem sogen. Gamsurbel (Possenreisser). Vergl. Panzer, Bayr. Sagen und Bräuche II, S. 43 ff. Schmeller, Bayr. Wörterb. 2. S. 138.

Juni.

8. St. Medardus, Regen- und Wetterpatron, dessen Bildnis oft auf Bauernhäusern zu finden ist.

13. Anton von Padua. Ehepatron, Patron der Verliebten, Helfer bei Verlusten. Antonio del porco. Das Schwein wurde früher in Klöstern des Ordens St. Francisci gepflegt und durch die Stadt gejagt. Die „Antoni-glocke“ (Sauglocke), die das Schwein St. Antonii aus dem Boden aufgewühlt haben soll. St. Antonius plagt und martert mit Ignis sacer, Herpeszoster = „Antoniplag“. „Antonirache“. „Antonifeuer“. Ob nicht etwa eine Geschlechtskrankheit darunter gemeint ist? (Vergl. St. Monus-Krankheit. 12. Juli.) „St. Antonibrunst“ wurde von Fuchs („das heilige Feuer im Mittelalter“) als Ergotismus gedeutet. Im Feld-Arzneibuch von Gersdorf (1517) betet ein Mann, dessen rechter Fuss abgefallen und dessen Hand angeschwollen und verunstaltet ist:

„O heiliger Antoni gross,
Erwirb' uns Gnad' ohn' Unterloss.
Ablass der Sünden. Gottes Huld und Gunst.
Behüt' uns vor deiner schweren Brunst.“

Ein anderer, dessen Bein amputiert ist:

„Arm. Bein' abschneiden hat sein Kunst.
Vertrieben St. Antoni Brunst.
Gehört auch nicht einem Jeden zu.
Er schick sich dann, wie ich ihm thu.“

15. St. Vitus (Veit). (Veitl kann auch im Dialekte Vaitl. Valtl. Valentin [7. Jan.] sein). St. Vitus war ein grosser Exorzist, der zuletzt in Öl gesotten wurde. St. Veitsfeuer (Ignis sacer St. Viti) hiess und heisst auch das Sonnenwendfeuer (vgl. 24. Juni). Am St. Veitstage ist Freiheit für allen bösen Zauber, besonders für den Bilwitzschneider. Am St. Veits-tage opferte man Hühner (St. Veit wird auch mit einem Hahn abgebildet) für das Vergicht der Kinder (Eclampsia infant.), eiserne Kröten für die Eclampsia parturientium und sonstige Gaben für die Chorea St. Viti (Veits-tanz). Man sieht demnach, dass Valtl's (Vaitl). Valentins Patronat mit dem St. Viti (Veits) identisch ist und St. Valentin durch falsche Volksetymologie zu seinem Patronate bei Epilepsie kam. Am St. Veitstage sind auch die Kröten (Protzen), die durch „Selbstabsterben“ getötet werden, zum Zwecke eines Amulettes einzusammeln: das wilde Heer geht an diesem Tage um unter dem Namen der „wilden Almerer“. St. Veitsbohne. Veitpfennige: am St. Veitstage geopferte Pfennige (als Vertreter eines lebenden Opfers).

21. St. Albanus, Patron für Ungewitter, Kopf- und Halsschmerzen. Leibscha-den, Harn und Gries, Epilepsie.

24. St. Johannes, der „Geburtstag“ Johannes des Täufers (Feier seiner Enthauptung), des „rauhem“ Johannes (S. Johannestag zen Sunnewenden, Sunnwenden, Summerwend). In der Nacht vor Sommerjohannis (Sunnwendabend) sind die Heilkräuter einzutragen: die Lilienwurz für das Lilienöl

ist zu stechen; die Schlüsselblume, die am Johannistage (noch) wächst, giebt die Schlüssel zum verborgenen Goldschatz ab; Kohlen werden zu Gold. Die Heilkräuter sind besonders heilkräftig, z. B. *Hypericum perforatum* oder Johanniskraut, die Kreuzwurz (*Gent. cruciata*), der Gürtler oder das Sonnenwendgürtelkraut (*Artemisia abrotanum*, Eberraut, Stabwurz; *Tanacetum Balsamita*, Frauenblatt, *Artemisia vulgaris* s. *nitida*, Rauten) dies sind die zum Füllen des Frauengürtels früher verwendeten, wohlriechenden Kräuter („Schmecker“). Der Gürtler wird heute noch ins Sonnenwendfeuer geworfen (als Rest eines Jungfrauschaftsopfers früherer Zeiten?). Gürtelkrautwasser verzehrt das Rotz in dem Magen oder in dem Gedärme, aus dem der Schleim wächst. Das aus dem Johanniskraut (*Hyp. perf.*) mit kochendem Öle gewonnene rote Öl heisst Johannisblut. Die Johanneswurz (*Aronicum glaciale* in Österreich, *Allium victorale* im Salzburgischen; Allermannsharnisch, Sieg- [Kraft-] Wurz), deren Wurzelknollen man aufgeschabt in blutende Wunden legt. Die Johannesbeeren (*Baccae s. fructus Ribis rubri*); St. Johannesblüh, *Linaria alpina* im Pinzgau; Johannesbrot (die Frucht der Makrube, *Cerantia siliqua duleis*, Himmelsbrot); Johanneskäferl (*Coccinella septempunctata*); Johanneswürmchen, Johanneskühllein (*Lampyrus*). Das Johanneswasser (von Weihbrunnen und Johannesbrunnen) gilt ebenfalls als Heilmittel. Wein am St. Johannis, des Täufers, Tag ist nicht gebräuchlich, dagegen am St. Johannistag des Evangelisten zu Weihnachten. St. Johannesküchel, Hollerküchel, im Teige am Baume gebackene Hollerblüh. Johannesfreitanz. Pflingstmaien (Birken) wurden vor den Methsiederhäusern aufgestellt. Der Bilmees, Bilwitzschneider reitet auf dem Boeke um. Feuersprung durchs Sonnenwendfeuer vertreibt Kreuzweh (den Frauen und Mädchen).

25. St. Eberhard. Vielpatron, dessen Grabes-Erde gegen Viehseuchen schützt.

26. St. Johannes und Paul, aller Wetterherren-Tag.

27. St. Peter, der bärtige Mann, der Wolfspatron, dem viele Petersbrunnen geweiht sind, an dessen Tag oder am Montage darauf die Würmer ins Wasser gehen. Viele Berge heissen Petersberge; Petersfeuer auf denselben. Viele gefiederte, haarige Blumen und Blumensamen tragen St. Peters Namen, z. B. *Geum montanum*; *Anemone alpina*, *Anemone vernalis*: Petersbart. Die weissen Larven von *Rhodites rosae* L. wohnen in den zottigen haarigen Auswüchsen der wilden Rosen (*Rosa canina alba*); letztere heissen Petersbart, vulgo: Schlaf- oder Schlafkienzl (Kienzl = Knebelbart). Sie werden als Schlafputzer unters Kopfkissen gelegt und sollen ein Mittel gegen Unfruchtbarkeit und ein Abortivum sein. Die schon erwähnte Mondraute (*Botrychium Lunaria* L.) heisst Petersschlüssel und ist ebenfalls ein Abortivum. *Primula Auricula*, Petersstamm, galt als Blutreinigungsmittel (heisst darum auch Sanikel, wie manche andere Blume); *Primula hirsuta* ist der eigentliche Petersstamm,

weil rauchhaarig. Peterskraut heisst auch das gemeine Mutterkraut (*Matricaria* s. *Pyrethrum* (Bertram oder Geiferwurz). Perchtram ist gut fürs Rotz; es schwindet dasselbe und ist gut für anderes Siechtum des Mundes und der Kehle (12. Jahrh.); heute nur mehr als Kaumittel (Wurzel) bei Zahnschmerz gebräuchlich. Mit dem Petersschlüssel wurden Bisswunden gebrannt.

Juli.

4. St. Ulrich, Patron gegen Epilepsie und gegen die Ratten, der mit Prozessionen und Kapellenumritten gegen Mäusefrass und Ungeziefer und bei Wassermangel angerufen wurde. „St. Ulrichs Segen — Gibt Regen.“ Ulrichsminne: die Ulrichsbrunnen (Irehbrunnen, Urechbrunnen), die selbst in den heissesten Sommern nicht versiegen, gelten häufig als Heilbrunnen. Ulrichsäcker und Ulrichsfelder sind bevorzugte Felder. Den hl. Ulrich anrufen = erbrechen, von schwerer Beängstigung sich befreien wollen (Onomatopoietisch?). Mit dem Ulrichs-Schlüssel wurden die Bisswunden toller Hunde ausgebrannt.

5. St. Wendelin, der Viehpatron, dessen Bild auf Wetterfahnelein oder in der Nähe der Viehstallungen angemalt wird.

7. St. Willibald. Brunnen sind öfters nach ihm benannt. Pferderennen und Umritte um Willibaldkapellen finden statt. Pferdefleisch und Würste wurden dabei gegessen.

8. St. Kilian. Berge tragen seinen Namen.

12. St. Monus oder Mannus, ein Irländer, mit der Sauglocke (nach der Legende soll sein Schwein eine bronzene Glocke im Erdboden aufgewühlt haben) spielt dieselbe Rolle wie der Abbas Antonio del porco, der (wie Freyr mit dem Eber) auch ein Ehepatron war. St. Monuskrankheit, Syphilis, bei der aber der hl. Leonhard als besonderer Patron galt.

15. St. Heinrich. Felderumgang. Wallfahrtstag gegen Schauer Schlag. Der gute Heinrich (*Chenopodium bonus Henricus*) ist ein häufiges Senner-Mittel.

20. St. Wilgefortis (Weiberliendl) = hl. Kummerniss mit dem blinden Geigerlein; Patronin der Augenkranken und Ehepatronin. Kummerniss (*Silene pumilis*, auch Saupeterstamm genannt). Über die hl. Kummernuss s. Bergmann in den Mitteilungen der k. k. Centralkommission. Wien 1856. S. 132 ff. W. Menzel, Christl. Symbolik I, S. 535 ff. Panzer. Bayr. Sagen II, S. 421 ff.

St. Magaretha, die vom Drachen befreite Jungfrau, nach der die ganze Woche benannt ist, „Margaretenwoche“. Gretel hinter der Stauden (*Nigella damascena*) heisst der schwarze, wilde (Alpen-) Kümmel (auch Teufel im Bosen); die rässe Gretel, scharf schneckender Kümmel wie das Rässnagerl (Gewürznelke).

St. Arnold, der Patron der Zithermacher.

22. St. Magdalena, die weinende Büsserin. Die thränenden Augen sollen an diesem Tage an Heilbrunnen (Magdalenenquellen u. A.) mit dem Goldfinger gewaschen werden. Wallfahrt der von der Ertrinkungsgefahr Befreiten zu alten Kultorten. Magdalenenbilder werden unters Dach gestellt gegen Unwetter.

25. St. Jacob. Wetterherr; Patron gegen alle Flüsse; Jakobsbrunnen sind Heilbrunnen; Jakobsbeeren (*Vaccinium Myrtillus*) helfen gegen Flüsse (Darmkatarrh). Jakobsstrasse (Milchstrasse) galaxia; Jakobsstab, „darin ein Schwert verborgen“, himmlische Wehr. Jakobsfedern, Stroh, das um Jacobi geschnitten wird; Jakobsbirnen, die um Jakobi reifen; Jakobskraut (*Senecio jacobaea*) ist ein Kranzkräut. Jakobsen = Milchmessen auf der Alm zu St. Jacobi. Jackl (grosser Schmiedhammer): Den Jackel schützen: eine wie ein Schmied angezogene Puppe schützen (d. i. prellen); auch Liendlschützen, durch die Schmied- und Hammerleute geübt. Jackl in: Pfingstjackel, Fastnachtjackel, Schmierjackel. Auch der Bilwitzscheider geht um an diesem Tage.

St. Anna Maria, Mariandl, Patronin der Schwangeren. Annabrünnl sind sehr häufig und weitverehrt.

31. St. Ignatius, Stifter und Hauptheiliger der Jesuiten. Ignatzbolmen (Igasus); Samen von *Steyehnos Ignatii*, *Ignatia amara*, Heilmittel gegen Epilepsie; Ignatziwasser, Heilmittel; Ignatzihäuberln wurden Kopfkranke aufgesetzt durch die Franziskaner. „Heiss, Natzi!“ ruft der gemeine Mann, wenn er sich verbrannt hat.

August.

5. St. Oswald, einer der 14 Nothelfer (Cod. german. monac 719 f. 55b), mit Zügen, die an Wodan erinnern. Viehpatron, dessen Kapellenorte auf Höhen liegen. Die Alpenrosen heissen Oswaldstauden. Oswald, der Herr der Schnitter und Mahder, erhält die Oswaldgarbe. Oswaldbrunnen galten als heilsam.

Auf den gleichen Tag fällt Maria Schnee (*Maria ad nives*), die vor Wassersnot bewahrt.

10. St. Laurentius, Lorenz, Lenz; Lorenzikohlen bewahren vor Feuersbrunst. Herbsteinläuten.

16. St. Rochus mit der kranken Ferse, Pestpatron: Rochuskapellen: Rochusspitäler; Rochusbecher aus Steinboeckhorn, das besonders stärkend sein soll.

24. St. Bartholomäus. In der Nacht vorher gehen Reiter um. Barthlkapellen mit Schimmelsegen. Häufiger Jahrmaktag. Ende der Almenankehrzeit. Bartlbrunnen sind öfters Heilquellen nach dem Volksglauben.

28. St. Augustinus, der Patron der Augenkranken (aus falscher Volksetymologie).

September.

1. St. Aegidius (Egidi, Gidi; Gigl, Gilg). Der Bilwitzschneider reitet auf dem Bock; Schneider (Bock!) und Schleifer (Scheere!) haben ihren Jahrtag. Bocktanz. Keferloher Markt. „Der Gidi“ ist an allem schuld (in der Volkssprache), d. h. ein unbesonnener, übereilter Mensch wird „Gidi“ gescholten. „Den Gidi bekommen“ verwirrt werden.

6. St. Magnus (Mang), der Drachenbesieger, Mäusevertilger. Magnusstab wurde durch die Felder getragen gegen Schaden von Ungeziefer.

16. St. Wilpet, Pestpatronin. — (Die drei Jungfrauen S. Einbet, S. Warbet, S. Wilbet, die zum Gefolge der hl. Ursula gehört haben sollen, werden östlich vom Rhein bis Tirol [Meransen] verehrt, in Niederbaiern in Schildthurn. Sie halfen Unfruchtbaren zu Kindersegen und standen Gebärerinnen bei. W.)

27. St. Cosmas und Damian. Die Ärzte, Zwillingsbrüder (Castor und Pollux) und Pestpatrone: in den romanischen Ländern, wo die ärztliche Kunst schon sehr früh anerkannt wurde, werden dieselben mehr verehrt. Heilige Ärzte sind sehr selten; Heilige, die nebenbei arzteten, fast unzählig.

28. St. Eberhard. Vieh- und Pestpatron. Von seiner Grabeserde wird dem Viehfutter beigemischt. (Er ist ein einheimischer Heiliger, ein Dorfhirte aus Tintenhausen bei Freising.)

29. St. Michael, sacer Mars Christianorum. Michelbrote (Wecken), Kuchelmichel (Kultbrote). Der Michaeliwind hat das Vorrecht im ganzen Jahr. Eröffnung der Wiesen zur Heimweide. Huhnopfer. Michelkraut und Michelblumen. Gebirgsschützenaufzüge zu Michaelis. St. Michaelskapellen erhoben sich meist über heidnischen Kultorten.

Oktober.

13. St. Colomann, der einfache Pilger, der Patron für viele Wallfahrtskapellen geworden ist, die beim Volke seit alter Zeit in grosser Verehrung standen. Solche Kolomannskapellen sind erst spät oder gar nicht kirchlich geweiht worden: sie stehen meist auf Höhen. „Betbergen“, haben meist gute Wetterglocken und heilkräftige Brunnenquellen. Kolomann ist Pestpatron. Der Kolomannssegens wird über das Vieh gesprochen. Es gibt eigene Kolomannssonntage. Einnemetag (zum Brechen und Abführen) als günstiger Tag für die Gesundheit. — Uralte Kultorte, wohin das Volk aus Tradition wallfahrtete, wurden vermutlich in solche Kolomannskapellen umgewandelt. Schwimmende, heilige Holzbilder, die beseitigt wurden, kehrten immer wieder zurück zu solchen Kapellen. Mädchen, die einen Mann wünschen, beten:

„Heiliger Sankt Kolomann!
O schenk' mir auch ein' Mann.
Aber nur kein' Roten!“

Bei Kolomanskapellen hört man die Gehenkten schreien.

(Neben St. Leonhard ist dieser Heilige, dessen Legende dem Volke am wenigsten bekannt sein dürfte, der in verschiedenster und ausgedehntester Weise verehrte männliche Heilige.)

16. St. Gallus, der Speisespender. Gallistift, Zinstag.

18. St. Lucas; Lukaszelten für Husten.

20. St. Wendelin, Patron bei Viehkrankheiten, dessen Bild auf Wetterfahnen oder in Viehstallungen anzutreffen ist.

24. St. Raphael, der Arztengel und Pestpatron.

18. St. Simon und St. Judas, Unglückstag; Wallfahrtstag. Wolfssegen:

„Heiliger Herr St. Simeon! — Mein Vieh soll das Jahr zu Holz und zu Feld gohm, — Zu Weid' und zu Wasser, — Wie ihm's der lebendige Gott hat geschaffen; — Nimm den Himmelsschlüssel — Und verschleuss' allen Wölfen und Wölfinnen ihren Drüssel, — Dass es (das Vieh) gehe als tierlos — Und als dieblos — Und als Übels los, — Als unser lieber Herr unter dem hl. Kreuz war genosslos, — Und als unser Frau Sancta Maria ist mannos in Gottes Namen. Amen. (Wolfssegen aus Augsburg.)

30. St. Nothburga, die hl. Bauernmagd aus Tirol, Patronin für Hausmägde und Kindsmenscher. Die Grabes-Erde der Heiligen mit Wasser angerührt, ist heilsam.

31. St. Wolfgang, der Wolfspatron; Wolfgangssegen über Hornvieh und Ross. Der Helfer gegen das Bauchgrimmen. In St. Wolfgangskapellen kriecht man durch Erd- oder Steinlöcher zur Befreiung von Kreuzweh. Wolfgangssbrunnen werden als heilkräftig angesehen. Wolfgangsrübeln (*Cyclamen europaeum*, auch Saubrot, Dorrübeln, Haselwurz genannt); Wolfswurz, *Aconitum Napellus*. Wölfel-Zahnbeule. Wolf, der beissende Intertrigoschmerz.

Wenn der Bauer sein Vieh auf die Alm trieb, so sprach er den Wolfssegen darüber. Ein solcher aus dem 15. Jahrhundert lautet: „Ich treib' heut aus — In unser lieben Frauenhaus, — In Abrahams Garten. — Der liebe Herr St. Marten, — Der soll heut meines Viehes pflegen und warten. — Und der liebe Herr St. Wolfgang, — Der liebe Herr St. Peter, der hat den himmlischen Schlüssel, — Die versperren dem Wolf und der Vohin (Füchsin) ihre Drüssel, — Dass sie weder Blut lassen noch Bein schroten, des helfe mir der Mann. — Der nie kein Übel hat getan, — Und die heiligen fünf Wunden — Behüten mein Vieh vor allen Holzunden. V. pater noster et V. ave Maria. (J. Grimm, Deutsche Mythologie, S. 1189 f., 2. Ausg.)

November.

6. St. Leonhard („Mammaliendi“ im Gegensatz zum Weiberlendi = hl. Kummerniss), Patron der Hammerleute; Erlöser der Gefangenen, Helfer

der Kinderwünschenden Weiber, der entbindenden Frauen und in vielen Krankheiten, auch in Feuersgefahr; seit einigen Jahrhunderten erst Patron über Viehkrankheiten. Seine Kapellen, gewöhnlich in Wäldern und auf Anhöhen, sind von Ketten umspannt (Leonhardsketten). Der Leonhardsnagel wurde gehoben und geküsst. Dreimaliger Kapellenumritt von Männern und Weibern im frühen Morgenrauen; Opferung eiserner kunstloser Tierbilder und Hufeisen; Peitschenknallen; Würdingerlupfen (vergl. Panzer, Bayr. Sagen II, S. 33, 391); Mannaliedschützen und küssen (Jackelschützen auf Pflingsten). Brot und Salz wird gesegnet. Der wichtigste Heilige für das oberbayr. Landvolk; sein Tag war früher, als das ganze Volk noch Vieh- und Landwirtschaft betrieb, der Hauptfesttag nächst Ostern, Weihnachten und Pflingsten; das Volk rechnet nach den Dedicationstagen der Leonhardskirchen (in Lenherts Tagen = im Juli). Patron gegen Feuersgefahr; Wind- und Wetterherr, vergl. Schmeller, Bayr. Wörterbuch I, 1481; Panzer, Bayrische Sagen und Bräuche II, S. 24—39; 390 bis 402.

11. St. Martin, der Schimmelreiter und Soldat mit dem blauen Mantel. An diesem Tage opferten die Kinderbegehrenden Weiber schwarze (alte) Pfennige (Stellvertretung einer eisernen Motivgabe). Martinsbrunnen gelten als heilkräftig. Martinsgerte (*Juniperus communis*); Martel (*Juncus campestris*). Wolfspatron; Schweinchenstallsegen; Gänseopfer; Gänsebraten (Martinigans); St. Martin loben (schmausen); Martinskrapfen (krallenförmiges Gebäck); Martinsschnitten (Kultbrode); Boekhörndlbrode (Kultspeise); Hühneropfer; Martiushaber (Schimmel); Schimmelkapellen sind meist Martinskapellen mit Schimmelsagen. Martinsritte. Wallfahrt der Hirten zu St. Leonhardskapellen; Freitafel der Hirten. Martinsmünne am St. Martensabend (Wodan). „Schoen' und Staerke trinken.“

17. St. Florianus, Patron gegen Feuersgefahr.

„Heiliger Sanct Florian,

Schütz' unser Haus, zünd' andre an.“

Sein Bild kommt unter das Dach des Bauernhauses oder an die Hausmauern.

19. St. Elisabeth. Elisabeth-Kapellen im Walde.

22. St. Caecilia, die Patronin der Geigenmacher.

25. St. Catharina (von Alexandrien) mit dem Rade; an diesem Tage darf kein Rad gehen (Mühlrad, Spinnrad, Schleifrad). „Kathrein stellt den Tanz ein“, weil dieser Tag der letzte Tanztage vor den Adventen war. Meth-tag, die Burschen führen ihre Mädchen zum Meth. „Habtag“, an dem sich die Geliebten „haben“.

„Heut is Kathrein, — Hat ein Jeder die sein'.

Wer's net hat, — Der mag's net.“

Schweinskopfgeld für die Siechen in den früheren Spitälern.

30. St. Andreas, der Gichtpatron. „Wer am Andreastage stirbt, kommt vom Mund auf in den Himmel.“ (Über das Sterben in Oberbayern s. Urquell 1891 Nr. 2). In der Andreasnacht träumt man von der zukünftigen Frau. Die Andreasnacht ist die erste Klöpflesnacht, Glöcklerabend; mit dem Hammer anklopfen an die Thüre der (Geliebten). „Andreasschnee“ thut den Körnern und Früchten weh (Fruchtbarkeitstag); vgl. den folgenden Tag.

Dezember.

1. St. Eligius (Gilg), der Patron der Hammerleute (Schmiede); Kinder begehrende Frauen opferten Gilgenkreuzer (Stellvertretung einer eisernen Votivgabe).

4. St. Barbara. Patronin der Bergknappen und der Artilleristen. Sie wird in der Todesstunde angerufen. Ein Kirschzweig (Barbarazweig) an diesem Tage abgeschnitten und ins Wasser gestellt, blüht in den Weihnächten. Barbarawurzel (*Allium victoriale*, Siegwurz, Kraftwurz) verleiht Unverletzbarkeit (Allermannsharnisch).

6. St. Nikolaus, der Kinder liebende Bischof (Sannaklos, Nikló, Nikoló, Klaubauf mit der Rute); Patron der Schiffer und in Wassergefahren. Lebkuchen in Gestalt von Bischof, Mämmlein, Hirsch, Hase (zwei Fruchtbarkeitssymbole), Reitern und Spinnerinnen. Der St. Nikolaus geht besonders in Flachsstuben um. Nikolóbirnen; Klötzen-(Birn-)brot (Kultspeise); Nikolausumritte. Bergfeuer (Vorfeier der germanischen Wintersonnenwende); Schweinskopffessen; Schweinnikel, Saunikel. Frauenthalergeschenke in den Klöstern. Papierschiffchenspiel (Schöffeln). St. Nikolaus hat im Bilde drei Kinder in der Wanne und drei goldene Äpfel in der Hand (der Apfel hat Bezug zur männlichen Fruchtbarkeit; Äpfel essen mögen (wie Adam) = nicht impotent sein).

„Heiliger St. Nikolas! — In meiner Not mich nit verlass. — Kommt heint zu mir und legt mir ein — In mein kleines Schiffelein, — Damit ich Euer gedenken kann. — Dass Ihr seid ein braver Mann.“ (Aus Tegernsee, 15.—16. Jahrh. Schmeller, Bayr. Wörterb. I, 1722.)

12. St. Lucia (die leuchtende) und

St. Ottilia (Tudl), Patronin der Augenkranken. Ihr Bild hat auf einem Buche zwei Augen, die sie sich um ihren Vater ausgeweint hat. Ottilienkraut [*Consolida regalis*, Rittersporn, Günsel = consol(ida)] Wundkraut. Ottilien brunnen; Haupttrudennacht.

17. St. Lazarus, von dem die Lazarete ihren Namen haben.

21. St. Thomas. Thomaszucker (Honigkultspeise), Honiglebzelteln in den Spitälern. Halter- oder Hirtensegen; Thomasschwein. Das wilde Gejaid geht in der Thomasnacht um. Rumpelnacht. Heinzelnier für die Armen. Pantoffelwerfen. Loeseln (Bleigiessen) mit einem Kreuzschlüssel.

Man sieht in der Thomasnacht den Teufel und den Allerliebsten. Mädchen sagen an diesem Tage:

„Strohsack, ich tritt dich,
Heiliger Thomas! ich bitt dich,
Lass mir heut Nacht ersehein
Den Herzallerliebsten mein.“

Auch sprachen die Hausväter verschiedene Segen in der Thomasnacht.

26. St. Stephanus (Stöffelstag), Patron für Pferdekrankheiten, Pferdeaderlass (im 17. Jahrh verboten, aber noch geübt). Umritte um Stefanskapellen. Stöffelsgroschen (Vertretung einer eisernen Votivgabe) wurden in die Stöffels-Äpfel gesteckt und geopfert. Stöffelmeth; Pferderennen; Schweinskopffessen; Stöffelrausch (d'Letzt). — Stöffels-Körner (samen *Staphidis agriae* von *Delphinium* off., Läusekörner). — Stephans-Kapellen und Quellen sind meist uralte Kultorte.

27. St. Johannes Evangelista. (Winterjohanni. Steffel Nachi). — Johannes-Wein, Johannessegen, der an diesem Tage in den Kirchen geweiht und bei Trauungen vor dem Altar, wie beim von Antritt von Reisen getrunken ward — und hier und da noch getrunken wird. Eine lateinische *benedictio vini* in die S. Joh. ev. bei Schmeller, Bayr. Wörterbuch I. 1206. Vergl. J. Grimm, D. Mythol. S. 54 f. 2. Ausg. Dazu Nachtrag in der 4. Ausg. III, 31.

Den Hintergrund des germanisch-heidnischen Kultus, auf dem die aufgeführten Krankheits-Patrone und Volks-Heiligen stehen, bilden:

1. Alt verehrte Kultorte (Kapellen ohne Weihe).
2. Deren Lage auf Höhen oder mitten in Wäldern.
3. Umritte um dieselben und Höhenfeuer.
4. Benennung naher Berge nach solchen Kapellen-Heiligen.
5. Wallfahrten Kinderbegehrender Weiber oder geschlechtskranker Männer zu solchen Kapellen.
6. Opfer von Fruchtbarkeits-Symbolen oder deren Stellvertretung.
7. Der am Kultorte haftende Glaube von der Heilkraft der Grabeserde.
8. Sagen von Schimmelreitern, wildem Gejaid, Bilwitz-Schneider, von lebendig begrabenen Pferden, kopflosen Gespenstern, umgehenden Tyrannen oder alten Landrichtern etc., die bei solchen Kultorten bestehen.
9. Der Glaube an die Heilkraft naher Brunnen-Quellen.
10. Die Benennung mancher volksmedizinisch gebräuchter Pflauzen nach solchen Volks-Heiligen.
11. Gute Wetterglocken solcher Kapellen.
12. Wind- und Wetterherrschaft des Heiligen.
13. Feuer-Patronat.

14. Hirten-Patronat.
15. Wolfs- und andere alte Segensprüche, die den Heiligen namentlich aufführen (Wund-, Wasser-, Wetter-, Holter-, Wurm-, Buckel-, Haus-Segen z. B).
16. Aufwärtsschwimmende oder von weissen Ochsen gezogene Heiligenbilder, die immer wieder erscheinen am alten Kultorte.
17. Volksübliche Berechnung der Zeiten nach den Tagen solcher Kult-Heiligen. Zusammenfallen altheidnischer Kultzeiten (Naturepochen) mit letzteren; Zins-Termine an solchen Tagen.
18. Kultspeisen (Honig, Fladen, Kuchen, Zelten, Heilmittel etc.)
19. Schweinskopf-Essen, Schweinswurstessen etc.
20. Hühner-Opfer, Gänse-Opfer.
21. Schönheits- und Stärketrank (Meth) für Frauen bez. Männer.
22. (Früher) Minnetrank.
23. Tanzzeiten, Habtag.
24. Geringe und nur partielle Congruenz der Heiligen-Legende mit den üblichen Volks-Gebäuchen.
25. Verächtlich machende, spöttelnde Namengebung für den betr. Heiligen.

am den Tagen
dieser Heiligen

Aus den Eindrücken, welche Krankheits- und Sterbefälle, wie alle gewaltsamen Natur-Erscheinungen, auf den primitiven Menschen machen, sind die ältesten Gottheitsbildungen hervorgegangen; letztere wichen den christlichen Heiligen. Mit zunehmender Erkenntnis der Krankheits-Ursachen bezw. mit der Vermehrung der die Begriffe angegebenden Krankheits-Namen erweiterte sich in der Periode des mittelalterlichen Christentums der Kreis der Krankheits-Patrone, die nach und nach in das Gebiet der morbi animalium seu brutorum sich zurückzogen, um auch hier schon den rationelleren Ärzten Platz zu machen. — Ein sittlicher Entwicklungsgang, den auch die Kultopfer durchmachten vom egoistischen Opfer des Nächsten-Lebens, vom Kinds-, Sklaven- und Tier-Opfer bis zum Kinds-, Manns-, Weibs-, Tier-Bild in Wachs, Eisen oder Silber: vom stellvertretenden Geldopfer bis zur selbstlosesten Entsagung und Aufopferung des eigenen Lebens zu Gunsten des Mitmenschen.

Volkssegen aus dem Böhmerwald.

Von J. J. Ammann in Krummaw.

II. Beschwörungs- oder Zauberformeln.

1. Einem „beschrienen“ Kind zu helfen (aus Ruben).

Wenn ein Kind keine bestimmte Krankheit hat, sondern bloss allgemein unwohl ist und nicht gedeiht, so glaubt man häufig, es sei „beschrien“. Mit einem solchen Kinde stelle man sich nun gegen den Ausgang der Sonne ¹⁾ und spreche:

Sei mir willkommen Sonnenschein! — Wo reitest du hergeritten?
 Hilf mir und meinem lieben Kind, — Gott, den himmlischen Vater bitten!
 Hilf mir bitten den hl. Geist, — Dass er wolle geben
 Meinem Kind sein Blut und Fleisch!
 Im Namen Gott des Vaters u. s. w. Amen.

Vgl. Zs. f. deutsche Myth. IV, 110. R. Gwerb, Vych- u. Leuthbesängen, Zürich 1646. S. 139. 302. Mone, Anz. 1837, 449.

2. Gegen Biss der Wölfe oder Hunde (aus Lagau).

Wenn man gegen den Angriff oder Biss von Wölfen oder Hunden gesichert sein will, so spreche man beim Verlassen des Hauses:

Es geschah an einem Feiertag,
 Dass Gott der Herr wollte ausreiten.
 Er reitet wohl über ein weites Feld,
 Er hat weder Säckel noch Geld:
 Er hat nichts als seine fünf Wunden,
 Behüte uns Gott vor Wölfen und Hunden!
 Er beschliesst den Wölfen und Hunden ihre Rüssel
 Und gab *sect. Peter* den Schlüssel.
 Im Namen u. s. w.

Vgl. MSD² IV, 3. Zu den Reimen dieser letzten Verse vgl. Meier Helmbrecht 1205 und Grimm, Myth. Nachtr. 1028; ferner den Hutensegen in Grimm Myth. 1037. Anh. XVIII. Schönwerth III, 251. Zs. f. deut. Myth. IV, 122.

3. Gegen einen Feind (aus Krummaw).

Sprich gegen einen Feind, sowie du ihn siehst, aber noch bevor er dich erblickt hat, folgende Worte:

Ich sehe dich, — Ehe du mich.
 Was du im Willen hast. — Das thu du nicht!

1) Vgl. Kuhn. WS. II, 194. Zs. f. Volkskunde von Veckenstedt II, 4. S. 161 b.

Der Vater mit mir, — Der Sohn mit dir,
 Der hl. Geist mit uns allen beiden,
 Er wolle nun beide von einander scheiden!
 Im Namen u. s. w.

Wenn man ein angethanes Leid auf den Beleidiger zurückkehren lassen will,
 so spreche man bloss (aus Salmu):

Schür' Bartl, schür'! — Heut vierzehn Tag' ist's an dir.

4. Gegen einen heranschleichenden Feind (aus Ruben).

Naht sich dir ein unheimlicher Mensch, Mörder oder dergleichen in bedrohlicher
 Weise, so sprich heimlich bei dir folgende Worte:

Mensch, ich durchschaue dich! — Gottes Allmacht und Kraft ist über dich,
 Dass du mir jetzt und die Zeit meines Lebens — Keinen Schaden zufügen kannst.
 Gott der Vater sei mit dir, — Gott der Sohn sei mit dir,
 Gott der hl. Geist sei mit uns allen, — Dass du dein Herz musst lassen fallen.
 Dies zähle ich dir zur Busse ¹⁾.

Im Namen u. s. w.

5. Reisesegen (aus Hohenfurt).

Heut steh' ich auf und neig' mich gegen den Tag,
 In meinem Namen, den ich empfangen hab'.
 Der erste ist Gott der Vater,
 Der zweite ist Gott der Sohn,
 Und der dritte ist Gott der heilige Geist,
 Der behüte mein Blut und Fleisch,
 Mein Leib und Leben,
 Welches mir Christus, Gottes Sohn, hat selber gegeben.
 Also will ich geseget sein,
 Wie der heilige Kelch und der heilige Wein,
 Wie das heilige Himmelsbrot,
 Das unser lieber Herr Jesus Christus selbst seinen 12 Jüngern bot.
 Ich trete über das Geschwell, (Vgl. Zs. f. deut. Myth. IV, 126.)
 Jesus † Maria † Josef, † die heiligen 3 Könige
 Kaspar † Melchior † Balthasar sein meine Weggesell'n.
 Der Himmel ist mein Gut, (Vgl. Grimm, Myth. Anh. L.)
 Die Erden sind (?) meine Schuh'. (Vgl. MSD² Anm. S. 473).
 Diese hl. 6 Personen begleiten mich und meine Gefährt'n,
 Welche mir begegnen, die haben mich lieb und wert.
 Dann helfen mir Gott der Vater u. s. w.
 Jesus † Maria † Josef † Kaspar † Melchior † Balthasar.
 Stehet mir bei in all meinem Thun,
 In Handel und Wandel,
 In Gehen und Stehen,
 Es sei auf dem Wasser oder zu Land,
 Vor Feuer und Brand,
 Die wollen mich bewahren mit ihrer starken Hand.
 Gott dem Vater ergeb' ich mich,

¹⁾ Vgl. Gegen Gift I. B. 10 am Ende.

Gott dem Sohn befehl' ich mich,
 In Gott den heiligen Geist versenk' ich mich.
 Die heilige Dreifaltigkeit sei ober mir,
 Jesus, Maria, Josef sei vor mir,
 Kaspar, Melchior, Balthasar sei hinter mir
 Jetzt und zu aller Zeit,
 Bis ich komme zur ewigen Freud und Seligkeit.
 Dazu helfe mir der Herr Jesu Christ. Amen.

Vgl. MSD² IV, 8. XLVII, 3 und S. 468 f. Grimm, Myth. Anh. XXI. Zs. f. deut. Myth. IV, 135 f., wo manche Verse zu den obigen stimmen.

6. Gegen Neid. Besonders bei Kindern anzuwenden.

Der Besprecher legt dem betreffenden Kinde die Hände auf die Stirn, und zwar in Kreuzform übereinander gelegt. Dann spricht er:

Im Namen Gott des Vaters u. s. w. (ohne Amen).
 Ich thu dir für Neid, — Dir und die allerheiligste Dreifaltigkeit.
 Bist du an'schrien, — So helf dir Gott und das übrige G'stirn.
 Hat dich an'schrien ein Mann, — So trifft ihn selber an.
 Hat dich an'schrien ein Weib, — So kommst in ihren Leib.
 Hat dich an'schrien Knecht oder Dirn, — So hilft dir Gott und das übrige G'stirn.
 Hilft dir Gott der Vater u. s. w. (ohne Amen).

Darauf leckt der Besprecher dem Kinde dreimal die Stirne ab und spuckt dabei jedesmal aus. Dann reibt er unter Vaterunserbeten die Hände und macht dem Kinde das Kreuzzeichen auf Stirne, Mund und Brust.

Vgl. Aberglaube aus dem Altenburgischen von E. Pfeifer in Zs. f. Volkskunde v. Veckenstedt II, 4 S. 161c, wo die Varianten zeigen, wie solche dem deutschen Volke gemeinsame Sprüche im Volke verändert werden, ohne doch ihre eigentliche Natur einzubüßsen. Schönwerth III, 260—61. Dieser und die folgenden Segen gegen Neid stammen aus Mistelholz, Krumman, Höritz, Christianberg, sind aber fast aller Orten im Böhmerwald bekannt.

Gegen Neid. Beim Vieh anzuwenden.

Der Besprecher sagt:

Bist du an'schrien, — So hilf dir Gott und das übrige G'stirn.
 Hat dich an'schrien ein Mann, — So trifft ihn selber an,
 Hat dich an'schrien ein Weib, — So kommst in ihren Leib.
 Hat dich an'schrien Knecht oder Dirn, — So hilft dir Gott und das übrige G'stirn.

Der Besprecher legt dem betreffenden Stück Vieh beide Hände auf den Rücken und fährt so während des Spruches dreimal von der Stirne bis zum Schweif des Tieres. Vgl. Kuhn II, 212 f. Wenn er am Ende angelangt ist, thut er immer, als müsste er etwas auf den Boden hinunter streifen und spuckt jedesmal dazu aus. Darauf fasst er, die Hände über Kreuz, die Ohren des Tieres und betet so ein Vaterunser und Avemaria ohne Amen. Dann spricht er: Helf dir Gott der Vater u. s. w. und macht dabei dem Tiere dreimal das Kreuzzeichen auf die Stirne. Zuletzt spuckt er ihm in die Augen und reisst ihm über den Augen das sogenannte Neidhaar aus (3—4 längere Haare über den Augen).

Andere Formel bei sonst gleicher Behandlung.

Im Namen Gott des Vaters u. s. w. ohne Amen.

Hat dir geschadet ein böses Aug, — So sind wieder sechs, die dir helfen.

Hat dir geschadet ein Männ, — So helf dir Gott und die himmlische Kron.

Hat dir geschadet ein Weib, — So helf dir Gott und die himmlische Freud.

Hat dir geschadet ein Knecht, — So helf dir Gott und das himmlische Recht.

Hat dir geschadet eine Dirn, — So helf dir Gott und das himmlische G'stirn.

Hat dir geschadet ein Bua, — So helf dir Gott und die himmlische Ruah.

Hat dir geschadet ein Madl (?), — So helf dir Gott und die himmlischen Händ'.

Darauf bete man 3 oder 5 Vaterunser, während des Spruches verfare man wie beim früheren.

Auch bei Kindern kann diese Formel angewendet werden, bei Erwachsenen aber nicht. Beim Kinde betet die Mutter die Vaterunser. Zuletzt leckt der Besprecher dem Kinde noch dreimal das „Hirn“ (Stirne) ab und spuckt dabei dreimal aus.

Andere Formeln gegen Neid ohne besondere Handlungen.

Wenn man glaubt, jemand leide an irgend einem Übel infolge Neides, so spreche man dreimal folgende Formel über ihn:

Wer hat dich beschrien? — Dem gehts selber in die Nier'n.

Wer hat dich beschrien, Weib oder Mann? — Den gehts selber an.

Wer hat dich beschrien, Dirn oder Knecht? — Dem gehts selber schlecht.

Oder dreimal folgende Formel:

Neid haut neun — Na, ist nicht wahr, haut nur 7 Neid, — Na, ist nicht wahr, haut nur 6 Neid, — Na, ist nicht wahr, haut nur 5 Neid u. s. w. herab bis . . . Na, ist nicht wahr, ist nur 1 Neid, — Na, ist nicht wahr, ist kein Neid.

Oder dreimal folgende Formel:

Hat dir ein Mann geschadet, — So helf dir unser lieber Herr Gott.

Hat dir ein Weib geschadet, — So helf dir unsere liebe Frau.

Hat dir ein Knecht geschadet, — So helf dir unser lieber Herr.

Hat dir eine Dirn geschadet, — So helf dir unsere liebe Frau.

Geh aus aus dem Mark und Bein, — Geh aus aus dem Fleisch und Blut,

Geh hin in eine wilde Flur (? Flut), — Geh hin, wo kein Glöckl klingt,

Geh hin, wo kein Vögerl singt! — Geh hin, wo kein Sonn' und Mond hinscheint¹⁾.

Ein Weib unter dem Volke ihre Stimme erhob und zu dem Herrn sprach: „Selig ist der Leib, der dich getragen, selig sind die Brüste, die du gesogen“. Dich segne Gott der Vater, der Sohn und der heilige Geist. Amen.

Oder dreimal folgende Formel:

Ich thu dir für den Neid,

Für alle Leut'

Im Namen des Herrn;

Ich thu dir für den Neid,

Im Namen der heiligsten Dreifaltigkeit.

1) Vgl. Zs. f. Volkskunde von Veckenstedt II, 11 S. 439 c.

Oder auch folgende Formel:

Hat dich (man nennt den Namen) wer beschrien.
 So geht es demselben ins Gestirn.
 Hat dich wer beschrien, Weib oder Mann,
 So geht es demselben an.
 Hat dich wer beschrien, Dirn oder Knecht,
 So geht es demselben ins Geschlecht.
 Es helfe dir Gott der Vater u. s. w. ohne Amen.

Ich beschwöre dich für den Neid, Himmel und Erde mit Sonn' und Mond.
 mit Gott und mit unserer lieben Frau und mit der allerheiligsten Dreifaltigkeit.
 Im Namen u. s. w.

Gegen Neid. Beim Vieh anzuwenden.

Man ziehe das Hemd umgekehrt aus, gehe damit in den Stall hinaus und fahre dem betreffenden Tiere mit dem Hemde vom Kopf über das Rückgrat bis zum Schweif. Dies thue man dreimal, spucke jedesmal dabei aus und spreche dazu:

Erstens für Neid,
 Zweitens für die schlimmen Leut,
 Drittens zur allerheiligsten Dreifaltigkeit.
 Im Namen Gott des Vaters u. s. w. ohne Kreuzzeichen.

Auch bei Kindern anzuwenden. wenn man denselben dabei dreimal die Augen ausleckt und drei Avemaria betet.

Gegen Neid. Beim Vieh anzuwenden.

Wenn z. B. eine Kuh irgend einen Namen hat, bei dem man sie zu nennen pflegt, wie Kamper (eine braune), Bläser (mit Stern). Rückl (alte). Rückai (junge). Scheekl . . . so ruft man sie beim Namen und spricht:

Kamper! Wer hat dir geschadet?
 Es sei Herr oder Frau,
 Magd oder Knecht,
 So geh er zurück auf dasselbe Geschlecht!
 Hilfe dir Gott Vater u. s. w. hl. Geist!
 Von allen 72 Neid
 Sei befreit!

Darauf bete man drei Vaterunser.

Oder man wendet auch folgende Formel an:

Kamper! hast du einen Neid. — So helfe dir der hl. Set. Veit.
 Hat dieser Mann einen Mann (?), — So helf ihm des Himmels Gebrand (?).
 Hat dieser Mann einen Knecht, — So helf ihm des Himmels Geschlecht.
 Hat dieser Mann eine Dirn, — So helf ihr des Himmels Gestirn.
 Hat dieser Mann ein Kind. — So helf dir des Himmels Königin.

In Pramhof wendet man gegen Neid bei Rindern folgende Formel an. die man über dreimal bekreuztes Brot oder über Hafer spricht. nachdem man zuerst das Vieh beim Namen nach Geschlecht oder Farbe gerufen hat:

Es hat dich wer verschrien.
 Es sei Herr oder Frau. Magd oder Knecht.

Das kommt auf dasselbe Geschlecht.
 Es kommt an die Stirn und auf den Rücken
 Und muss alles zugrunde richten.
 Es helfe dir Gott der Vater u. s. w.

Brot oder Hafer wird nun dem Vieh gegeben, es muss aber alles auffressen, damit nichts verloren gehe, sonst hilft 'es nicht.

Aus Polletitz ist folgende Formel gegen Neid und Augstall:

O du heilige Sommer- und Osterblume, o du heilige Oster- und Sommerblume, hilf mir vor allem Neid und Augstall! Es giebt 9 Arten von Neid und Augstall, es sind nicht 9, es sind nur 8 u. s. w. es ist nicht 1 Neid und Augstall, es giebt keinen Neid und kein Augstall.

Gegen Neid. Beim Vieh anzuwenden.

Indem man dem Tiere mit entblösstem Arme über den Rücken fährt, spricht man:

Ich wisch' dich weg! — Der wilde, hastige, garstige Neid
 Ist in dich g'flogen, — In dich g'schoben,
 Und so geschwind, — Wie unsere liebe Frau Sonn' ¹⁾
 Über den Berg herein springt.

Mittel zur Prüfung, ob jemand „verneidet“ ist und Hilfe gegen Neid.

Will man wissen, ob jemand „verneidet“ ist, so gebe man 9 Stück glühende Kohlen in ein Gefäss mit Wasser. Sinken die Kohlen im Wasser unter, so ist der Betreffende „verneidet“, schwimmen sie aber oben auf, so ist er es nicht. Vgl. Grimm, Myth. Nachtr. zu 975.

Der „Verneidete“ kann sich nun folgendermassen vom Neid befreien: Zuerst trinke er dreimal von diesem Wasser, dann tauche er die rechte Hand in das Wasser und fahre mit den nassen Fingern vom Kinn aus aufwärts über die Nase bis zur Stirne, ebenso vom Kinn aus über die rechte Wange bis zur Schläfe und so auch nach links. Das hat der „Verneidete“ selbst auszuführen; das Weib aber, das gewöhnlich das Ganze an einer Person vornimmt, macht jetzt an beiden Enden ihrer Schürze einen Einschlag, dass die Schürze in eine trichterförmige Spitze zuläuft. Mit dieser Schürzenspitze ²⁾ fährt sie nun dem Verneideten, wie dieser früher selbst mit den nassen Fingern that, dreimal in denselben Richtungen vom Kinn aus übers Gesicht nach Stirne und Schläfe. Damit ist der „Verneidete“ befreit.

Noch ein einfacheres Mittel gegen Neid ist folgendes, wozu man niemanden braucht: Wer an Neid leidet, nehme ein Messer und halte es gerade aus vom Munde mit der Schneide nach oben und spucke dreimal über die Schneide weg hinaus, so ist er vom Neide frei.

Bei einem „verneideten“ Schwein spuckt man demselben auch dreimal über die Ohren hinweg und dasselbe ist vom Neid befreit.

Die mannichfache Art, wie sich das Volk im Böhmerwald gegen Neid zu schützen sucht, rechtfertigt auch das hier beliebte Sprichwort:

Der Neid — frisst Vieh und Leut'.

In anderen Formen komme ich auf den Neid noch beim Aberglauben zurück.

1) Vgl. zu „Frau Sonne — springt“ Grimm, Myth. 586 f.

2) Vgl. Schönwerth III, 240.

7. Gegen Gewitter (aus Krummau).

Es segne mich die Allmacht des † Vaters, es segne mich die Gütigkeit des † Sohnes, es segne mich die Weisheit des † heiligen Geistes. Amen.

O heiliger Gott, heiliger, starker Gott, o heiliger, unsterblicher Gott, erbarme dich unser! Jesus, Maria und Josef, stehet uns bei und die Kraft der allerheiligsten Dreifaltigkeit sei bei uns und über uns!

Alsdann mache das heilige Kreuz gegen die Wolken und sprich: „Sich das Kreuz des Herrn, und flieheth, ihr widerwärtigen Parteien! Der Löwe aus dem Geschlechte Juda, die Wurzel Davids hat überwunden. Hallelujah!“

Lies dann das Evangelium set. Johannis: Im Anfange war das Wort u. s. w. und küsse den Evangelianfang im Gebetbuche. Dazu sprich: Durch die Kraft dieser evangelischen Worte bewahre mich Gott vor Ungewitter, Blitz und Erschlagen!

Gebet.

O Herr Jesu Christ, der du geboten hast dem Meere und den Winden, und es war alsbald eine grosse Stille geworden; der du am heiligen Kreuze deine Hände und Arme weit ausgestreckt hast, die Luft zu reinigen und zu heiligen, wir bitten demütig deine überfließende Mildigkeit, du wollest die Wolken zerteilen und dies Ungewitter vernichten, auf dass die Gewalt des Satans, welcher dasselbe vielleicht erweckt hat, zuschanden und zerstört, dein heiliger Name aber gelobt und gepriesen werde, der du lebest und regierest in Ewigkeit. Amen.

Vgl. Grimm Myth. Anh. XXIII.

Eine andere Formel (aus Polletitz).

Durch die Kraft des heiligen Evangeliums sollen zerstreut und vertrieben werden alle Ungewitter. Im Namen u. s. w. Amen.

Gott Heloyen, Gott Tetragamentum, Gott Emanuel, Gott Hagios, Gott Otheos, Gott Ischios, Gott Jehova, Gott Messia, Gott Alpha und Omega samt bei allen Namen, Gottes des Vaters u. s. w. wollen mich heut und alle Zeit stärken und beschützen gegen alle meine leiblichen und geistlichen Feinde. Amen.

† Der unerschaffene Vater, † der unerschaffene Sohn, † der ungeborne Vater, † der ungeborne Sohn, † der aus beiden ausgehende Geist. Gott Vater † der Erschaffer, Gott heiliger Geist † der Heilmacher wollen mich jetzt und alle Zeit von allem Ungewitter, Gespenst und Hexerei beschützen und bewahren. Amen.

Christus Jesus überwindet, Christus Jesus herrschet, Christus Jesus gebietet, Christus Jesus vertreibt alle Ungewitter, Zauberei und Teufelskunst durch die Kraft seines bitteren Leidens, durch die Kraft seines heiligen Kreuzes. durch die Kraft seines rosenfarbenen Blutes und durch die seines heiligen Namens.

Jesus Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, der vom Himmel herabgekommen und in dem Leib der seligsten Jungfrau Maria wegen des menschlichen Heils Fleisch geworden, damit er den Teufel und alle bösen Geister vertreibe und in die Hölle stürze, dieser wolle mich erlösen und mich entbinden von allem, was der Teufel gebunden und durch seine vermaledeiten Werke verblindet hat. Amen.

Durch das Zeichen des heiligen Kreuzes † erlöse mich o Gott von meinen Feinden. Amen.

Ebenda suchen einige auch das Gewitter dadurch zu vertreiben, dass sie fluchend um das Haus herumlaufen, nach dem Grundsatz, Übel könne nur wieder durch Übel vertrieben werden.

8. Gegen Reif und ähnliche Beschädigung des Getreides.

Um das Getreide vor Reif zu schützen, nimmt man am Abend des heiligen Dreikönigtages in Lagau und a. a. O. das „Schaupbrennen“ vor. Vor hl. Dreikönig geht man in den Wald und schneidet ein Tannen- oder Föhrenbäumchen, das man im Kornfeld in die Erde steckt. Darauf umgibt man es mit ausgedroschenem Kornstroh (Schaup), das man mit einem Band um das Bäumchen befestigt. Am Abend des Dreikönigtages wird nun das Bäumchen mit dem Stroh angezündet, und während der Anzündung um das Bäumchen herumgeht, spricht er (beim erstenmal Herumgehen): König Kaspar, (beim zweitenmal) König Melchor, (beim drittenmal) König Balthasar!

Ich hab' euch alle drei genennt,
Damit uns das Korn nicht verbrennt.

Darauf besprengt er den brennenden Schaup mit Weihwasser und spricht:
Im Namen u. s. w. Amen.

So bleibt das Korn vor Reif, Hagel, Melthau und dergleichen bewahrt.

Dies ist ein Segenspruch und Brauch, der sich auf den Feldbau bezieht.

Bräuche dieser Art ohne Formeln giebt es noch mehr im Böhmerwald. Davon a. a. O. Vgl. Grimm, Myth. 1035 f.

9. Beim Ablösen der Rinde vom Holze.

J. Grimm hat schon in Myth. 1038—39 den Zauberspruch, den die Knaben des „oberen“ Waldes (siehe bei J. Rank, S. 168) beim Loslösen der Rinde von Maienpfeifen hersagen, aufgenommen, hier mögen nun die Sprüche folgen, deren sich die Knaben des „unteren“ Waldes bei solcher Gelegenheit bedienen. Man unterscheidet zwischen „Rödai“ (Röhrehen) oder „Pfoazai“, wobei bloss die Rindenhöhle plattgedrückt und ein schnarrender Ton hervorgebracht wird im Gegensatz zur eigentlichen Maienpfeife. Im erstern Falle spricht der Knabe, während er auf die Rinde klopft:

Rödai, Rödai (oder Pfoazai, Pfoazai) gôh o(b).
Friss 'n Bauern 'n Klô o(b)!)
Löss eam no a Schöpfai stôh(n),
Doss er kô(n) i(n)s Wirtshaus gôh(n)!)
Süassi Milli, sauri Milli.
Buttamilli dobei,
Wonnst d' ma nêd ohagôhst,
Holt di da Schinta!

Bei Maienpfeifen dagegen:

A birene (birkene) Rindn —
Loss di schindn,
Loss di schiabn,
Loss da s' Häutl üba'n Kôpf ausziagn!

Vgl. Grimm, Myth. 1038 und Nachtr. zu 1039. Bezüglich der Schreibung und Aussprache der Mundart vgl. meine „Hochzeitsbräuche aus dem Böhmerwald in Veckenstedts Zs. f. Volkskunde II. 10, 11, 12.

Segen und Heilmittel aus einer Wolfsthurner Handschrift des XV. Jahrhunderts.

Mitgeteilt von Oswald von Zingerle.

(Schluss.)

Zu den Wundsegnen leiten einige andere über.

Bl. 117c. Czu der nasen.

So ainem menschen die nase plütet oder wo er plutet, so soltu oberhalb schreiben mit dem selben plute ainen (117d) kriechischen namen O. P. E. W. E. X. daz ist war vnd sprich ym in daz rechte ore: „Ich peschwer dich plut pey dem vater vnd pey dem sun vnd pey dem heiligen gaist, daz du nicht fliessest. alz der Jordan flos, da Cristus inne getauft wart“.

Bl. 126c. Plut verstellen.

Wiltu daz plut verstellen, so sprich: „Sta sangwis in te † sicut Jhesus stetit in se † Sta sangwis ¹⁾ in tua † sicut Jhesus stetit in sua † Sta sangwis ¹⁾ infixus † sicut Jesus stetit crucifixus“.

Einem ähnlichen Segen dürfte an die stirne, so verstet daz plut, womit Bl. 126a beginnt, angehört haben. Das vorhergehende Blatt ist bereits vor der Paginierung entfernt worden — ohne Zweifel aus demselben Grunde, der zur Vertilgung anderer Blätter bewogen hat.

Von der oben erwähnten Gattung ist am bekanntesten das, Bl. 29b, eingetragene Stück, betitelt:

ain bewerter wassersegen.

Hye nach stett geschriben ain guetter bewerter wassersegen, das do haylt alle wunden, wie die ge (29c) sheen ader werdenn, vnd hebt sich also an. Das wasser muss als woll gesegnat sein als der heilig Jordann. da gott selber in getauft wart. Ich segen dich, du vnvermalge ²⁾ wunde, mit den rechten karakteren, das du dein reyssen vnd dein fliessen vnd dein schiessen lassest vnd dein sawrein ³⁾ vnd dein faulen vnde alle vnkeush lasest. es sein fliegenn, spinnen ader wurm ader welher vntugent das sey, die ich hie gesegnot honn mit dem warenn gott: das ist ware in gotes namen ammenn. Du gebeneyder Jhesu Christus, dein funff

1) Ms. sagwis. 2) unvermailigte, unbefleckte. 3) Säure, Schärfe.

wunden die geswurn noch geschwollen noch die rissenn noch die shossen nach sie sawrtein noch sie faultein noch sie smecktein, do sluge auch nie kein vngeluck zue; also muss zu diser wundenn thune, zu der ich diss wasser gesegnet hann mit dem waren got, das ist war. In gotes nammenn amen.

Vnssers lieben hern Jhesu Crist sein hailg funff wunden, die hayltenn shier vnd vaste vonn grunde, do slug auch nye kein vbell zu, also muess zu disser wundenn thun, zu der ich das wasser gesegnot honn mit dem waren gott, das ist war. In gotes namenn amenn. Crist wart geboren, Crist wart verloren, Crist wart wider fundenn, do hailtein ym sein hailge wunden, also soll die sechste thun in gotes namenn amenn. Vnd sprich iii pater noster vnd aue (29d) maria, also muss vns der almechtige gott behutenn.

Interessant wegen des damit verbundenen Ceremoniells ist ain wundensegen vnd mit tucheren hailen, wobei der Vermerk probatum est sichere Wirkung erwarten lässt.

Bl. 10a. Sprechet disen seggen V mall vber die wunden vnd als oft I pater noster vnd ave maria got in sein heilig funf wunden mit beden dawmen gekreuzigt vnd all mall abgewexelt den vntteren vber sich. Der gleich segent die tüchel zu den pflasteren wie die wunden vnd legt albeg V tüchel kreuzling vber einander auf die wunden vnd als oft ein tüchel als oft im namen des v. s. h. geists.

Ist die wunden sorgfeligk, so pindt sy dester offerter vnd dut das lauter vmb gotz willen vnd vmb chain gut. Ain yeder wunter soll euch am ersten vmb gotz willen pitten, das ier im dise pantt mittailt. Dann so rett mit im, ob er cristen-gelawben hab vnd ob er gelawb so stark an got, das sein gewalt so kreftig sey, das er durch sein kraft vnd dise wort genesen müg; spricht er ja, so tunt, das her nach volget:

legt bede alle waffen von euch vnd das er euch versprech, mit seinen veinden nicht an recht will handellen vnd inen vergeben will.

Darnaech legt im die dawmen kreuzling vber die wunden vnd hebt euch mit dem mund nahent zu der wunden, das der attem von dem seggen in die wunden gee vnd sprecht also: „An dem heylgen weinachttag da wardt geporen vnser lieber herr Jhesum Christ; als er geporen ward, hatt er fur vns sündler sehmertzen gelitten, gestorben vnd erstanden, in dem namen also haylen dise wunden an schmertzen vnd an wetumb, das well gott vnd die lieb junkfraw Maria vnd all heylgen“.

Um ein Pfeileisen aus dem Leibe zu bringen, wird Bl. 123e nachstehende Formel empfohlen:

Wem ain pheileysen in dem leibe sey, daz man nicht aus mag gewinnen, so leg den rechten dawmen auf die wund vnd knie nider vnd sprich: „Pater . on . fyli . on . spiritus . on . Jesu Criste . warer got, erhor vns durch daz gepet sant Blasy deines dieners vnd eyle eza hailen deinen diener N. amen“ vnd sprich daz gepet dz oft, hünez der pfeil heraus geet.

Bl. 118a. Daz ains nit wunt wert.

Daz man nit wund werd, sol man sprechen dise wort: „Tytilus triumphalis nostri saluatoris Jhesus Nazareus rex Iudeorum“.

Am Aussenrande von Bl. 70c hat ein anderer Schreiber notiert:

Für wunden.

Schreib auf vil zedl sanctus Maternus vnd las 9 mess daruber von sant Maternus sprechen, wigkel yedes zedel besvnder zvsamen, mach ain taigel ab mit waitzmel, sant Steffanswasser ¹⁾ vnd sant Johans myn ²⁾, nym darin nagelkraut, das grab mit vleys fru, mach kraut vnd wurtzen zv puluer vnd tus vnter den taig vnd mach claine pillar, leg ain zedl in ain kugel vnd pachs in ol vnd behalts: wan du sorg hast, so nym ains in, so pistu ain tag vnd nacht sicher.

Dass man von wilden Tieren nicht Schaden leide, dafür ist gleichfalls gesorgt. Wir begegnen gleich auf Bl. 2b einer sonderbaren Besegnungsform für den wurmpis, die uns der des Lateinischen offenbar unkundige Schreiber ziemlich fehlerhaft übermittelt hat. Wir lesen daselbst:

Für den wurmpis, probatum est.

Dum serpens venit ad te pro morsura sua ³⁾, vt non mouet pedem dextrum, et fac signum et forma pedem dextrum cum cultello in toruo incipiendo. sic inferius continens ⁴⁾ in forma pedis, dicendo pater noster aue maria tribus vicibus, et sic circumda pedem cum cultello tribus vicibus. Hys omnibus factus et operatus ⁵⁾ tunc tolle aquam in vna patella et pone inter dictam aquam hanc puluerem et facua dictam ista camisia dicendo: Inferis vobis vnum fiat tegnum ⁶⁾, vnum venilum ⁷⁾, carra carruze sanum tolle raduse ei hic in manuell. Talis vinita ⁸⁾ tunc fernis ⁹⁾ moriatus et sic facua tribus vicibus dicemb ¹⁰⁾ his verbis et postea da bibere aquam in sitim et liberetur.

Plus dico tibi, quos ¹¹⁾, si non fuisset licidum ¹²⁾, quit iget pueri ¹³⁾ ad te et mitteret vnum nuncium, tunc dicas: vis accipere malum? Sy dicat ‚non‘, tunc dicas ‚accipe secure‘ et fac cum dicere ‚volo accipere‘. Quando tunc fac ¹⁴⁾ omnia supra dicta, tunc venit venenum statim ab illo et dicaret supra sanibus et continuo et qui morsus fuerit et ista litora similiter est certissime probatum est.

Besonders gefürchtet waren die Wölfe, (vgl. oben S. 307.) mit welchen sich unsere Hs. auch mehrfach befasst.

Bl. 87a. Für die wulfe.

Ain segen vore die wolff, das sie dein viche nit essenn. Wo willstu hin, du laydiger waldes hunt? Du tregst ain creuze in deinem mynde ¹⁵⁾. Als wenig kein mensch vnserem heren nit mage gleichen, als wenig mugestu heute meins vihes enpeysenn. ym namen des vaters vnd suns vnd hailgen gaistz.

Für die wolfe.

Wann du syhest ein wollff gegen dier geenn, der dier schaden wollt, so leg dein rechten dawmenn in dein recht hant vnd sprich: „Pfey du dich wer, were du ere, dann Crist geporen wart“ ¹⁶⁾.

1) Am Stephanstag (26. Dezember) geweihtes Wasser. 2) Wein am Tage Johannis (27. Dezember) des Evangelisten geweiht. 3) l. serua? 4) continuans. 5) l. factis et operatis. 6) l. regnum. 7) venenum. 8) finita. 9) l. vermis. 10) l. dicens. 11) l. quod. 12) licitum. 13) l. quod iret puer? 14) l. facit. 15) l. munt. 16) M S Denkm. IV. 3. 1.

Der hierauf folgende Segen hat wohl nur irrtümlich die Überschrift für wolfe erhalten; er lautet:

Wann dein veind zu dir geth vnd maynt dich zu laydigen, so sprich: „Nummerdvm namen, susser vater Jhesu Crist, wie gar du ainem toten menshen gleich piest“.

Dagegen ist der auf Bl. 103a stehende ein alter Wolfseggen, vgl. Grimm Mythol.² S. 1190. Schmeller, 2, 902.

Für die wolfe.

Der gute herr sant Martein der lag auff dem pette sein, er sprach: „Stand auff, hirtē mein, nym des hymel slüssel, versperr dem wolfe seinen drussel vnd dem pern seinen ezandt vnd dem diebe seine hant, vnd gee hin, viech, in holecz vnd in waid, in perg vnd in tal, wo dir hyn sey not, in gotes namen amen“, vnd sprich iii pater noster vnd iii aue.

Gegen Feinde unter den Menschen stehen gleichfalls mehrere Stücke zur Verfügung. Ausser dem oben mitgeteilten lesen wir

Bl. 10c. für deine veint hab dise nomen bey dir † sanctus † Nicasius † sanctus † Ryminius † sanctus † Maternus † vnd V pater noster, V aue, i credo.

Bl. 72d. Ain guter seggen.

Ain guter seggen, das sich ain mensh vorsorgenn mag vor sein veindenn. Mach ein † vber die stüren vnd ein † an denn munde, ain † vber dein herez vnd spriche: „Gesegegn mich heutt die wort, da vnsser lieber her Jhesus Christus mensh ynnenn wart, gesegegn mich heut der fried vnd sune, do vnsser liebe fraw ynnen wasse ¹⁾, do sie ires lieben Kindes genass. gesegegn mich heutt der seggen, den vnser liber herr Jhesus Christus am demm ²⁾ jungsten tag sein aussderweltem liebsten freundenn will geben amen“. Den seggen den sprich iii stund mit iii pater noster vnd mit iii aue maria vnd ain glauben.

Ain ander seggen.

Ain ander gutt seggen, do sich auch ain mensh mit mage vorsorgenn vor sein veund, vnd sprich also: „In dem namenn des vaters vnd des suns vnd des hailgen gaist amen. Ich will mich heutt gurten mit dene hailgen funff worten, mit der svnne vnd mit dem monad vnd mit dem hailgen (73a) fron leichnam; wer mir heutt nicht sey gutt, dem empfall ³⁾ sein erafft vnd mut, er möge sich auch alls wenig gegen mir geregenn, als ain tode mann sich moge gewegenn. Mein waffen das sey mir stehlein, das sein sey seyden: als wenig moge er mich an leybe vnd an gutt vnd an eren ergynnenn ⁴⁾, als die liebe junckfraw Maria ain andern sune gewynne; des helff mir der mann, der dem tode an dem hailgen fronn creucze nam, amen“, vnd sprich iii pater noster vnde aue maria.

Bl. 118a. Für die veinde (ein seggen).

Für deine veinde sprich dise wort: „Si me queritis, sinite hos abire; Cristus nobiscum in nomine patris et fyly ⁵⁾ et spiritus sancti“.

1) l. was. 2) l. dem. 3) Ms. empall. 4) l. enginnen, verletzen. 5) filii.

Dem bösen Feinde gilt eine wunderliche Beschwörungsformel.

Fur den teufel.

Bl. 125a. Wer behaft ist mit dem posen veint, so spreche ym ain priester dise wort in daz ore, so meldet er sich, wes man in fragt:

Amara Tonta Tyra post hos frabis ficiliri Elypolis starras poly polyque lique linarras buccabor uel barton vel Titram celi massis Metumbor o priczoni Jordan Ciriacus Valentinus.

Bl. 87ab sind zwei Reisesegen verzeichnet.

Wan du über lant wilt gen.

Wan du vber lant willt genn vnd dv erst aus dem hauss dritest, so sprich: „In namenn (des) vaters vnd suns vnd halgen gaystz amenn. Ich dryt heutt auff das pfatt, do vnsser lieber here Jhesus Christus selbs auff tratt. das was so linde vnd so gutt. Ich bitte dich, lieber here, das du mir behutest leyb vnd sele gutt (87b) durch dein hailges pluet. Diser weck sey mir reub loss, morde loss, dieb loss, wasser los, fewr loss, vallen loss, aller wilden thier loss, als Maria gotes muter war, da sie irs liebenn trauten kinds genass amen“.

Ain segen.

Gesegen mich heutt das edlest pain, das die sunne ye vberschain, gesegenn mich heutt das edlest creucz, das ye gewechs, gesegen mich heutt die hailgen funff wunden ¹⁾, die gott nye wurden vorpundenn, die müssen mich heut behuten vor allen mein veindenn, das mir kein shad mogen gesein an sele vnd an leyb, an eren, an gutt, vor verretershaft vnd vor allen posen dingenn, das mir nymmer misselinge, des helfenn mir die vier spangenn, die himel vnd ertreich habenn vmbfangen, vnd die hailgen himelische kint, die in dem hohen himel sind. Mein fraw sand Maria muss mier behutenn stigel vnd wege, stege, wo ich mich hin kere, in gotes namen amen: pater noster.

Von einem Johannessegen fehlt der Anfang, indem das vordere Blatt wieder herausgerissen ist.

Bl. 86a . . . den vns gott allen gunne vnd sein liebe muter die zart kungein ²⁾. Wer des ymer erbeyss, der werd selig vnd reich mit allem vleyss amen.

Das ist sand Johans mynne, got vorleyh mir soliche synne. das ichs also musse gesegen, das gott vnd der viel gutt sand Johans vns heutt engagenn vnd die hailgenn vier ewangelisten sand Johans, sand Lucas, sand Marx, sand Mathey die hailgen vier ewangelisten die mussenn vnsser lebenn friestenn. wo wir syezen ader stenn, wo wir reyten ader geenn, in welcher hand weysse vnsser wureken vns heutt erscheynne, so muss gott vnd der viel hailig gut sand Johans heut pey vns sein, das helff vns Maria die werde kunigein amen. Sand Johans myn ³⁾ die ist so gutt, das got vnd das viel hailge pluet musse vnsser zu aller zeytt warten vnd vns in seiner huet haltem, das vns alle nott vormeyde, noch vns kain waffen nit vorschneyd, das ye gesmidet wart, seydt Crist geporen ward amenn. Ob vns vnsser veinde yndert wolten vbergeen, das wir yn mugenn syges ⁴⁾ gestee, das wir in gesygen ann, das helff vns sand Johans der viel hailge mann, Jhesus Christus aller maynst ⁵⁾, der vater vnd der sunne vnd der hailig gayst amenn. Seyd

1) Ms. stundenn. 2) Ms. kvûge. 3) minne. 4) wohl: siges nit gesten. W. 5) meist,

die iii namenn ain (86b) ware gotthayt sein, so mish sich gott mit worten dor ein, also das das prott vnd der wein also woll musse gesegnot sein als das prot, das gott sein jungeren bott, do er vor vns wollt geen in den todt amen. Sey aber kain vaiger vnder vns allenn, des helff vns der viel hailig here sand Gall, das ym sand Johannis mynne enfalle. Dem ratenn wir, das er auss seines wirtz ¹⁾ hauss nit gee, so rat ich ym auch mere ze ainer puss, das er vns nicht shadenn musse an leyb vnd an sele, an gutt noch an ere, noch anderen vnsseren freundenn, die heutt pey vns sein, das helff vns Maria die werd kunigin amen. Nun sprechen wier alle geleich vnd faren froleich, das wir nummer mogen ersterben, vns muss gotes leichnam zu hillf vnd zu troste werden amenn. Wart awer kein mynne ye pass gesegnat dann dyse, so chome ene zu disser vnd disse zu ener, also das sie payde woll gesegnot sein, das helff vns Maria die werd kunigin amenn. Nun drineken mir die allerpestenn mynn, die sand Jorg tranck, do mit er all sein nott vberwant, also muss wir sie trincken vnd müssen alle vnsser nott vberwintenn amenn. Nun varenn wir alle frolich, got von himelreich will heutt pey vns sein, das helff vns Maria die werd kunigin amen.

Daran reiht sich maister Poppen seggen.

Bl. 86c. Auch ain gutter seggen, den der starck Popp ²⁾ gemaht hott an sein leezten zeyten, vnd mann maynt, er sey auch do durch behaltenn wordenn.

Maister Poppen seggen.

Gesegenn mich heutt der gott, der mich ershaffenn hatt, gesegenn mich heutt der engel mein vor valschemm ³⁾ ratt, gesegen mich heutt Maria vor dem, das mir shad, gesegenn mich heutt das hailig creucz vor sundern vnd vor shadenn. Die vier plegenn ⁴⁾ mein, wo ich in der werlt vare. Czu dem funftenn mael enphiel ich mich in der engel shar, das mir geshadenn mug als claine vmb ein hare, wo ich in der werlt vare, auff wasser ader auff dem lande. Dor zu enphilich ich mich der ⁵⁾ raynenn magt Maria, das sie sey mein shielt fur jamers nott vnd das mich gott behutt vor enngstlichem tode, das der armenn sele mein werde viel gut ratt, wann sie zu dem munde auss gat vnd von dem leichnam shaydet. Gesegenn mich heutt das ware creucz vnd auch die kronn vnd das pluet, das gott auss seiner hailgen seytenn rane ⁶⁾, gesegen mich heutt Maria gotes muter vnd sand Johann, der vnder dem kreuze sein hende auffwand vnd claget denn shoppfer sere (86d), gesegen mich heutt sein plutiger swayss, der vonn ym ging, gesegen mich heutt, das mann yn an ein kreuze spyenn, gesegenn mich ⁷⁾ heutt die zeyt vnd weyll. die er hieng vnd in ain plinder jude stach mit ainem sharpfen spere, gesegen mich heutt gotz marter vnd sein pitter todt, gesegenn mich heutt sein engelishen funff wunden rott, gesegenn mich heutt sein hailge himelfart, gesegen mich heutt alle priester gutt in gotes wandellunge, gesegen mich heutt sein hailgen funff wunden, gesegenn mich heutt die siadt, do er zu der marter drat, do mit er alle menshayt ⁸⁾ erlosset ⁹⁾, gesegenn mich heutt der wein vnd das himelprott, dor yn sich got vorporgen geyt in aller priester hande. Ach here gott, durch dein hohe driualtikeyt vnd durch dein tode vnd ware menshayt vnd durch die marter, die du vor den sunder laytt vnd du vorgab dem shacher an dem creuze, nu gib, herre, das diez gepet vorveneklich ¹⁰⁾ sey durch die himeluart vnd durch

1) Ms. witz. 2) Der starke Boppe, der um 1270 am Oberrhein blühende, durch seine grosse Stärke sprichwörtlich gewordene Dichter. Wackernagel in Zeitschr. f. deutsch. Alterth. VIII, 347 f. 3) Ms. valch. 4) l. pflegen. 5) Ms. denn. 6) l. ran, rann. 7) mich fehlt. 8) Ms. menhayt. 9) ergänze hat. 10) wirksam.

die vrsend dein vnd auch alle engel, die mit dir behausset sein durch deiner hoch gelobten werdenn zarten ¹⁾ muter ere; du ermerest ²⁾ Noec in der archen, nu behutt mich vor demm teyffel frayssam ³⁾, gesegenn mich heutt vor der helle grunt, altissimus, vnd durch der hochsten nammen drey (87a). Her uater Jhesus, erpam dich vber des armenn mainster Poppen sele des starken.

Der Bl. 88d eingetragene Bienensegen ist leider nicht vollständig, da die sieben folgenden Blätter, die gewiss noch mehr derartiges enthielten, herausgeschnitten wurden.

Zu den peyen.

Das dein peyen mit him flichenn, schreyb die wort an ein zedel vnd lege sie vnder ain peystock: ym nammenn des vaters vnd des suns vnd des heiligen gaystz. Ain dieren gottes, die do wurcht ein werk gotes des herren. Ich beshwer euch peich vnd pemeny treu, (!) das ir got solt vorchten vnd den wallt nit sult suchenn vnd auch keiner

Um Pferde beim Beschlagen ruhig zu erhalten, giebt unsere Handschrift Bl. 102d die Weisung:

Wenn ain ros nit will sten czu beschlachen, so schreib ym auf den vordern gerechten fuess disen namen Yson vnd auf den vodem teneken fuss den namen Eufrates vnd schreib auf den gerechten hindern fuess den namen Tigris vnd auf den hindern teneken fuess den namen Cison, so steet (103a) ez stille vnd lat sich beschlachen.

Bl. 1a. Fur die ratzen schreib dise wort an vier ort in das haws „Sanctus ⁴⁾ Kakukakilla“.

Bl. 126b. Slos auf tun.

Item wiltu slos auf tun, so sprich dise wort „Atollite portas, principes, vestras“ vnd iii pater noster, vnd wan du kunnst, der antiffen (Antiphon) Cum rex glorie huncz an die wort de klaustris.

Ein Mittel anderer Art wird vorher angegeben.

Wiltu slos auf tun ane schlüssel, so ge, wo du ains grunspechten oder pamhackl ⁵⁾ nest vindest vnd nym ain guten keil vnd verschlach daz nest, so pringet der vogel ain wurez vnd halt die an den keil vnd so velt der keil aus dem loch. so lat der vogel die wurez vallen, so schaw, daz du vnder dem pawm schon gekertt habst oder etwas sawbers dar vnder geprait, da die wurez auf vall. vnd so du sy dan vindest, an welhes slos du sy habst, daz get gegen dir auf. (Es ist herba meropis oder boumheckelkrüt.)

Bl. 98a. Wyltlu gelucksam sein, so nym mercurium vnd vormach den in drey federkyel vnd du in iglichen federkyel iii waicene korner vnd vormach die vederkyele auch mit wolle vnd lege sie dann auff ein altar, hincz ⁶⁾ man IX messe dor ob lesse. So dv dann den ain federkyell in dein schrein, den anderen thue. do dein vihe auss vnd ein geeth, den drytten thu vnder dein drussbuffel ⁷⁾ ader dor vber, vnd sprich sand Gallenn all tag ein pater noster vnd i aue maria.

1) Ms. zarte. 2) l. ermerest. 3) dem teufel freissam. 4) l. sancta. Da St. Gertraut gegen die Mäuse hilft, ist sie vielleicht hier gemeint. 5) Baumhacker. 6) bis. 7) Schwelle.

Bl. 102d. Fürn teuffel.

Wiltu den teuffel von ainem menschen pringen, so nym Seuenpawm ¹⁾ drey ezweigel vnd leg sy in einen hafn vnd gews drey stund daran guten wein in dem namen des vaters vnd des suns vnd des heyligen gaistes vnd lass sieden, daz es wol erwallt, vnd leg ez dem pesessen menschen auf daz haubt, daz ers nit wisse, so muss der teuffel antwurten vnd weichen.

Ausser diesen Einträgen, in welchen gesprochenen oder geschriebenen Worten resp. Charakteren mit oder ohne Zuhilfenahme bestimmter Stoffe eine besondere Wirkung zugeschrieben erscheint, mögen noch einige andere, die von wunderbaren Kräften gewisser Pflanzen und Tiere berichten, hier Platz finden.

Bl. 102b. Quendelkraut.

Pey dem selbigen chrawtt beleibt chain giftiger wurm noch chain giftigs tier.

Dasselbe wird von einigen andern Kräutern behauptet:

Bl. 123a. Von ezittber.

Czwittewer ist für daz vergiebt ²⁾ gut vnd daz chain mensch chain aitterwurm nit peist; er stercket den magen vnd leschet den stanck des kloblauchs.

Bl. 123b. Draconia ist vech ³⁾ an den pletern alz die nater. Wo sy stat, do get chain giftiger wurm; wer sy pey im trait, dem mag chain gift nit schaden.

Bl. 112d. Ain abentewr (twalm⁴⁾).

Ain krawt haist agrimonia; wen man dasselb chrawtt ainem slaffendem menschen auff sein haubt legt, daz ers nit wais, der selb mensch erwachet nit, hünecz ⁵⁾ daz man ym daz chrawt wider ab nymmt.

Verbena.

Bl. 115a. Auch wer verr reiten sol, der sol verbenam und artemisiam dem rosse pinden vnder den schopf, so wirt daz ros nit eze rach ⁶⁾ vnd wirt auch nit ezn müd.

Wer verbenam pey im hat, der wirt des weges nymmer irr noch müd. Verbena macht den menschen lieb vnd genäm vnd froleich.

Ähnliche Wirkungen sollen auch erzielt werden durch:

Bl. 122c. Hauswurez.

Barba Jouis haist hauswurez. Der pleter sint dicke, sy sten auff dem dache vnd smelzen vnder den vingern. Dem sein weib vnwirdt erpewt ⁷⁾, der salb sich mit dem salt, so er sy prawtten ⁸⁾ well, so hat sy ym lieb für alle man.

Hat er aber andre weiber lieb (122d), so tü sy daz selb, so hat er sy lieb für alle weib.

1) juniperus sabina. 2) Gicht, Krämpfe. 3) bunt. 4) Betäubung. 5) bis. 6) gliedersteif, müd, rach, rache. 7) quem uxor sua propter impotentiam contemnit. 8) si eam subiturus est.

Valeriana.

Bl. 126c. Wiltu gute freuntshaft machen vnder manne vnd vnder weibe, so nym valerianam vnd stoss die ezu puluer vnd gib ins ezu trincken in wein.

Gegen Zauber schützt Artemisia.

Bl. 123c. Artemesia ist ain krawt, daz ist vnter allen wurezen mein trawt; der kraft ist tewre, sy vertreibet alles vngewre. Ob du furchtest czauber, so hab ir vier pündl in der chemnaten, wan dir schaden die vnholden nicht an ehinden, noch an viech, noch an chainer slacht ding, vnd [an] chainem weibe wirt [ir nicht] [an] chainer slacht siechtum an ir kint, so daz weib welle gen ezu chinde.

Unter den Tieren zeichnet sich besonders der Geier durch seine tugent aus (Bl. 118a), von dem S. Jeronimus spricht also:

Es ist nyndert dhain gelit noch pain innwendig noch auswendig nichtz an dem geyr, es sey gut ezu arezney.

Wer des geyers arezneye haben welle, der sol des war nemen, daz er den geyer an eysen töte, ee das er innen wirt; wan versteet er sich, daz er nit genesen mag, so slindet er sein aigen hirn.

Von den Angaben, wofür und wie die einzelnen Teile zu gebrauchen seien, sind die am Schlusse unter Nota stehenden bemerkenswert.

Bl. 118d. Wer gern well läutsalig sein, der nem daz recht auge dez geyers vnd trag daz in der teneken ¹⁾ hant oder pint es vmb den teneken arm. Wo er geet für die läwt, so sint sy im holt, die weil er es pey im hat, vnd verlewst nit seines herren huld.

Wen du sorge hast auf täding ²⁾, so trag dasselb auge mit dir, so schaidestu mit eren von dan.

Wen du sorge hast, daz du dich versichst etwas ezu sten, daz wider dich sey ³⁾, so nym des geyers hercz vnd pint ez in den ermell, du ehumst in chainen streit so grossen, du gewinst den sig oder schaidest erlich von dann.

Andere abergläubische Meinungen knüpfen sich an den Hund, die Katze, Fledermaus, Kröte und andere Tiere.

Bl. 57c. Fur fel der augen.

Ffur die vele der augen, so nym einer swarczen kaczen heupt vnd preun das zu pulver vnd plaes das puluer (57d) in die augen, so frist es das maylle ⁴⁾ shier abe.

Bl. 61d. Fur noli me tangere.

Ain gute kunst vor ein presten ⁵⁾, der do hayst noli me tangere. So nym ain kaczen vnd pind ⁶⁾ ir alle vier zusammen vnd mach zu ring ⁷⁾ vmb sie ain feuer, so besaicht sie sich vnd mit der selben saich neez dich oder bestreich dich, wa dich ain kacze besaicht hatt, so wirstu gesunt.

1) linken. 2) Verhandlung oder Geschäft vor Gericht. 3) Wenn du Sorge hast, weil du erwartest gegen etwas dich zu stellen, was wider dich ist. 4) mail Fleck, Fehler. 5) Gebrechen. 6) Ms. pindir ir. 7) ngs.

Bl. 126b. Für huutpellen.

Wiltu sicher gen, daz dich die hund nit an pellen, so nym ain hercz vnd ain czung von ainem hund vnd trag daz in der hand oder trag in der hant serpentenam.

Bl. 126c. Nym ains hundes czung vnd magensamen ¹⁾ vnd hack daz clain vnd misch ez vnder ainander, vnd welcher vogel oder tier daz isset, daz leit gelich sam sey ez tot. Wiltu es danne wider wecken, so stos ym daz haupt in ain wasser.

Bl. 126b. Salb deine augen mit fledermausplut, so gesichstu wol tag vnd nacht.

Bl. 77d. Für plüten.

Ain ander hubsb kunste vor das bluetenn. So trag mit dir ashen vonn einer krotenn, so mag kain pluet von dir, vnd wiltu das beweren, so nym die ashen vnd (78a) heng das puluer ainer hennenn an denn hals vnd tote sie dann, so geth kein pluet nit dor auss.

Über krotenol wird Bl. 28d gehandelt, doch fehlen die folgenden Blätter, so dass wir nicht einmal die Bereitung desselben vollständig kennen lernen.

Bl. 126c. Abentewr.

Wer pey im hat ains rappen ²⁾ hawbt, der mag von kainem kaufman betrogen werden.

Idem.

Item wen man des raben ayr aus dem neste nymbt vnd die wol sewdet ³⁾ vnd wider in daz nest legt, so flewgt der rab an daz rote mer vnd pringt ain stain vnd rürt die ayr da mit, so werden sy wider roch ⁴⁾ als vor.

Bl. 103b. Für vnhulden.

Daz alle vnhulden czusammen chomen, die in ainer gegne sint, nym aines pargs ⁵⁾ hoden vnd ains ross hoden vnd ains hasen hoden vnd ains hanen hoden vnd prenne die czu puluer vnder baytterm hymmel, so chomen alle vnhulden czusammen vnd erzaigen ir maisterschaft.

Dazu hat ein ungläubiger Leser des 15./16. Jahrhunderts an den Rand geschrieben:

Es wer wol. wens war wer.

Wie man sich unsichtbar machen könne, ist teilweise noch auf Bl. 126d zu lesen.

Wiltu vnsichtig sein, so ge czu ainem amaisshauffen, da claine amaiszen sint vnd IX geng hab, vnd czunt den hauffen an mit fewr vnd las gar wol verprennen. dar nach so las daz kot vnd aschen durch ein syb geen, so vindestu ain stain mit dreyerley . . .

Das die Fortsetzung enthaltende Blatt 127 mangelt.

1) Mohnsamen. 2) Raben. 3) siedet. 4) roh, ungesotten. 5) bayr. Eber, männliches Schwein.

Moderne chinesische Tierfabeln und Schwänke.

Mitgeteilt von C. Arendt.

Indem ich einige kleine Tierfabeln, Schwänke und verwandte Geschichtchen vorlege, wie solche im Norden Chinas in den gebildeten Kreisen im Umlauf sind, will ich vorausschicken, dass ich mich einzig und allein auf die Mitteilung des Stoffes beschränken werde. An einen historischen Zusammenhang dieser Fabeln und Anekdoten, mit der Volkslitteratur anderer Völker ist — vielleicht mit einer Ausnahme (No. 5) — nicht zu denken, und insofern dieselben etwa zu Vergleichen mit ähnlichen Erzeugnissen des Volksgeistes in anderen Ländern Anregung geben sollten, muss ich es anderen überlassen, diese Vergleiche vorzunehmen, da ich selbst auf diesem Gebiete fast ein Fremdling bin. Der Stoff, den ich vorlege, ist jedenfalls neu, und noch nirgends veröffentlicht, weder auf Chinesisch noch in Übersetzung. Die meisten der mitgeteilten Geschichtchen stammen aus dem Munde des jetzigen Lectors des Nordchinesischen am Seminar für orientalische Sprachen in Berlin, Herrn Hsüeh Shên; die 9. habe ich in China selber erzählen hören; über die Herkunft der 10. wird weiter unten Aufschluss gegeben werden. Doch nun zur Sache.

China besitzt keine Fabel-Litteratur, und besonders die Tierfabel ist in der chinesischen Litteratur als Gattung gar nicht vertreten. Jedoch finden sich in chinesischen philosophischen und historischen Werken aus alter Zeit einige hierher gehörige Stücke, welche ich im 12. und 13. Bande der in Hongkong erscheinenden Zeitschrift *China Review* ausführlich behandelt habe. Jedoch ist es mir mit der grössten Mühe nur gelungen, fünf dergleichen Tierfabeln zusammenzubringen. Sie gehören der Kunstlitteratur an, und wir haben daher nichts mit ihnen zu thun.

Auch in der modernen chinesischen Volkslitteratur spielt die Tierfabel nur eine kleine Rolle, so dass es mir merkwürdigerweise erst hier in Berlin, und zwar ganz zufällig, geglückt ist, einige derartige Erzeugnisse des chinesischen Volksgeistes zu entdecken.

1.

Meine erste Fabel vom Frosch und der Larve der Cicade (welche, beiläufig gesagt, einem Mistkäfer bis zu einem gewissen Grade ähnlich

sieht und daher auf Chinesisch mit demselben Wort wie letzterer bezeichnet wird) lautet folgendermassen:

Ein Frosch hatte mit der Larve einer Cicade Freundschaft geschlossen. Als aber der Sommer kam und es heiss wurde, warf die Larve ihre hässliche Hülle ab, verwandelte sich in eine Cicade und kroch hinauf in den Wipfel eines Baumes, woselbst sie unter munterem Flügelschlage ihren schrillen Gesang ertönen liess. Da fiel es plötzlich dem Frosch ein, er wolle doch seine Freundin einmal besuchen. Als er aber zur Wohnung der Larve gelangte, fand er sie nicht zu Hause. Er suchte sie wohl einen halben Tag lang, konnte sie aber nirgends finden, bis er sich endlich an der Wurzel eines Baumes niedersetzte, um sich an der frischen Kühle zu laben. Da plötzlich, als er seine Blicke in die Höhe richtete, sah er die Cicade, wie sie auf einem Baumzweige sass und ihren melodischen Gesang erschallen liess. Da rief er ihr zu: „Werte Freundin! Komm doch herab zu mir dich auszuruhen und mit mir zu plaudern!“ Die Cicade aber kroch immer höher und kümmerte sich nicht um ihn. Da rief der Frosch zornig: „Ha! jetzt, wo du ein Gewand aus weisser Gaze angelegt hast, bist du stolz geworden und blickst auf deinen alten Freund hochmütig herab.“

Hier schliesst das Original. Die Hinzufügung eines *Fabula docet* ist im Chinesischen durchaus ungebräuchlich, auch bei den Kunstfabeln. Im Übrigen trägt die kleine Geschichte entschiedene Localfarbe: die Cicade ist eins der charakteristischsten Insekten des nördlichen China.

2.

Nummer 2 handelt vom Adler, oder wohl richtiger Falken und Sperling. Auch diese hatten mit einander Freundschaft geschlossen. Eines Tages machte der Sperling dem Falken in seiner Wohnung einen Besuch. „Schön, dass du kommst,“ sagte der Falke, „warte hier ein Weilchen auf mich, ich will ausgehen und etwas für uns zum Essen kaufen.“ So erhob sich denn der Falke in die Lüfte, und als er unten einen Mann vorübergehen sah, der oben in einem Schlächterladen ein halb Pfund Fleisch gekauft hatte, stiess er hernieder und raubte es ihm aus der Hand. Dann flog er zurück in seine Wohnung, und er und der Sperling brachten den Tag essend und trinkend vergnügt mit einander zu. Nach einiger Zeit machte der Falke dem Sperling einen Gegenbesuch in des letzteren Wohnung. „Schön, dass du kommst“, sagte der Sperling, „warte hier ein Bischen auf mich, ich will auch auf die Strasse gehen und etwas für uns zu essen kaufen.“ So flog er denn auf die Strasse und sah einen Mann, welcher ein viertel Pfund Fleisch in der Hand hielt, welches er soeben in einem Schlächterladen gekauft hatte. Er flog also hin, um es fortzunehmen: da er aber so klein und schwach war, so konnte er es dem Mann nicht entreissen, sondern er sass nur darauf mit unruhig flatternden

Flügel. Der Mann aber sprach: „Vor einiger Zeit, als ich mir ein halbes Pfund Fleisch gekauft hatte, hat ein Falke es mir geraubt, und heute kommst du, mir dies viertel Pfund Fleisch zu entreissen? Warte! ich will dir einen Denkartel erteilen.“ So sprechend, riss er dem Sperling seine sämtlichen Federn aus, und warf ihn dann auf die Erde. Inzwischen wunderte sich der Falke, dass der Sperling gar nicht zurückkam. So flog er denn aus, ihn zu suchen, und nicht lange, so fand er den armen Wicht nackt auf der Erde liegen, unfähig, die Flügel zu regen. Er erschrak und fragte ihn: „Was ist dir denn passiert?“ „Ach,“ erwiderte der Sperling, „der Mann mit dem Fleisch wollte durchaus keine Vernunft annehmen; da habe ich mir eben den Rock ausgezogen, um ihm eine tüchtige Tracht Prügel zukommen zu lassen, dem Buben!“

Auch diese kleine Fabel zeigt eine entschiedene Localfarbe; nichts ist in den Strassen chinesischer Städte gewöhnlicher, als die sich zu einer Rauferei Anschlagenden sich zunächst ihrer sackartigen, weiten, jede freiere Bewegung hemmenden Gewänder entledigen zu sehen, um dann den ersten Angriff gegen den Zopf des Gegners zu richten, gerade wie in unserer Geschichte der Fleischkäufer dem Sperling die Federn ausreisst.

3.

Nummer 3 handelt von der Maus und dem unerfahrenen Mäuschen.

Eine alte Maus ging eines Tages aus. Da sagte sie zu ihrem Töchterchen: „Halte dich ja hübsch zu Hause, damit dir die Katze nichts zu leide thut.“ Nach dieser Ermahnung machte sie sich auf den Weg und ging aus. Dem jungen Mäuschen aber wurde es bald langweilig in seiner engen Behausung und es beschloss dennoch auszugehen, um mal zu sehen, was die Katze denn eigentlich für ein Tier sei. Es kroch also aus dem Loch heraus und begegnete einem Schwein, welches im Hof auf der Erde lag und sich sonnte. Das Mäuschen dachte: das ist gewiss eine Katze. Es kroch ihm auf den Körper und biss es in's Ohr, so dass das Schwein laut zu grunzen anfing. Da freute sich das Mäuschen und sprach: „Hast du Angst vor mir?“ „Ja wohl habe ich Angst vor dir,“ antwortete das Schwein. Vergnügt kroch das Mäuschen darauf in sein Loch zurück.

Das nächste Mal, als die alte Maus wieder ausgegangen war, machte das Mäuschen es ebenso. Da begegnete es einem Elephanten, der war sehr gross und hatte einen langen Rüssel. Da dachte das Mäuschen bei sich: „Die Katze sieht aber sonderbar aus: sie hat zwei Schwänze, einen an jedem Ende des Körpers.“ Husch! kroch sie an dem Elephanten hinauf und setzte sich auf sein Ohr, und erst als es von da seine Augen sah, merkte es, dass da der Kopf sei. Es kroch ihm darauf in's Ohr hinein und biss ihn, so dass er vor heftigem Schmerz laut aufbrüllte. „Ha! hast du auch Angst vor mir?“ fragte es ihn. „Ja wohl habe ich Angst vor

dir, hab' doch nur Erbarmen mit mir.“ antwortete der Elephant. Die Maus kehrte darauf in ihr Loch zurück. Das dritte Mal aber, als die alte Maus ausgegangen war, und das kleine Mäuschen es wieder ebenso machte, begegnete es wirklich der Katze. „Du kleines Ding wirst's doch wohl nicht wagen, mit mir anzubinden?“ rief es ihr verächtlich entgegen. Da sprang die Katze mit einem Satz auf es zu, packte es und biss es zu Tode.

4.

Die folgende und letzte eigentliche Tierfabel von den Grashüpfern und den Wildgänsen will ich nur kurz ihrem Inhalte nach anführen, da sie in der Art der Erzählung wenig besonders Charakteristisches bietet.

Eine Schaar Grashüpfer vergnügt sich bei warmer Witterung in ausgelassenster Weise auf freiem Felde. Da fliegt eine Schar Wildgänse vorüber, die ermahnen die Grashüpfer, rechtzeitig an den Winter zu denken. Die Grashüpfer rufen ihnen zornig zu: „Geht Eurer Wege und stört uns nicht bei unseren Spielen, die Euch nichts angehen. Wir haben hier jetzt reichlich zu essen und zu trinken. Macht es doch nicht wie ein Hund, der auf den Mäusefang ausgeht, was doch nicht seines Berufs ist“ (Dies ist, beiläufig gesagt, ein chinesisches Sprichwort). Im Spätherbst als es kalt geworden ist und die Grashüpfer erschöpft und zitternd auf der Erde liegen, kommt dieselbe Schar Wildgänse wieder vorüber. Die Grashüpfer rufen ihre Hilfe an, werden aber von den Gänsen mit höhrenden und strafenden Worten zurückgewiesen.

Die Gegenüberstellung der Grashüpfer mit wilden Gänsen will uns weniger einleuchtend erscheinen, als die der Cicade und Ameise in der bekannten äsopischen Fabel, jedoch bietet die wilde Gans insofern immerhin einen genügenden Anhalt für die Rolle, die ihr in unserer Fabel zugewiesen ist, als sie den der Jahreszeit angemessenen Aufenthaltsort sich selbst zu suchen versteht.

5.

Nummer 5, zu welcher ich jetzt übergehe, erinnert in einigen Einzelheiten lebhaft an Rückerts schönes Gedicht: „Es ging ein Mann im Syerland, Führt ein Kameel am Halfterband“, steht aber in der ganzen Ausführung und Fassung erheblich dahinter zurück. (Ich gebe auch diese, wie die vier folgenden Nummern, abgekürzt wieder). Ich muss vorausschicken, dass in der chinesischen Volksmythologie der Yáoüenshu oder der „mit Gold, Silber und Kupfergeld behängte Baum“ eine grosse Rolle spielt. Man braucht ihn nur zu schütteln, so fallen einem die Schätze in den Schoß. Man sieht ihn häufig auf ausserordentlich roh ausgeführten Bildern dargestellt, welche sich die Chinesen um Neujahr an die Wände ihrer Zimmer kleben. In unserer Geschichte nun macht

eines Tages ein von Geldgier und Habsucht erfüllter Mann einen Spaziergang in die Berge und fällt dabei in eine Schlucht, wo er sich mühsam an dem Aste eines verkehrt mit der Krone nach unten zu wachsenden Baumes festhält. Schauernd blickt er in die Tiefe und die Haare stehen ihm zu Berge. Von noch grösserem Gransen wird er erfüllt, als er plötzlich zwei Mäuse, eine schwarze und eine weisse, aus einem Loche hervorkriechen sieht, welche unablässig die Wurzel des Baumes benagen, an dem er sich festhält. Da auf einmal erblickt er in seiner Nähe einen zweiten ganz mit Gold, Silberbarren und Kupfermünzen behangenen Baum, eben einen Yaochienshu von der so eben beschriebenen Art. Sich mit der einen Hand an dem einen Baum festhaltend, beginnt er mit der anderen die goldenen und silbernen Früchte des Goldbaumes zu brechen, und vergisst darüber ganz die gefährliche Lage, in der er sich befindet. Inzwischen aber haben die beiden Mäuse ihre unheimliche Arbeit vollendet, der Baum löst sich aus dem Erdreich, in dem er wurzelte, mit einem lauten Krach los, und der Schätzesammler stürzt in die gähnende Tiefe. Der Schreck weckt ihn auf und er wird nun gewahr, dass alles nur ein Traum gewesen ist.

Dies ist nun eben die Erzählung, bei welcher ich zweifelhaft bin, ob nicht wenigstens einzelne Züge derselben von anders woher entlehnt sein mögen. Schon der „Goldbaum“, um ihn so zu nennen, ist zwar jetzt ganz in den chinesischen Volksglauben übergegangen, aber ob er eine ursprünglich chinesische Erfindung ist, kann ich nicht sagen. Zumal aber die beiden Mäuse machen mir nach meiner sonstigen Kenntnis der chinesischen Litteratur und Denkweise keinen recht nationalchinesischen Eindruck, jedoch kann ich mich täuschen. Liegt hier wirklich eine Entlehnung vor, so wäre natürlich zunächst an indisch-buddhistischen Einfluss zu denken ¹⁾.

Ich will nun noch einige, jedenfalls echtchinesische, Schwänke und Schmurren mitteilen.

6. Die drei Dummen.

Ein neuernannter Stadtpräfekt erteilt seinem obersten Gerichtsdienere den Auftrag, ihm innerhalb dreier Tage drei durch aussergewöhnliche Dummheit ausgezeichnete Leute vorzuführen. Er stellt ihm zu diesem Zweck drei Arrestbefehle in blanco zur Verfügung und verspricht ihm eine reichliche Belohnung, falls er seine Aufgabe in befriedigender Weise ausführe. Der Gerichtsdienere macht sich auf den Weg und sieht einen Menschen, welcher auf einem Esel reitet, dabei aber zwei schwere Säcke

1) Die Vermutung des Herrn Verfassers ist richtig, denn Züge dieser Fabel erinnern an die bekannte in den Barlaamroman aufgenommene Parabel von den Gefahren des Lebens, die gleich dem ganzen Roman buddhistischen Ursprungs ist. Es genüge hier auf Fr. Liebrecht zu verweisen: Die Quellen des Barlaam und Josaphat in seinem Buche Zur Volkskunde S. 457 f.

mit Reis auf den Schultern trägt, so dass sowohl er unter seiner Last ächzt, als auch der arme Esel sich kaum von der Stelle zu bewegen vermag. Er nimmt ihn fest. Am zweiten Tage begegnet er auf der Strasse in der Nähe eines Stadthores einem Menschen, welcher einen Baumstamm quer auf dem Nacken trägt. Als er an das Thor kommt, kann er dasselbe mit seiner Last nicht passieren und bleibt ratlos stehen, ohne auf ein Mittel zu verfallen, seiner Verlegenheit abzuhelpfen. Der Gerichtsdienner nimmt auch ihn fest. Einen dritten findet er nicht und erscheint am dritten Tage mit seinen beiden Arrestanten vor dem Präfekten. Der Präfekt lässt sich erzählen, was es mit den beiden Menschen auf sich habe. „Sehr schön,“ sagte er, „der dumme Kerl hier hätte natürlich mit seinen beiden Reissäcken auf der Schulter zu Fuss gehen und den Esel am Halfter führen müssen. Und hier dieser Andere hätte doch den Baumstamm in zwei Hälften durchsägen können, dann hätte er das Thor ohne Schwierigkeit zu passieren vermocht. So weit bin ich mit der Ausführung deines Auftrages zufrieden. Aber wo ist der dritte?“ — „Der dritte, mit Verlaub zu melden, Herr Präfekt“, antwortete der Gerichtsdienner, „sind Sie selber.“ — „Was sagst Du da, Mensch?“ ruft der Präfekt. — „Nichts für ungut, Herr Präfekt,“ erwidert der Gerichtsdienner. „Aber es ist doch wohl klar, dass der eine die Säcke hätte dem Esel aufladen, und ihm dann am Halfter führen können, und dass der andere den Baumstamm nur umzukehren und gerade aus zu tragen brauchte, um durch das Thor durchzukommen. Dass Sie das nicht selber gefunden haben, Herr Präfekt, dadurch haben Sie doch wohl verdient, mit den Beiden auf eine Stufe gestellt zu werden.“ — Der Präfekt musste lachen, und hielt dem Gerichtsdienner die versprochene Belohnung nicht vor.

7.

Ein Bauer, der zum ersten Mal in eine grössere Stadt kommt, findet dort in einem Krämerladen einen Spiegel. Er hatte einen solchen vorher noch niemals gesehen, und als er in demselben sein eigenes Bild sah, glaubte er, das sei ein zweiter Bauer. Er macht dem Mann eine Verbeugung, welche derselbe sofort in gleich höflicher Weise erwidert. Erfreut, einen so manierlichen Genossen gefunden zu haben, ersteht er den Spiegel für ein Geringes und nimmt ihn mit sich nach Hause. „Ich habe heute etwas Schönes und ganz Besonderes mitgebracht“, sagt er zu seiner Frau. — „Lass sehen!“ sagt diese, und alsbald erblickt sie in dem Spiegel ein bildhübsches, junges Weib. Da bricht sie in bittere Thränen aus. „Was!“ ruft sie. „Konntest Du nicht meinen Tod erwarten, ehe Du Dir ein anderes Weibsbild ins Haus nahmst? Bist Du denn meiner schon überdrüssig geworden?“ Der Mann versteht gar nicht, was sie meint, und die Beiden fangen an sich zu zanken. Die Schwiegermutter — die Mutter des Bauers — kommt herzu und fragt nach dem Grund des Zankes. Als

ihr derselbe mitgeteilt wird, lässt sie sich selbst den Spiegel geben und erblickt darin das Bild einer alten, runzigen, hässlichen Frau. Sie ist ausser sich. „Was!“ sagt sie zu ihrem Sohne. „Wenn Du schon an einer Frau nicht genug hattest, konntest Du Dir dann nicht wenigstens eine hübsche, junge Person mitbringen, die Dir noch hätte Kinder schenken und Dich in der Wirtschaft unterstützen können? Aber was in aller Welt willst Du mit so einer alten Vogelscheuche anfangen? Da hast Du Dein Geld einmal recht unnütz ausgegeben!“ — Bei diesen Auslassungen der Alten muss sich der fremde Hörer natürlich die eigentümlichen chinesischen Verhältnisse in der Ehe vergegenwärtigen, wo ja Vielweiberei im eigentlichen Sinne zwar nicht gestattet, es dagegen gesetzlich erlaubt ist, so viele Nebenfrauen zu nehmen, als man will, ohne dass die rechte Frau daraus nach chinesischen Vorstellungen einen Grund zur Eifersucht hernehmen dürfte. Jedenfalls ist ja aber bis hierher die Geschichte recht hübsch und drollig erfunden. Der Schluss aber will unserem Geschmack weniger behagen und entbehrt für uns der rechten Pointe. Ich kann aber natürlich das Ende auch nur so mitteilen, wie ich es erzählen gehört habe: In Folge des immer lauter werdenden Zankes nämlich versammelt sich das halbe Dorf vor dem Hause des Bauern und zuletzt kommt auch noch der Präfekt des Ortes, zu welchem das Dorf gehört, herzu. Er lässt sich den Streitfall vortragen. Aber auch er selber hat noch niemals einen Spiegel gesehen, und als er einen zweiten Beamten ganz von seinem eigenen Range und Aussehen in demselben erblickt, gerät er in grosse Aufregung, und glaubt, es sei ein Gespenst. Er lässt daher einen Priester als Geisterbeschwörer herbeiholen, um das Gespenst „dingfest zu machen“. Es ist nämlich zu bemerken, dass die Beschwörung von Geistern von den Chinesen überhaupt als ein „Festnehmen“ und „Fesseln“ derselben aufgefasst wird. Die Sache schliesst dann damit, dass der Priester den Präfekten selber wegen seiner un- oder übernatürlichen Dummheit für ein Gespenst erklärt und ihm in Fesseln legen lässt.

8.

Durchgehends recht hübsch und auch charakteristisch ist wieder meine achte Geschichte.

Ein Mann hatte drei Töchter. Die eine war mit einem jungen Gelehrten verheiratet, der bereits das zweite litterarische Examen glücklich bestanden hatte; die zweite mit einem Offizier, welcher gleichfalls schon durch die zweite militärische Prüfung mit Erfolg durchgekommen war; die dritte hatte einen wohlhabenden Bauern zum Mann. Eines Tages kamen die drei Schwiegersöhne mit ihren Frauen zum Geburtstag des Vaters zum Besuch. Beim festlichen Mahle wurden als Gesellschaftsspiel Verse aus dem Stegreif gemacht, mit Trinken zur Strafe verbunden. Bedingung

war, dass die Verse sich auf die persönlichen Verhältnisse des Betreffenden beziehen müssten. Zuerst erhob sich der Gelehrte und sprach:

Mein Pinsel ist tadellos spitz,
 Mein Papierbeschwerer ist tadellos rund.
 Wenn nächstens die Prüfung für den höchsten litterarischen Grad stattfindet,
 Dann wird mein Name als erster auf der Liste der glücklich Durch-
 gekommenen figurieren.

(Die Chinesen bedienen sich beim Schreiben, um ihr dünnes, leicht verschiebbares Papier niederzuhalten, stets eines metallenen Beschwerers entweder in Form eines an den Ecken abgerundeten Rechtecks oder eines Ringes.)

Es erhob sich sodann der Offizier und sagte:

Meine Pfeile sind tadellos spitz.
 Mein Bogen ist tadellos rund.
 Wenn nächstens die Prüfung für den höchsten militärischen Grad stattfindet,
 So wird mein Name als erster auf der Liste der glücklich Durchgekommenen
 figurieren.

Jetzt wäre die Reihe an den Bauer gekommen. Dieser aber, litterarisch ungebildet, erhob sich zwar gleichfalls, brachte aber kein Wort hervor, sondern stand lautlos da, von Schamröte übergossen. Da tritt seine junge Frau, welche das nicht länger mit ansehen kann, vor und fragt, ob sie an Stelle ihres Mannes einen Vers machen dürfe. Es wird ihr gestattet und sie sagt nun, ohne zu säumen:

Meine Finger sind tadellos spitz,
 An meinem Handgelenk das Armband ist tadellos rund,
 Wenn mir nächstens Freude zu teil wird,
 So werde ich Zwillingen das Leben schenken, von denen der eine die
 höchsten Stellen in der Civil-Carrière, der andere die
 höchsten Stellen im Militär zu bekleiden bestimmt ist.

Dergleichen Verse verlieren natürlich viel in der Übersetzung, besonders wenn sie sich, wie hier, auf speziell chinesische Verhältnisse beziehen. Um von der Kürze und dem Klange des chinesischen Originals dem Leser wenigstens eine Vorstellung zu geben, teile ich den Vers der Bäuerin nachstehend auch in lateinischer Umschrift mit:

Wò-ti chí-t'ou chièn-shang-chièn,
 Wàn-shang chó-tsze yüán-shang-yüán,
 Hòu-lai wó yao tè-liao hí,
 Yì-tai shèng-hia lí chuang-yüán.

(Man spreche die Konsonanten nach englischer, die Vokale nach deutscher Aussprache.)

9.

Meine letzte kleine Geschichte ist besonders charakteristisch. Die Chinesen haben eine Anzahl sprichwörtlicher Redensarten, welche in witziger bonmot-Form irgend eine Eigenschaft charakterisieren. So sagt man z. B. von einem Menschen, der, besonders seinen Eltern gegenüber, immer das Gegenteil von dem thut, wozu man ihn auffordert oder worum man ihn bittet, er sei „Páo-lao-ye-ti örh-tsze“, „ein Sohn des Herrn Pao“ (sprich: Pau). Dieser Ausdruck beruht auf folgender Anekdote. Ein Herr Pao hatte einen Sohn, der immer seinem Vater alles zum Possen that. Als nun Herr Pao zu sterben kam, da war es sein letzter Wunsch, dass er in einem soliden, steinernen Sarge beerdigt werden möchte. Da er aber den widerspenstigen Charakter seines Sohnes kannte, so sagte er zu diesem: „Mein Sohn, Du hast mir in meinem ganzen Leben nie etwas zu Liebe gethan, meinen letzten Wunsch aber, hoffe ich, wirst Du mir wenigstens erfüllen. Ich habe eine besondere Abneigung gegen steinerne Säрге; deshalb bitte ich dich, lass mich doch ja in einem hölzernen Sarge zur Erde bestatten“. Nachdem er so gesprochen, verstarb er. Da dachte sein Sohn bei sich: „Während des ganzen Lebens meines Vaters habe ich nie das gethan, was er wünschte; seinen letzten Wunsch wenigstens will ich erfüllen“. Und so bestattete er ihn denn in der That in einem hölzernen Sarge, und der arme Vater hatte seinen Zweck doch nicht erreicht. —

Zu obigen, in meinem Vortrag am 24. April d. J. im Verein für Volkskunde besprochenen 9 Beispielen chinesischer Fabeln und Schwänke erlaube ich mir hier aus meinem sonstigen Vorrat noch zwei hinzuzufügen.

Die folgende Anekdote

10.

ist bereits im Journal of the Peking Oriental Society, Bd. II, S. 201, von Dr. W. A. P. Martin bekannt gemacht worden, und lautet folgendermassen:

Ein buddhistischer Priester, der wegen eines Vergehens verhaftet worden war, wurde von einem Soldaten nach dem mehrere Tagereisen weit entfernten Gefängnis transportiert. Der Soldat, um immer gegenwärtig zu haben, worauf er alles aufzupassen habe, verband die verschiedenen seiner Obhut anvertrauten Dinge in einem Verse, welcher lautete: „Paofu, yüsan, hoshang, wo“, d. h.: „Ein Bündel, ein Schirm, ein Priester und ich“. In einer Nacht nun machte der Priester seinen Gefängniswärter trunken, schor ihm, während er fest schlief, den Kopf und entfloh. Als der Soldat wieder aus seinem schweren Rausch aufwachte,

hing er an zu zählen: „Das Bündel: hier; der Schirm: auch hier; der Priester: o weh! der ist ja fortgelaufen“. Plötzlich aber, als er die Hand zu seinem Kopfe erhob und fand, dass dieser kahl sei, rief er aus: „Nein, der Gefangene ist ja hier: ich bin es, der fortgelaufen ist!“

Schon Dr. Martin hat am angezogenen Orte darauf hingewiesen, dass sich bei Hierokles (wie er sagt) eine ausserordentlich ähnliche Erzählung finde, die er indessen ganz falsch wiedergiebt. In der spätgriechischen Sammlung, die er meint, d. h. im „Philogelos“, welcher aus den „facetiae“ des Hierokles und Philagrius zusammengestellt ist, lautet die Geschichte vielmehr ihrem wesentlichen Inhalte nach wie folgt:

Ein Schulmeister, ein Kahlköpfiger und ein Barbier, welche zusammen eine Reise machen, verabreden, als sie die Nacht an einem einsamen Orte zubringen müssen, abwechselnd je vier Stunden zu wachen. Die Reihe kommt zuerst an den Barbier. Dieser scheert, um sich einen Scherz zu machen, den schlafenden Schulmeister. Als letzterer aufwacht und bemerkt, dass ihm die Haare fehlen, ruft er aus: „Der dumme Kerl, der Barbier, hat ja aus Irrtum statt meiner den Kahlköpfigen aufgeweckt“.

Da der Philogelos nicht jedem zur Hand sein dürfte, gebe ich in der Anmerkung den vollständigen griechischen Text nach Eberhards Ausgabe¹⁾.

So ungemein ähnlich sich in diesem Falle die griechische und die chinesische Scherzerzählung auch sehen, ist hier eine Entlehnung von der einen oder der anderen Seite doch wohl ausgeschlossen.

Den Beschluss mache noch eine Tierfabel.

11. Der Fuchs mit dem abgehauenen Schwanz. (Abgekürzt).

Ein besonders diebischer Fuchs, welcher einer grösseren Kolonie von Füchsen angehörte, wurde eines Tages bei einem Diebstahl von dem Hausherrn ertappt. Letzterer holte in aller Eile ein Messer herbei und hackte ihm den Schwanz ab. Darauf liess er ihn laufen. Der Fuchs lief unter grimmigen Schmerzen zurück in die Berge zu den anderen Füchsen. Als die Füchse sahen, dass ihm der Schwanz fehlte, fragten sie ihn, wo er ihn gelassen habe. Da antwortete er und sprach: „Es ist jetzt wieder eine neue Mode aufgekommen. Einen Schwanz zu haben, ist jetzt nicht Mode; keinen Schwanz zu haben, das ist das Neueste. Deshalb habe ich mir selbst den Schwanz abgeschnitten, um mich mit Ehren sehen lassen zu können“.

1) Philogelos. Hierocles et Philagrii Facetiae. Edidit A. Eberhard. Berolini. 1869. S. 17 (No. 56): *Σχολαστικός καὶ φαλακρὸς καὶ κορυφὸς συνοθεύοντες καὶ ἐν τινὶ ἐρημίᾳ μένουσι συνεθέμιστο πρὸς τέσσαρας ὥρας ἀγρυπνήσαι καὶ τὰ σκευὴ ἕκαστος τηρῆσαι. ὡς δὲ ἔλαχε τῷ κορυφῷ πρῶτον φιλιάσαι, μετεωροσθῆναι θέλων τὸν σχολαστικὸν καθεύδοντα ἔξυρε καὶ τῶν ὥρων πληρωθεισῶν διέπνισεν. ὁ δὲ σχολαστικὸς ψήζων ὡς ἀπὸ ὕπνου τὴν κεφαλὴν καὶ ἐρωτῶν ἐαυτὸν φιλόν, „μέγα κάθαρμα“ φησὶν „ὁ κορυφός, πλανηθεὶς γὰρ ἀντὶ ἐμοῦ τὸν φαλακρὸν ἐξέπνισεν“.*

Jamund bei Cöslin.

Mit Berücksichtigung der Sammlungen des Museums für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes zu Berlin.

Von Ulrich Jahn und Alexander Meyer Cohn.

Hierzu Tafel II und III.

II.

Mit Hausbau und Tracht, zumal der hochzeitlichen, scheinen dem oberflächlichen Besucher die Besonderheiten der Jamunder erschöpft; wir dringen tiefer, durchkramen Kisten und Kasten, selbst der oberste Boden ist nicht vor uns sicher, und da zeigt sich nun, dass sich die Eigenart der Bewohner dieses vergessenen Winkels noch weit mehr in den bei ihnen üblichen Hausgewerben ausspricht. Die Frauen verstanden sich nicht nur darauf, das aus dem selbst gezogenen Flachs gesponnene Garn, die von den selbst gezüchteten Schafen gewonnene Wolle auf dem Webstuhl und dem Webbrettchen zu kunstvollen Geweben zu verarbeiten, sowie geschmackvolle Stickereien, Näh- und Strickarbeiten zu verfertigen; wir begegnen auch Spitzen, Filet guipure und Point lace von Hausmacher-Arbeit. Die Jamunder Männer entwickelten nicht minderen Geschmack in der Herstellung von Flechtwerk und Schmitzereien, selbst im Kunstguss versuchten sie sich; ihre Leistungen im Farbenmischen und Malen endlich sind noch heute für bäuerliche Verhältnisse geradezu erstaunlich.

Es versteht sich von selbst, dass es bei den angeführten Hausgewerben weniger die Herstellungsweise sein kann, welche sie im Gegensatz zu dem übrigen Pommern als spezifisch jamundisch erscheinen lässt. Nicht auf die Technik kommt es hier an, sondern auf die Ornamentik, deren Wert für die Bestimmung der Stammesunterschiede der einzelnen deutschen Stämme überhaupt bisher viel zu wenig gewürdigt worden ist. Wir gehen im folgenden auf die Ornamente in den oben angeführten Jamunder Hausindustrien über. Dass dabei der bildlichen Darstellung ein grösserer Spielraum gelassen werden muss, wird, hoffen wir, dem Leser und noch mehr den freundlichen Leserinnen nicht leid sein; denn die grosse Mehrzahl der gebotenen Proben weist so geschmackvolle Muster auf, dass sie sicherlich selbst dessen Herz und Auge erfreuen werden, der sonst nicht volkskundlich zu empfinden und zu sehen gewohnt ist.

Gewebe. Wenn wir mit den Geweben beginnen, so stellen wir

dasjenige unter den Jamunder Hausgewerben voran, welches am wenigsten besonders charakteristische Merkmale anderen Gegenden gegenüber aufweist. Die bei der Beschreibung der einzelnen Trachten genannten Kleidungsstücke zeigen als Muster im besten Falle mehr oder minder breite, verschieden gefärbte Streifen, wie sie auch sonst bei der bäuerlichen Bevölkerung Deutschlands gefunden werden. Die auf dem Webebretchen (siehe die Abbildung Fig. 12a und b) mit der Nadel gewirkten Borten sind zu schmal, als dass sich auf ihre Ornamentierung, wie das z. B. in Littauen, Mönkgut und Nordfriesland der Fall ist, besondere Sorgfalt hätte verwenden lassen. Von einigem Interesse ist es, dass ein in dem Besitz des Museums für Volkstrachten befindlicher Bettvorhang von unzweifelhaft echt jamundischem Ursprung Zeugnis dafür ablegt, dass die Bäuerinnen ihrer Zeit Bedeutendes in der Kunstweberei geleistet haben müssen. In weisser Farbe sind auf blauem Grunde die fünf Sinne kunstvoll eingewirkt. Dieselben werden folgendermassen dargestellt:

Das Fühlen: Eine Frau in vornehmer Kleidung hält auf der erhobenen Linken ihr Federspiel (Falken oder Papagei), während die Rechte den mit Speichen versehenen Reifen trägt. Im Hintergrunde ein Schloss.

Das Riechen: Dieselbe Dame steht in einem Blumengarten und erquickt sich an dem Geruch einer abgebrochenen Blume.

Das Schmecken: Die Dame befindet sich inmitten reich mit Früchten beladener Obstbäume und verspeist einen Apfel.

Das Sehen: Die Dame hat in der Linken einen Spiegel und schaut hinein; in der Rechten ruht ein Fernrohr. Im Hintergrunde eine Stadt.

Das Hören: Die Dame spielt in einem Walde die Laute; ein Hirsch ruht zu ihren Füßen und lauscht dem Saitenspiel.

Stickereien, Näh- und Strickarbeiten. Hinsichtlich der Ornamentik der Stickereien muss zunächst auf das Blattmuster Fig. 4 verwiesen werden, mit dem die Brauttaschentücher geziert sind. Auch die mit farbiger Seide auf schwarzes Tuch gestickten Frauenhandschuhe (s. Tafel II) zeigen Blätter und Blumen. Die Darstellung ist aber eine so primitive, dass auf den ersten Blick hervorleuchtet, wie Blätter und Blumen, mit Ausnahme der Tulpen, Herz-, Stern- und Rad-Ornamenten ihren Ursprung verdanken. — Was die Näharbeiten betrifft, so kommen dabei der Frauenkragen mit dem Hühnerfuss (S. 86), der Hemdenpass (Fig. 3) und das sauber mit Schlangelinien und Perlstäben (Hohlsäumen) ausgenähte Plümmerdauk (S. 86 und die Abbildung des Musters auf Tafel III) in Betracht. Bei allen dreien haben wir es mithin mit Linienornamenten zu thun. — Dasselbe ist bei den Strickarbeiten, den Strümpfen (S. 88) und Handschuhen (Fig. 5 und 6) der Männer, der Fall.

Spitzen, Filetguipure und Point lace. Selbst gearbeitete Spitzen sind, soweit sich das heutiges Tages feststellen lässt, in Jamund nur als Haubentücher (für die Hauben der Frauen und den Plümmer der Kon-

firmandinnen) verwandt worden. Die Kunst des Klöppelns war nicht bekannt¹⁾; was von geklöppelten Spitzen in Jamund getragen wird, ist in der Stadt gekauft. Die echten Jamunder Spitzen gehören zu den sogenannten genähten Spitzen. Die Arbeit derselben ist von grosser Feinheit und so mühselig herzustellen, dass die alten Jamunderinnen nicht oft genug versichern können, wie sie viele Wochen dazu gebraucht hätten, um nur ein einziges Stück anzufertigen. Die Ornamentik dieser Spitzen vergleicht sich ganz derjenigen der oben beschriebenen Handarbeiten; eine Probe davon bietet Fig. 7. — Die Jamunder Filet guipure- und Point lace-Arbeiten

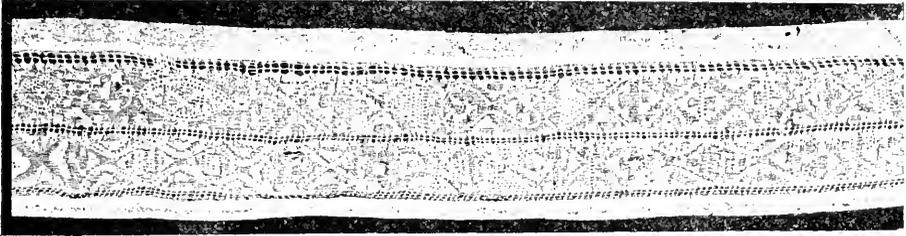


Fig. 7. Muster einer Jamunder genähten Spitze, $\frac{1}{5}$ natürl. Grösse.

werden durchweg als Einsätze für die Büren (Bezüge) der Kopfkissen benutzt. Um die Muster besser hervortreten zu lassen, legen die Bäuerinnen roten Stoff unter die Einsätze. Bei der Herrichtung des Brautbettes wird zu gleichem Zwecke ein blauer Untergrund geschaffen; um die Wirkung zu erhöhen sind in diesem Falle die Einsätze in zwei Farben, weiss und rot, gearbeitet, während die Muster für gewöhnlich auf weissem Filetgrund von $\frac{1}{2} - \frac{3}{4}$ cm Quadrat-Grösse mit weissem Garn in Durchzug-Arbeit und Phantasie - Stich durchgeführt sind. Bei den Filetguipure - Einsätzen (siehe Tafel III die 6 Muster der oberen Hälfte) treten neben den scharf und klar ausgeführten geometrischen Ornamenten auch figürliche Darstellungen von Menschen und Vögeln (Tauben) hervor. Die Ausführung ist jedoch so eckig, dass sich unschwer die Mittelglieder finden lassen.

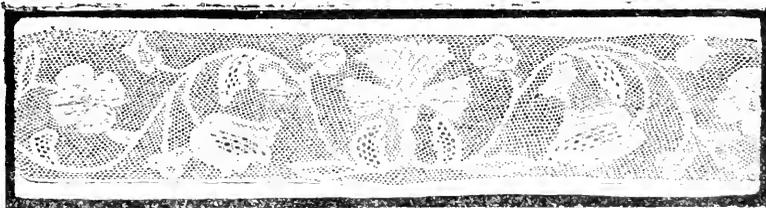


Fig. 8. Jamunder Büreneinsatz in Point lace, $\frac{1}{7}$ natürl. Grösse.

welche den Übergang von der geometrischen Figur zum Menschen, zum Vogel bewirkt haben. — Der Point lace Einsatz, Fig. 8, zeigt ein form-

1) S. 86, Zeile 23 steht irrtümlich „aus selbst geklöppelten Spitzen“: es muss heissen „aus selbst genähten Spitzen“.

vollendetes Blumen- und Blattmuster und ist als eine Weiterentwicklung des Tafel II abgebildeten gestickten Handschuhmusters zu betrachten.

Flechtwerk. Dieselben Ornamente, welche die Jamunderin mit

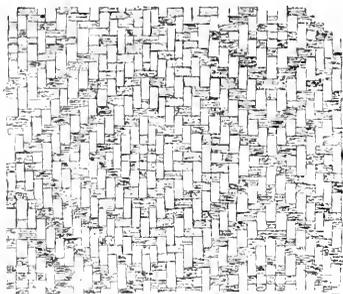


Fig. 9. Muster eines Jamunder Stuhlgeflechts, $\frac{1}{6}$ natürl. Grösse.

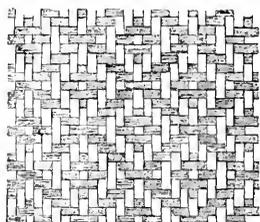


Fig. 10. Muster eines Jamunder Stuhlgeflechts, $\frac{1}{6}$ natürl. Grösse.

kunstreicher Hand in die Handschuhe ihres Mannes zu stricken versteht, weiss dieser mit gleichem Geschick in den aus weissen (geschälten) und dunkeln (ungeschälten) gespaltenen Weidenruten gefertigten Sitz der Stühle hineinzuflechten. Fig. 9 und 10 genügen, um eine Vorstellung von der Art der Jamunder Flechtarbeiten zu machen.

Schnitzereien. Die Schnitzkunst wurde in Jamund in ausgebreitetem Masse geübt. Wenige Stücke des Hausrats, die nicht irgend eine Verzierung von der Hand des Bauern erhielten, dem als einziges Werkzeug das plumpe Brotmesser zur Verfügung stand. Besonders ausgebildet erscheint der Kerbschnitt. Fig. 11, a und b, zeigt das Muster eines in

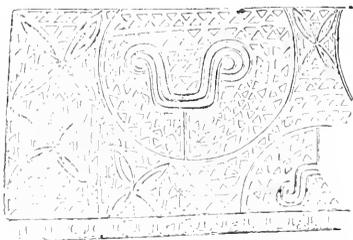


Fig. 11a. Längsseite.

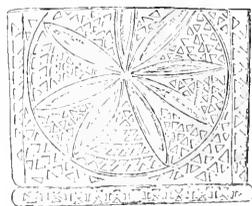


Fig. 11b. Seitenteil.

Fig. 11a und b. Muster eines in Kerbschnitt ausgeführten Kastens aus Jamund, $\frac{1}{4}$ natürl. Grösse.

Kerbschnitt gearbeiteten Kastens; Fig. 12a und b ein in gleicher Weise geschmücktes Webebrettchen samt der dazu gehörigen Nadel; Fig. 13—15 bieten Muster desselben Werkzeugs. Dass auch grössere Stücke in der gleichen Weise hergestellt wurden, zeigt Fig. 16, das Muster der Rücklehne eines Jamunder Stuhls. Den Verfassern kam sogar eine mächtige, auf dem Vorderblatt ganz mit Kerbschnitzerei bedeckte eichene Truhe zu Gesicht, die leider vor ihrer Erwerbung für das Museum bei dem Brande

Jamunds ein Raub der Flammen geworden ist. Fig. 17 und 18 sind Deckel von Haubenschachteln. Überall finden sich in diesen Kerbschnitzereien dieselben Muster wieder, wie bei den weiblichen Hand-

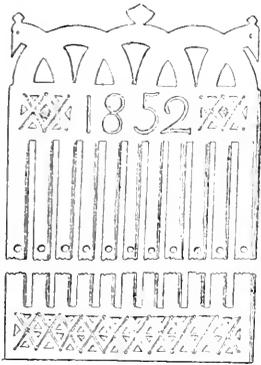


Fig. 12a.

Fig. 12a und b. Jamunder Webebretchen mit Nadel, $\frac{1}{3}$ natürl. Grösse.



12b.

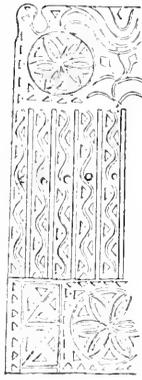


Fig. 13.

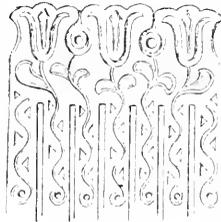


Fig. 14.

Fig. 13 bis 15. Kerbschnittmuster von Jamunder Webebretchen, $\frac{1}{3}$ natürl. Grösse.

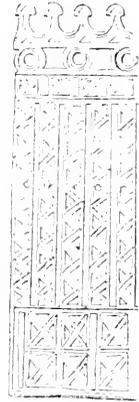


Fig. 15.

arbeiten: Linien-, Herz-, Rad- und gegangen in Blätter und Blumen; bei besonders grosser Bedeutung. Fig. 18 ist ausserdem noch insofern interessant, als sich hier aus dem einfachen geometrischen Ornament dasjenige eines Hauses, einer Kirche, herausgebildet hat. — Das gleiche, hinsichtlich der Ornamentik, gilt von den in Holz geschnittenen Butterformen, den sogenannten Botterbünten, die zum Teil walzenförmig, zum Teil viereckig gearbeitet sind. Tafel III giebt in der unteren Hälfte links von der ersten Art 4 Proben, während daneben rechts eine solche der zweiten Art abgebildet ist. Auch hier zeigt sich die Weiterentwicklung zu Figuren, Männern und Frauen. Neu tritt hinzu als Ornament der Hirsch. — Übrigens fehlen

Stern-Ornamente, zum Teil über den letzteren wieder die Tulpe von



Fig. 16. Kerbschnittmuster der Rücklehne eines Jamunder Stuhls, $\frac{1}{6}$ natürl. Grösse.

auch die Vögel nicht als Schnitzornamente. Abgesehen von den als Ornament verwandten Vogelköpfen bei dem Webebretchen (Fig. 12) und den Rückenlehnen der Schemel (Tafel II), finden wir sie wieder bei den herzförmigen Hemdspangen, Jöpseln, welche der junge Bursche aus Knochen, Horn

oder Bernstein schnitzt und seiner Auserkorenen als Zeichen seiner Liebe verehrt und die der einzige Schmuck sind, den die Jamunderinnen ausser dem hochzeitlichen Pâil tragen, siehe Fig. 19 bis 22 und Tafel II. —



Fig. 17. In Kerbschnitt ausgeführter Deckel einer Jamunder Haubenschachtel, $\frac{1}{4}$ natürl. Grösse.

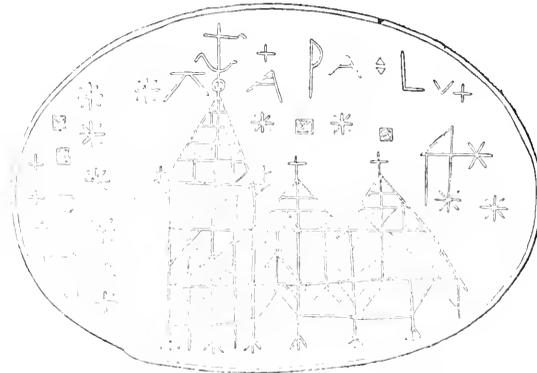


Fig. 18. In Kerbschnitt ausgeführter Deckel einer Jamunder Haubenschachtel, $\frac{1}{4}$ natürl. Grösse.



Fig. 19 (Knochen)



Fig. 20 (Horn)



Fig. 21 (Bernstein)



Fig. 22 (Zinn, kommt auch in Knochen geschnitzt vor)

Fig. 19 bis 22. Jamunder Jöpsel, d. s. Hemdspangen, $\frac{2}{3}$ natürl. Grösse.

Übrigens ist auch in Jamund eine Zeit gewesen, in der die Schnitzerei sich zur Kunst im eigentlichen Sinne des Wortes erhoben hat. Einige schön gearbeitete Truhen aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts, die selbst guten holsteinischen Arbeiten nicht nachstehen, legen beredtes Zeugnis dafür ab. Wohl infolge des dreissigjährigen Krieges ging diese

Kunst dann zurück, bis sie schliesslich wieder auf das Niveau gelangte, welches die obigen Schnitzereien zeigen.

Gussarbeiten. Die Reste der Jamunder Gussarbeiten sind äusserst spärlich. Was erhalten ist, sind ein paar in Messing, bezw. Zinn oder Blei, gegossene Jöpsel in derselben Form, wie die geschnitzten, sowie ein grosser, runder, aus Blei gegossener Rockknopf in der Ornamentik, welche die in Kerbschnitt ausgeführten Räder zeigen. Alles übrige ist wohl, weil es Metall war, von Trödlern aufgekauft und eingeschmolzen worden. Die vorhandenen Rudimente genügen jedoch, um den Nachweis zu führen, dass auch die Ornamentik der Gussarbeiten sich in denselben Grenzen gehalten hat, die wir bei den anderen Hausgewerben kennen gelernt haben.

Malerei. Während alle bis jetzt aufgeführten Gewerbe schon seit einigen Jahrzehnten praktisch kaum mehr ausgeübt werden, ist die Malerei diejenige Hausindustrie, welche bis auf diesen Tag noch immer betrieben wird. Auf Tafel II sind als Proben der Jamunder Bauernmalerei ein Brautstuhl, ein Bräutigamsschemel, sowie 2 Spiesse nach Zeichnungen von Prof. A. Kretschmer abgebildet. Auch hier ähnelt die Ornamentik derjenigen der Schnitz-, Strick-, Näh- u. s. w. Arbeiten, wie ein Ei dem andern. Von Interesse ist, dass die Malereien, welche ausser an dem auf Tafel II wiedergegebenen Hausrat sich auch an Truhen, Wiegen, Alkoven, Kasten, Schachteln, Webebrettchen, ja selbst an den Grabdenkmälern finden, durchweg, je späteren Ursprungs sie sind, um so farbenreicher und schöner aussehen. Je mehr wir dagegen in die Zeit zu Anfang dieses oder Ende des vorigen Jahrhunderts zurückkommen, um so eintöniger werden die Farben und um so spärlicher tritt überhaupt die Verwendung der Malerei ein. Das lässt darauf schliessen, dass wir in der Malerei eine verhältnismässig junge Industrie der Jamunder zu erkennen haben. In der That unterliegt es kaum einem Zweifel, dass, wie anderwärts, so auch hier die Malerei zuerst in Gemeinschaft mit der Schnitzerei und dann allein, als vollständiger Ersatz für dieselbe, auftrat. Vermittelt wurde dieser Wechsel in vielen Gegenden (so z. B. in Mönkgut auf Rügen und im Spreewald) durch die Sitte, buntes Wachs in die durch den Kerbschnitt entstandenen Löcher zu streichen. Die Wirkung war eine ausgezeichnete; doch die Wachsauslage hatte keinen festen Halt. Sobald das Holz stark nachtrocknete oder das in solcher Weise geschmückte Gerät häufiger benutzt wurde, fiel das Wachs heraus, und die Farbenpracht war dahin. Um eine grössere Haltbarkeit der Farben zu erzielen, finden wir darum in Mönkgut (und auch sonst) Kerbschnitzereien, bei denen man die Schnittlöcher ausmalte. Von da aus war es nur ein Schritt, auf die mühselige Schnitzarbeit ganz Verzicht zu leisten und die Farbe sofort auf das Holz zu tragen. Wahrscheinlich werden wir auch für Jamund den mit Wachs ausgestrichenen und den gefärbten Kerbschnitt als Mittelglied zwischen der reinen Schnitzarbeit und der Malerei anzunehmen haben.

Werfen wir jetzt einen Rückblick auf die gesamten Jamunder Haus-

gewerbe, so ergibt sich, dass dieselben in allen ihren Arten einen durchaus einheitlichen Eindruck machen. Die Phantasie des Bauern, wie der Bäuerin, ergeht sich ausschliesslich in dem engen Rahmen der von alters her überkommenen Motive, eine Beobachtung, die wir allenthalben in reinen Rassegegenden, aber auch nur da, machen können. Liefert nun die Hausindustrie Jamunds den Beweis für die enge Zusammengehörigkeit seiner Bewohner, so fragt es sich, wo wir die Verwandten derselben zu suchen haben. Dass sie Niederdeutsche sind, ergibt sich aus dem Hausbau; aber die ostfälischen und die westfälischen Kolonisationen in Pommern bieten ebensowenig als das ostfälische und westfälische Mutterland etwas in den Hausgewerben ihrer Einwohner, welches die Annahme einer nahen Verwandtschaft derselben mit den Jamundern rechtfertigen könnte.

Anders wird die Sachlage, wenn wir zu den Friesen übergehen. Die Point lace- und Filetguipure-Arbeiten, die Stickereien, die genähten Spitzen und sonstigen Näharbeiten sind denen der Nordfriesen und der Friesen der Elbmarschen zum Verwechseln ähnlich. Die Jamunder Strickornamente kehren wieder in den auf Sylt und in der Umgegend von Niebüll üblichen Handschuhmustern. Ein gleiches ist der Fall mit der Hausindustrie der

männlichen Jamunder. Wer Jamunder Kerbschnittarbeiten mit nordfriesischen zusammenwerfen würde, sollte es selbst Kennern schwer machen, zu entscheiden, was friesischen und was Jamunder Ursprungs ist. Um zu zeigen, wie selbst solche Jamunder Arbeiten, die kaum mehr als ein Menschenalter zurückliegen, mit den alten nordfriesischen Mustern übereinstimmen, geben wir unter Fig. 23 das Ornament der Rückenlehne eines Stuhles (Ende des 18. Jahrhunderts) aus dem nordfriesischen Dorfe Ostenfeld bei Husum und bitten, dasselbe mit dem Jamunder Muster Fig. 16 zu vergleichen. — Dass sich zu der Jamunder Malerei bei den Friesen kein Analogon findet,

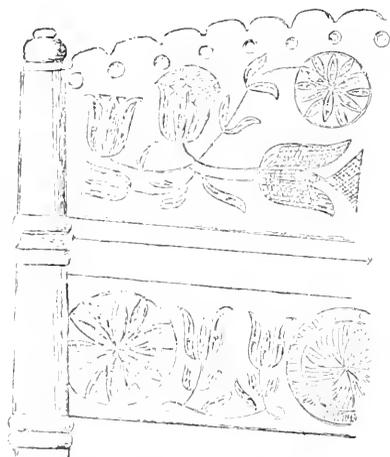


Fig. 23. Kerbschnittmuster eines Stuhls aus dem nordfriesischen Dorfe Ostenfeld bei Husum, $\frac{1}{6}$ natürl. Grösse.

kann, da dieselbe, wie wir oben gesehen haben, jüngeren Ursprungs ist, kein Wunder nehmen; nicht unwichtig ist dagegen, dass hier, wie dort, für längere Zeit die einfache Schnitzerei und Weberei sich zu wirklicher, von Bauern geübter Kunst erhoben haben.

Wenn die Erzeugnisse des Hausgewerbes der Jamunder für die Verwandtschaft derselben mit den Friesen sprechen, so ist die Tracht dem nicht entgegen. Wir müssen nämlich bei jeder Volkstracht zweierlei unterscheiden: ein Bleibendes und ein der Mode Unterworfenenes. Zu jenem rechnen wir den Schnitt der Kleidung, die Wahl des Stoffes, der Farben etc.;

zu diesem in erster Linie den Schmuck, zumal den hochzeitlichen. Was nun den alltäglichen Schmuck der Jamunderinnen anbelangt, so besteht derselbe, wie wir schon oben gezeigt, lediglich aus den kleinen, herzförmigen, Jöpsel genannten Spangen (Fig. 19—22). Ein ähnlicher Schmuck findet sich, unseres Wissens, nirgends in Pommern; auch sonst ist er selten, abgesehen von den friesischen Gauen, wo er allenthalben heimisch erscheint. Wir geben unter Fig. 24—28 derartige Hemdspangen von den Inseln Sylt und Romoe, aus der Gegend von Niebüll in Nordfriesland, aus dem Ostfelder Kirchspiel bei Husum und dem Alten Lande bei Hamburg.



Fig. 24. Sylt.
(Natürl. Grösse.)

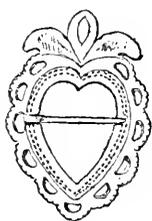


Fig. 25. Romoe.
($\frac{3}{4}$ natürl. Grösse.)



Fig. 26. Nordfries-
land (Niebüll).
($\frac{1}{2}$ natürl. Grösse.)



Fig. 27. Nordfries-
land (Ostenfeld).
($\frac{1}{2}$ natürl. Grösse.)



Fig. 28.
Altes Land
bei Hamburg.
($\frac{2}{3}$ nat. Gr.)

Fig. 24 bis 28. Silberne Hemdspangen (Hätjen, d. i. Herzchen) der Nord- und Elbfriesen.

und ein Blick wird genügen, die Verwandtschaft derselben mit den Jamunder Jöpseln klar zu legen.

Nicht minder, wie den alltäglichen, dürfen wir den Hochzeitsschmuck für das Friesentum der Jamunder heranziehen. Die Brautkrone sowohl, wie der mit Metallplatten besetzte Gürtel sind für das übrige Pommern und seine Stammlande unerhört; in Friesland kehren sie allenthalben wieder oder sind doch daselbst vor alters üblich gewesen. Selbst der Name Pail ist dem Friesen nicht unbekannt. In dem handschriftlich erhaltenen Manningabuch (15. Jahrhundert), welches in seinen Abbildungen von Ostfriesen und Ostfriesinnen wohl die ältesten (farbigen) Darstellungen wirklicher Volkstrachten bietet, wird der diademartige Kopfschmuck der Frauen ebenfalls Pael genannt.

Sind unsere Ausführungen richtig, so hätten wir also in Jamund die am weitesten nach Osten vorgerückte friesische Niederlassung zu erkennen. Wann dieselbe stattgefunden hat, lässt sich auf dem von uns eingeschlagenen Wege nicht feststellen. Hier muss die geschichtliche Forschung zu Hilfe kommen. Vielleicht finden sich noch Urkunden über die Kolonisation der Umgegend von Cöslin, speziell Jamunds, vor: wir sind sicher, dass sie den von uns gewonnenen Resultaten nicht widersprechen, sondern dieselben in jeder Hinsicht bestätigen werden.



Kleine Mitteilungen.

Über Bielensteins neues Werk: Die Grenzen des lettischen Volksstammes und der lettischen Sprache.

Dr. A. Bielenstein, Pastor zu Doblen in Kurland, der Verfasser des wohlbekannten Buches: Die lettische Sprache (Berlin, 1863), welches die Petersburger Akademie d. W. im Jahre 1860 mit dem Demidowschen Preise ausgezeichnet, veröffentlicht nächstens durch die Gunst derselben Akademie ein bedeutendes Werk: Die Grenzen des lettischen Volksstammes und der lettischen Sprache in der Gegenwart und in dem dreizehnten Jahrhundert, auf welches wir die Historiker, Geographen, Philologen und Ethnologen dringend aufmerksam machen. Im 1. Teil werden die Grenzen gezogen zwischen den Letten, Liven, Littauern, Weissrussen und Esthen; die Resultate der geographischen Forschung sind in einem Atlas von 8 Karten auf 6 Blättern vor Augen gestellt. — Der 2. Teil bringt die Untersuchung über die Nationalität der Semgallen und der Kuren, woran sich zwei Excurse schliessen: 1. über die Wenden des Heinrich von Lettland, und 2. über die Frage, ob das indogermanisch-lettische, oder das ural-altaisch-finnische Volkstum an den Südküsten der Ostsee um den Rigischen Meerbusen älter sei. Bielenstein tritt für die Priorität der Letten vor den finnischen Liven oder Kuren ein, wie dies vor ihm Schirren und Koskinen gethan haben. Ein Anhang über die Dialekte der lettischen Sprache schliesst das Werk.

Zu unserm grossen Bedauern sind wir durch Raummangel, der leider manches zurückhält, das wir gern unsern Lesern rascher brächten, gehindert, einen ausführlicheren Bericht über das wichtige Bielensteinsche Buch vorzulegen. Dasselbe wird im Verlage der Petersburger Akademie erscheinen. Denjenigen, welche das Buch zu einem billigeren als dem Buchhandelspreise beziehen möchten, würden wir in der Lage sein, dasselbe zu vermitteln, wenn sie sich deshalb mit der Leitung unserer Zeitschrift in Verbindung setzen wollen. K. W.

Mons. Joseph Zingerle. †

Am 14. April d. J. starb zu Trient Monsignor Joseph Zingerle, Domherr und Professor der Theologie. Er war den 25. Januar 1831 zu Meran geboren, ein jüngerer Bruder von Ignaz Zingerle, der ihn früh in den Wunderkreis der Grimmschen Märcen und Sagen einführte. Seitdem sammelte Joseph Zingerle selbst mit treuer Hand die Volksüberlieferungen seiner Heimat. Die Brüder Zingerle, Ignaz und Joseph gaben 1852 und 1854 Kinder- und Hausmärcen (Innsbruck, Wagner) heraus und steuerten beide zu der Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde von J. W. Wolf bei. Joseph hat dann auch bei Ignazens Büchern, „Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes“ (1857, 1871) und „Sagen, Märcen und Gebräuche aus Tirol“ (1859) fleissig geholfen. Später nahmen ihn die Theologie und die Orientalischen Sprachstudien, in welchen sein ehrwürdiger Oheim P. Pius Zingerle sein Vorbild war, ihn voll in Anspruch. Aber seine Teilnahme an der Volkspoesie und an dem einst so reichen Kunstleben seiner schönen Heimat erlosch dabei nicht. Wir gedenken hier seiner in Ehren als eines der frühesten und eifrigsten Sammler für Tiroler Volkskunde.

K. W.

Bücheranzeigen.

Bayerus Mundarten. Beiträge zur deutschen Sprache und Volkskunde.
Herausgegeben von Dr. Oskar Brenner und Dr. August Hartmann.
Band I, Heft 1. München 1891, Christian Kaiser. 160. S. 8.

Ein unserer Zeitschrift verwandtes Unternehmen, das wir mit guten Wünschen begrüßen. Es erinnert an die von dem sel. K. Frommann herausgegebene Zeitschrift „Die deutschen Mundarten“, die sich trotz aller aufopfernden Mühe des verdienten Herausgebers nicht über 7 Bände hinaus erhalten konnte, weil die Käufer fehlten. Möge das neue Schiff eine längere Ausdauer haben! Dass sich die neue, auf 3 Hefte für den Band berechnete Zeitschrift nicht auf die Grenzen Baierns beschränken wird, beweist schon das 1. Heft. Hauptsächlich scheint das sprachliche Gebiet gepflegt werden zu sollen; doch liegt das Volksleben im Plan des Unternehmens. Ausser beiden Herausgebern haben C. Franke, A. Jacob, M. Himmelstoss, H. Gradl, August Holder, O. Steincl, Ph. Wagner Beiträge geliefert. K. W.

Edw. Sidney Hartland. The science of fairy tales, an inquiry into fairy mythology. London, Walter Scott. 1891. VIII, 372 S.

Unter fairy tales versteht der Herr Verf. dieses Buches, das zu the contemporary science series gehört, die Volksüberlieferungen, in denen das Übernatürliche den wesentlichen Bestand ausmacht und die sich mündlich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen. Von der Kunst und Art dieser Geschichten-erzählung und ihrem Verhältnis zum Volksliede handelt das 1. Kapitel. Das zweite spricht von den verwandten Vorstellungen bei den sogenannten wilden Völkern, namentlich vom Geisterglauben und Seelenkultus derselben. In den folgenden Kapiteln werden einzelne Gruppen der Volksüberlieferung behandelt: in Kap. 3. 4. die Berührung der Menschen mit der Elbenwelt besonders bei den Geburten unterirdischer Weiber; auch Berehta, Hertha (welche der Verfasser für eine echte rügische Volksgestalt hält, während sie eine gelehrte Erfindung ist), die lady Godiva; in Kap. 5. die Wechselbälge (changelings), in 6. die Diebereien an elbischem Gut, in 7. 8. 9. der übernatürliche Verlauf der Zeit im Elbenland, dabei auch die Schläfer in Berghöhlen; in Kap. 10. 11. die Schwanjungfrauen (Swanmaidens). Das 12. Kap. wirft einen Rückblick und hebt hervor, dass die keltischen Feen und die germanischen Elben aus den verwandten Gestalten im Glauben der wilden Völker grosse Beleuchtung erhalten. Der Verfasser wendet sich dann gegen F. Liebrechts Deutung der Schwanjungfrauen als Geister der Verstorbenen, ebenso gegen die von Mac Ritchie (namentlich in seinem Buche The testimony of tradition) wieder aufgenommene Ansicht, dass hinter den Feen und Elben nur Erinnerungen an vorhistorische, von den Kelten und Germanen verjagte Völker ständen. Der Verfasser schliesst mit dem Gedanken, dass solche volkskundliche Untersuchungen zu der Psychologie hinführen, aber nicht zu der Psychologie, welche das Seelenleben der civilisierten Menschen untersucht, sondern zu der, welche aus den einfachsten und altertümlichsten Erscheinungen, die durch anthropologische Untersuchungen erschlossen werden, sich aufbaut. „Wer kann sagen, welches Licht hieraus auf die Bestimmung wie auf den Ursprung des Menschengeschlechts geworfen werden wird?“ K. Weinhold.

Die Flutsagen. Ethnographisch betrachtet von Richard Andree. Mit 1 Tafel. Braunschweig. Fr. Vieweg & Sohn. 1891. S. XI. 152. 8°.

Der wohlbekannte Herr Verfasser legt in diesem Buche eine vom ethnographischen Standpunkte aus angelegte Sammlung der sämtlichen ihm bekannten Sagen von grossen Fluten (Sintfluten) vor. Das Hauptergebnis ist, dass diese Sagen keineswegs ein Erbteil des gesamten Menschengeschlechts aus der Urzeit sind, sondern grossen Völkergruppen fehlen, ferner, dass sie nicht auf ein einziges gewaltiges Ereignis, die biblische Flut, zurückgehn, sondern die mannichfachsten natürlichen Ursachen haben. Die Flutsagen kommen in Asien in Vorderasien, Persien, Tibet und Vorder- und Hinter-Indien vor, fehlen aber in Japan, China, ganz Nordasien, Innerasien und Arabien. Europa ist nicht reich daran, Afrika geradezu arm; dagegen erscheinen sie in Australien verbreitet. In Amerika sind sie überall vorhanden. Der Herr Verfasser hebt den grossen Einfluss des Christentums auf die Verbreitung der biblischen (chaldäischen) Sintflutsage hervor und weist bei manchen der Überlieferungen auf diese Quelle hin. Das Büchlein enthält eine in dieser Fülle nirgends noch gegebene Rundschau über den interessanten Sagenstoff.

K. W.

Tirolische Geschichtsquellen III. Urbare der Stifte Marienberg und Münster, Peters von Liebenberg-Hohenwart und Hansens von Annenberg, der Pfarrkirchen von Meran und Sarnthein. Herausgegeben von P. Basilius Schwitzer. Innsbruck, Wagnersche Universitätsbuchhandlung. 1891. XII und 447 SS.

Wenn der Unterzeichnete es übernommen hat, das im Titel namhaft gemachte Werk, dessen erste beide Bände die hochinteressante Chronik der Stadt Hall von Franz Schweiger (1303—1572) und die nicht minder wichtige des Stiftes Marienberg von P. Goswin bilden, in dieser Zeitschrift anzuzeigen, so hat er dabei selbstverständlich nur den einen Zweck im Auge, den Kulturhistoriker und Namenforscher auf diese in mehrfacher Hinsicht interessante Veröffentlichung aufmerksam zu machen. Nicht nur für Personen- und Ortsnamenforschung wird die Benutzung dieser zum ersten Male veröffentlichten Urbare, die sich auf das Burggrafenamt, Vinstgau, das Sarnthal, das Münsterthal und einen Theil des Inntales, nämlich auf das bei Innsbruck gelegene Mittelgebirge mit Axams, Birgitz, Götzens und die Gegend um Völs und Kematen beziehen, manche Ausbeute ergeben; auch für die Nationalitätsverhältnisse in einzelnen Teilen des tirolischen Alpenlandes sind dieselben nicht ohne Belang. Denn sicher ist es nicht ohne Interesse zu erfahren, dass das Urbare der Pfarrkirche in Sarnthein fast ausschliesslich deutsche Namen enthält, eine Thatsache, die geeignet scheinen könnte, für verhältnismässig späte Besiedlung des Thales zu sprechen. Da aber, wie ich aus v. Ottenthal und O. Redlich, Archiv-Berichte aus Tirol S. 157, ersehe, jedesfalls bereits seit 1211 eine Pfarre in Sarnthein bestand, so möchte sich die eben erwähnte Thatsache wohl von der von Dahn, Bausteine, 3. Folge, 200 ff. aufgestellten, von Steub, Herbsttage in Tirol 159 ff. und Busson, Bote für Tirol und Vorarlberg, Jahrg. 1884, Nr. 232 und 233 gebilligten Gotenhypothese aus erklären lassen. Ist es ja immerhin recht wohl denkbar, dass Ostgoten die ersten Besiedler des Thales gewesen sind, an dessen wildromantischem Eingang das vielbesungene Runkelstein thronet. Freilich dürften diese wohl von Meran aus über Afling ins Sarnthal hinabgestiegen sein. Um den Gegensatz zwischen dem deutschen Sarnthal und dem romanischen Vinstgau recht deutlich hervortreten zu lassen, hat der Verfasser

in dankenswerter Weise S. 441—443 ein aus dem Urbar der Pfarre Taufers¹⁾ in Vinstgau ausgewähltes Orts- und Personenverzeichnis veröffentlicht, das fast lauter romanische Ortsnamen enthält.

Um jedoch auf den Inhalt unseres Buches zurückzukommen, erwähne ich, dass mehreren Urbaren dankenswerte geschichtliche Überblicke vorausgeschickt sind, so eine kurze Geschichte der Benediktinerabtei St. Marienberg und des Frauenstiftes zu Münster, und eine Skizze der Geschichte des Hauses der Liebenberger von Hohenwart, die aus Kärnten stammten und unter Meinhart nach Tirol übersiedelten, und der mit diesem Geschlechte verschwägerten Annaberger aus dem Vinstgau. Von den Urbaren sind das um 1353 von Goswin, geschriebene Konzept, sowie die 1390 von eben demselben besorgte Reinschrift, ferner das des Stiftes Münster (mit Ausnahme eines jüngeren, im Originale auf den ersten drei Seiten stehenden in deutscher Sprache abgefassten Stückes), endlich das der Pfarrkirche in Sartheim in lateinischer, die übrigen in deutscher Sprache abgefasst. Umfangreiche Personen- und Ortsnamenverzeichnisse (S. 373—443) bilden eine höchst wertvolle Beigabe des Buches. Stichproben haben mir diese Verzeichnisse als verlässlich ergeben, nur scheint es mir nicht passend, dass in diesen Verzeichnissen auch die in den kurzen geschichtlichen Einleitungen vorkommenden Namen aufgeführt werden, die in den Urbaren gar nicht vorkommen, so z. B. Brixen, Birgitz, Götzens (S. 375, 381), oder in modernem Gewande erscheinen, wie Axams, das, soviel ich sehen kann, nur S. 313 in der Form Anksams angeführt wird.

Ich möchte diese kurze Anzeige nicht schliessen, ohne dem verdienten Herausgeber den bestgemeinten Dank für seine Arbeit auszusprechen, zugleich aber auch die Hoffnung, dass durch Fortsetzung dieser „Geschichtsquellen“ noch manche bisher ungedruckte Quelle allgemeiner Kenntnis erschlossen werden möge.

Innsbruck.

Fr. Stolz.

Aus den

Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

Berlin, Freitag, den 24. April. Dem Verein neu beigetreten sind: Fritz Reuter-Rüdesheim; Rittergutsbes. Anton Woworsky-Berlin; Prof. Dr. J. Franck-Bonn; Prof. Dr. L. Tobler-Zürich; K. K. Gewerbeinspektor Dr. Valentin Pogatschnigg-Graz; Dr. P. Herrmanowsky-Berlin; Dr. Th. Wagener-Berlin; Miss Mattheus-The Hollies, Swaffham, Norfolk; Gymn.-Lehrer R. Wossidlow-Waren in Meklenburg; Prof. Dr. Wladislaw Nehring-Breslau; Prof. Mario Menghini-Rom; Graf Hans v. Oppersdorff-Ober-Glogau; Propst Preuschoff-Tolkemit in Westpreussen; Prof. Dr. L. Stieda-Königsberg in Ostpreussen (als lebenslängl. Mitglied); Stadtbibliothek in Mainz. — Hr. Dr. C. Nörrenberg spricht „über rheinische Stamm- und Sprachgrenzen.“ Ausgehend von dem Stammesnamen der Franken und von dem ersten Vorkommen desselben bei rheinischen Völkerschaften, schied er von vornherein die Mainfranken aus dieser Gemeinschaft aus, um dann innerhalb der rheinischen Gegenden Gruppen abzu-

1) Der Name ist ohne Zweifel mit Schneller, tirolische Namenforschungen S. 177 von *tovo*, dial. *tof* „Holzriese, Berggrinner“ abzuleiten, dieses Wort aber schwerlich lateinischen Ursprungs, sondern einer vorrömischen Sprache angehörig, wie rät. *tauna* „Höhle“, tyrol. *plof* „Pflug“, (W. Meyer-Lübke, Gramm. der roman. Sprachen I. 46). grödn. *mants* „Stier“.

Anmerkung. An dieser Stelle mögen folgende Druckfehler auf S. 224. Z. 8 v. oben verbessert werden: Lies Wattens, Terfens, Fritzens statt Wättens, Tirtfents, Fritzens.

scheiden. Die Grenze zwischen Hof- und Dorfanlage wurde als vorgermanisch unberücksichtigt gelassen; die zwischen niederdeutschem und fränkischem Hausbau stimmt mit der Südgrenze der niederfränkischen Mundarten (Ürdinger Linie); die Südgrenze des Schwarzbrottes aus ungebeuteltem, die Kleie noch enthaltendem Roggenmehl folgt einem sprachlichen Grenzstreifen, in welchem die Grenze der römischen *Germania superior* und *inferior* läuft, mit welcher die Südgrenze von Ribuarien und die des Erzbistums Köln übereinstimmen (Vinxtbachgrenze, sprachlich auch als Eiffellinie bekannt). Was zwischen beiden Grenzstreifen liegt (Erzbistum Köln, Ribuarien), bildet eine stammheitlich-sprachliche Einheit. In der Wortbildung fallen die Familiennamen auf, deren Charakter sehr von dem im übrigen Deutschland abweicht; allgemein niederrheinisch werden Ortsnamen sehr zahlreich als Familiennamen verwendet, und die alten Personennamen erscheinen weit überwiegend im patronymischen Genitiv. Auch hier weicht Ribuarien von dem südlicheren Gebiet ab: Das Kölner Adressbuch von 1797 hat den Namen Schmidt nur 7 mal nominativisch, 154 mal genitivisch (meist Schmitz). Umgekehrt hat das Grossherzogtum Luxemburg (nach Nik. Müller, die Familiennamen des Grossh. Luxemburg, L. 1886) denselben Namen 3687 mal nominativisch (meist Schmit) und nur 914 mal genitivisch. — Die Personalpronomina (Nom. Pl. 1. 2. Person) sind in Ribuarien mitteldeutsch (*wir, ir*), nördlich der Ürdinger Grenze aber, niederdeutsch (*wi, gi*). In der Flexion stimmt Ribuarien wiederum mit dem Süden, insofern es ausser dem erstarrten Genitiv noch zwei Casus hat, den Nom.-Acc. und den Dativ; nördlich einer Linie Wipperföhrt-Benrath-Aachen ist dieser ausgestorben. — Die gleiche Linie ist für den Consonantismus wichtig. Sie scheidet zwischen niederdeutscher und mitteldeutscher Stufe der inlautenden Tenues *k, t, p* (*water* — Wasser u. s. w.); ebenso hat das ribuarische nach mitteldeutscher Weise bilabiales *w* im Anlaut. Umgekehrt stimmt es mit den nördlicheren Mundarten gegen die südlicheren, insofern es *b, d* und *g* auch in Verbindung mit anderen Lauten (*bl, dr* u. s. w.) streng von *p, t, k* scheidet. Ebenso ist das anlautende *g* Reibelaut, nicht, wie südlicher, Schlaglaut. Im Vokalismus sind die alten Längen *i, u, iu* als *i, u, ü* bewahrt, wie im Niederdeutschen, während rheinaufwärts die Diphthongierung in *ei, au, eu* herrscht. Ebenso behalten die Vokale *ö, ü, eu* ihre Rundung nach niederdeutscher Weise; rheinaufwärts sind sie ungerundet und werden fast wie *e, i, ei* ausgesprochen. Umgekehrt stimmt mit Mitteldeutschland die Erhaltung der alten kurzen Stammsilbenvokale vor einfachen Consonanten (z. B. in *lesen, nehmen, geben*), welche die nördlich der Linie Benrath-Aachen angrenzenden Mundarten gedehnt haben, wie im Neuhochdeutschen. Weder mit den nördlichen noch mit den südlichen Nachbarn gemeinsam, also eigen ribuarisch, ist *u.a.*: die Aussprache des anlautenden *g* als *j*, die Verwandlung von *-d-* und *-nd-* in *-g-* und *-ng-* (vergl. *Zick, Zigge* — Zeit, Zeiten; *Hunk, Hung* — Hund, Hunde), sowie vor allem der lautliche Gesamteindruck, den die Mundart auf den Hörer macht, neben Artikulation und Rhythmus besonders die Satz- und Wortmelodie. Das Resultat, welches der Vortragende zog, war folgendes: Die Ribuarier sind heute nach Volkstum und Sprache als ein verhältnismässig einheitlicher, von den Nachbarn deutlich unterschiedener Stamm zwischen der Vinxtbachgrenze und der Linie Aachen-Benrath-Wipperföhrt zu erkennen. Zwischen dieser und der Linie Venlo-Ürdingen zeigt die Sprache Mischungen, die sich nach Westen fortzusetzen scheinen. Vielleicht lassen sich die Chamaven hier auch sprachlich aussondern, vielleicht liegen auch nur Mischungen zwischen den Ribuariern und den nördlichen Nachbarn vor. Während die Bewohner der südlichen Rheinprovinz und Luxemburgs, die Moselfranken, nach Sprache und anderen Momenten wahrscheinlich aus einer Mischung von Chatten und Ribuariern hervorgegangen sind, müssen die letz-

teren als ein von Anfang an selbständiger Stamm angesehen werden; und die Unterschiede zwischen ihnen und den übrigen mit dem fränkischen Namen zuerst behafteten Stämmen sind so erheblich, dass man den Frankenbund wohl nicht als eine Stammesgemeinschaft, sondern nur als einen politischen Bund entfernt verwandter Stämme ansehen kann. Zum Schlusse führt Vortragender aus, dass ein ribuarisches Stammesbewusstsein heute, obwohl die Südgrenze (Vinxbach) dem Volke als Grenze des Oberlandes wohl bekannt sei, nicht bestehe, wohl aber ein allgemeines rheinisches Gesamtgefühl. Doch dürfe man daraus nicht schliessen, dass in Deutschland überall das Stammesbewusstsein von dem politischen verdrängt sei. Wenigstens sähen sich z. B. die Mannheimer nicht als Badenser, sondern als Pfälzer an. Dass überhaupt das Sonderbewusstsein der Stämme aussterben werde, sei trotz der verminderten Sesshaftigkeit nicht zu erwarten. — Hr. G.-R. Weinhold bestätigte letzteres in bezug auf die badischen Pfälzer, welche sich als Franken gegenüber den Alemannen wissen, und fügte hinzu, dass die sogenannten Franken im bayerischen Mainlande, wenigstens in den östlichen Gauen, sich selbst als alte Thüringer bezeichnen. Hr. G.-R. Meitzen glaubte, die alten Völkerschaften nachweisen zu können, aus welchen die Ribuarier hervorgegangen sind. Herr R. Walden endlich bezweifelte die Brauchbarkeit der Familiennamen für die Stammesabgrenzungen und machte in dieser Hinsicht aufmerksam auf die Bedeutung bestimmter Festgebäcke. — Nr. II der Tagesordnung bildete der Vortrag des Herrn Prof. C. Arendt „über moderne chinesische Tierfabeln und Schwänke“, welcher S. 325—334 in diesem Hefte zum Abdruck gelangt ist. — Der Vortrag des Herrn Dr. L. Freytag „die neuesten Erzeugnisse der volkskundlichen Litteratur Islands“ beschäftigte sich mit Jos. Cal. Poestion: Isländische Märchen. Aus den Originalquellen übertragen. (Wien 1884. Gerold XXVIII, 303 S.); M. Lehmann-Filhés: Isländische Volkssagen. Aus der Sammlung von Jón Árnason ausgew. und aus dem Isländischen übersetzt. (Berlin 1889. Mayer und Müller, 273 S.); dasselbe, Neue Folge. (Ebenda 1891. XXX, 266 S.) In ausführlicher Weise besprach Herr Fr. diese Werke und empfahl dieselben der Beachtung. — Zum Schluss der Sitzung sprach Herr Dr. U. Jahn über den Filigranknopf in seiner Entwicklung. Aus einer Reihe von Präparaten, die von dem Goldschmied Mügge in Buxtehude kunstreich hergestellt waren, erläuterte er alle Phasen des Filigranknopfes von der gegossenen Silberstange an bis zu dem vollendeten Knopf; auch wies er die Instrumente vor, deren sich der Filigranarbeiter bei seiner mühseligen Arbeit zu bedienen hat. Zur Veranschaulichung seines Vortrages hatte Hr. Jahn eine umfangreiche Sammlung bäuerlicher Schmucksachen in Gold und Silber aus Schleswig-Holstein ausgestellt. Dieselbe befindet sich zur Zeit auf der German Exhibition in London und wird nach Schluss dieser Ausstellung den Beständen des Museums für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes einverleibt werden. Dasselbe ist der Fall mit der gleichfalls an dem Abend von Herrn Jahn ausgestellten Tracht einer Sylterin, der einzigen, welche noch existiert. Besonderes Interesse erregte der Pelzanzug (Sist oder Schist) mit dem reichen Unterbesatz, den Fössingen, sowie die Kopfbedeckung, der Huif, mit seinem Schmuck von vergoldeten Münzen und zehn grossen silbernen Eiern. Im übrigen verwies Vortragender auf den Aufsatz von Chr. Jensen: „Die Nationaltracht der Sylterinnen“ in der Zeitschrift für Ethnologie, Jahrgang 1886; wieder abgedruckt oder, besser, verarbeitet in desselben Autors Werk: „Die nordfriesischen Inseln Sylt, Föhr, Amrum und die Halligen, vormalig und jetzt.“ Hamburg 1891. Verlagsanstalt und Druckerei Aktiengesellschaft (Vormals J. F. Richter).

Freitag, den 29. Mai. Der Vorsitzende eröffnet die Sitzung mit der Mit-

teilung, dass durch Se. Excellenz, den Herrn Minister der geistlichen u. s. w. Angelegenheiten dem Verein zur Förderung seiner Zwecke bis auf weiteres eine jährliche Beihilfe von 600 Mk. bewilligt worden ist. Neu beigetreten sind: Geh. Ober-Regierungsrat Dr. Althoff-Berlin; Verlagsbuchhändler Ernst Wasmuth-Berlin; Verein für Erdkunde in Magdeburg. Den einleitenden Vortrag hielt darauf Hr. Prof. Dr. A. Brückner „über slavischen Götterglauben.“ Der Vortragende schränkte zunächst sein Thema dadurch bedeutend ein, dass er die gesamte sogenannte niedere Mythologie ausschloss und nur das über höhere göttliche Wesen überlieferte Material einer kurzen Prüfung unterwarf. Dasselbe ist dürftig genug, denn für Südslaven, Böhmen und Nordserben fehlen jegliche Angaben; sie sind nur für Ostslaven, Polen und die Elb- und Oderslaven vorhanden. Und auch bei diesen beschränken sie sich zumeist auf die blosser Nennung der Namen, durch deren Erklärung das Verständnis nicht gefördert werden kann, weil es keine alten, echten Götternamen, sondern fast durchweg nur nach den Orten wechselnde Attribute sind, die ebenso einem Sonnen-, wie einem Windgott u. dgl. beigelegt werden können. Daher schreibt sich auch der scheinbare Mangel jeglicher Übereinstimmung in den Namen der Hauptgottheiten der einzelnen Stämme. Der Vortragende berührte ferner die Frage nach dem Ursprunge des Světovit und Volos-Kultus und wies die Annahme eines christlichen Einflusses zurück. Zum Schlusse hob er die Lückenhaftigkeit und Zusammenhanglosigkeit des überlieferten Materials hervor, bestritt die Möglichkeit einer klaren Erkenntnis der Prinzipien slavischen Götterglaubens selbst und verwies statt dessen auf blosser Parallelen, welche der litauische und italische Mythos darzubieten scheinen. — Die Herren Prof. Steinthal und Gymn.-Direktor Schwartz erklärten, letzterer Auffassung nicht beipflichten zu können, und vertraten, im Gegensatz zu Herrn Brückner, die Möglichkeit einer Erkenntnis der slavischen Mythologie. — Den zweiten Vortrag des Abends hielt Herr Kgl. Gymn.-Direktor Prof. Dr. W. Schwartz „über die Wünschelrute als Quellensucher“. Derselbe wird in der Zeitschrift zum Abdruck gelangen. — Zum Schlusse lieferte Herr Dr. U. Jahn einige Beiträge zur Volkskunde Helgolands: Trachtenbilder aus dem vorigen Jahrhundert, Lootsenmarken, ein Mangelholz mit Hausmarke von 1728 und ein sehr reichhaltiges, weit über 100 Muster enthaltendes Musterbuch von 1778.

Freitag, den 26. Juni. Neu beigetreten: Dr. phil. G. Amsel-Lichterfelde; Propst Hammershaimb-Lyderslev b. Storehedinge in Dänemark; Kgl. Luisengymnasium in Berlin; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. A. Bastian-Berlin. Den ersten Vortrag des Abends hält Hr. Prof. Dr. J. Kohler „über Sitten und Glauben der indischen Stämme.“ Nachdem er im allgemeinen über den Geisterglauben der Hindus gesprochen, handelt er insbesondere von dem Glauben an weibliche Gottheiten bei der Geburt des Kindes und von den Mitteln zu ihrer Abwendung; von der Art, wie der Nabelstrang in oder ausser dem Hause geborgen zu werden pflegt; von dem Totenopfer und dem ihm zu Grunde liegenden Gedanken; von den Geistern der unbefriedigt gestorbenen Menschen, welche die Nachwelt beunruhigen. Er bespricht ferner den Glauben an die Unreinheit des Menschen infolge bestimmter Lebensvorgänge, sodann den Hexenglauben, den Glauben an bösen Zauber, an Flur- und Feldgottheiten und schliesst mit einem Hinweise auf die Analogien mit dem Geisterglauben unserer Vorfahren. In die von dem Vorsitzenden eröffnete Diskussion griff nur Hr. G.-R. Bastian ein, der im Anschluss an den Kohlerschen Vortrag über den Seelenglauben im allgemeinen sprach und dessen Übereinstimmung bei den verschiedenen Völkerschaften der Erde klar legte. — Hr. Prof. Dr. C. Frey sprach über staufische Burgen in Süditalien. Der Vortragende schilderte kurz die Entwicklung der Kultur Siciliens und Süd-

italiens, die, aus byzantinischen und arabischen Elementen erwachsen, unter den normannischen Königen Roger bis Wilhelm II. (1130—1190) zu kräftiger Ausbildung gelangte. Unter der staufischen Dynastie, besonders unter Friedrich II., trat die höchste Blüte dieser Kultur ein, innerhalb deren, gemäss der staufischen dem antiken Imperium verwandten Auffassung des Kaisertums, die Antike wieder grosse Bedeutung gewann. Eine Neubelebung der antiken Kunst begegnet, eine durchaus freie und selbständige Nachbildung antiker Reste in der eigenen Kunstübung, die, was die Architektur anbelangt, sich besonders an den klassischen Profilen und Linien staufischer Schlösser zeigt und die sehr wohl mit dem arabischen Stil, vorzüglich mit der arabischen Dekorationsweise, vereinbart war. Eine feste Residenz hatte Kaiser Friedrich II. nicht. Seine Vorgänger, sowie die Anjous, hatten bestimmte Hauptstädte: Palermo, Neapel etc. Die ganze Wirtschaft und Verwaltung mit ihrem stark centralisierenden Zuge führte dazu, im Gegensatz zu Deutschland, wo der König, von Pfalz zu Pfalz ziehend, seine auf der Naturalwirtschaft beruhenden Einkünfte verbrauchte. Trotz den veränderten Bedingungen des Lebens behielt Friedrich II. diese Wandersitte des deutschen Königtums in Süditalien bei. So begegnen staufische Schlösser und Burgen in Fülle, deren wichtigste der Vortragende nach Erhaltung und Herkunft, Lage und Zweck, Umfang und Bauart besprach. Er betonte den im allgemeinen fortifikatorischen Charakter derselben, selbst bei Schlössern, die nur zu vorübergehendem Aufenthalte bei Jagden dienten. Eine Anzahl staufischer Schlösser und Burgen liegt heute in Trümmern; viele jedoch haben vermöge ihrer unverwüthlichen Festigkeit den Unbilden der Zeiten und Menschen Trotz geboten und stehen in öffentlichem Gebrauche (als Kasernen und Gefängnisse), nachdem sie im Laufe der Jahrhunderte dem entsprechende umfangreiche Veränderungen und Umbauten erfahren haben. Nur ein Schloss ist bis auf unbedeutende Kleinigkeiten intakt erhalten: Castel del Monte, auf steiniger Anhöhe bei Corato (Apulien) gelegen. Der Vortragende machte auf die schöne Technik dieses Schlosses aufmerksam, auf seine consequente logische Anlage (ein zweigeschossiges Octogon mit achteckigen Eckbauten, Zimmern und Plattform), auf die Anordnung und — soweit noch vorhanden — auf die Einrichtung der einzelnen Wohnräume und Turmzimmer. Castel del Monte war ein nicht sehr umfangreiches Jagdschloss, an welches sich nicht so stolze Erinnerungen knüpften, wie z. B. an die Staufengräber im Dom zu Palermo; aber es bietet ein prägnantes Zeugnis für die Eigenart, wie den feinen künstlerischen Sinn Kaiser Friedrichs II. und muss, obgleich auf fremdem Boden, zu den hervorragendsten Denkmälern unserer nationalen Vergangenheit gerechnet werden. An den Vortrag knüpfte Herr Frey eine kurze Besprechung des Werkes von Dr. Michele Lacava: *Topografia e storia di Metaponto* (Napoli 1891) an, eine höchst sorgfältige und inhaltreiche Monographie über das alte Metapont, seine Lage, Geschichte, Bewohner und Altertümer, die für die Volkskunde von Magna Graecia von grosser Wichtigkeit ist. — Den Beschluss der Sitzung machten Vorlagen des Herrn Stadtrat Ernst Friedel aus dem Märkischen Provinzial-Museum zu Berlin. Derselbe stellte zunächst eine grosse Anzahl von Zeichnungen und Photographien aus dem Volksleben in der Gegend von Cottbus zur Ansicht aus und erläuterte dieselben. Der Hofphotograph Metzner in Cottbus widmet seine freie Zeit mit Glück der Aufnahme von wendischen Volkstypen und Trichten, von Landschaften und Gebäuden, wovon die vorgewiesenen Stücke, namentlich die vortrefflich kolorierten Photographien, beredtes Zeugnis ablegten. Besonders wertvoll sind die Bleistiftzeichnungen des verstorbenen Malers Adolf Burger, welcher sich viele Jahre mit der malerischen Aufnahme des Spreewaldes, seiner Bewohner und Häuser beschäftigt hat. Der Vortragende machte darauf aufmerksam, dass im

Spreewald, wie in anderen wendischen Landesteilen, dass männliche Geschlecht an Kräftigkeit und Stattlichkeit der Erscheinung hinter dem weiblichen Geschlecht zurückstehe. — Demnächst wies Herr E. Friedel einen aus Zehden in der Neumark stammenden, ca. 10 Pfd. schweren irdenen Glückstopf (Glückshafen) vor, von etwa 1500 stammend, und verbreitete sich über die Herkunft und Bedeutung dieser jetzt recht selten gewordenen Geräte. Der Vortrag wird in der Zeitschrift abgedruckt werden.

U. Jahn.

Litteratur des Jahres 1890.

(Fortsetzung.)

Von Dr. Max Laue.

Die nichtgermanischen Völker Europas.

I. Graeco-Italiker.

- Lexicon**, ausführliches der griechischen und römischen Mythologie im Verein mit Birt, Crusius u. a., herausgegeben von W. H. Roscher. Lieferungen 16 und 17 (Schluss des ersten Bandes). Leipzig, Teubner. 1890. Sp. 2689—3024.
- Talbot**, Mythologie grecque et latine d'après les travaux de la critique moderne. 12°. 523 S.
- A.**, Antiker Aberglaube, ethnographisch beleuchtet. (Ausland, Nr. 29.)
- Wölfflin**, Zur Psychologie der Völker des Alterthums I (Archiv für lateinische Lexikographie VII, 2).
- Beer**, Heilige Höhen der alten Griechen und Römer. Eine Ergänzung zu Ferd. Freih. v. Andrians Schrift „Höhenkultus“. 8°. IX. 80 S. Wien, Koneger.
- Bent**, Note on the Sepulchral Rites of the Old World (The Journal of the British Archaeological Association 46, 2).
- Müller**, Quaestiones vestiariae. Göttingen. M. 1,00.
- Lübeck**, Das Seewesen der Griechen und Römer. (Programm der Gelehrtenschule des Johanneums zu Hamburg 1990.) 55 S. 4°.
- Dörpfeld**, Ueber die Ableitung der griechisch-römischen Maasse von der babylonischen Elle (Zeitschrift für Ethnologie XXII, 3).
- Sittl**, Die Gebärden der Griechen und Römer. Leipzig. Teubner. M. 10,00.
- Mann**, Über die Jagd bei den Griechen. Dritter Teil: Die Ausübung der Jagd. (Programm des Kgl. Wilhelms-Gymnasiums zu Cassel 1890.) 4°. S. 3—21 n. 1 Tafel.
- Curtius**, Studien zur Geschichte des griechischen Olympos. (Sitzungsberichte der königl. Preuss. Akademie der Wissensch. zu Berlin XLIII.)
- Weil**, Culte des âmes chez les Grecs. (Journ. des Savants. Octobre.)
- Rhode**, Psyche, Seelencult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen. I. Freiburg i. B. 8°. 294 S.
- Murr**, Die Pflanzenwelt in der griechischen Mythologie. Innsbruck, Wagner. 8°. 324 S. M. 6,00.
- Biese**, Die poetische Naturbeseelung der Griechen. (Zeitschrift für Völkerpsychologie. XX, 3.)
- Stengel und Oehmichen**, Die griechischen Sacralaltertümer und das Bühnenwesen der Griechen und Römer. (Handbuch der class. Alterthumswissenschaft in systematischer Darstellung V, 3.) München. Beck. 8°.
- Wackernagel**, Dipolia (Rheinisches Museum für Philologie, H. 3).
- Meister**, Vollname und Kurzname bei denselben Personen überliefert (Bezenbergers Beitr. zur Kunde der Indogerm. Sprach. XVI, 173 f.).
- Mitsotakis**, Ausgewählte griechische Volksmärchen. Für das deutsche Volk bearbeitet. (Illustr.) 3. Aufl. Berlin. 8°. 162 S.
- Taylor**, Les races préhistoriques de l'Italie (The contemporary review 1890. Aug.).
- Undset**, Archäologische Aufsätze über süd-europäische Fundstücke: III. Die ältesten Schwertformen. IV. Antike Wagengebilde. V. Ueber italienische Gesichtsurnen (Zeitschrift f. Ethnologie, XXII, 1. 2. 4).
- Lindenschmit**, Das etruskische Schwert aus

- den Gräbern von Hallstadt . . . (Archiv f. Anthropologie XIX, 309—316.)
- Brizio**, Scoperta di una colonia etrusca. (Nuova Antologia 1890.)
- Friedländer**, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine. 3 Bde. 6. neu bearb. und vermehrte Aufl. Leipzig, Hirzel. 1889/90. 587 + 652 + 798 S. gr. 8°. M. 38,00.
- Diels**, Sibyllinische Blätter. Berlin, Reimer. 158 S. 8°. M. 2,80.
- Cesari**, Come pervenne e rimase in Italia la matrona di Efeso. Bologna, Zanichelli.
- Bonghi**, Ruggero: Le Feste Romane. III. da G. A. Sartorio e Ugo Fleres. Milano, Hoepli 1891. (218 S. L. 9,00.)
- Seelmann und Meyer**, Die lateinische Sprache in den romanischen Ländern. (Göttingische gel. Anz. 1890. Nr. 17.)
- Otto**, Die geflügelten Worte bei den Römern. (Programm des Kgl. kathol. St. Matthias-Gymn. zu Breslau 1890.) 4°. 14 S.
- Vernier**, Étude sur la versification populaire des Romains à l'époque classique. Besançon. Dodivers, 68 S.
- Otto**, Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Römer. Leipzig, Teubner. 436 S. M. 10,00.
- , Staatliche und private Einrichtungen und Berufsarten im Sprichwort. (Archiv f. lat. Lexikographie VII, 1.)

II. Kelten.

1. Allgemeines.

a) Zeitschriften.

Revue celtique fondée par H. Gaidoz . . .

Publiée sous la direction de H. d'Arbois de Jubainville. Tome XI. Paris. Émile Bouillon.

No. 1—2. Janvier—Avril 1890: Duchesne, La vie de saint Malo, p. 1. — Nettlau, The Fer Diad episode of the Tain bo Cuailnge, p. 23. — Saglio, Les bractes et les hosae, p. 33. — Whitley Stokes, A note about Fiacha Muillethan, p. 41. — H. de la Villemarqué, Anciens Noël bretons, p. 46. — Nettlau, Notes on Welsh Consonants, p. 68. — Reinach, Inscription attique relative à l'invasion des Galates en Grèce, p. 80. — Thurneysen, Gloses bretonnes, p. 86. — Ernault, De l'analogie dans la conjugaison bretonne, p. 94. — Meyer, Uath Beinne Etair, p. 125. — Loth, Les anciennes litanies des saints de Bretagne, p. 135. — d'Arbois de Jubainville, Les Gaulois et les populations qui les ont précédés dans l'Italie du nord, p. 152. — de Barthélemy, Essai de classification chronologique de différents groupes de monnaies gauloises, p. 173. — Ernault, Versions bretonnes de la Parole de l'Enfant

prodiq, p. 180. — Mélanges. — Correspondance. — Bibliographie. — Chronique.

No. 3. Juillet 1890. d'Arbois de Jubainville, Variétés. I. L'inscription prétendue gauloise de Nîmes. II. Camaracus. III. Tridentinum. IV. Callemarcus. V. Nancy, p. 249. — Bernard, Mystère breton de la Création du monde (suite), p. 254. — Nettlau, The Fer Diad episode of the Tain Bo Cuailnge. (fin), p. 318. — Mélanges. — Bibliographie. — Chronique.

No. 4. Octobre 1890. Omont, Catalogue des mss. celtiques et basques de la Bibliothèque nationale. — Meyer, La plus ancienne version du Tochmarc Emire ou Demande en mariage d'Emer par le héros Cúchulainn. — Ernault, Études bretonnes: VII. l'analogie dans la conjugaison. — Mélanges: d'A. de J., les noms de lieu gaulois dans le Roussillon. Loth, Saint Branwalatr. — d'A. de J., Conversion de Mael-suthain. — Meyer, Mots d'emprunt en vieil irlandais. — Loth, Sur un passage du Mabinogi de Kulhwch et Owen. — d'A. de J., Vicus Artiacus en Italie, près de Vérone. — Correspondance. — Chronique. — Table.

b) Abhandlungen und Aufsätze.

Joubert, La Gaules et les Gaulois jusqu'à la conquête romaine. Ouvrage illustré de 54 gravures. Paris. Didot. 124 S., 13 Taf., 2 Kart.

Shore, Archaic remains of the Celts in

Zeitschrift d. Vereins f. Volkskunde. 1891.

Hampshire (Journal of the Anthropological Institute XX, 1, Aug.).

Blind, Die Kelten im württembergischen Franken (Württemberg. Vierteljahrshefte für Landesgeschichte XII, 4).

Rhys, *Traces of a Mon-aryan Element in the Celtic Family* (The Scottish Review. July).

d'Arbois de Jubainville, *La religion celtique, d'après M. Rhys* (Revue de l'histoire des religions, XXII, no. 1.)

Frank, *Le Culte de la lune chez les Gaulois* (Revue félibréenne V, 1).

Florest, *Le dieu gaulois au maillet sur les autels à quatre faces; l'autel de Mayence* (Revue archéologique, mars-avril).

Mac Innes *Waifs and strays of Celtic tradition. Argyllshire series no. 2. Folk and Hero Tales.* London, D. Nutt.

Fitzgerald *Sur quelques origines de la Tradition celtique* (Rev. d. trad. pop. 5, 611).

2. Iren, Gälen, Walliser.

Mac Lean, *The Ancient Peoples of Ireland and Scotland.* (The Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland XX, 2.)

Rhys, *Early Ethnology of the British Isles I.* (Scottish Review. April.)

Irischer Folklore (Ausland 28).

Curtin, *Myths and folk-lore of Ireland.* Boston, Little Brown. 8°. 345 S. 9 s.

Roswell, *Irish fairy mythology* (National Review, Febr.).

Leamy, *Irish fairy Tales.* Dublin, Gill.

Mc. Clure, *Early Welsh (in Relation to other Aryan) Personal Names* (Archaeologia Cambrensis, Octob.).

Hyde, *Gaelic Folk-Songs I.* (The Nation. Dublin, 26. Apr.)

Quinn, *An Irish Meermaid.* (Academy No. 921.)

3. Bretonen.

Ernault, *Études bretonnes* (Revue celtique).
de Valori, *Une Fête bretonne* (La Nouvelle Revue, 15 octob.).

Bonnemère, *Amulettes et Talismans VI.* Amulette breton contre la fièvre (Rev. d. trad. pop. 5, 153).

Sébillot, *Noms, formes et gestes des Lutins.* III. Basse-Bretagne. (Rev. d. trad. pop. 5, 103.)

— *Contes de marins recueillis en Haute-Bretagne* (Archivio d. tradiz. pop. 9, 226 ff.).

Sébillot, *Les Souvenirs historiques et les héros populaires en Bretagne.* Vannes et Paris, Lechevalier. 18°. 33 S.

Luzel et Le Bras, *Sonion Breiz-Izel. Chansons de la Basse-Bretagne.* 2 vol. 8°. XXIX, 335 und 350 S. Paris, Bouillon. 15 fr.

Sébillot, *Le petit oiseau, conte de la Haute-Bretagne.* (Revue des prov. de l'Quest. I, 1.)

4. Iberen und Basken.

d'Arbois de Jubainville, *Notice sur les Celtes d'Espagne.* (Comptes rendus de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres. Mai-Juin.)

Pujol, *La epigrafia numismatica iberica* (Boletín de la Real Academia de la Historia. enero-abril).

Pujol y Camps, *Un anillo iberico* (ib.).

Le duel conventionnel en droit irlandais et

chez les Celtibériens (Nouvelle Revue historique de droit français et étranger, XIII, 729—732).

Stoll, *Zur Kenntniss der heutigen Basken.* Auslaud, Nr. 35—40.)

Eygun, *Superstitions basques.* (Rev. d. trad. pop. 5, 174)

III. Romanen.

1. Allgemeines.

Becker, *Ueber den Ursprung der romanischen Völkermasse.* Strassburg i. E. Trübner. (Habilitationsschrift für Freiburg i. B.) 8°. 54 S.

Sarrazin, *Zur Geographie und Topographie der Tristansage* (Romanische Forschungen IV, 2).

Salzmann, *Der historisch - mythologische Hintergrund und das System der Sage im Cyklus des Guillaume d'Orange und in den mit ihm verwandten Sagenkreisen* (Jahresbericht d. städt. Realprogymn. Pillau 1890). Königsberg, Hartung. 4°. S. 1—27.

2. Spanien und Portugal.

Rivista Lusitana II, 1: Braga, Cancioneiro popular das ilhas dos Açores. — Leite de Vasconcellos, Dialectos alemtejanos. — Lang, Tradições populares açoreanas. — Gonçalves Vianna, Transcrição portuguesa de nomes proprios e comuns africanos. — Leite de Vasconcellos, Gallegos e ingleses. — Miscellanea: Carolina Michaelis de Vasconcellos, O judeu errante em Portugal. — ... Cecilia Branco, Nota sobre uma superstição relativa á mosca. — C. Michaelis de Vasconcellos, Achar menos. — De Castro Lopo, Valdevinos (Romance popular transmuntano). — Vidal, Locuções e vocabulos portugueses. — Arm. da Silva, Sete alfaiates para matar uma aranha.

Pérez de la Sola, Costumbres espanolas en el siglo XVII. II. (Revista de España, 15. Nov.)

Plantada, Costums populars del Vallès (Bulle-

tin de la Associacion d'Excursions, Catalana XIII, 139).

Förster, Der Einfluss der Inquisition auf das geistige Leben und die Litteratur der Spanier. Berlin Progr. des Kgl. Realgymn. Ostern 1890. 4^o. S. 3—34.

Gomi, Tradicions de Cardo. (Bulletin d. l. Assoc. d'Exc. Catalana XIII, 139).

Bosch de la Trinxeria, Alguns noms usats per nostros montany esos ab llur explicaceo, ib.

Diminutius d'alguns noms de sants en la provincia de Geroni y Rossello, ib.

Pires, Cantos maritimos de Portugal. (Arquivo d. tradiz. pop. 9, 31 f.)

Inzenga, Cantos y bailes populares de España. Cantos y bailes de Valencia. Madrid, Murillo. 4^o. XXII, 81. Con 28 pp. di musica. Fr. 7,50.

Lang, Tradições populares açorianas. (Zeitschrift f. romanische Philologie XIII, 3—4.)

3. Nord- und Südfranzosen.

a) Aeußeres Leben.

Cartailiac, La France préhistorique, d'après les sépultures et les monuments. 8^o. IV, 340 SS. Paris, Alcan.

d'Arbois de Jubainville, Recherches sur l'origine de la propriété foncière et des noms de lieux habités en France. I. période celtique et période romaine. (Avec la collaboration de G. Dottin.) Paris, Thorin. XXXI, 703 S.

Bodio, Cenno bibliografico dell' opera del prof. E. Levasseur intitolata „La population française“ (Reale academia dei Lincei, Roma, 20. aprile 1890).

de Mortillet, Origines de la chasse, de la pêche et de l'agriculture (= Bibliothèque anthropologique XII, Paris, Lecrosnier. 8^o. XIII, 516 S.).

Robinson, Rural Life in France in the XIV. century (The Fortnightly Review. Nov.).

Ledieu, Les vilains dans les oeuvres des troubvères. Paris, Maisonneuve (= Collection Internat. de la Tradition. tom. 8). Fr. 3,50.

Bérard, L'Invasion arabe dans la Bresse, la Dombes et le Bugey. Lyon, Georg. 1889. (37 SS.)

Boissonade, Essai sur la géographie historique et sur la démographie de la province d'Angoumois du XVII. siècle au XIX. Angoulême, Coquemard. 184 SS.

Bleicher, Les Vosges: le sol et les habitants. Paris, Baillière. 320 S.

Cazes, La Provence et les Provençaux. Paris. Gedalge jeune. 242 SS.

b) Inneres Leben.

a) Lebenssitte und Recht.

de Gugencourt, Usages et coutumes des habitants de Meigneux au début du XVIII^e siècle (Bulletin de la Société des Antiquaires de Picardie. 1890, 1).

Rébouis, Les coutumes de l'Agenais (Nouvelle Revue hist. de droit franç. et étr. Mai).

Esquieu, Les Jeux populaires de Penfance à Rennes. Rennes, Caillière. 18^o. 76 S.

Sauvé, Le Carnaval dans les Vosges. (Rev. d. trad. pop. 5, 90.)

Bourchenin, Une noce en Béarn (ib. 5, 221. 710).

Pineau, Le premier mai en Poitou (ib. 5, 278).

Miettes de folk-lore parisien (Ney: Foujou; de Rialle). (Rev. d. trad. pop. 5, 15, 274. 595.)
 La fête des Rois. — IX. Quête en Bourgogne (Morel-Retz). (Rev. d. trad. 5, 29.) XII.

En Champagne (Céard) (ib. 5, 30). XIII.
 La Fève à la cour en 1706 (Tausserat) (ib. 5, 31). XIV. Ordalies en Bourgogne (Fontaine) (ib. 5, 105).

3) Religion, Aberglaube, Sagen.

Röhrich, La Mythologie populaire en France. (Revue chrétienne, Fev.-Mars.)
Arboux, Le Culte à la Salpêtrière. (Rev. chret. Avr.)
Deloche, La procession dite la Lunade et les feux de la Saint-Jean à Tulle. 4°. 62 S. (Mémoires de l'Académie des Inscriptions et bell. lett. XXXII, 2.)
Le Saint-Antoine, (Le Moniteur de l'Épargne du Travail. Lille).
Saltzmann, Der historisch - mythologische Hintergrund und das System der Sage im Cyklus des Guillaume d'Orange. Progr. Pillau. 8°. 30 S.
Meyrac, Traditions, légendes et contes des Ardennes. (Préf. par P. Sébillot) Charleville, impr. du Petit Ardennais. 8°. 292 p. 1. Traditions, coutumes, jeux. 2. La Sorcellerie, contes de sorciers. 3. Rondes et chansons. 4. Légendes historiques et religieuses. 5. Contes diversés. 10 fr.
de la Porterie, Les Traditions en Chalosse. Caen. 11 S.
Abgrall, Les pierres à empreintes et les pierres à bassins dans la tradition populaire (Soc. archéol. du Finistère XVII, 4).
Luzel, Le Poirier aux poires d'or et le corps sans âme (Soc. archéol. du Finistère XVII, 4).

Certeux, Bazin la lune, légende du Dauphiné (Rev. d. trad. pop. 5, 117).
Foujon, Légendes et superstitions préhistoriques (ib. 5, 154, 230, 231, 183).
Pineau, Les Roseaux qui chantent. 3. La Rose d'or, conte du Maine (ib. 178).
Ferrand, Traditions et superstitions du Dauphiné (ib. 5, 412).
Labonne, Superstition berrichonne (ib. 175).
Sébillot, Superstitions de la Nièvre (ib. 229).
de Laporterie, Croyances des paysans landais (ib. 245).
de Launay, Des Apparitions en Vendée (ib. 353).
Le Carguet, Traditions et superstitions du Cap-Sizun (ib. 169, 287).
Destriché, Traditions et superstitions de la Sarthe (ib. 337, 563).
Bonnemère, Superstitions du département de l'Indre (ib. 440).
Bon, Superstitions auvergnates. Cantal (ib. 539).
Pineau, Les Oiseaux en Poitou (ib. 571).
Bonnemère, Superstitions du canton de Gennes (ib. 673).
Blanchard, Traditions et superstitions de la Touraine. Petit guide médical. (Rev. d. trad. 5, 740.)

γ) Sprache.

Revue des patois gallo-romans. 3^e année. No. 9: D'Arbois de Jubainville, Noms de lieux français identiques à des gentilices romains en-ius et en-ia (suite). — Gilliéron, Sur ie à Collinée (Côtes-du-Nord). — L'Abbé Rabiet, Patois de Bourberain, Côte d'Or... (suite). — Doutrepont, Conte Wallon, Herve (Liège). — Doncieux, Chansons dauphinoises, appendice à la chanson de la Saint-Jean. — Edmont, Noms propres saint-polois (suite). — Comptes-rendus: A. Devaux, De l'étude des patois du Haut-Dauphiné. — Chronique. No. 10: D'Arbois de Jubainville, Noms de lieux français identiques à des gentilices en-ia (suite). — Rabiet, Patois de Bourberain (Côte d'Or). Morphologie et syntaxe. — Rousselot, La conjugaison semi-inchoative dans le Sud-Ouest. — J. Passy, Patois d'Eaux-Bonnes. (Basses-Pyrénées). — Casteig,

Origine de deux dictons béarnais; Un chant de noce en Béarn. — Raynaud, Patois de Pépieux (Aude). — Gauchat: Schindler, Vocalismus der Mundart von Sornetan.

No 11: Rabiet, Patois de Bourberain. (Côte d'Or.) Fin de la grammair. Textes. — Fourgeaud, Patois de Puybarraud (Charente). Le Nom (Forts.). — Gilliéron, Mélanges: Cargneule, Corgneule, Cornieule. — Ruz. — Cluse. — Cl, gl, pl, bl, fl en Savoie. — Nougaret, Patois de Bédarieux (Hérault). Phénomènes de phonétique syntactique. — Edmont, Lexique Saint-Polois (suite).

Pfister, La limite de la langue française et de la langue allemande en Alsace-Lorraine. Paris, Berger-Levrault.

Föllmann, Die Mundart der Deutsch-Lothringer und Luxemburger. II. Teil. Vocalis-

- mus. (Fortsetzung der Programm-Beilage 1886.) Metz, Real-Programm. — Progr. 1890. 4°. 23. S.
- Zéligzon**, Lothringische Mundarten. (Jahrbücher f. Lothr. Gesch. und Alterthumskunde, Bd. 1, Ergänzungsheft.)
- Moisy**, Glossaire comparatif anglo-normand donnant plus de 5000 mots, aujourd'hui bannis du français et qui sont communs au dialecte normand et à l'anglais. 2. fascicule. Caen. Paris, Delesques. Picard, 1890. 2 fr.
- Fleury**, Le Patois de la Hague et des îles anglo-normandes (Revue de philol. franç. III, 4).
- Beuge**, Vocabulaire du patois Maubergeois. 12°. 48 S. 0,50 fr.
- Devaux**, Étude grammaticale sur le dialecte bressan en 1365 (Rev. d. philol. franç. IV, 1).
- Leroux**, Du langage populaire dans le département de la Loire - Inférieure (Rev. d. Bretagne et de Vendée 32, 404).
- Stichel**, Beiträge zur Lexikographie des altprovenzalischen Verbuns. Marburg i. H., Elwert. M. 2,40.
- Noms anciens des pièces du jeu des échecs. (Variétés Bibliographiques, I, 10.)
- d) Poesie.
- Bonhomme**, Chansons populaires du Nord de la France (Revue du Nord de la France. 1890).
- Bailleul**, Deux poésies en patois normand. (Revue des Langues romaines XXXIV Jan.-Mars.)
- Basset**, La chanson de Bricou. (Rev. d. trad. pop. 5, 545.)
- Pineau**, Biquette, randonnée poitevine (ib. 548).
- Sicotière, L. de la**, Ronde Normande (ib. 549).
- Basset**, Versions Alsacienne et lorraine (ib. 598).
- Bangert**, Die Tiere im altfranzösischen Epos (Rev. de l'instruction publique en Belgique).
- Bernard**, Discours prononcé à la distribution des prix du Lycée de Lorient. Lorient. 8°. 11 S. (Volkslieder und Sagen.)
- Anedotti popolari in Francia** (Archivio delle tradiz. 9, 573).
- Bladé**, Deux contes pop. de la Gascogne. Agen, Lamy. 12 S.
- Brunet**, Contes de Basse-Normandie (Revue des provinces de l'Ouest, I, 1).
- Delorme**, Contes du pays d'Armor. Paris, Colin. 7 S.
- Orain**, Aventures d'une morte. (Rev. des provinces de l'Ouest, I, 3.)
- de Tesson**, Mathurins, Mathurines et Mathurinades, notes de mer (ib.).
- Bon**, Le Seigneur Loup-Garou, légende de l'Auvergne. (Revue d. trad. 5, 216.)
- Le Long Hiver. I. II. Versions flamandes (Harou): S. 248, III. Version poitevine (Pineau) S. 560 (Rev. d. trad.).
- Fontaine**, Facéties bourguignonnes (Rev. d. trad. 5, 304).
- Morin**, La Bêtise des gens, conte de la Champagne (Rev. 5, 633).
- Les Danseurs maudits. III. Pineau, Légende du Poitou (ib. 677).
- Harou**, Polichinelle a deux bosses, légende liégeoise (ib. 690).
- Morin**, Contes troyens (ib. 690).
- La Crèche**, drame populaire, en patois de Besançon, tel qu'il fut joué en 1873 à la Crèche franc-comtoise. Recueilli d'après les traditions locales et dessiné par Louis Androt. Préface par H. Bouchot. Lous-le Saulnier Mayet. 75 S.
- Jeanroy**, Notice sur un recueil de mystères provençaux du XV. siècles (Annales du Midi, 7).
- Petit de Julleville**, Le théâtre en France. hist. de la littérature dram. depuis les origines jusqu'à nos jours (Bulletin critique 4).
- Cabié**, Des représentations de Mystères à Toulouse au XV^e siècle. (Mém. d. l'Acad. . . de Toulouse 9 série, I, 279—282.)
- La Femme dans les proverbes (Variétés Bibliographiques I, 10).
- Loubens**, Les proverbes et locutions de la langue française, leurs origines et leur concordance avec les proverbes et locutions des autres nations. Paris, Delagrave. 16°. XVII, 304 S. Fr. 3,50.
- Devinettes de Bourgogne (Fertiault), . . . d'Auvergne (Bon): (Rev. d. trad. 5, 168, 204.)
- Formulettes béarnaises (Bourchenin): Rev. 5, 278.
- Bayon**, Devinettes de la Haute-Bretagne (Rev. 5, 298).
- Devinettes de la Basse-Bretagne: pays de Vannes (Rev. 5, 666).
- Esquieu**, Les Jeux populaires de l'enfance à Rennes. Rennes, Caillière. 18°. 76 S.

e) Musik, Tanz.

- Perrand**, Les Noces du Coucou et de l'Alouette. — V. des Dombes (Rev. d. trad. pop. 5, 15).
- Bernard**, Les Noces du Papillon, pays de Caux. (ib. 16.)
- Desaivre**, Les Noces de l'Alouette et du Pinson. (ib. 17.)
- Sébillot**, Les Noces de la Bécasse et de la Perdrix. (ib. 19.)
- Destriche**, Le Retour du Soldat. (ib. 68.)
- Certeux**, Le Prisonnier de Nantes. V. de la Loire-Inférieure. — V. des Côtes-du-Nord (Sébillot) (ib. 171, 172).
- Sébillot**, La Mort d'Adèle, chanson de la Haute-Bretagne. (ib. 252.)
- Bernard**, Joli mois de Mai fleuri, pays de Caux. (ib. 268.)
- Le Petit Tambour**, chanson avec jeu. — 1. Champagne (Guyot). — 2. Paris (Wallène): ib. 283, 285.
- Le Pont de Londres**. 1. Ronde de la Champagne (Guyot) (ib. 334). 2. Haute-Bretagne (Sébillot) (ib. 335).
- Tiersot**, Trois Pastourelles du Morvan. (ib. 391).
- Chant de moisson du Morvan. (ib. 463.)
- Le Rossignol Messenger, version du Morvan. (ib. 534.)
- Sébillot**, Le Joli Meunier de la Haute-Bretagne. (ib. 566.)
- Tiersot**, La Chanson du Géant. (ib. 596).
- Le Portrait de la Maitresse**. III. v. du Morvan (Tiersot), IV. V. de la Sarthe (Destriché): ib. 645. 646.
- Tiersot**, La fille déguisée en dragon. V. du Morvan. (ib. 709.)

4. Wallonen.

- Annales de la Société d'Emulation pour l'étude de l'histoire et des antiquités de la Flandre**. 5^e série. T. 1. p. 1—120: A. van Speybrouck, St. André-les-Bruges, Glossaire toponymique. — S. 177 — 476: A. J. Witteryck, Folklore flamand. Contes populaires.
- Revue de Belgique** 1889: 15. Dec.: A. Gittée, Folklore wallon. 1890: Sept.: A. Gittée, L'étude du Folklore en Flandre.
- Folklore Wallon**. Liège 1890 no. 1. La Société du Folklore wallon... I. Sorciers et sorcières. no. 2. Sorciers et sorcières. — Chansons d'amours: Louison. — Le roi et ses trois filles; La Belle aux cheveux d'or; Marie et Jeanquet. — Questionnaire relatif à des types de contes.
- Desrousseaux**, Le Folklore du pays de Liège. (Rev. trad. pop. 5, 51.)
- Vercamer**, La Vendée belge (Rev. de Belgique 1890. Sept.).
- Desrousseaux**, Mœurs populaires de la Flandre française (Moyen-Age II, 11).
- Lemoine**, Coutume de Mariage en Belgique (Rev. trad. pop. 5, 181).
- Delait**, Glossaire des jeux wallons. Liège. Vaillant-Carmane. 54 S.
- Defrecheux**, Les Enfantsines Liegeoises. Liège. Vaillant-Carmane. 114 S.
- Wilmotte**, Études de dialectologie wallone (Romania XIX, 73).
- Stecher**, La légende de Virgile en Belgique. F. Hayez. Bruxelles. 50 SS. (Auszug aus: Bulletins de l'Académie Royale de Belgique. 3 série. XIX. no. 5.)
- Demeuldre**, Facéties wallones. (Rev. trad. pop. 5, 173.)

5. Italiener.

a) Zeitschriften.

- La Calabria**. Monteleone, an. II. n. 5. Gennaio 1890: Marzano, Usi e Costumi, ecc. — Presterà, Giochi fanciulleschi in uso fra noi. — Bruzzano, Canti pop. di Pizzoni. — Bruzzano, La Ngioca degli Albanesi di Vena. — Serrao, Novellina pop. di Filadelfia. — Il Folletto.
- n. 6. Febr.: Marzano, Usi e Costumi, ecc. — Julia, la storia del grillo. — Bruzzano. Novellina greca di Roccaforte. — Canti di Pizzoni. —
- n. 7. Marzo: Marzano, Usi e Costumi. — Canti greci. — Murmura, Canti popolari di Zannarò. — La ballata die Garentina.
- n. 8. Aprile: Novellina greca di Roccaforte. — Giochi popolari. — De Fazio, 'U ddi-e-ddè dei piccirilli. — 'A gallina de za vecchiarella. — Marzano, Usi e Costumi.
- n. 9. Maggio: Marzano, Usi e Costumi, ecc. — Lizio-Bruno, Canti popolari. — Bruzzano, Canzone albanese di Vena. — Polito, Proverbi calabresi, raccolti a Nicotera.
- n. 10. Giugno: Julia, Baci, canti pop.

acresi — Bruzzano, Canzone albanese di Barile. — Marzano, Usi e Costumi ecc. — Falegname, Novellina pop. di Francica.

n. 11. Luglio: Marzano, Usi e Costumi ecc. — Lizio-Bruno, Canti siciliani raccolti ed annotati. — Mesiano, Canti pop. di Jatrìnopoli.

An. III. n. 1. 15. Sett. 1890: Marzano, Usi e Costumi di Laureana di Borrello: Medicina e terapia popolare. — Polito, Canto marinairesco di Nicotera. — Bruzzano, Novellina albanese di Barile. — Franco, La Leggenda di S^a Rosalia — Prestia, Canti popolari di Rombiolo. — Il felegname, Novellina di Prestinaci.

b) Aeusseres Lebea.

Carlioni, Gli Italiani all'estero dal sec. VIII. ai di nostri. Città di Castello, Lapi.

Santamaria - Scalaricci, Del sacro nome d'Italia et della più probabile opinione degli antichi popoli italiani. Bologna, Galberri et Parmeggiani.

Frauer, Traces de population sémitique en Italie. (Archeografo triestino XV, 1. 1889.)

Canestrini, G. und L. Moschen, Sulla antropologia fisica del Trentino: memoria. 8°. 51 SS. mit Taf. Padua, Prosperini. [Abdruck aus: Atti di Soc. veneto-trentina. Sc nat. XI, 2.]

Soccorriamo i poveri bambini rachitici. Strenna 1890. II. 200 S. L. 2,00. Venezia, Visen-

n. 2. 15. ott.: Serrao, Canti di Filadelfia. — Bruzzano, Novellina greca di Roccaforte. — Ortona, S. Francesco di Paolo nelle tradizioni popolari di Calabria. — Corso, I detti dell'Antico ossia Raccolta di proverbi calabresi.

n. 3. 15. nov. G. B. Moscato, Canti religiosi popolari sanluciolani. — Bruzzano, Novellina greca di Bova. — Catenacci, Canti e giuochetti infantili. — Corso, I detti dell'Antico... — Marzano, Usi e Costumi ecc. — Bruzzano, Canzone albanese di Vena. — Novellina popolare di Prestinaci.

tini [bringt Beiträge zur Volkskunde von Musatti und Nardo-Cibelo, vgl. Arch. trad. pop. 9, 138 f.].

Vico d'Ariso (= Lodovico Bosdari). Tra zappe e vanghe nella campagna marchegiana. Città di Castello, Lapi. 16°. 153 S. L. 2,00. Il tatuaggio nella „Mala vita“, (Arch. tradiz. pop. 9, 571).

Rezano, Segno delle meretrici. (Giornale Ligustico 17, 161 220.) [Vgl. Des marques que les courtisanes étaient condamnées à porter au moyen-âge dans l'Italie. Rev. historique. 44.]

Gabotto, Studenti e male femmine in Torino nel secolo XV. (Giornale Ligustico 17, 316 f.)

c) Inneres Leben.

α) Lebenssitte und Recht.

Finamore, Credenze, usi e costumi abruzzesi. (Tom. VII. delle Curiosità popolari tradizionali p. p. cura di G. Pitre.) Palermo, Clausen. 18°. 196 S. 5 fr.

F., Credenze, usi e costumi abruzzesi raccolti (Rassegna di litt. pop. I, 1).

Bresciani, Dei costumi dell'isola di Sardegna. Milano, Muggiani. 4 voll. 2 fr.

— Edmondo o i Costumi del popolo romano Milano, Muggiani. 16°. 3 voll. L. 1,50.

Simiani, Usi, Leggende e Pregiudizi popolari trapanesi. III. Gli annegati. IV. I vascelli-fantasma. V. I fuochi di Sant'Elmo. VI. Contro la bonaccia. VII. Il dragone. VIII. Le animulari. IX. Virtù di alcuni scogli. (Arch. tradiz. pop. 9, 17 ff)

Pitre, Usi e costumi, credenze e pregiudizi del popolo siciliano. Palermo, Pedone Lauriel. 4 voll. 16°.

Amalfi, Tradizioni ed usi nella penisola sor-

rentina. Palermo, Clausen. 210 S. L. 5,00. (Curiosità pop. tradiz. vol. VIII.)

Barella, Tradizioni ed dialetti. (La Letteratura. V, no. 15.)

Jachino, Varietà tradizionali e dialettali alessandrine, raccolte e illustrate. 8°. 179 S.

Ninni, Araldica pescatoria. (La Valigia XII. 633) [= Fischergebräuche in Venetien].

Renier, Costumi marchigiani. (Gazzetta Letteraria, XIV. 11.)

Sabatini, Il Natale, Costumi popolari. Roma, Perino. 4°. 16 S. L. 0,25.

Lumbroso, Uso nuziale romagnolo. (Arch. trad. 9, 120).

Salomone-Marino, Nozze Lauza-Fardella: Exenia nuptialia in Sicilia: appunti. Palermo coi tipi del Giornale di Sicilia. 8°. 14 S. Auspicate Nozze Bonome-Gaudio: Feste e Spettacoli in Padova dal 1767 al 1780. [Padova 1890.] 4°. 16 S.

Mazzucchi, Usi e costumi del popolo nell'Alto Polesini. (Arch. tradiz. pop. 9, 74 ff.)
Battaglia, Dell' uso di dare il posto d'onore in Sicilia. (Arch. trad. pop. 9, 435.)
 Il ginoco del ventaglio in Toscana. (ib. 436.)
 Folk-Lore giuridico dei fanciulli in Sicilia (Pitrè): Arch. trad. pop. 9, 538.
Corsi, Vita senese. (1. I nostri citti. 2. Pre-

giudizi sulle donne gravide. 3. Pregiudizi sulle puerpere. 4. Pregiudizi sui cittini. 5. La luna per le nostre ragazzine. 6. Varie superstizioni. 7. Cantilene. 8. Giochi.): Arch. trad. pop. 9, 105-116.
Sabatini, Raccolta di Tradizioni e Costumanze Popolari. (Il Volgo di Roma.) 18°. 80 S.

β) Religion und Aberglaube.

Garovaglio, Il culto di Mitra in Lombardia 2 segnatamente in Milano. Milano, Bartolotti. 7 S.
Threde, Das Heidenthum in der römischen Kirche. Bilder aus dem religiösen und sittlichen Leben Südtaliens. Gotha, Perthes. II. Th. 397 S. M. 5,00. III. Th. 426 S.
La Fata, S. Ginuffa Germanisa. Palermo, Giliberti. 16°. 31 S.
 La festa del 5. Agosto sul Rocciamelone. (Fanfulla XXI, 5. Agosto 1890.)
Pitrè, La festa di S. Rocco in Sicilia. (Arch. trad. 9, 118.)
 La festa di S. Giovanni Battista in Firenze (ib. 570).
Lumbroso, La Bimba di Quaresima in Sardegna (ib. 571).
 La festa e la leggenda di Sant' Augusta in Vittorio, nel Veneto. (ib. 572.)
 La festa di S. Giovanni nell' Abruzzo. (De Nino): ib. 359.
 Il giorno dei morti, credenze siciliane, tolte dal vol. del Pitrè: Spettacoli e Feste . . . (Gazzetta Piemontese XXIV, Nov.)
de Moreno, La festa de' morti in Sicilia. (Giornale di Sicilia, 1. Nov. 1890.) S [alomone]. — M.[arino], La religione ed il culto pei defuncti, note di vecchie usanze siciliane (ib. 8. Nov.).
Zenatti, Calend. marzo. Verona 1890. 21 S.
Seves, Appendice alle Serenate pei SS. Crispino e Crispiniano in Pinerolo. (Arch. trad. pop. 9, 223 f.)
Musatti, Il San Giovanni Battista a Venezia (ib. 305).
Pellegrini, Il San Giovanni Battista nell' Agordina (ib. 311).
Nardo-Cibele, Sul S. Giovanni Battista, ricordi veneti (ib. 315).
Seves, Di alcune credenze per la festa di S. Giovanni Battista in Piemonte (ib. 326).
Martinengo-Cesaresco, Fiori di S. Giovanni (ib. 341).
Vetri, Il 'Lago sfondato' ed il sonno di S. Giovanni Battista, leggenda pop. in Castro-giovanni. (ib. 391.)

Corsi, Il braccio ed il giorno di S. Giovanni Battista in Siena. Tradizioni, usi, superstizioni. (ib. 328.)
 S. Martino in Sicilia (L'illustrazione pop. 9. Nov.).
Signorelli, La Domenica delle Palme a Siracusa (ib. 27, 11).
Zappata, Il Carnevale di Roma nel 1631. (Fanfulla XXI, 39.)
Bruzzone, Il Carnevale di Roma nel 1831 (ib. XXI, 47).
Ostermann, Superstizioni, pregiudizi e credenze popolari relative alla cosmografia geografica fisica e meteorologica (In Alto 1890: no. 4 u 5).
Menghini, Dodici rispetti popolari inediti. (Propugnatore III.)
 —, Le virtù delle piante nel Friuli. (In Alto, n. 4 u. 5.)
Serra, La vigilia di Mezz' Agosto in Calabria. (L'illustrazione popolare, 24. Agosto 1890.)
 La tosatura delle pecore nella Campagna romano (ib. 31. Ag.).
Pigorini-Beri, Le superstizioni e i pregiudizi delle Marche Appennine (Archivio per l'Anthropologia e la Etnologia, XX, 17 bis 59).
 —, Le superstizioni . . . (Firenze 1890). 8°. 43 S.
Riccardi, Pregiudizi e superstizioni del popolo modenese. (Arch. per l'Anthropol. XX, 1. 2.)
 Tradizioni e costumi popolari: Le anime milluse a Messina e morte di Andrea Belluso, per l'avv. Achille Varvessis da Messina (Arch. trad. 9, 185).
 Sena Vetus, Superstizioni, Canti, Indovinelli e Giochi (Corsi): Arch. trad. 9, 521.
Wiese, Eine altlombardische Margarettenlegende. Kritischer Text nach 8 Handschriften mit einleitenden Untersuchungen. Halle a. S., Niemeyer. CXX, 108 S. M. 4,50. [Rec.: Deutsche Literaturzeitung 1890, Sp. 1834 f. (W. Meyer-Lübke.)]
Savi-Lopez, Leggende delle campane. (L'illustrazione pop. 27, 6.)

Zevaco, Le Lac des Fées, légende corse. (Arch. trad. 5, 692.)

de Moreno, Il Venerdì, credenze pop. italiane. (Giornale di Sicilia, 4. u. 11. Ott. 1890.)

Bayon, Amulettes d'Italie. (Rev. des trad. pop. 5, 219.)

Finamore, Un nuovo rimedio contro la Pe-

ronospora negli Abruzzi. (Arch. trad. pop. 9, 437.)

Morso dei cani arrabbiati in Venezia (ib. 120).

Nardo-Cibele, La Filata, e la coltivazione del canape nel Bellunese. Voci, usi, pregiudizi e storielle. (Arch. trad. 9, 169 f., 461 f.)

γ) Sprache.

Ferri, Vocabolario ferrarese - italiano, compilato sullo studio accurato del dizionario ferrarese di Azzi e di quelli italiani del Fanfani. Ferrara, tip. sociale. 510 S. 8°.

Ninni, Giunte e correzioni al dizionario del dialetto veneziano (di Boerio). Venezia, Longhi. 16°. 122 S.

Frizzi, Dizionario dei frizzetti popolari fiorentini. Città di Castello, Lapi. 16°. 267 S. L. 3,00.

Gaudenzi, I suoni, le forme e le parole dell'odierno dialetto della città di Bologna... Bologna, Fava e Garagnani, 292 S. 16°.

Morosi, l'odierno linguaggio valdese di Piemonte. (Arch. glottologico it. XI.)

Ninui, Voci bambinesche della lingua veneziana. Venezia, Longhi e Montanari. 16°. 11 S.

Appelius, Le abbamiatini [Rufe der Verkäufer] (Giornale di Sicilia XXX, 18. Ott.)

Bongi, Ingiurie, impropri, contumelie ecc. Saggio di lingua parlata del trecento cavato dei libri criminali (Propugnatore Genn. Apr. 1890).

δ) Poesie.

Mango, Novelline popolari sarde raccolte e annotate. Palermo, Clausen. 16°. VI, 144 S. (- Curiosità pop. trad. pubblicate per cura di G. Pitù, vol. IX.) L. 4,00.

Collana di racconti, proverbii sentenze ecc. Nona ediz. Venezia, Cordella. 24°. 156 S. L. 0,20.

Menghini, Due favole romanesche. Roma. 16°. 32 S.

Villanti, La leggenda del melograno. (L'illustraz. pop. XXVII. no. 24.)

Pitù, Le Pays de Chèvres, conte sicilien. (Revue trad. pop. 5, 48.)

Maurus, La pelle dei giudici, leggenda siciliana. (Giornale di Sicilia XXX, 17. Maggio 1890.)

Nerucci, Storielle popolari in Toscana. (Archivio stud. trad. pop. IX, 3.)

Bazzi, Sas domos de janas (L'illustrazione pop. XXVII, 13) [Sardinische Sagen].

Il „Pfaffe“ leggenda gressonarda. (Arch. trad. pop. 9, 573.)

La novella di Ammazasette. (ib. 277.)

Il ponte del diavolo. (ib. 277.)

Pitù, La leggenda di Cola Pesce. (ib. 377.)

Columba, Note di tradizioni e leggende. (ib. 385.)

Nerucci, Storielle popolari. (ib. 391.)

Una donna che non riconosce se stessa, racconto calabrese. (ib. 118.)

Tradizioni popolari abruzzesi: Li Fatle de zi Tanghe (Finamore); ib. 153.

Vitusullann nella storia e nelle credenze popolari Camicattinesi [bei Girgenti] (ib. 208 bis 216).

Appelius, Una monelleria fanciullesca e i castighi scolastici d'una volta. (Giornale di Sic. 25. Ott. 1890.)

Conscience, Lo spirito, tradizione popolare (ib. 28. Ott. 1890).

Appelius, La Discesa dei Giudici in Palermo (ib. 22. Nov.).

Les chants populaires du Piémont par M. Gaston Paris. (Extrait du Journal des Savants. Sept.-Novbr, 1889) Paris, imprim. Nationale 1890. 40 S. 4°.

Ciau, Saggio di Canti popolari logudoresi. Palermo, coi tipi del Giornale di Sicilia. 8°. 16 S. (Nozze Bernardi-Galbo.)

Ferraro, Canti popolari in dialetto sardo-lugudurese raccolti a Sinistra. 16°. 39 S.

Marget, More popular songs of Italy. (Scottish Review, Jan)

Raccolta di stornelli e rispetti amorosi cantati dal popolo italiano. Firenze. 16°. 128 S.

Scelta delle migliori canzonette amorose cantate dal popolo italiano. Firenze, Salani. 128 S.

Scirò, Canti tradizionali delle Colonie Albanesi in Sicilia. Palermo.
 Tre canzoni popolari con una esortazione (Nozze Menghini-Laurenti).
Castelli, Per una tortora. [Volkslied.] (La Favilla XIV, Apr.-Maggio 1890.)
Maigo, Poesia popolare infantile in Calabria. [Palermo 1890.] 17 S.
 Canti del popolo senese al tempo dell'assedio (1554—1555) Firenze, tip. Cooperativa. 8°. 17 S.
[Rossi], Di un Cantastorie ferrarese del secolo XVI. Appunti Estr. dalla Rassegna Emiliana. Ferrara.
 L'idea del socialismo nella poesia popolare romagnola; breve dissertazione di Tomaso Randi Agricoltore (T. Storza) .. Rimini, tipogr. di Emilio Renzetti. 15 S.
 Le canzoni di Piedigrotta. (Giornale di Sic. XXX, 9 Sett.)
Menghini, Canti popolari romani (Arch. trad. pop. 9, 3).
Giannini, Canti popolari della montagna Lucchese raccolti e annotati (Canti e raccolti .. Ancona, VIII.) Torino, Loescher 1889 (LII S., 2 Bl., 334 S.) [vgl. Rassegna di letteratura popolare e dialettale I, 1 (Menghini)].
Sabatini, La lirica nei canti popolari romani, appunti critici (Il Volgo die Roma).
Parisotti, Le melodie popolari romane, studio (ib.).
Menghini, Canzoni popolari romane (ib.).
 XIV Gennaio MDCCCXC. Celebrandosi in Trento le nozze della signorina Angelina Alberti col sig. Vittorio Zippel. Palermo

coi tipi del 'Giornale di Sicilia'. MDCCCXC. 16°. 16 S. [enthält sizilianische Volkslieder].
Ferraro, Spigolature di canti popolari parmigiani e monferrini (Arch. pop. trad. 9, 267, 276).

[Ungarelli], I Proverbi bolognesi sulla Donna. (Nozze Chiesa-Tamassia.) [Bologna 1890.] 43 S.

Tre proverbi al giorno. (Giornale di Sicilia 1890. No. 288. 289. 290.)

De Pasquale, Raccolta di proverbi calabresi (Arch. trad. 9, 50, 217).

Mazzucchi, Proverbi popolari del Polesine (Arch. trad. 9, 163, 542).

Di Giovanni, Di un giuoco popolare nel secolo XIII, illustrazione. Palermo, Tipografia del 'Giornale di Sicilia'. 16°. 41 S.

Salomone-Marino, Il 'tabbarann' giuoco popolare siciliano fanciullesco. (Arch. trad. 9, 264).

Pitrè, Una commedia sulla magheria. [Sicilien.] (Arch. 9, 117.)

Gabotto, Due sacre rappresentazioni di Torino nel sec. XV. (ib. 98.)

Racioppi, Per la storia di Pulcinella. (Arch. stor. p. le prov. napol. XVII.)

Gaetanaccio, memorie per servire alla storia dei burattini, raccolte da F. Chiappini (Il volgo di Roma).

ε) Musik, Tanz.

Bencivenni, Danze sarde (L'Illustrazione Popolare XXVII, 7).

6. Rhätoromanen, Ladinen, Friauler.

Pagine Friulane. Udine an. II: 9. Febr. 1890; M., Legende dal Lâd di Çhavazz.

An. III., 20. Apr.: Elena Fabris Bellavitis: La 'Pevente'. Costumi della Bassa. V. O.[stermann], Legende del lat di ospedal. — L. Marcon-Contin, L'Efiet da-li cartnfulis, fiaba in dialetto di Chinsaforte.

11. Maggio 1890: Slovenek vec: L'imbrojôn a Pè piès dal diàul, leggenda raccolta in S. Pietro al Natisone. — C. S., Il Parsutt del Signore leggenda in goriziano. — V. O.[stermann], Cui che ùl imbrojà, resta imbrojàd, fiaba.

18. Maggio: V. O., Il Çhischèl di Ravigne, leggenduole. — C. Plain, La fondaziôn di Artigne, leggenda di gare municipali.

8. Giugno: Un' altre leggende sul lâd di

Çhavazz. — V. O., Le leggende intorno a Pilato nel Friuli.

22. Giugno: G. Caprin, Il perdon di Barbana, uso popolare gradense riprodotto dalle Lagune di Grado dell' A. — R. Olivotto, fiabe maranesi, leggenda di gare municipali.

13. Luglio: La çhase dal vint, fiabe del Friuli Orientale.

24. Agosto: I Çhalunis di Cividât a Braulins, leggenda. — R. Olivotto, La sagra di S. Vito.

21. Sett.: V. O., Il fantasma da Montagne, leggenda e credenza. — E. Fabris-Ballavitis, La coda della 'bilite'. — Giobi: L'origin del sarasin. [Nella copertina]. — M. Molinari-Pietra, La leggenda della bucca del mare.

- Hunziker**, Das rhaetoromanische Haus. (Zeitschrift f. Ethnologie XXII p. [320] f.)
- Soames**, Notes on the Sounds of the Romansch or Romanese of the Upper Engadine. (Phonetische Studien. Hsg. von W. Vietor. Marburg i. H. III, 2.)
- Schneller**, Tirolische Namensforschung. Orts- und Personennamen des Lagerthals in Südtirol. Mit einem Anhang und einer Kartenskizze. Innsbruck, Wagner. XIV, 373.

- [Rec.: Göttinger, Litteraturbl. f. germ. u. rom. Phil. 1890, 460 f. Stolz, Zs. d. V. f. Volksk. 1891, S. 222 f.]
- Nozze Lansal-Guarnieri. [Canzoni popolari dell' Engadina] Pica, Mariotti 1890.
- Giannini**, L'uomo selvaggio (L'om salvae). Tradizione del Canavese. Lucca, Giusti.
- Ostermann**, Due giuochi fanculleschi in Friuli. (Arch. trad. pop. 9, 567.)

7. Rumänen.

a) Ausseres Leben.

- Xenopol**, Epoca lui Mihai Vitezul (= Istoria Românilor din Dacia Traiana, Bd. III) (680 S. 2 Pläne). Jasi.
- Brosteann**, Zur Geschichte der Rumänen im Trajanischen Dacien. (Romän. Revue 6, 98—105.) [Zugleich Recension des vorhergehenden Werks.]
- Nunta la Români. Studiu istorico-etnograficu comparativu de S. Fl. Marianu . . . Editiune a academiei Române. Bucuresci, Tipografia Carol Göbl 856 S.
- Rossetti**, Les Brodnici [peuplade habitant la Moldavie avant la fondation de la principauté 1348' . . . (Revue hist. 44)] (Rivista nouă 1890).
- Saineanou**, État des pays roumains dans la première moitié du XVIII^e s. d'après un chroniqueur ture inédit. (Rivista nouă 1890) [nach Rev. hist. 44.]
- Ghibanescou**, Historie d'une propriété rurale à partir du XV^e siècle jusqu'à nos jours. (Archiva societăței stünțifice și literare din Jasi. 1890, 5) [nach Rev. hist. 44.]
- Onciul**, Zur Geschichte der Rumänen in Mar-

- arosch. [Ungarisches Comitatz] (Romänische Revue 6, 24—39, 91—97.)
- Hellènes**, Les Roumains. Etude ethnographique. (Revue de géogr. Septembre.)
- Olinescu**, Populatia Bucovinci. (Bul. Soc. Geogr. Româna. Bukarest, XI, 37—53.)
- Brosteann**, Aus fremden Autoren über die Rumänen. (Transilvania 1890.)
- Die Völkerschaften der Bucovina. 1. Heft: Die Lippowaner [religiöse Sekte]. Von Dem. Dan. Czernowitz, Pardini. 35 S. M. 1,40.
- Nieora**, Über die Istriano-Rumänen. (Transilvania . . . 1890.)

- Przyborski**, Das Bauernhaus in Rumänien. Nach Odobescu's 'Notices sur la Roumanie' (Romänische Revue 6, 7—8, 404—406.) [Auch im 'Ausland' veröffentlicht.]
- Hársu**, Rumänisches Bauernleben. II. Die Brautwerbung. [I. Die Kindtaufe. Rom. Revue 1888, S. 254] (ib. 6, 107—110).
- Heinzendorf**, Die schöne Gina. Ein Bild aus dem rumänischen Dorfleben. (Rom. Rev. 6, 323—332.)

b) Inneres Leben.

- Forese**, Una santa rumena. (Fanfulla, 30. Agosto 1890.)
- Sulut-Carpenisan**, Die siebenbürgisch-romänische Mundart im Vergleiche mit der Litteratursprache jenseits der Karpathen. (Transilvania 1890.)
- Etymologicum Magnum Romaniae. Dictionacul Limbei istorice si poporane a românilor . . . sub auspiciile academiei române de B. Petricecu - Hasden Tom. II. Fascioara III (Ariciu-Astemat. Bucuresci. 1890. 8^o. sp. 1657—2008.)

- Barseann**, Volkslieder und Erzählungen gesammelt. (Transilvania 1890.)

- Franken**, Rumänische Volkslieder in freien Übertragungen nach Jarnick und Barseann's 'Doine din Ardeal' (Romän. Revue 6): 1. Kukuk und Liechen. (S. 105.) 2. Röslein. (ib.) 3. Mein Liechen. (ib.) 4. Liebeschmerz. (ib.) 5. Liebeszauber. (ib.) 6. Ihr schönen Tannen. (S. 106.) 7. Ruhelos. (ib.) 8. Haidukenlied. (ib.)
- Fischer**, Deutsche Übersetzung rumänischer Volkslieder (aus V. Alexandris Sammlung: 'Poesii populare ale Românilor'.) (Romän. Rev. 6.): 1. Minorita. (S. 40.) 2. Der Fluch. (S. 42.) 3. Eiche und Korrelle (ib.). 4. Das verlorne Liechen (ib.). 5. Selusucht (S. 43). 6. Weg bergab und Weg bergauf (ib.). 7. Klage um die Jugendzeit (ib.). 8. Doina.

- (S. 44.) 9. Hymne der lat. Race (S. 46).
10. Legende vom Maiglöckchen (S. 447).
11. Sage von Dorna (S. 448). 12. Das Concert auf der Waldwiese (S. 448). 13. Die Heuernte (S. 653). 14. Die Ernte (S. 653).
15. Kirschen (S. 654).

Alessin, Volkslieder. (Convorbiri literare 24, H. 4,5.)

Troll, Neghinita, Romänisches Volksmärchen. Nach dem Romänischen des B. St. de la Vrancea 'Revista Nouă' II, 1. (Rom. Rev. 6, 259—270.)

IV. Neugriechen und Albanesen.

Philippson, Zur Ethnographie des Peloponnes. (Petermanns Mittheilungen 1890, 1—11, 33—41.)

—, Die Bevölkerung Griechenlands. Berichtigung. (Petermanns Mittheil. 1890, 56.)

Meyer, Bei den Albanesen Apuliens. (Neue freie Presse, 8. Mai 1890.)

—, Rusalja [Bezeichnung f. e. umordentliches Frauenzimmer bei den Albanesen]. (Am Urquell 1, 115 f.)

Rasponi, Saggio di versioni libere di poesie popolari rumene. Bologna, Zanichelli. 16°. 16 S.

Troll, Loser Vogel. Romänisches Volksmärchen nach Th. D. Sperantia erzählt. (Rom. Rev. 6, 110—117.)

Thiersot, Musique et Danses roumaines (Rev. des trad. pop. 5, 112).

Musicescu, 12 melodii nationale, Romänische Melodien. (Rom. Revue 6, 498.)

Meyer, Griechische Volkslieder in deutscher Nachbildung. Stuttgart. 16°. 103 S.

Mitkos, Albanesische Lieder (Zeitschr. f. Volkskunde 1890, H. 9—11).

Härsu, Macedonisch-romänische Volkslieder. (Romänische Revue 6, 167.)

Jarnik, Albanesische Märchen und Schwänke (Zeitschrift f. Volkskunde 1890, H. 9—11).

V. Lettoslaven.

1. Letten und Litauer.

Hein, Altpreußische Wirtschaftsgeschichte bis zur Ordenszeit. (Zeitschr. f. Ethnologie. XXII. 4.)

Wiedemann, Das litauische Praeteritum. 1Th. Zum litauischen Vokalismus. 58 S. Inaug. Diss. Dorpat.

Kaulin, Der (lettische) Dialekt von Selsau

(Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen XVI, 4).

Lenke, Zur lituanischen Volksmusik. (Ausland 7.)

Francesco Pirrone-Giancontieri, Il Re dei Vendi e degli Zingari russi, dei Lettoni, Litvani e Zamaiti (Arch. trad. pop. 9, 3).

3. Slaven. Allgemeines.

Léger, Russes et Slaves. Études politiques et littéraires. Paris, Hachette. XIV, 347 S. fr. 3,50.

Drapeyron, La formation de la nationalité russe, d'après 'Russes et Slaves' . . (Revue de géographie. Juin.)

Prochno, Wendische Funde aus der Altmark (Zeitschrift für Ethnologie XXII, p. 312 ff.)

Unterforcher, Beiträge und Berichtigungen zur slavischen Namensforschung aus Ost-Pusterthal (Progr. des Staatsgymn. zu Eger) 14 S.

v. Hellwald, Die Welt der Slaven. Berlin, Allgem. Verein f. deutsche Litt. 411 S.

Weigel, Der sogenannte lausitzer Typus. (Mittheilungen der niederl. Ges. f. Anthropologie und Urgeschichte. II. 6.)

Kolberg, Chelmskie. Obraz etnograficzny. Bd. 1. Krakau, 371 S.

Gander, Die wichtigsten Momente des Lebens im Brauch und Glauben des Volkes in der Niederlausitz. (Mittheil. der niederl. Ges. f. Anthr. u. Urgesch. H. 6.)

Weineck, Die Hügelgräber der Niederlausitz (ebenda).

Gander und Wineck, Festbräuche (ebenda).

Oesten, Die 'eivitas' der Slaven und Funde aus Fehldberg (Zeitschr. f. Ethnolog. XXII, 1, p. 23 ff.)

Weineck, Winzer und Siemann, Ortssagen. (Mittheilungen d. niederl. Ges. f. Anthropol. u. Urgesch. H. 6.)

Strekelj, Zum Volksglauben, dass die Erde auf einem Fisch ruhe. (Arch. f. slav. Phil. 12, 310.)

Novakovic, Zu den Gebräuchen um das Georgi-Fest (ebenda 12, 303, 306).

Weisker, Slavische Sprachreste, insbesondere

- Ortsnamen aus dem Havellande und den angrenzenden Gebieten. 1. Teil. (Programm des Realprogymnasiums zu Rathenow 1890.) 8°. 44 S.
- Uhlenbeck**, Die lexikalische Urverwandtschaft des Baltoslavischen und des Germanischen. Leiden, Blankenberg & Co. 8°. Fl. 1, 20.
- Kirste**, Mléko (Arch. f. slav. Phil. 12, 307 bis 309).
- Jagic**, Syncretische Formen von Städtenamen (ebenda 12, 315).
- Strekelj**, Beiträge zur slavischen Fremdwörterkunde I. (ebenda 12, 451—474.)
- Fortunatov**, Phonetische Bemerkungen, veranlasst durch Miklosich's Etymologisches Wörterbuch der slavischen Sprachen (ebenda 12, 95—103).
- Miklosich**, Die Darstellung des slawischen Volksepos (in den Denkschriften der Kais. Akademie der Wissenschaften. Philos. hist. Classe XXXVIII. Bd. Wien). F. nr. III. 4°. S. 50

3. Westslaven.

- Zeitschrift für Volkskunde**: Wisła, Mięsięcznik geograficzno-etnograficzny. Warszawa, M. Arct. 4 Bd. 1890. (Redakteur: Jan Karłowicz.)
- Hübler**, Hochzeitsbräuche im südlichen Böhmen. (Mittheilungen des Vereins für Gesch. d. Deutschen in Böhmen 28, 2.)
- Lippert**, Die tschechische Ursage und ihre Entstehung. Prag. 25 S.
- Brückner**, Böhmishe Studien. Abhandlungen und Texte. (Arch. f. slav. Phil. 12, 321 bis 451.)
- Karge**, Slavische Denkmäler aus älterer Zeit in Breslau [Urkunden in böhmischer Sprache, sprachgeschichtlich bedeutend]. (Arch. f. slav. Phil. 12, 120—140.)
- Vondrák**, Ueber die persönlichen Schimpfwörter im Böhmischen (ebenda 12, 47—78).
- , Berichtigungen zu „Ueber die persönl. Schimpfw. 1. B.“ (ebenda 319).
- Schaft**, Die Teufelsbraut, oder die verzauberte Rose Ein Volksmärchen vom Weichselursprung. (Deutsche Romanzeitung, Nr. 2).

4. Ostslaven.

- Anutschin**, Ueber die Aufgaben der russischen Ethnographie. (Russische Revue 30, 54 bis 66, 141—163.)
- Obst**, Zur Demographie des europäischen Russlands (Ausland 1890, 43).
- Somier**, Mordvá. Popolazione di Astrakan. 4°. (Arch. per l'Anthropol. e la Etnolog. 1889.)
- Ragosin**, Die Wolga von der Oka bis zur Kama. Mit Atlas. St. Petersburg, Ksr. Hofbuchhandl. H. Schmitzdorff [russisch]. Bd. I: 440 S., 1 Karte. Bd. II: 495 S. [enthält viel Ethnographisches].
- Kaindl und Maastyrski**, Die Rutenen in der Bukowina. 1. u. 2. Th. (Der Buchenwald. Beiträge zur Kunde der Bukowina. Nr. 3 und 4) Czernowitz, Pardini 1889 90. 88 und 98 S. à fl. 0,50.
- Kaindl**, Hansbau und Bauopfer bei den Rutenen. (Am Urquell 1, 85 f.)
- Bobrinskj**, Graf Alexei, Die Kurgane und die zufälligen archäologischen Funde in der Nähe der Ortschaft Smela. Tagebücher fünfjähriger Ausgrabungen. St. Petersburg 1887. 170 S. Text mit 2 Kart. und 24 Tafeln. [Ausführliche Inhaltsangabe: L. Stieda. (Archiv f. Anthropologie 19, 1890, 110 bis 114.)]
- Wladimirskij-Budanow**, Skizzen aus der Geschichte des lithauisch-russischen Rechts. 2. Umriss des Familienrechts im 16. Jahrhundert. 8°. 59 S. [russisch].
- Kowalesosky**, Études sur le droit coutumier russe. [Nouvelle Revue historique de droit français et étrangers. Mai-Juin.]
- Siehler**, Cérémonies (Mœurs) et coutumes de mariage en Russie (Rev. trad. pop. 5, 321, 421, 500, 614. 651).
- Karłowicz**, Die Liebestaufe bei den Polen. (Am Urquell 1.)
- Ssergejewitsch**, Russische juristische Alterthümer. Bd. I. Territorium und Bevölkerung. 517 S. [russisch].
- Ewarnizkij**, Die Freiheiten der Saporoger Kasaken. Historisch-ethnographische Skizze. Mit 3 Karten. 384 S. [russisch].
- v. Stenin**, Über den Geisterglauben in Russland (Globus 17—18).
- Murko**, Ethnographisches. [Aberglauben der Südrussen]. (Arch. f. slav. Phil. 12, 640.)
- Kaindl**, Volksglauben. [Aus der Bukowina]. (Am Urquell 1, 107 f.)
- Jarchy**, La médecine superstitieuse en Russie. (Rev. d. trad. pop. 5, 641.)
- Dragicevic**, Volksmedizin. (Darin: Kaindl: Aus der Bukowina: ruthenisch: Am Urquell 1, 205.)

Kozlovskij, Zwei syntaktische Eigentümlichkeiten der russischen Sprache. (Arch. slav. Phil. 12, 103—120.)

de Chroushoff, Les Chants héroïques du peuple Russe (Rev. d. trad. pop. 5, 163, 235, 538).

Tales and Legends from the Land of the Tzar: a Collection of Russian Stories Translated from the original Russian by Edith M. S. Hodgetts, 324 S.

Kaindl, Zwei ruthenische Mythen aus der Bukowina. (Am Urquell 1, 16 f.)

5. Südslaven.

Volkskunde enthält die Zeitschrift:

Bosanska vila. List za zabavu, pouku i književnost. Vlasnik i urednik: Nikola T. Kašiković. 4. Jahrgang. Sarajevo.

de Asboth, An official tour through Bosnia and Herzegovina, with an account of the history, antiquities, agrarian conditions, religion, ethnology, folk-lore and social life of the people. London, Sonnenschein. 510 S.

Karic, Zur Volkskunde im Königreich Serbien. (Ausland 89, 741—44, 776—79, 787—93.)

—, Serben in Ungarn (Romänische Revue 6, 494—496).

Gopcevic, Makedonien und Altserbien. Mit Karte und Illustr. Wien, Seidel. 503 S. M 20,00.

Hron, Das Volkstum der Slaven Makedoniens. Ein Beitrag zur Klärung der Orientfrage. Wien, im Selbstverlag. 26 S. 8°.

Gopcevic, Spiridion, Die Wahrheit über Makedonien. Antwort auf die Hronsche Schmäh-schrift . . . Wien, Verlag der „Welt“. 56 S. 8°.

Popowitsch-Lipowaz, Die Montenegriener und die montenegrinischen Frauen. 3. Aufl. 1890. 214 S. [russ.]

del Bello, La provincia dell' Istria. Studi economici. Capodistria, Cobol 1890. Darin Cap. I: Il margraviato d'Istria ed i suoi abitatori.

Tomasin, Die Volksstämme im Gebiete von Triest und in Istrien. Eine ethnographische Studie. Triest, Schimpff. 109 SS. M. 2,80.

Musoni, Usi e Costumi degli Sloveni Veneti. (Arch. stud. trad. pop. 9, 3.)

Wesnitsch, Die Blutrache bei den Südslaven (Zeitschr. f. vergl. Rechtswissensch. 9, 1).

Krauss, Sühnung der Blutrache im Herzögischen (Am Urquell 1, 194—196.)

—, Volksglaube und religiöser Brauch der Südslaven, vorwiegend nach eigenen Ermittlungen. Münster i. W., Aschendorff. 176 S. M. 3,00. (Darstellungen aus dem Gebiet der nichtchristlichen Religionsgeschichte.)

Krauss, Die Quälgeister bei den Südslaven. (Ausland 17—19.)

—, La fête de la Saint-Jean chez les Slaves du Sud. (Arch. trad. pop. 9, 328.)

—, Rusalije [Pfingstfest der Serben]. (Am Urquell 1, 145—149.)

Strekelj, Zur Kenntniss der slavischen Elemente im friaulischen Wortschatze (Arch. slav. Phil. 12, 474 f.)

Miklosich, Eine Sprachprobe des kroatischen Dialekts von Neuprecoce bei Nikolsburg. (Arch. slav. Phil. 12, 317.)

Novakovic, Ein Beitrag zur Kunde der macedonischen Dialekte. (Arch. slav. Phil. 12, 78—95.)

Pepeljhar. Novella popolare slovena (F. Musoni). (Arch. stud. trad. pop. 9, 549 f.)

Krauss, Mehmeds Brautfahrt. (Smailagic Meho). Ein Volksepos der südslavischen Mohammedaner. Deutsch von C. Gröber. Wien, Hölder. M. 2'40.

Sbornik za narodni umotvorenija, nauka i knjižnina. Band I. Sofia. 1890. 4°. 843 S. (hsg. vom Ministerium für Volksaufklärung.)

Krauss-Dragicovic, Guslarenlieder aus Bosnien und Herzogsland. (Am Urquell 1, 1 bis 6, 24—30, 40—46, 56—61, 78—82.)

Forster, Due fiabe popolari zaratine: 1. El re Porco. (Dalmata XXV, no. 44 und 46.)

—, Una fiaba popolare zaratina: El Becher. (Scintille IV, 28 giugno.)

Krauss, Die Russen vor Wien. Ein Guslarenlied der Serben in Bosnien und der Hercegowina (Zeitschr. f. vergl. Litteraturgesch. NF. III, 4—5).

Jagic, Der grüne Georg. (Arch. f. slav. Phil. 12, 306.)

Le afflizioni di Trojano. Canto dei Guslar della Bosnia (Fr. S. Krauss). (Arch. trad. pop. 9, 473.)

Villanis, Saggio di Canti popolari dalmati raccolti a Zara e in Arbe, pubblicati e annotati. Zara, Tip. editrice di S. Artale. 4°. 70 S. (Fstratto dall' Annuario Dalmatico.)

VI. Fennotartaren.

1. Allgemeines und verschiedene Völker.

- Ssmirnow**, Die Tscheremissen; hist.-ethnogr. Skizze. Kasan 1889 [russisch].
- v. Stenier**, Ein neuer Beitrag zur Ethnographie der Tscheremissen. (Globus 1890, Nr. 12, 13.)
- Hunziker**, Die Gebäude der Čeremissen, Mordwinen, Esten und Finnen von Dr. Axel O. Heikel (Helsingfors 1888, Druckerei der finnischen Literaturgesellschaft, XXX, 352 S.); Arch. f. Anthropol. 1890, 273—277.
- Ljungberg**, Språkgränsen i Sagen socken. (Geogr. Fören Tidskr. Helsingfors 1890 II. 101—106 mit Karte) [behandelt das Vordringen des Finnischen].
- Di Martino**, La festa di S. Giovanni nel Nyland in Finlandia. (Arch. p. l. stud. d. trad. pop. IX, 3.)
- Krohn**, Histoire du Traditionnisme en Finlande. Paris 1890. (Extrait de la Tradition IV.)
- Ramm**, Quelques remarques sur les Jeux en Finlande (Arch. trad. pop. IX. 184 f.).
- v. Schröder**, Die Hochzeitsgebräuche der Esten und einiger anderer finnisch-ugrischen Völkerschaften, in Vergleichung mit denen der indogermanischen Völker. Ein Beitrag zur Kenntnis der ältesten Beziehungen der finnisch-ugrischen und der indogermanischen Völkerfamilie (Verh. d. gelehrt. estnischen Gesellschaft zu Dorpat XIII, 1888, 149 bis 408). Berlin, Asher & Co. Referat: L. Stieda: Archiv f. Anthropologie 19, 1890, 114—118.
- Dingelstedt**, Russian Laplanders. (Scott. Geogr. Mag. 1890, 407—411.)
- v. Aurich**, Die Lappen und ihre Sagen. (Ausland 26, 27, 28.)
- Ssmirnow**, Die Wotjaken. Kasan 1890 [russ.].
- Muncácsi**, Sprachstudien im Wogulenlande. (Ung. Rev. 10, 70.)
- , Bericht über meine linguistische Studienreise im Lande der Wogulen (ebenda 10, 369—398, 588—611).
- v. Seidlitz**, Kirgisische Volksdichter und -sänger. (Ausland, Nr. 33.)
- Ferenczy**, Die Musik der Baschkiren und Kirgisen (Musikalisches Wochenblatt 40).
- Budenz**, Zur Kenntnis der jurak-samojedischen Sprache. (Ung. Revue 10, 805 f.)

2. Magyaren.

- Hunfalvy**, Graf Géza Kuun's Quellen der ungarischen Urgeschichte. (Ung. Revue 10, 870.)
- Csánki**, Dezső Magyarország történelmi földrajza. [Historische Geographie Ungarns in der Zeit der Hunyady]. (Budapest, Akademie 1890, 788 S.)
- Jókai**, A magyar nemzet története. [Gesch. d. ungarischen Volkes] III. Bd. Budapest, Franklin, 288 S.
- v. Pulszky**, Die Goldfunde von Szilágy-Somlys, Denkmäler der Völkerwanderung. Budapest, Kilian, 32 S., 16 Illustr., 1 Taf.
- Acsady**, Die Emigranten der Kuruzzenzeit (Ung. Revue 10, 113—124).
- Demko**, A felső-magyarországi városok életéből. [Aus dem Leben der ungarischen Städte im 15—17. Jahrhundert.] Budapest, Akademie, 290 S.
- Mikszáth**, Magyarország lovagvárai. [Ungarns Ritterburgen]. Budapest, Révai. 175 S.
- Molnár**, Husvétii tojások. [Oster-Eier. Kulturhistorische Studie.] Budapest, Lampel. 88 S.
- Katona**, Szivmátra [= Alpdrücken]. (Ung. Revue 10, 870.)
- Schmidt**, Die Kinga Sage. (Ung. Revue XI, (1891), 82 f.)
- Schwartz**, Beiträge zur Geschichte der Medizin in Ungarn III. Paracelsus über die ungarischen Ärzte. IV. Zur Geschichte des Apothekerwesens in Ungarn bis zum 18. Jh. (Ung. Revue 10, S. 19 f., S. 21 f.)
- , Zur Geschichte der Medicin in Ungarn. Budapest, Kilian 1890. 46 S.
- Hunfalvy**, Ein ungarisches Sprachdenkmal aus Mohács in Siebenbürgen. (Ung. Rev. 10, 262 f.)
- Almásy**, Magyar közmondások gyűjteménye. [Sammlung ungar. Sprichwörter.] Budapest, Franklin. 379 S.
- Beer**, Alte ungarische Musik. (Ung. Rev. 10, 563—570.)
- Thewrewk**, Die wissenschaftliche Behandlung der ungarischen Musik. (Ung. Rev. 10, 73.)

3. Türken.

Garnett, The women of Turkey and their folk-lore. With an ethnogr. map and introductory chapters on the ethnography of Turkey; and folk-conceptions of nature by John S. Stuart-Glenie (I). The christian women (LXXVIII, 382 S.). London, Nutt. 1890. 8°.

v. H. F., Vom Aberglauben der Türken. (Oesterr. Monatschr. f. d. Orient 1890, Nr. 7.)
Pozder, Osmanische Volksdichtungen. (Ung. Rev. 10, 355 ff.)
Kunos, Türkische Volkslieder. (Wiener Zeitschr. f. d. Kunde des Morgenlandes IV, 1.)

VII. Juden.

Über Aufsätze in jüdischen Zeitschriften vgl.:
Das Jüdische Litteraturblatt. (Beilage der Israelitischen Wochenschrift) Leipzig. Friese.

Schaible, Die Juden in England vom 8. Jahrh. bis zur Gegenwart. Karlsruhe, Braun M. 2,00.

Lanin, The Jews in Russia (The Fortnightly Review). (October 1890.)

Cordier, Les Juifs en Chine (L'Anthropologie I, 5).

Morrison, The Jews under roman rule (The Academy 1890, 7. jun.).

Manfrin, Gli ebrei sotto la dominazione romana. Vol. II. Roma, Bocca.

Winternitz, Das Kind bei den Juden. (Am Urquell 2.)

Warschauer, Die Entstehung einer jüdischen Gemeinde. (Zeitschr. f. Gesch. d. Juden in Deutschl. IV, 2. 3.)

Abrahams, Marriages are made in heaven (Jewish Quaterly Review, Jan.)

Valabrega, La Pasqua degli Ebrei. (Gazzetta del Popolo della domenica. Torino VIII. no. 14.)

Landau, Die Reliquien aus dem Tempel von Jerusalem in Sage und Geschichte. (Allgem. Zeitung des Judentums 54, 12.)

Mew, The Hebrew Hell (Nineteenth Century, August).

Keyserling, Refranes ó proverbios españoles de los Judios españoles. Budapest. 24 S.

VIII. Zigeuner.

Journal of the Gypsy Lore Society, Edinburgh. t. II. n. 1: Watts, A Child's Christmas. — Sampson, A Contribution to english gypsy. — Axon, Romany Songs englished. — Mac Ritchie, Callot's 'Bohemians'. — Ranking, The Nutts and their language. — Hindes-Groome, Persian an Syrian Gypsies. — Bataillard, The immigration of the gypsies into western Europe in the fifteenth century. — von Sowa, 'O Du tovarisha: a slovak gypsy tale.

no. 2: Kornel (v. Zielienski), Gypsy anecdotes from Hungary. — Abercromby, The first mention of Gipsies in Finland; Crimean Gypsies, from ut Koppén. — Sampson, English Gypsy songs and Rhymes. — Elysseff, Kounavinés matériels for the study of the Gypsies. — Mecius Davainis Silvestraitis, The Lithuanian Gypsies.

no. 3: de Goeje, The Heiden of the Netherlands. — von Sowa, Notes on the Gypsies of N. W. Bohemia. — Groome, The vampire, a roumanian gypsy story. — Elysseff, Kounavine's materials for the studies of the Gypsies. — Mac Ritchie, Scottish Gypsies under Stewarts.

no. 4: Bu Bacchar. Gypsy acrobats in an-

cient Africa. — Sampson, Tinkers and Their Falk. — von Wlislöcki, Love Forecasts and Love Charms among the tent Gypsies of Transylvania. — von Sowa, Notes on the Gypsies of Touth-Eastern Moravia; Mac Ritchie, Scottish Gypsies and the Stewarts (Continued). — Kornel de Zielienski, Notes of the Gypsies of Polano and Lithuania.

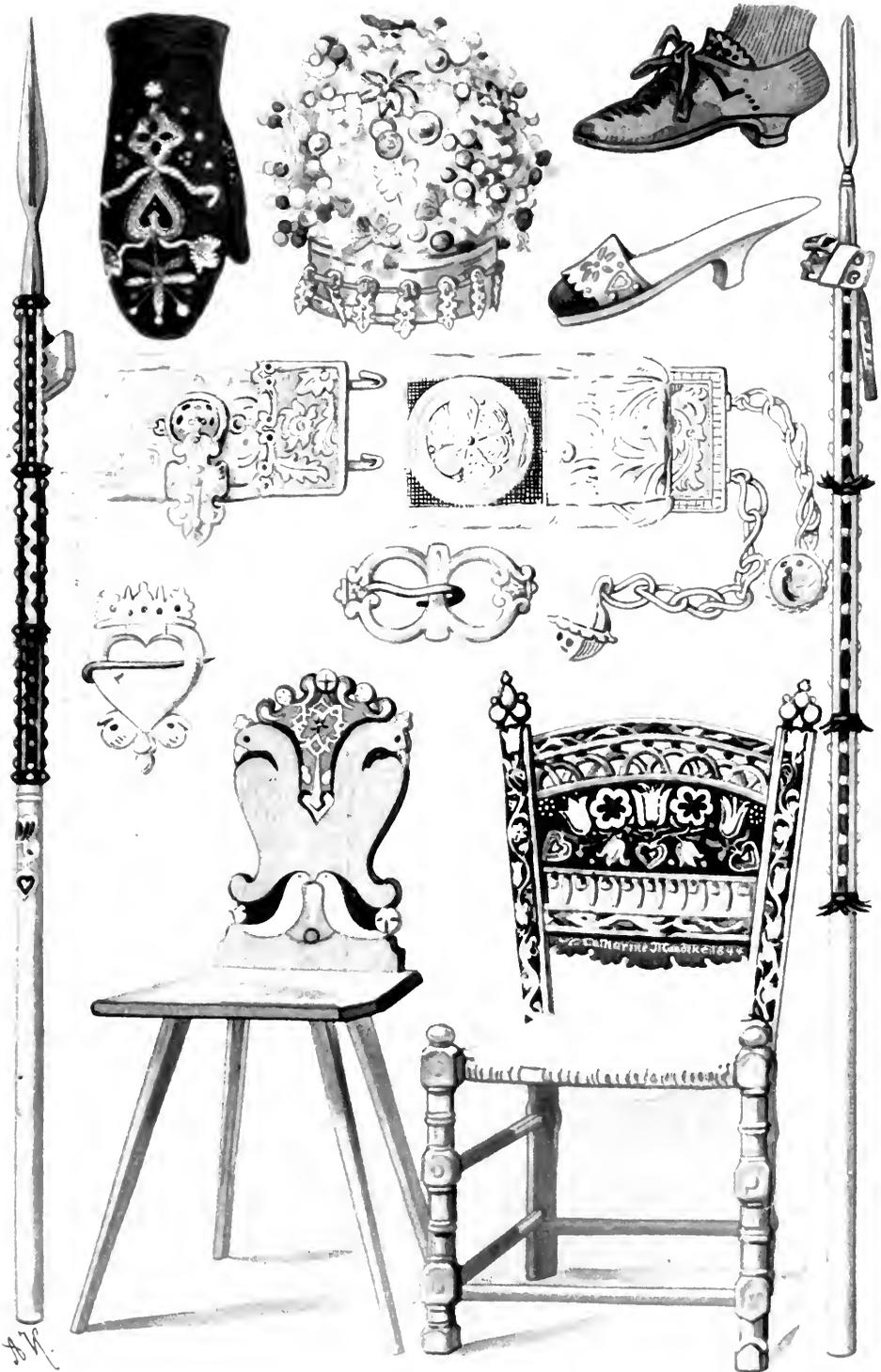
v. Wlislöcki, Vom wandernden Zigeunervolke. Bilder aus dem Leben der Siebenbürger Zigeuner. Geschichtliches, Ethnologisches, Sprache und Poesie. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei Aktien-Gesellschaft 1890, VII, 390 S. gr. 8°. M. 10,00. [Rec.: Deutsche Litteratur-Zeitung. Sp. 1419 bis 1421. (E. Grosse.) Götting. gel. Anz. 1890, Nr. 25. (Pischel.)]

Cora-Turin, Die Zigeuner. (Ausland Nr. 31 bis 36.)

Josef, Erzherzog, Über die Zigeuner. (Ung. Revue 10, 77.)

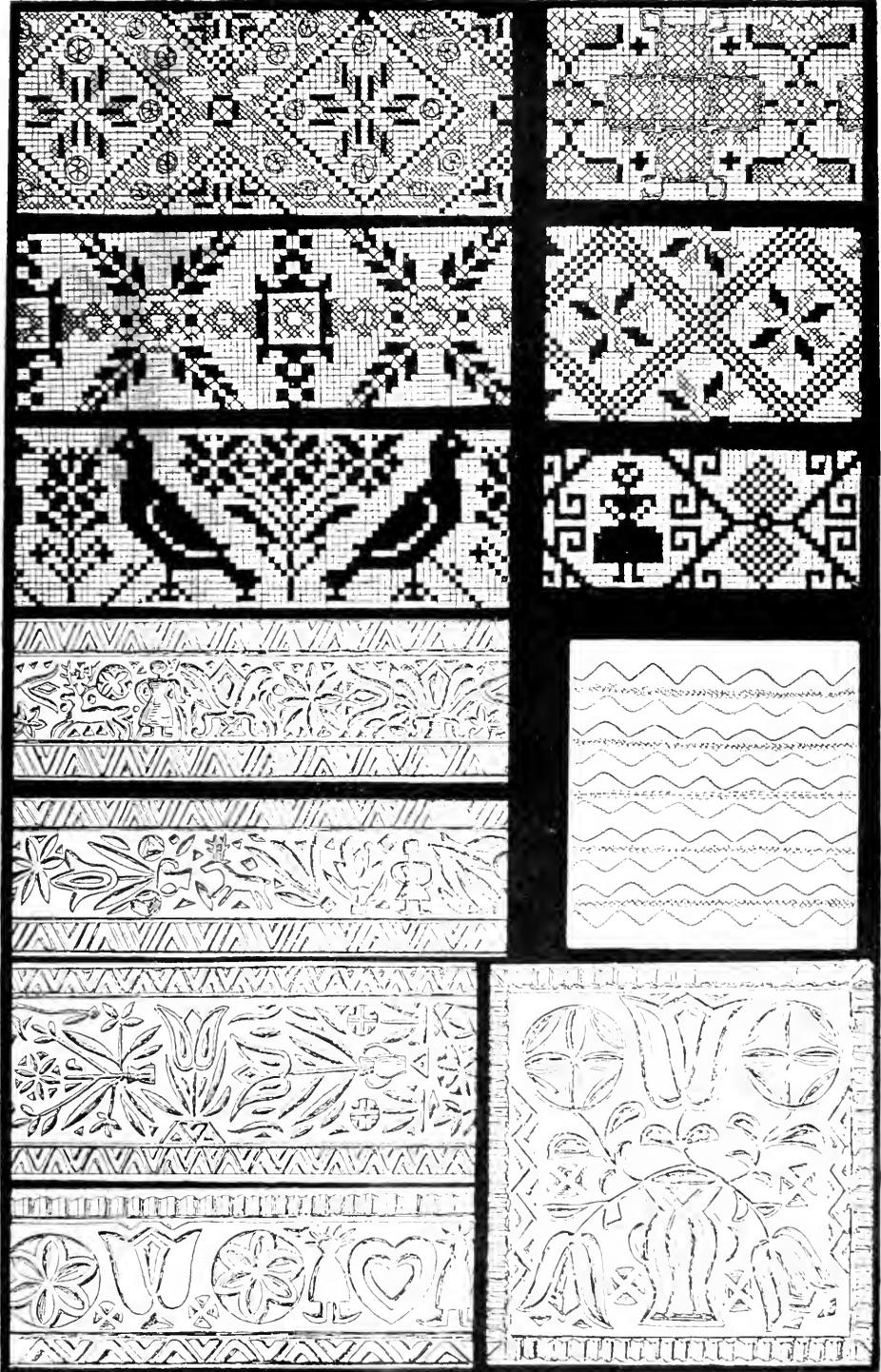
v. Wlislöcki, Kinderspiele der siebenbürgischen und südungarischen Zeltzigeuner. (Zeitschr. f. Volkskunde. H. 9—11.)

Hermann, Lied einer siebenbürgischen Zeltzigeunerin. (Am Urquell 1, 50.)



Jamund bei Cöslin







Mythologie und Religion.

Von Ludwig Tobler.

In der Einleitung, die der Herausgeber dem ersten Hefte dieser Zeitschrift vorangestellt hat, ist unter den Gebieten, welche die Volkskunde zu bearbeiten habe, an dritter Stelle die Religion genannt. Aber dieser Name wird dann sofort mit „Mythologie“ als „der natürlichen Religion der Völker“ vertauscht; im Schlusssatz ist trotzdem von „christlicher Mythologie“ die Rede und zuletzt werden „die religiöse Volksüberlieferung“ und die Mythologie so neben einander gestellt, dass sie doch wieder als verschieden erscheinen müssen.

Es war nun gewiss weder nötig noch möglich, in einem solchen Programm scharfe Begriffsbestimmungen aufzustellen, und die Absicht des Verfassers wird schwerlich missverstanden werden; aber seine Ausdrucksweise deutet darauf, dass im Sprachgebrauch die Namen Mythologie und Religion vielfach in einer Art vertauscht werden, die den Zwecken der Wissenschaft nicht förderlich sein und zu wirklichen Missdeutungen führen kann.

Indem ich versuche diesen Schwankungen entgegen zu treten, erinnere ich daran, dass die „Zeitschrift für Völkerpsychologie“, an deren Stelle nun die vorliegende getreten ist, in ihrem III. Bande einen Aufsatz von Delbrück „Über das Verhältnis zwischen Religion und Mythologie“ enthält, der eben auch darauf ausgeht, den Unterschied der beiden Begriffe festzustellen: von demselben ebendasselbst eine längere Abhandlung „Über die Entstehung der Mythologie bei den Indogermanen“ und eine kürzere von mir „Das Wort in der Geschichte der Religion“, wo derselbe Gegenstand von einem andern Gesichtspunkt aus berührt wird. Im zweiten Jahrgang der „Theologischen Zeitschrift aus der Schweiz“ (S. 233—264) habe ich über „Das germanische Heidentum und das Christentum“ geschrieben. Als eine Fortsetzung und Abschliessung früher ausgesprochener Gedanken möchte ich die folgenden angesehen wissen.

Zunächst muss ich die bereits bemerkte Thatsache der Schwankungen des wissenschaftlichen Sprachgebrauches betreffend die beiden Namen mit einigen Beispielen beleuchten, die nicht bloss auf dem Gebiete der deutschen Philologie liegen. Aber das nächstliegende ist allerdings, dass J. Grimm

sein Werk „Deutsche Mythologie“ genannt hat, obwohl es auch Gegenstände behandelt, die offenbar zur Religion, im engeren Sinn dieses Wortes, gehören, während W. Müller sein gleichzeitiges Buch „Geschichte und System der altdeutschen Religion“ nannte, obwohl es wesentlich denselben Stoff wie das Grimmsche behandelt. Preller behandelt in seiner „Griechischen „Mythologie“ allerdings fast lauter Gegenstände, die dem ursprünglichen, engeren Sinne dieses Wortes entsprechen (Vorstellungen und Sagen von Göttern und Helden, mit Inbegriff der Kulte, in denen jene sich spiegeln); um so auffallender ist, dass er auch (vielleicht nur durch die Parallele veranlasst) eine „Römische Mythologie“ geschrieben hat, da doch nach allgemeiner, und auch nach seiner eigenen Ansicht der römische Geist viel weniger zu Mythologie als zu eigentlicher Religion (und zu entsprechenden Kultusformen) neigte. Hartung hat darum eine „Religion der Römer“ geschrieben und später „Religion und Mythologie der Griechen“. Für die religiösen Vorstellungen der Griechen hat Nägelsbach den nicht ganz passenden Namen „Theologie“ gebraucht; dass er damit etwas von Mythologie Verschiedenes bezeichnen wollte, erhellt daraus, dass er nach seiner „homerischen Theologie“ noch eine „nachhomerische Theologie des griechischen Volksglaubens“ schrieb, d. h. eine Darstellung dieses Glaubens aus der Zeit, wo die eigentliche Mythenbildung aufgehört hatte und nur noch der Poesie und bildenden Kunst diente. Dass die Griechen jemals an ihrer reichen Mythologie ihr religiöses Bedürfnis befriedigt hätten, konnte niemand im Ernste glauben; der Kultus wurde immer in den „religiösen Altertümern“ noch besonders behandelt.

Den semitischen Völkern hatte man bis vor kurzer Zeit, wenn man ihnen auch nicht (mit Renan) eine ursprüngliche Neigung zu Monotheismus zuschreiben wollte, doch den Trieb zu Mythenbildung absprechen zu müssen geglaubt; seither sind reiche Überreste einer babylonischen Mythologie zu Tage getreten, und auch im Alten Testament hatte man schon früher einzelne verblasste oder umgebildete Mythen aus älterer heidnischer Zeit anerkennen müssen. Den Ägyptern wird insgemein nur Religion und über derselben vielleicht noch eine Theosophie der Priester zugeschrieben. Bei den Urvölkern von Amerika und Australien scheint mythologischer Trieb sehr regsam gewesen zu sein und die Religion überwuchert zu haben.

Eine Übersicht der Kulturvölker zeigt, dass von jeher Mythologie und Religion, bei einigen ziemlich gleichmässig, bei andern mit Vorwiegen des einen Gebietes, vorhanden waren, also jedenfalls unterschieden werden müssen. Ob Religion ohne alle Mythologie, und umgekehrt, denkbar und jemals vorgekommen sei, soll hier nicht entschieden werden, da zunächst noch nicht von den Sachen, sondern nur von den Namen die Rede war. Betreffend diese letzteren hat man sich in weiteren Kreisen einigermaßen

an den Sprachgebrauch gewöhnt (der schwerlich zu rechtfertigen ist), dass Mythologie die Religion heidnischer Völker genannt werden dürfe. Auch Mogk (im Grundriss der german. Phil. I, 982) spricht nur von Mythologie. Dass unter diesem Namen der Kultus der betreffenden Völker inbegriffen werden könne, ist eine weitere Abschweifung vom ursprünglichen Begriff, und höchstens dann zu rechtfertigen, wenn der Kultus durchgehend oder vorzugsweise als Darstellung von Mythen aufgefasst werden dürfte. Dass er sogar umgekehrt die Quelle derselben gewesen sei (nach Gruppe), erscheint mir als fast undenkbar, und dass volkstümliche und hierarchische Mythen zusammen die Religion ausmachen, ist abermals ein neuer Sprachgebrauch, der schwerlich durchdringen wird.

Gegenüber allen bisher angeführten Verschiedenheiten des Sprachgebrauches wird zunächst zu fragen sein, ob der eine von beiden Begriffen dem andern übergeordnet werden könne, so dass der letztere als Teil des ersteren aufzufassen wäre. Dass nun Religion ein Teil der Mythologie sei, hat wohl niemand ausgesprochen; eher könnte es statthaft sein, Mythologie als einen Teil der Religion aufzufassen; auf keinen Fall aber wird man das Verhältnis nach dem konkreten Unterschied von Heidentum und Christentum richten dürfen, so dass Mythologie als gleichbedeutend mit heidnischer Religion wäre; denn es wird ja auch von christlicher Mythologie gesprochen. Wenn es überhaupt auch heidnische Religion, im Unterschied von Mythologie oder dieser gleichgesetzt, giebt oder gegeben hat, so muss das Wesen der Religion auch im Heidentum, in irgend einem Maasse wenigstens, zur Erscheinung kommen. Um dieses Wesen also wird es sich handeln.

Mythus entsteht nach Delbrück wesentlich durch Auffassung von Naturerscheinungen als Handlungen eines menschenähnlichen Wesens, und diese Begriffsbestimmung gilt wohl ziemlich allgemein, nur kann man sogleich noch hinzufügen, dass über der Menschenähnlichkeit jener Wesen der ursprüngliche Naturgegenstand ziemlich bald, später ganz, vergessen worden ist und dass jene Handlungen, welche ursprünglich meistens als wiederholte gedacht werden mussten, später als einmalige erschienen. Durch diese Ablösung des Bildes von seiner Grundlage gewannen die mythologischen Wesen den Schein, als ob sie eine für sich bestehende Welt ausmachten, die der wirklichen Natur- und Menschenwelt gegenüberstünden und den Menschen zunächst nur als Gegenstände seiner Phantasie, zum Teil wohl auch einiger Sympathie, interessierten. Von Religion hatten diese Vorstellungen nichts an sich und konnten um so eher Gegenstände der Poesie und bildenden Kunst werden.

Aber unter den Naturerscheinungen gab es solche, die in empfindlicher Weise das Dasein und Leben des Menschen selbst beeinflussten, ihm bald Freude, bald Furcht einflössten, so dass die betreffenden Vorstellungen, sich mit lebhaften Gefühlen, und zwar der Abhängigkeit des Menschen

von den mythischen Wesen als übermächtigen, verbanden. In diesen Gefühlen (die sich zu Andacht, Verehrung, Frömmigkeit erheben konnten) erkennt Delbrück mit Recht (übrigens auch hier gemäss allgemeiner Ansicht) den Ursprung der Religion; nur hätte er noch die an dieselben sich anschliessenden Willenserregungen hinzufügen sollen, welche darauf ausgehen sich jene Wesen geneigt zu machen, was durch Kultushandlungen versucht wurde.

Nachdem die mythischen Wesen die bestimmtere Gestalt und Benennung von Gottheiten angenommen hatten und diese nicht mehr bloss als Naturmächte, sondern auch als Urheber sittlicher Ordnungen innerhalb der Menschenwelt gedacht wurden, blieb ihnen menschenähnliche Gestalt nur um so wesentlicher und wurde nur immer reiner gedacht. Das ist der Anthropomorphismus, den auch die höchsten (monotheistischen) Religionen, so lange sie das Göttliche als Person festhalten, nicht entbehren und überwinden können und der darum auch eine Fortsetzung von Mythologie mit sich führen kann, nur dass auch diese den Interessen des höheren Bildungszustandes dienstbar gemacht und dadurch geläutert, veredelt und verfeinert wird. Die mit den religiösen Gefühlen verbundenen Vorstellungen, die nicht durchaus mythisch sein müssen, machen das theoretische Element aus, ohne welches Religion überhaupt nicht bestehen kann, obwohl ihr Schwerpunkt auf der praktischen Seite liegt, in der Befriedigung des Gemütes und Willens, so weit diese im Kultus stattfinden kann; denn das Gebiet des sittlichen Handelns müssen wir zunächst von der Religion getrennt halten, obschon auch dieses eine Verbindung mit ihr eingehen kann.

Die grosse Frage, um die sich alle Religionsgeschichte dreht, ist nun, ob die religiösen Gefühle mit den (mehr oder weniger mythischen) Vorstellungen in einem geraden Verhältnis und Kausalzusammenhang von der Art stehen, dass die Innigkeit, Reinheit, Wärme und Kraft der ersteren von entsprechenden Eigenschaften der letzteren (die wohl nur in Klarheit der Erkenntniss des Weltganzen und der menschlichen Natur bestehen kann) abhängig seien. Diese Frage lässt sich sogar für die Zeit, welche im hellen Lichte geschichtlicher Zeugnisse steht, nur schwer beantworten, noch schwerer für die ältere Zeit, aus der die Anfänge der Mythologie stammen. Die Gemütszustände der griechischen und römischen Heiden sind durch litterarische Zeugnisse ziemlich aufgehellte; aber was die alten Germanen aus ihren religiösen Vorstellungen an geistiger Nahrung und gemüthlicher Befriedigung in Leben und Tod geschöpft haben, ist uns wenig bekannt und kann höchstens mittelbar erschlossen werden. Aus den Götterliedern der Edda ist natürlich nichts zu entnehmen, vollends für die Deutschen der ersten Jahrhunderte; eher etwas aus den Heldenliedern und einigen Skaldengesängen; am ehesten haben wir uns an diejenigen litterarischen Sagen des Nordens zu halten, welche unzweifelhaft

auf heidnische Zeit zurückgehen, und besonders werden wir aus Kultushandlungen, von denen sie gelegentlich berichten, auf die religiösen Gemütszustände der betreffenden Personen oder Kreise des Volkes zu schliessen haben. Aus der Zeit des Überganges zum Christentum besitzen wir einige merkwürdige Zeugnisse, die sich leicht mit heutigen Übergangszuständen zwischen altem Kirchenglauben und modernem Freidenkertum in Parallele setzen lassen! — Vielleicht ist einerseits die mangelhafte Beschaffenheit unserer Quellen für die Kenntnis der inneren Religion des Heidentums und andererseits die reiche Entwicklung der mythologischen Vorstellungen bei einigen heidnischen Völkern ein Grund, warum man vorzugsweise von *Mythologie* derselben spricht und darin die Religion inbegriffen sein lässt. Ein Unterschied zwischen niederen und höheren Mythen kann aufgestellt werden und ist auch oben schon angenommen worden, nur ohne jene ausdrückliche Benennung. Mogk versteht unter den „niederen“ Mythen die in Eindrücken der Aussenwelt wurzelnden, unter „höheren“ die aus dem Triebe zum Schaffen von Idealen entstandenen. Mannhardt hatte dabei an den Unterschied der Stände (Bauern und Herren) gedacht, der dem der Vorstellungen zu Grunde liegen oder ihn begleiten konnte. Die neuere, zuerst von Mannhardt, dann besonders von Lippert und nun auch von Mogk vertretene Ansicht, dass Mythologie und Religion aus der Vorstellung und Verehrung von abgeschiedenen Menschenseelen entsprungen sei, die erst später zum Teil zu göttlichen Wesen erhoben wurden, daneben aber auch in Tiergestalt auftreten konnten, ist in den obigen Erörterungen ebenfalls schon berücksichtigt; von prinzipieller Bedeutung für den Unterschied von Mythologie und Religion ist sie nicht.

Wenn nach allem Bisherigen Mythologie einerseits ein selbständiges Gebiet (die ursprüngliche Auffassung der Naturwelt), andererseits ein Teil der Religion, und zwar des theoretischen Elementes derselben war, so fragt es sich nun: welches sind die teils verschiedenen, teils gemeinsamen Gegenstände beider Gebiete; besonders in der späteren Zeit, wo beide sich vollständig ausgebildet hatten? Um diese Frage ganz konkret zu behandeln, beschränken wir uns auf die germanische Welt und halten uns dabei an die in Grimms Mythologie aufgestellten Kapitel. Indem wir das Besondere und das Gemeinsame auszuschneiden suchen, bleiben wir uns bewusst, dass einzelne Gegenstände, die zunächst der Mythologie allein zugewiesen werden, nachher auch mit Religion verbunden vorkommen können. Auch verzichten wir bei der folgenden Aufzählung innerhalb beider Gebiete auf genetische Anordnung der Gegenstände, teils weil sie nicht mit Sicherheit durchzuführen wäre, teils weil sie für die Hauptfrage unwesentlich ist.

I. Gegenstände der Mythologie (allein oder vorzugsweise) d. h. Vorstellungen, welche ohne religiöse Gefühle entstehen und bestehen konnten.

- a) Mythen von Göttern; Vorstellungen von den Götterverhältnissen, d. h. vom Leben und Verkehr der Götter unter einander. Sagen von halbgöttlichen Helden.
- b) Vorstellungen von Dämonen, Geistern der Elemente; von Tieren, Pflanzen und Steinen mit wunderkräftigen Eigenschaften.
- c) Vorstellungen von der Seele lebender Menschen und Abgeschiedener, im Verhältnis zum Leibe; von Krankheit, Leben und Tod.
- d) Vorstellungen von Schöpfung oder Ursprung der Welt; von Himmel und Gestirnen, von Wolken, Wind und Wetter.
- e) Vorstellungen von Tages- und Jahreszeiten; von der Zeitdauer, resp. von Untergang und Neuschöpfung der Welt.
- f) Vorstellungen von zeitweiser Entrückung von Göttern und Menschen aus ihrem gewöhnlichen Dasein.
- g) Vorstellungen von allgemeiner Sympathie, von symbolischer Beziehung und Wechselwirkung der Wesen auf einander.
- h) Glaube an Wirkungen von Zauberkraften neben den natürlichen und göttlichen.

2. Gegenstände, welche beiden Gebieten angehören können, also mythologische Vorstellungen, welche mit religiösen Gefühlen verbunden sein können. Neue Gegenstände können hier fast nicht vorkommen, sondern nur eine Auswahl der unter 1. aufgezählten, die daher durch Verweisung auf die dort mit Buchstaben angesetzten Unterabteilungen angegeben werden könnten, wenn nicht dort mehreres zusammengefasst wäre, was nur zum Teil hierher gehört.

Von 1a: Einzelne besonders mächtige Götter, von denen der Mensch sein Leben am meisten abhängig fühlte, also z. B. Geber der Nahrung, des Sieges. Auch halbgöttliche Helden, die als Vermittler zwischen jenen Göttern und den Menschen gedacht und verehrt werden, z. B. als Stammväter, Ahnherrn des Volkes.

Von 1b und d: Geister der Elemente, soweit diese, als von den Göttern verschieden und selbständig gedacht, aber aus denselben Gründen wie diese, Gegenstände besonderer Verehrung sind; z. B. Dämonen des Wetters, der Fruchtbarkeit; hieher gehören dann auch die Lichter des Himmels, Sonne und Mond. Einzelne Tiere und Pflanzen, die Göttern oder Geistern als Offenbarungen oder Simbilder ihres Wesens nahe stehend, an der Verehrung derselben teilnehmen.

Von 1c und e: Abgeschiedene, göttlich oder geisterhaft erhöhte Menschenseelen, denen Rückwirkung auf das Leben zugeschrieben und darum besondere Verehrung gezollt wird.

Vorstellungen von Leben und Tod, Schicksal und Heil der Menschen, im Zusammenhang mit der Weltordnung.

Von h: Glaube an Zaubervirkungen, soweit solche zur Ergänzung des menschlichen Heils neben den andern Kräften noch nötig scheinen.

3. Das Wesen der Religion, im Unterschied von Mythologie, ist oben schon angegeben. Es besteht a) innerlich: im Glauben an höhere Mächte, Ergebung in deren Willen, Gebet zu ihnen um Hilfe und Gnade, b) äusserlich: in Verehrung derselben an geheiligten Stätten (Tempelbezirken) durch Opfer und Feste, Befragung von Orakeln. — Ob die Kultushandlungen durch Personen priesterlichen Standes verrichtet und ob die Götter in Gestalt von Bildern verehrt werden, ist unwesentlich.

4. Anhangsweise besprechen wir noch die Frage, ob von einer christlichen Mythologie die Rede sein könne. Diese Frage kann nicht etwa darum zum voraus abgewiesen werden, weil Mythologie ihrem Begriffe nach an Polytheismus gebunden wäre; sie ist jedenfalls mit dem in der christlichen Dreieinigkeit enthaltenen Tritheismus vereinbar, aber sogar mit einem strengern Monotheismus, solange er an Persönlichkeit Gottes festhält. Der fragliche Ausdruck ist auch schon öfter gebraucht worden; aber er kann verschiedene Bedeutung haben. Gewöhnlich versteht man darunter den christlichen Volksglauben des Mittelalters, im Unterschied von den Glaubenssätzen der katholischen Kirche, die dem Volke nicht alle bekannt und vertraut sind, während es seinerseits manches hinzugethan hat, was von der Kirche nicht anerkannt, höchstens geduldet wird. Jener Volksglaube nun kann wieder ein doppelter sein, aus zwei Quellen geflossen: a) aus im Allgemeinen christlichem Geist, aber neugebildet und angewandt α) auf Naturgegenstände, β) auf Gegenstände des Kirchenglaubens. Zu α) gehören die zahlreichen, zum Teil sehr schönen und sinnigen Mythen von Tieren und Pflanzen, ihrer Entstehung, Verwandlung und sinnbildlichen Bedeutung; zu β) die Legenden von biblischen Personen und von Heiligen der spätern Kirchengeschichte. Der Glaube des christlichen Volkes kann b) aus Überresten des Heidentums (germanischen oder griechisch-römischen) geflossen oder geradezu ein Nach- und Fortleben des letzteren sein, aber meist mit Umbildung oder Unterseibung der heidnischen Vorstellungen, z. B. Übertragung des Gesamtbildes oder einzelner Züge von alten Göttern, Helden, Profetinnen auf christliche Heilige. Dieses gemischte Gebiet ist als solches im Ganzen längst anerkannt, aber im Einzelnen nach Bestandteilen und Schichten schwer zu unterscheiden. Fraglich bleibt auch, ob der mit a) bezeichnete christliche Volksglaube ganz spontan erwachsen sei, aus angeborenem Trieb zu freier Phantasiebildung, oder ob jene Neubildungen durch die Überreste des Heidentums angeregt und durch Analogie mit denselben geleitet waren. Doch kann diese Frage hier unentschieden bleiben.

Die Berechtigung, auf dieses ganze Gebiet christlichen Volksglaubens den Ausdruck Mythologie anzuwenden, kann umsoweniger bezweifelt werden, weil es sich um wirklich volkstümliche, naturwüchsige Vorstellungen oder unbewusste Umgestaltung und Übertragung derselben handelt und

weil auch im übrigen dabei psychologisch dieselben Elemente und Prozesse vorkommen wie in der heidnischen Mythologie.

Da aber zur heidnischen Mythologie oft auch Vorstellungen gerechnet werden, die nicht rein aus dem Volk entsprossen waren, sondern zum Teil aus bewussten, absichtlichen Denkversuchen von Priestern, Dichtern und Theosophen; so fragt es sich, ob nicht demgemäss „christliche Mythologie“ auch christliche Lehren genannt werden dürfen, die, zum Teil schon im neuen Testament angelegt, von den ältesten Theologen (Kirchenvätern) mit Benutzung alt- und neuplatonischer Philosopheme ausgebildet und festgestellt wurden. Darunter wären zu verstehen: die Lehre von der Dreieinigkeit Gottes (entsprechend heidnischen Götterdreieiten), von der ganzen sogenannten Heilsordnung, d. h. den Ratschlüssen und Veranstaltungen der Gottheit zur Erlösung der Menschheit, besonders durch die Menschwerdung des Sohnes Gottes (entsprechend den heidnischen Göttersöhnen, halbgöttlichen Helden), seinen Opfertod und die dadurch bedingte Versöhnung der Menschen mit Gott, endlich seine Wiederkunft zum Weltgericht.

Dass diese ganze, ebenso tief sinnig angelegte wie scharfsinnig ausgeführte Lehre, welche die Erlösung der Menschheit wesentlich in Form eines Rechtsprozesses darstellt, also in anthropomorphischer Gestalt, den Charakter eines Mythos, wenn auch eines überaus veredelten und verfeinerten, an sich trage, kann man zugeben ohne der Würde des Christentums zu nahe zu treten; das Christentum hätte durch diesen letzten, grössten, allumfassenden Mythos erst recht die heidnische Mythologie überwunden!

Ein grosser Unterschied zwischen dieser christlichen und der heidnischen Mythologie, zugleich ein Grund gegen Anwendung des Wortes Mythologie auf das Christentum, kann geltend gemacht werden, nämlich dass die christliche Theologie von einer einmaligen Thatsache menschlicher Geschichte ausgehe, während die heidnische Mythologie umgekehrt von wiederholten Naturerscheinungen ausging, die erst später als einmalige Thaten von Göttern oder Helden aufgefasst wurden. Dieser Unterschied soll keineswegs geleugnet oder auch nur geschmälert, aber es darf ebensowenig übersehen werden, nicht nur dass eine freiere Auffassung des Christentums auch die Thatsache der Erlösung als eine fortwährend zu erneuernde auffasst (wie die Erhaltung der Welt als eine fortwährende Schöpfung), sondern dass gerade die katholische Lehre vom Opfer Christi dasselbe behauptet und daraus den Mittelpunkt ihres täglichen Kultus gemacht hat. Dadurch wird nicht nur jener Unterschied zwischen Heidentum und Christentum aufgehoben oder wenigstens ausgeglichen, sondern in letzter Instanz auch der zwischen Mythologie und Religion, soweit eine Vereinigung beider überhaupt möglich ist.

Dass auch in der christlichen Mythologie, und zwar in ihren beiden Gestalten (a und b oben) rein mythologische, d. h. religiös mehr oder

weniger indifferente, und mit religiösen Gefühlen und Bedürfnissen verbundene zu unterscheiden seien, folgt aus unserer ganzen Betrachtung, soll aber hier nicht weiter ausgeführt werden; so wenig als wir die noch immer schwebende Frage entscheiden wollen, ob in der christlichen Eschatologie, wie sie z. B. in dem altdutschen Gedichte Muspilli vorliegt, neben unzweifelhaft altchristlichen Quellen nicht auch Überreste heidnischer Vorstellungen mitspielen. Denn zur Entscheidung dieser Frage müsste die Vorfrage erledigt sein, ob die eddische Vorstellung von der sogenannten „Götterdämmerung“ nicht selbst erst aus christlichen Einflüssen zu erklären sei!

Zürich.

Der Umfang des friesischen Sprachgebietes im Grossherzogtum Oldenburg

nach Massgabe statistischer Ermittlungen.

Von Regierungsrat Dr. **Paul Kollmann**,
Vorstand des Grossherzoglich Oldenburgischen statistischen Bureaus.

I.

Das an der unteren Weser wie an der Nordsee belegene Herzogtum Oldenburg, der ausgedehnteste Bestandteil und ebenfalls das ursprüngliche Besitztum des gleichnamigen Grossherzogtums, umschliesst noch zwei kleine Gebietsabschnitte, in welchen sich friesische Mundarten: das Wangerogische und das Sagtersche, jenes auf der Insel Wangeroge und in der Kolonie Neuwangeroge, dieses im Sagterlande erhalten haben. Beide Mundarten haben wiederholt und zunaeh in den letzten Jahren die Aufmerksamkeit von Sprachforschern in Anspruch genommen, welche an Ort und Stelle ihre Untersuchungen angestellt haben. Dieses neuerlich bekundete Interesse an dem, was sich bis in die Gegenwart hinein an friesischem Sprachgebrauch bei der oldenburgischen Bevölkerung erhalten hat, ist — namentlich auf den Betrieb des Herrn Privatdocenten Dr. Siebs in Greifswald — die Veranlassung gewesen, dass bei der jüngsten, bekanntlich am 1. Dez. 1890 wie im ganzen Reiche so auch im Grossherzogtum Oldenburg abgehaltenen Volkszählung der Umfang, in welchem noch das Wangerogische und das Sagtersche die vorherrschende Sprache in den Familien bildet, in den beteiligten Gebieten ermittelt wurde.

Diese Ermittlung geschah folgendermassen. Als Erhebungsmittel dienten der Zählung überhaupt: für die einzelnen Personen die „Zählkarte“, für die Haushaltungen und deren Bestandteile die sogenannte „Namensliste der Haushaltung“. Erstere, für je ein anwesendes oder vorübergehend abwesendes Haushaltungsmitglied bestimmt, verlangte — ausser Gemeinde, Ort, Strasse, Hausnummer, der sonstigen Numerierung und des Vor- wie

Familiennamens des Gezählten — Auskunft über: die verwandtschaftliche Beziehung oder sonstige Stellung zum Haushaltungsvorstand, das Geschlecht, das Alter, die Geburtsgemeinde, das Religionsbekenntnis, die Staatsangehörigkeit, den Familienstand, den Berufszweig mit Einschluss des Arbeits- und Dienstverhältnisses und der etwaigen mit Erwerb verbundenen Nebenbeschäftigung, ferner über vorhandene Geistesstörung, Blindheit und Taubstummheit, sowie über die Ansässigkeit innerhalb des Grossherzogtums mit Grundeigentum. Dagegen war in die je für eine Haushaltung geltende „Namensliste“ ausser den örtlichen Angaben und der ihren Zusammenhang mit den dazu gehörigen einzelnen Zählkarten nachweisenden Numerierung der volle Name aller Mitglieder, deren Geschlecht und Stellung zum Haushaltungsvorstand einzutragen. An diese Namensliste knüpfte nun das Ermittlungsverfahren in sprachlicher Beziehung unmittelbar an: dadurch nämlich, dass in den fraglichen Gebieten den Zählpapieren eine „Beilage zur Namensliste der Haushaltung“ beigefügt war. Die „Beilage“ erheischte Auskunft über die in ihrer Familie gebräuchliche Sprache — die wangerogische beziehungsweise sagtersche, die plattdeutsche oder die hochdeutsche — der sämtlichen Haushaltungsmitglieder und zwar in der nachstehenden Gestalt:

(rotes Papier)

Volkszählung im Grossherzogtum Oldenburg am 1. Dezember 1890.

Besondere Ermittlung

in den Gemeinden Strücklingen, Ramsloh, Scharrel, Neuscharrel, Wangeroge und in der Kolonie Neu-Wangeroge.

Beilage zur Namensliste der Haushaltung Nr.

Name der Gemeinde: Zählbezirk Nr.
 Name der Ortschaft: Strasse u. Hausnummer:

Laufende Nummer der in der Namensliste aufgeführten einzelnen Mitglieder der Haushaltung	Sprechen die nebenstehenden, durch die laufenden Nummern der Namensliste bezeichneten Personen in ihrer Familie ¹⁾ als Umgangssprache:		
	Saterländisch bezw. Wangerogisch? ²⁾	Plattdeutsch? ²⁾	Hochdeutsch? ²⁾

a) Anwesende Mitglieder der Haushaltung.

1			
2			
	u. s. w.		

b) Vorübergehend abwesende Mitglieder der Haushaltung.

1			
2			
	u. s. w.		

1) das heisst z. B. die Eheleute mit einander oder Eltern mit ihren Kindern.

2) Durch „ja“ oder „nein“ zu beantworten. — Hier ist zu beachten, dass stets nur

Um eine verständnisvolle Ausfüllung dieser Liste zu erzielen, war dann noch folgende Anleitung erteilt worden:

Volkszählung im Grossherzogtum Oldenburg am 1. Dezember 1890.

Zusatz zur Anweisung für die Zähler.

Zum Zweck der Feststellung der Grenzen, in denen sich Reste der friesischen (saterländischen oder wangerogischen) Sprache erhalten haben, wird in den hierfür in Betracht kommenden Gemeinden die Zahl der Zählungsformulare, welche in § 4 der Anweisung aufgeführt sind, nachträglich um eine „Beilage zur Namensliste der Haushaltung“ vermehrt. Dieselbe ist jeder Namensliste beizulegen. Zuvor hat der Zähler die oberhalb des Striches befindlichen Angaben (bezüglich des Namens der Gemeinde und Ortschaft, der Nummer des Zählbezirkes wie der Strasse und Hausnummer übereinstimmend mit denjenigen der Namensliste (§ 5 der Anweisung) auszufüllen. Bei der Einsammlung der Formulare hat der Zähler darauf zu achten, dass die in der „Beilage“ gemachten Angaben sich auf die in der Namensliste aufgeführten Personen beziehen, dass also insbesondere die laufenden Nummern in der Beilage mit denen der Namensliste in sachlicher Übereinstimmung sich befinden.

Als Umgangssprache wird namentlich diejenige Sprache zu gelten haben, welche Eheleute mit einander und Eltern mit ihren Kindern reden. Hierbei ist zu beachten, dass stets nur eine der drei Spalten mit „ja“ beantwortet werden darf. Wo z. B. die Frage nach der saterländischen bezw. wangerogischen Sprache als Umgangssprache bejaht ist, muss die Frage nach dem Platt- und dem Hochdeutschen verneint werden.

Durch die auf diese Weise veranstaltete sprachliche Erhebung lässt sich die Anzahl der in Wangeroge wie Neuwangeroge und im Sagterlande lebenden Bevölkerung feststellen, welche im Familienverkehr einerseits noch eine friesische, andererseits die platt- oder hochdeutsche Mundart redet. Da aber, wie aus den voraufgehenden Angaben hervorgeht, die Numerierung der „Beilage zur Namensliste“ mit der „Namensliste“ selbst übereinstimmt — und das sowohl in Ansehung der ganzen Liste wie der darin verzeichneten Personen — und die der letzteren wieder mit der der zu ihr gehörigen „Zählkarten“, so gestattet die Erhebung, neben der Gesamtzahl der sprachlich verbundenen Personen weiter auch die näheren natürlichen und gesellschaftlichen Eigenschaften dieser Personen, soweit sie durch die Zählung erbracht sind, darzuthun. So sind dann auch aus dem Zählungsmaterial für die beikommenden Gebiete ausgemittelt und zusammengestellt worden je die friesisch, plattdeutsch und hochdeutsch Redenden nach ihren Haushaltungen, ihrem Geschlecht und Alter, ihrem Geburtsort, ihrer Ansässigkeit mit Grund und Boden, ihren Berufsverhältnissen wie auch nach ihren Vor- und Familiennamen.

Die Ergebnisse dieser Ermittlungen sollen hier nun bezüglich der wichtigsten Punkte mitgeteilt werden. Da ihnen, den Versicherungen von Fachmännern zufolge, ein entschiedener Wert für sprachwissenschaftliche

eine der drei Spalten mit „ja“ beantwortet werden darf. Wo z. B. die Frage nach der saterländischen bezw. wangerogischen Sprache als Umgangssprache **bejaht** ist, muss die Frage nach dem Platt- und dem Hochdeutschen verneint werden.

wie für kulturgeschichtliche und volkskundliche Forschungen beigelegt werden muss, erscheint es geboten, die Ergebnisse auch in dem ganzen Umfange, in dem sie gefunden, ziffermässig nachzuweisen. Denn nur so ist den Forschern der vollständige Einblick in die Thatsachen und die unbehinderte allseitige Möglichkeit ihrer Ausnutzung gewährt. Neben diesen eigentlichen quellenmässigen Zahlennachweisungen kann es sich denn auch nur um eine kurze begleitende Hervorhebung des wesentlichsten Inhaltes handeln, während die weitere wissenschaftliche Verwertung den Fachgelehrten vorzubehalten ist. Um aber diesen ihre Aufgabe zu erleichtern und überhaupt zum Verständnisse der Thatsachen beizutragen, wird es des ferneren darauf ankommen, die allgemeine Beschaffenheit der teilweise noch friesisch redenden oldenburgischen Gegenden, die Lebensverhältnisse ihrer Bevölkerung in socialer und geschichtlicher Hinsicht in knappen Zügen auf Grund der verfügbaren gedruckten wie auch überlassenen handschriftlichen Unterlagen zu schildern. Von eigenen Ermittlungen, die über das hinausgehen, was Besichtigung der Örtlichkeiten und Befragung kundiger Einwohner zu gewähren vermag, ist abgesehen worden und konnte es unsondlich, als es sich bei dieser Beschreibung der örtlichen Zustände lediglich um eine — allerdings für eine vollständige Beurteilung gebotene — Ergänzung der erhobenen sprachlich-statistischen Thatsachen handelt.

II.

Wird zuerst das Gebiet der wangeroger Mundart in Betracht gezogen, so beschränkt es sich gegenwärtig auf zwei ganz winzige Theilchen des oldenburgischen Landes. Zunächst und ursprünglich hat jene ihren Sitz auf der Insel Wangeroge selbst, der letzten jener langen Inselreihe, welche vom Helder an nach Osten hin sich an der holländischen und ostfriesischen Küste entlang zieht. Auch Wangeroge ist eine zwischen der See und dem Watt — einem an der Küste hinführenden, nur zur Fluthzeit vollständig überspülten und schiffbaren Wasserstreifen — eingebettete Dünenbildung. Die Dünen haben auf der Westseite der Insel ihre höchste Ausdehnung. Denn der West- und Nordwestwind wirft sie auf, ist aber auch zugleich dem Lande am verderblichsten durch die Abbrüche, die er verursacht. Und unter den Schädigungen der Nordweststürme hat, in der neueren Zeit wenigstens, Wangeroge furchtbarer als die Schwesterinsel zu leiden gehabt. Thatsache ist, dass die Insel, welche heute einen Flächeninhalt von 2.10 *qkm*, nämlich bei einer Länge von einer halben Stunde, einer Breite von 5 bis 8 Minuten hat, früher von erheblich grösserem Umfange war. Einst nach Westen zu mit fruchtbarem Marschboden bedeckt und mit zahlreichen Gebäuden bestanden, ist dieser Teil der Insel nach und nach vom Meere verschlungen worden. Noch 1730

betrug das Weideland etwa 142 *ha*; doch schon gegen den Ausgang des Jahrhunderts war das Grünland derart verschwunden, dass man kein Heu mehr machen konnte¹⁾. Heute nährt der kärgliche Sandboden nur noch wenige Haupt Schafe. Es heisst auch, dass vor Zeiten Wangeroge zwei Kirchen besessen habe. Eine derselben jedenfalls hat noch bis um die Mitte des 16. Jahrhunderts bestanden, um dann durch die Wellen zerstört zu werden. Die Kirche hatte bei der Bedeutung Wangeroges für die Schifffahrt durch seine Lage an der Mündung der Weser und des Jadebusens von jeher als wichtige Landmarke gegolten und war daher auf Andrängen der seefahrenden und handeltreibenden Bremer mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts durch einen — zugleich den gottesdienstlichen Raum bergenden — Turm, der später zum Leuchtturm ward, von seiten der oldenburgischen Landesherrschaft ersetzt worden. Doch auch dieser Turm ward nach und nach derartig durch den Abbruch an Land, den die Fluten verursachten, gefährdet, dass er seinem Zwecke nicht mehr zu entsprechen vermochte und heute trotz aller Abhilfsmassregeln bereits völlig von Wogen umspült wird. In diesem Jahrhundert wurde namentlich die Sturmflut vom 3. Februar 1825 der Insel und jenem alten Turme verderblich: sie zerstörte auch noch einen anderen, am Nordende belegenen, welcher ein Leuchtfener trug. Der gegenwärtige Leuchtturm ist deshalb 1856 auf dem Ostende errichtet. Verhängnissvoller als die des Jahres 1825 wurden aber die Fluten in der Weihnachtsnacht von 1854 und in der Neujahrsnacht von 1855. Sie brachten die Vernichtung des alten Wangeroge. Fast das ganze auf der westlichen Seite gelegene Dorf ging hierbei zu Grunde: die Gebäude wurden zerstört, der Boden fortgerissen. Auch die Badeanstalt und die Schule fielen den Sturmfluten zum Opfer. So fehlte es den Bewohnern an Obdach, an Erwerbsgelegenheit, ja an der Möglichkeit, ihre verlorenen Wohnungen an alter Stelle wieder aufzubauen. Unter dem Eindruck der schrecklichen Zerstörungen und Nöte, welche die grausigen Stürme gebracht hatten, bemächtigte sich der Bewohner wie der Regierung Zweifel, ob eine Wiederansiedelung auf der Insel überhaupt noch ratsam und aussichtsvoll sei. Entnütigt, beschloss man das Eiland dem Vernichtungswerk der Elemente anheimzugeben und die Insulaner zur Niederlassung auf dem Festlande zu bewegen. Dem entsprach auch die grosse Mehrzahl derselben, welche theils nach verschiedenen Küstenorten zogen, theils und in der Hauptsache aber sich nach dem Vareler Hafen wandten, um auf einer ihnen dort zur Verfügung gestellten Fläche unter staatlicher

1) L. Kohli, Handbuch einer historisch-statistisch-geographischen Beschreibung des Herzogtums Oldenburg, Bremen 1825, Teil II, S. 372. — Friesisches Archiv, eine Zeitschrift für friesische Geschichte und Sprache, herausgegeben von H. G. Ehrentraut, Oldenburg 1849, Bd. I, S. 406—416: Mittheilungen aus der Sprache der Wangeroger (XVI die Insel und das Watt, 1841).

Beihilfe wieder nach heimatlicher Art ein neues Dorf, die so geheissene Kolonie Neuwangeroge, zu begründen. Nur wenige, namentlich alte Personen, die eine Trennung von ihrem, wenschon noch so bedrohten Eilande nicht verschmerzen konnten, blieben daselbst und errichteten in den bisher noch verschonten Häusern oder auf den Trümmern ihrer alten aufs neue Wohnstätten. Wangeroge, welches bis zur Zählung vom 1. Dezember 1855 noch immer sich einer Bevölkerung von 342 Köpfen erfreut hatte, war, wie die nächste Zählung lehrte, 1858 auf 121 und nach einer erneuten schlimmen Sturmflut 1864 gar auf 82 Einwohner zusammengeschrumpft. Als selbständige kirchliche und politische Gemeinde hatte die Insel aufgehört und war als Bestandteil der nächsten Festlandsgemeinde Minsen einverleibt worden. Ebenso war es mit dem Rufe Wangeroges als Badeort vorbei. Die 1819 von der Landesherrschaft errichtete Seebadeanstalt, welche dem Orte zur Blüte verholfen und dazu beigetragen hatte, dass sich die Bevölkerung von 1816 bis 1844 stetig von 219 auf 444 Einwohner hob, wurde nicht wieder hergestellt¹⁾.

Erst im Anfang der siebenziger Jahre begann Wangeroge sich von dem Verfall, den ihm besonders die beiden heftigen Sturmfluten von 1854 und 1855 bereitet hatten, zu erholen. Nach Erbauung des jetzigen neuen Leuchtturms auf der Ostseite der Insel und fortgesetzten Vorkehrungen zum Uferschutze war auch den verbliebenen Bewohnern gestattet worden, auf dem gesicherteren östlichen Teile sich niederzulassen. Es wurde damit also der Ort Wangeroge auf einer anderen Stelle neu begründet. Als dann bald nach dem deutsch-französischen Kriege hier durch private Unternehmung aufs neue eine Badeanstalt mit den nötigen Logierhäusern eingerichtet ward, hob sich allmählich der kleine Ort wieder, dessen Bevölkerung, die 1871 noch aus 87 Köpfen bestand, bis 1875 auf 172 anwuchs und 1890 bis zu 221 vorgeschritten war. Ebenso hat die Häuserzahl und die der Haushaltungen in der nämlichen Zeit von 24 bis zu 42 bzw. 37 zugenommen. Aber mit diesem Wachstum hat sich nicht auch das alte Wangeroger Element wieder vermehrt; der Zuzug entstammt keineswegs den früheren verwandten Kreisen, welche um die Mitte der fünfziger Jahre nach Neuwangeroge oder sonstwohin aus Festland hinübersiedelten, er ist vielmehr aus anderen Teilen des Herzogtums und vorzugsweise aus Ostfriesland erfolgt. Und weil dieser Zuzug die verbliebenen Wangeroger an Zahl weit überholt hat, vermochte sich ihr gegenüber das alte friesische Wesen der Insulaner in Sprache und Sitte kaum mehr zu behaupten. Wie an Stelle des einstigen, von den Wogen dahingerafften Dorfes an anderem Platze ein völlig neuer Ort entstanden ist, so hat sich dort ebenfalls eine neue Bevölkerung entwickelt, welche den Überlieferungen und Gewohn-

1 F. Poppe, Zwischen Ems und Weser, Oldenburg 1888, S. 429—468.

heiten der alten Wangeroger bereits fremd gegenüber steht. — Wie das Leben, die Gebräuche, die Sprache der früheren Insulaner bis gegen die Mitte des Jahrhunderts hin beschaffen waren, das ist uns durch den Sammelfleiss eines dem Jeverlande angehörigen Forschers, des Hofrats Ehrentraut in seinem „Friesischen Archiv“ (Bd. I, Oldenburg 1849, S. 3—109 und 338—416, sowie Bd. II, 1854, S. 1—84) erhalten worden.

Kaum günstiger als auf der Insel haben sich in der Kolonie Neuwangeroge die Verhältnisse gestaltet. Diese kleine Ansiedelung der durch die vernichtende Gewalt der Sturmfluten verdrängten Insulaner am Vareler Hafen bildet eine einzige nicht eben lange Strasse, an deren beiden Seiten 24 Wohnhäuser mit dem dazu gehörigen Gartenland stehen. Die Bevölkerung, welche bei der ersten Zählung des Jahres 1861: 132 Köpfe ausmachte, 1864 noch bis zu 145 gestiegen war, ist seitdem sichtlich zurückgegangen und heute (1890) auf 85 Bewohner zusammengeschrumpft. Allerdings sind die letzteren nicht mehr sämtlich wangeroger Abstammung, sei es, dass sie noch von der Insel herübergekommen, sei es, dass sie erst auf dem Festlande geboren sind. Denn auf dem Boden der Kolonie haben sich bereits nach und nach etliche fremde Bestandteile niedergelassen. Aber immer ist doch noch das wangeroger Element das vorherrschende und für die Eigenart der Ansiedelung das bestimmende. Die kleinen Wohnhäuser sind auch jetzt noch denen der Insel nachgebildet: die Stuben mit den Bett-Alkoven liegen nach hinten, dem Garten zu; der Küchen- und zugleich der gewöhnliche eigentliche Wohnraum mit dem offenen Herdfener befindet sich nach der Strasse hin neben der Hausthür. Nur die Fenster sind im Vergleich zu denen in der alten Heimat grösser geworden. Und, wie es bei der seemännischen Bevölkerung gemeinhin zu sein pflegt, zeichnet sich auch die Neuwangeroger Anlage durch angenehm auffallende Sauberkeit und durch guten Farbstrich der Gebäude und des Hansrates aus. Die Beziehungen zur Stamminsel haben freilich bereits aufgehört: es ist auch, als man auf jener sich wieder anzubauen begann, von Neuwangeroge aus niemand mehr dorthin zurückgekehrt. Und gleichfalls haben die Neuwangeroger ihre anfängliche Abgeschlossenheit gegen die Nachbarschaft aufgegeben: sie heiraten nicht mehr unter einander und lassen ihre Töchter auch nach auswärts, vielfach nach der nahe gelegenen Stadt Varel in Dienst gehen. Die alten, von der Heimat mitgebrachten Gebräuche, ebenso die frühere Tracht haben sich verloren. Nur die Männer hängen ausnahmslos nach wie vor am ererbten Seemannsberuf. Dadurch, dass die Neuwangeroger keine eigene Schulgemeinschaft bilden, nach Varel zur Kirche gehen, wird das Eigenartige, welches ihre Eltern mitbrachten aufs Festland, begreiflicher Weise nach und nach verwischt, wird die Verschmelzung mit der übrigen Bevölkerung und namentlich schon bei den Kindern wesentlich gefördert. Dennoeh haben die Leute in ihrem Wesen und Leben immer noch etwas, was sie von den anderen Bewohnern der Gegend ab-

hebt. Namentlich fällt das in der Sprache auf. Abgesehen davon, dass noch einige Familien an der wangeroger Mundart im Verkehr unter sich festhalten, sprechen die Ansiedler begreiflicherweise jetzt alle im Verkehr mit Fremden das Hoch- oder Plattdeutsche, jedenfalls die Jüngeren sowohl das eine wie das andere. Und zwar ziehen es die Mädchen im weiteren Umgange vor, hochdeutsch zu reden, während die Jungen sich lieber an das Plattdeutsche halten, da eben dies an der deutschen Nord- wie Ostsee die Schiffersprache ist. Aber die Betonung, mit der der Neuwangeroger das Plattdeutsche spricht, unterscheidet ihn von der umwohnenden Bevölkerung. —

Wendet man sich nunmehr den statistischen Ermittlungen über die Verbreitung der friesischen und der beiden anderen Mundarten auf der Insel und in der Kolonie, und zunächst in Ansehung der Personenzahl zu, so erhält man Einwohner, welche im Familienumgange sprechen in:

	Wangeroge			Neuwangeroge		
	Männl.	Weibl.	Zusammen	Männl.	Weibl.	Zusammen
wangerogisch	4	8	12	11	9	20
plattdeutsch	109	65	174	31	32	63
hochdeutsch	19	16	35	—	2	2
zusammen	132	89	221	42	43	85

Hieraus ersieht man nun, dass sowohl auf der Insel wie in der Kolonie die Anwendung der von Alters her gesprochenen wangeroger Mundart des Friesischen gleichzeitig mit den Geschicken, welche die Bevölkerung zum übergrossen Teile von ihrer alten Wohnstätte vertrieben haben, empfindliche Einbusse erlitten hat. Ja auf der Insel selbst ist sie beinahe schon gänzlich der Volkssprache der benachbarten Gegenden, dem Plattdeutschen erlegen: nur ein Dutzend Leute, d. h. nicht mehr denn ungefähr 5 pCt. halten noch daran fest. Aber auch in Neuwangeroge, wenngleich die für gewöhnlich daheim noch friesisch Redenden um ein Weniges mehr zählen, befinden sie sich doch bereits stark in der Minderheit zu den Bewohnern der Kolonie, machen von derselben kaum ein Viertel — 24 pCt. — aus. Es sind denn auch nur wenig Haushaltungen, in denen noch das Friesische in Übung ist. Es sprechen nämlich deren in:

	Wangeroge	Neuwangeroge
wangerogisch	3	10
plattdeutsch	25	20
beides gemischt	4	—
hochdeutsch	5	1
zusammen	37	31

Bei dieser Aufstellung sind die fremden Haushaltungsbestandteile und zumal die Dienstboten, soweit solche überhaupt vorkommen, ausser acht gelassen, sodass in der Hauptsache bloss die engeren wie weiteren Familien-

glieder in Betracht kommen. Finden sich nun auf Wangeroge sogenannte gemischte Haushaltungen, in denen etliche Mitglieder die ältere Mundart, etliche plattdeutsch reden, so hat das in drei Fällen den Sachverhalt, dass auf die Kinder das Wangerogische bereits nicht mehr übergegangen ist und dieses bloss von den Eltern gesprochen wird. In einem Falle erklärt es sich daraus, dass der Vater aus dem Hannoverschen herzugezogen und bei seinem Plattdeutsch verblieben ist, die Mutter mit ihrem Kinde aber sich an die ursprüngliche örtliche Sprache hält.

Dass das Wangerogische überhaupt fast nur noch den Erwachsenen, oder besser nur noch den Behärteren eigen ist, lehrt die folgende Auscheidung nach dem Alter. Es befinden sich in nebenstehenden Altersjahren von denen, die sprechen:

Jahr	wangerogisch			plattdeutsch			hochdeutsch		
	Männl.	Weibl.	Zus.	Männl.	Weibl.	Zus.	Männl.	Weibl.	Zus.
— auf Wangeroge —									
0—5	—	—	—	10	5	15	6	3	9
5—10	—	—	—	7	18	25	2	1	3
10—15	1	—	1	10	13	23	1	2	3
15—20	—	—	—	5	2	7	1	2	3
20—30	—	—	—	24	5	29	3	3	6
30—40	—	—	—	21	10	31	3	2	5
40—50	—	4	4	18	5	23	1	1	2
50—60	1	1	2	7	4	11	2	2	4
60—70	—	1	1	6	3	9	—	—	—
über 70	2	2	4	1	—	1	—	—	—
— in Neuwangeroge —									
0—5	—	—	—	1	4	5	—	—	—
5—10	—	—	—	2	—	2	—	1	1
10—15	—	—	—	4	—	4	—	—	—
15—20	—	—	—	6	4	10	—	—	—
20—30	—	—	—	1	3	4	—	—	—
30—40	—	1	1	4	6	10	—	—	—
40—50	—	—	—	3	4	7	—	1	1
50—60	1	5	6	4	5	9	—	—	—
60—70	2	2	4	4	4	8	—	—	—
über 70	8	1	9	2	2	4	—	—	—

Rechnet man unerwachsen die Bevölkerung bis zum 20. Jahre, so giebt es auf der Insel nur noch einen einzigen noch nicht fünfzehnjährigen Knaben, in der festländischen Kolonie keinen einzigen unerwachsenen Bewohner mehr, der sich im Familienverkehr des Wangerogischen bedient. Die Mehrzahl derer, die noch mit der alten Sprache völlig vertraut sind, steht bereits in einem vorgeschrittenen Alter: auf Wangeroge selbst sind 7 der 12 in Betracht fallenden Personen über 50 Jahre, in Neuwangeroge sogar 19 von den 20 Leuten. Einen Nachwuchs aus dem jugendlichen Geschlecht haben also die friesisch redenden Einwohner nicht mehr zu

erwarten, sodass mit ihnen ihre Muttersprache an beiden Orten erlöschen dürfte.

Aber auch von aussen her entsteht ihnen kein Zuwachs. Das erkennt man aus einer Zerlegung des Materials nach der Heimat, dem Geburtsort der Bevölkerung. Es sind nämlich geboren bei nachstehender Familiensprache: "

Geburtsort	wangerogisch			plattdeutsch			hochdeutsch		
	Männl.	Weibl.	Zus.	Männl.	Weibl.	Zus.	Männl.	Weibl.	Zus.
— auf Wangeroge —									
Wangeroge	4	8	12	31	37	68	6	3	9
Marsch des Herzogtums . . .	—	—	—	22	6	28	3	3	6
Geest " "	—	—	—	8	2	10	1	2	3
Prov. Hannover	—	—	—	47	20	67	4	5	9
sonst irgendwo	—	—	—	1	—	1	5	3	8
Zusammen	4	8	12	109	65	174	19	16	35
— in Neuwangeroge —									
Neuwangeroge oder Wangeroge	11	8	19	5	10	15	—	1	1
Marsch des Herzogtums . . .	—	1	1	—	3	3	—	—	—
Geest " "	—	—	—	22	17	39	—	1	1
Prov. Hannover	—	—	—	2	1	3	—	—	—
sonst irgendwo	—	—	—	2	1	3	—	—	—
Zusammen	11	9	20	31	32	63	—	2	2

Mit einer einzigen Ausnahme sind demgemäss sowohl auf der Insel als auf dem Festlande sämtliche friesisch sprechenden Bewohner wangeroger Abkunft. Und unter diesen Eingeborenen ist bloss ein einziger im Kindesalter. Die von auswärts stammenden Personen, Alte wie Junge, haben also das Friesische als Familiensprache nicht mehr angenommen. Um das zu thun, dafür liegen nach allem Vorgebrachten die Verhältnisse auch keineswegs günstig: auf der Insel waren die verbliebenen Reste der alt-ingesessenen Bevölkerung für eine sprachliche Verschmelzung bereits viel zu klein geworden; in der Kolonie fehlte die insulare Abgeschlossenheit; die Beziehungen zur plattdeutsch redenden, zumal in wirtschaftlicher Hinsicht massgebenden Nachbarschaft waren zu enge, als dass sich Besonderheiten in der Sprache bewahren und über den anfänglichen Kreis auf die Dauer erweitern konnten. Da nun sonach der wangerogisch redende Bevölkerungsbruchteil weder durch anziehende Fremdbürtige noch aus den eigenen Kindern auf Zufluss zu rechnen hat, ist angesichts des bezifferten geringfügigen Überbleibels das baldige Verschwinden jener Mundart im Familienumgange auf Wangeroge und in Neuwangeroge unvermeidlich.

III.

Von erheblicherer Bedeutung ist das Sagterland: schon an Umfang grösser, hat sich hier auch verhältnismässig das Friesische in stärkerem Masse erhalten. Dieses bis vor noch garnicht langer Zeit nur schwer zu-

gängliche und darum wenig bekannte Sagterland oder Saterland, ist bisher auch nur wenig erforscht worden. Ausser einigen Reisenden, welche die Wahrnehmungen ihres kurzen Aufenthaltes veröffentlichten,¹⁾ hat sich der Jeveraner Dr. Minssen, Professor am Lyceum in Nantes das Verdienst erworben, wie über die sprachlichen Eigentümlichkeiten so auch über die kulturgeschichtlichen Erscheinungen des Sagterlandes Aufklärung zu verbreiten²⁾.

Das Sagterland bildet den am weitesten nach Westen hinausgeschobenen Teil des Herzogtums Oldenburg. Es wird begrenzt nach der angegebenen Richtung wie im Süden und im Norden durch die Provinz Hannover, und zwar teils durch den Hümmling, teils durch das ostfriesische Fehngebiet, im Osten durch das Amt Friesoythe, dessen Bestandteil es ausmacht. Insbesondere erstrecken sich hier längs dem Sagterland die drei Gemeinden Barssel, Friesoythe und Markhausen. Genauer noch lässt sich die Lage den äussersten Punkten nach zwischen 52° 59' 45" und 53° 11' 20" nördlicher Breite und zwischen 25° 16' 30" und 25° 26' 30" östlicher Länge von Ferro bezeichnen. Der Flächengehalt des ganzen Ländchens beläuft sich auf 149,06 *qkm*. Seiner Gestalt nach bildet es einen Streifen von 23,3 *km* Länge, der am nördlichen Ende 2,25, in der Mitte 10,75 und am Südende 6,00 *km* breit ist.

Das Sagterland gehört dem Bereich jener gewaltigen Hochmoore an, welche sich vom Zuydersee östlich durch das Oldenburgische in das Herzogtum Bremen hineinziehen. Wie es öfter vorkommt, erstreckt sich auch durch das das Sagterland ausmachende Hochmoor ein hügeliger Sandrücken, eine aus dem einstigen Meeresboden der heutigen ostfriesischen Marsch hervorgegangene Dünenbildung von bald ganz schmaler, bald gegen eine Stunde breiter Ausdehnung. Dieser freilich stellenweise durch Moor unterbrochene Sandrücken — dessen dünenartiger Charakter sich schon aus dem gänzlichen Fehlen von Feldsteinen ergibt und zwar derartig, dass die Feldgrenzen und Furchen durch Ziegel gekennzeichnet werden. — ist der ursprünglich allein besiedelungsfähige und besiedelte Boden des Sagterlandes, auf dem die alten Dörfer angelegt sind. Dadurch nun, dass die menschlichen Wohnstätten des ganzen Ländchens sowohl als selbst einzelner Dörfer untereinander von den riesigen Flächen des zuweilen in einer Mächtigkeit

1) Hettema en Posthumus, Onze reis na Sagterland, Francker 1836. — J. G. Hoche, Reise durch Osnabrück und Niedermünster in das Saterland, Ostfriesland und Grönigen. Bremen 1808.

2) J. F. Minssen, Mitteilungen aus dem Saterlande in Ehrentrauts friesischem Archiv a. a. O. Bd. II, S. 135—227. Vergl. auch Poppe, Zwischen Ems und Weser a. a. O. S. 219—234. — C. H. Nieberding, Geschichte des ehemaligen Niederstifts Münster, Vechta 1841 und 1852, Bd. II S. 77, Bd. III S. 283. — Derselbe, Das Saterland in Strackerjans Beiträge zur Geschichte des Grossherzogtums Oldenburg, Bremen 1837, Bd. I, S. 436—488. — L. Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg, 2 Bde., Oldenburg 1867, insbes. Bd. II, S. 224—234.

von 9 *m* auftretenden Hochmoores umgeben sind, war das Sagterland von jeher und bis in die neueste Zeit von der Nachbarschaft fast gänzlich abgeschlossen. Die ersten Wege durch das Moor nach der Amtsstadt Friesoythe wurden unter der französischen Herrschaft hergestellt, doch erst später übersandet. Und lange, lange noch hat es gedauert, bis die Wege, die sich der Länge nach durch das Ländchen zogen, ausser beim Winterfrost und zu heisser Sommerzeit, fahrbar wurden. Auch gegenwärtig fehlt noch eine gesteinte Kunststrasse, daher denn die über moorigen Untergrund gelegten Landwege in der nassen Jahreszeit mitunter den Dienst versagen. Eine Verbindung mit der Umgegend und namentlich nach Ostfriesland hin hat von alters her nur auf dem Wasserwege offen gestanden. Diese Wasserstrasse, die Sagter Ems oder das Sagter Tief, von den Bewohnern nur Ei genannt, welche zugleich die Vorbedingung aller wirtschaftlichen Kultur des Sagterlandes gewesen ist, durchzieht dasselbe fast in seiner ganzen Länge von Süden nach Norden. Sie wird gebildet durch die im südlichen Teile erfolgende Vereinigung der Marka und der Ohe, von denen jene aus dem Hümmling kommt, die andere von Osten in die Sagter Ems fliesst und auf dieser Seite die Grenze bezeichnet. Die Sagter Ems verbindet sich in Ostfriesland mit der Jümme und mündet unterhalb Leer als Leda in die eigentliche Ems ein. In der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts sind zu diesen natürlichen Wasserstrassen künstliche getreten, namentlich im Norden des Ländchens, welche in erster Linie die Erschliessung der Moore bezwecken. Dadurch sind dann über die ursprüngliche Siedlungsfläche hinaus in neuerer Zeit zahlreiche Niederlassungen entstanden.

Ursprünglich oder doch schon eine Reihe von Jahrhunderten zurück haben drei kirchliche und bürgerliche Verbände bestanden; von Norden nach Süden gezählt: die Kirchspiele Strücklingen, Ramsloh und Scharrel, zu denen ausser den gleichnamigen Kirchdörfern gehörten: zu Strücklingen die Dörfer Utende, Bollingen und die einstige, jetzt in Pachthöfe zerlegte Malteser-Ordenskommande Bockelesch, sowie zu Ramsloh: das Dorf Hollen. Zu jenen drei Kirchspielen, welche auch den gegenwärtigen politischen Gemeinden entsprechen, ist neuerlich die Gemeinde wie Kirchspiel Neuscharrel getreten. Dieselbe ist emporgewachsen aus Ansiedlungen, welche im Jahr 1821 nach einer grossen Fenersbrunst in Scharrel von hieraus begonnen und durch Zuzug vom hannöverschen Hümmling verstärkt wurden. Und zwar erfolgte die Ansiedlung auf dem zu der Gemeinde Scharrel gehörigen, noch völlig jungfräulichen Moorboden, welcher jenseits des Zusammenflusses der Marka und Ohe anhebt und grossenteiles von beiden Wassern umschlossen wird. Auch im übrigen sind in den alten Dörfern durch Ausbau, namentlich seit der Markenteilungen der zwanziger Jahre, wie mehr noch durch die Niederlassung an den immer noch in fort-

schreitender Herstellung begriffenen Schiffahrts-Kanälen eine grosse Anzahl neuer Wohnplätze oder Ortschaften ins Leben gerufen worden.

Bevor aber die Auflösung des Gemeineigentums und die Vermehrung der Absatzwege eine gedeihlichere wirtschaftliche Entwicklung anbahnten, muss das Sagterland recht schwach bevölkert gewesen sein. Bestimmte Angaben aus älterer Zeit fehlen; man weiss nur aus einem auf dem oldenburgischen Haus- und Centralarchive befindlichen Verzeichnisse, dass im Jahre 1684 im ganzen Ländchen nicht mehr als 168 Feuerstellen oder, wie wir heute sagen würden, Haushaltungen bestanden haben¹⁾. Wie in dieser Richtung ist auch im übrigen von den geschichtlichen Vorgängen und Einrichtungen des Sagterlandes wenig bekannt. Man darf vermuten, dass die Besiedelung von Norden her durch Friesen der Seelande erfolgt ist und die Bewohner mit diesen durch ein politisches Band verbunden blieben. Über das Alter dieser anfänglichen Besiedelung vermag nur das der Kirchen Anhalt zu geben, welches letztere bis in die Zeit der Kreuzzüge zurückreichen soll. Aus dem früheren Namen Sigilterland, Sägelterland, wie ihn die ältesten Urkunden geben, ist die Zugehörigkeit des Sagterlandes zu der comitia Sighiltra, dem um Sögel auf dem Hümmling belegenen Landstrich, abgeleitet und angenommen worden, dass auch dieses Gebiet einst einen Bestandteil der sieben seeländischen Freistaaten gebildet habe²⁾.

Geschichtlich beglaubigte Nachrichten über die Sagterländer reichen nicht viel hinter das Jahr 1400 zurück. Damals sass ihnen nahe auf seiner Burg in Oythe ein Graf Nikolaus von Tecklenburg, dem vielleicht der unglückliche Ausgang von Fehden, die die Sagterländer mit dem Bischof von Osnabrück gehabt hatten, die erwünschte Gelegenheit bot, sich des benachbarten freien friesischen Gemeinwesens zu bemächtigen. Es gelang ihm, das Ländchen insoweit von sich abhängig zu machen, dass es zu einer jährlichen Butterlieferung, dem sogenannten Grafenschott, abgabepflichtig ward, im übrigen jedoch von allen Steuern und Lasten verschont und bei seiner bisherigen Verfassung und Selbstverwaltung belassen blieb³⁾. In diesem Verhältnisse verharrte das Sagterland im wesentlichen auch, als ein Enkel des Erwerbers, der raublustige Graf Nikolaus II. von den Bischöfen von Osnabrück und von Münster durch Kriegsgewalt bald hernach schon gezwungen ward, ihnen seine Festen Cloppenburg und Friesoythe und damit auch das Sagterland unter dem 25. Oktober 1400

1) Fascikel 1496a, IX. C. 16.

2) Minssen, Mitteilungen aus dem Saterlande im Ostfriesischen Archiv a. a. O. II. S. 139 und 40. — In einer handschriftlichen Aufzeichnung finden sich als urkundliche Schreibweise genannt: Saderland, Sagharderland, Sagherderland, Sagelterland, Syagelterland, Saghelterland, Segelterland, Zegheerderland, Segelsderland, Sagterland, Saterland, Sagtarland. Das alte Siegel des sagterländischen Verbandes brauchte den Ausdruck: Sigillum Parochianorum in Sagelten.

3) Nieberding, Geschichte des ehemaligen Niederstifts Münster a. a. O. S. 61.

abzutreten¹⁾. Von Osabrück übernahm bald danach die Schutzherrschaft über das Sagterland auf dem Wege des Vertrages Münster für sich allein, in dessen Besitz jenes dann ungestört sich erhielt, bis es 1803 infolge des Reichsdeputations-Hauptschlusses mit dem übrigen sogenannten Niederstift Münster als Entschädigung für die Aufhebung des Elsflether Weserzollens an das Herzogtum Oldenburg fiel.

Münster liess anfänglich den Sagterländern ihre alten Einrichtungen, ja griff nicht einmal in deren Beziehungen zu Ostfriesland ein. Diese letzteren wurden erst erschüttert, als dort die Stellung der Häuptlinge den freien Gemeinwesen gegenüber an Machtfülle gewonnen hatte und die Familie der Cirkzena zur unbestrittenen Oberherrschaft gelangt war. Mochten hierin die Sagterländer eine Gefahr für ihre Gerechtsame, in dem Bischof eine bessere Gewähr derselben erblicken, jedenfalls erstrebten sie eine grössere Annäherung an denselben. Nachdem auf ihren Betrieb im Jahre 1615 vor dem bischöflichen Richter zu Friesoythe durch Zeugen ihre alten Rechte in Heeresfolge, Rechtsprechung, Verwaltung, Jagd, Abgaben, Anstellung der Priester festgestellt und von oben her anerkannt waren, fügten sie sich dem münsterschen Unterthanenverband. Der Bischof setzte dann einen Vogt, der die Abgaben erhob, in die Verfassung und Gestaltung der inneren Angelegenheiten jedoch nicht eingriff.

Die inneren Angelegenheiten des Sagterlandes wurden an oberster Stelle durch die auf dem Ramsloher Kirchhofe zusammentretende Versammlung der volljährigen Bewohner ausgeübt. Die das Land betreffenden Urkunden, die Normalmaasse und Gewichte wurden in der Landeslade innerhalb der Kirche zu Ramsloh aufbewahrt. Von der Versammlung wurde alle Jahr die Hälfte der öffentlichen Ehrenämter besetzt. Das waren einmal die 12 Richter, für jedes der drei Kirchspiele vier; sie hiessen die Zwölf, de twelf oder de twölffe Verordnete, später Bürgermeister. Ihnen lag ausser der Rechtspflege die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, insbesondere auch in den Volksversammlungen, dann die Verwaltung des Gemeindeeigentums, die Verteilung der Abgaben, endlich die Vertretung dem Bischof gegenüber ob. Das gerichtliche Verfahren, an das die Zwölfe gebunden waren, hatte 1587 seine — abschriftlich auf dem oldenburgischen Haus- und Centralarchiv bewahrte — Aufzeichnung als des „Sagterlandes Gerecht“ erfahren. Die weiten Befugnisse seiner Volksgerichte, welche sich hiernach das Sagterland mindestens bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts bewahrt hatte, erfuhren indessen später dadurch eine Schwämmerung, dass das Land dem Sprengel des bischöflichen Gerichtes zu Friesoythe zugelegt ward. Neben den Richtern wirkten 6 „Schüttemeister“, welche Handel und Wandel, den Marktverkehr, die Maasse und Gewichte zu überwachen, wie auch der Landesbewaffnung vorzustehen hatten.

1) Ebenda S. 77.

Überdies bestanden noch als dritte Gattung Volksbeamter 12 „Burrichter“, denen in Unterordnung unter die Richter nach einem von Haus zu Haus wechselnden Reihedienst die Aufsicht über Wege und Grenzen und die Erhebung der Abgaben übertragen war. Diese Einrichtungen erhielten sich im wesentlichen bis zum Jahre 1812¹⁾. Später teilte das Sagterland mit den übrigen Gebietsteilen des Herzogtums die gleiche Kommunalverfassung.

Wie die Sagterländer einen grossen Teil ihrer alten Rechtsgewohnheiten bis in das gegenwärtige Jahrhundert zu behaupten wussten, hat dieses hinter ausgedehnten, unwegsamen Mooren verschanzte Völckchen ebenfalls seine eigenartigen Lebensgewohnheiten nach verschiedenen Richtungen bis zu noch gar nicht lange vergangener Zeit zur Schau getragen. Aber die modernen Verkehrsrichtungen, die auch das Sagterland zu spüren bekommen hat, die ihm nahe gerückten Eisenbahnen, die vermehrten Wasserstrassen, die Ansiedelung an denselben, nachbarliche Einwanderung, vermehrte wirtschaftliche Beziehungen zur Umgegend, der Militärdienst der jungen Leute, sie haben das Charakteristische, wodurch sich einst die Saterländer von den übrigen Münsterländern abhoben, allmählich verwischt, haben schliesslich auch die schmucke Tracht²⁾, an der das weibliche Geschlecht noch vor 20 Jahren festhielt, gänzlich beseitigt. Doch immer noch erkennt man die Saterländer als einen besonderen Stamm durch ihre friesischen Züge, ihre hellblonde Farbe, ihre grosse, kräftige Bauart, der gemäss die Frauen rüstig neben den Männern an den harten landwirtschaftlichen Arbeiten teilnehmen. Vor allen Dingen zeichnet sich das sagtersche Geblüt aus und bekundet seinen friesischen Ursprung durch die ihm eigene Sprache. Allerdings soll dieselbe neuerlich manche Veränderungen durch das Plattdeutsche erlitten haben; sie ist indessen in den älteren, vom heutigen Zuzuge wenig beeinflussten Wohnstätten des Sagterlandes noch die herrschende. Indessen selbst hier haben die alten friesischen Namen fast gänzlich aufgehört; nur vereinzelt findet man noch solche, wie sie auch durch die letzte Volkszählung nachgewiesen worden sind; Namen wie Haje, Dedde, Folken, Benke, Eilard, Detert trifft man wohl, wenn schon nicht eben häufig mehr an. Und doch ist kaum ein Gesetz auf grösseren Widerstand bei der Bevölkerung gestossen als das, welches unter der französischen Herrschaft die gewohnte Art der Namensgebung ausmerzen und festen Familiennamen Eingang verschaffen sollte. Bisher gab es nämlich nur drei, der Sage nach aus Westfriesland eingewanderte sogenannte Häuptlings- oder Junkerfamilien: die Blocks, Awiks und Kirchhoffs, welche, der Landessitte entgegen, immer dieselben Stammnamen geführt haben. Im übrigen war, wie es einst all-

1) Nieberding, Das Saterland a. a. O. S. 447—451; derselbe, Geschichte des ehemaligen Niederstiftes Münster a. a. O. Bd. III, S. 283.

2) Von der schöne Stücke das Grossherzogliche Museum in Oldenburg aufbewahrt.

gemein bei den Juden, aber auch anderwärts, so bei den Jeverländern Brauch, der Vorname des Vaters der mit einem angehängten s versehene Stammname des Kindes. Beim ältesten Sohne stimmte dessen Vorname mit des Vaters Stammnamen überein. Hiess der Vater Dedde Eilerts, wurde der erstgeborene Sohn Eilert Deddes und dessen ältester Sohn, gleich dem Grossvater, wieder Dedde Eilerts genannt. Erst eine erneute Massregel der oldenburgischen Regierung aus dem Jahre 1826 setzte es durch, dass die Sagterländer von dieser Gewohnheit abgingen und wenigstens im amtlichen Verkehr und namentlich bezüglich der Kirchenbücher feste Familiennamen annahmen und zur Anwendung brachten. Im Umfange des gewöhnlichen Lebens hielten sie indessen noch lange an der überkommenen Weise fest. Und auch heute noch sieht man darauf, dass die einstige Rangordnung in der Namensgebung bei den Vornamen beobachtet werde. Diese Rangordnung, der gemäss man fortgesetzt die Verwandten zu ehren sucht, beschreibt Dr. Minssen so: „Der älteste Sohn nämlich erbt den Namen des Grossvaters, die älteste Tochter den Namen der Grossmutter; und zwar giebt zuerst der Grossvater oder die Grossmutter mütterlicher Seite dem oder der Neugeborenen den Namen. Beim dritten Kinde kommt die Reihe wieder an die Verwandten des Mannes und beim vierten an die der Frau und so immer wechselweise weiter. Nach den Grosseltern kommen die Onkel und Tanten und dann die Vettern und Basen, die den Täuflingen ihre Namen leihen.“¹⁾

Das Bestreben, auf diese Weise den Familienangehörigen Achtung und Ehre zu erweisen, bekundet sich auch in dem Verhalten der Kinder gegen die Eltern dann, wenn letztere jenen Haus und Hof abgetreten und sich zur Ruhe gesetzt haben. Minssen äussert sich darüber wieder folgendermassen: Unerhört wäre es im Sagterlande, dass die Eltern, wie es wohl in anderen Gegenden der Fall ist, nachdem sie „auf den Altenteil gesetzt sind“, von ihren mündig gewordenen Kindern irgendwie vernachlässigt oder gar tyrannisiert würden; im Gegenteil sucht man die Eltern auf jede mögliche Weise zu ehren; bei allen Gelegenheiten haben sie den Vorrang, am Feuerheerde gebührt ihnen der Ehrenplatz, man verrichtet alle Arbeiten für sie und sucht durch alle möglichen Beweise von Liebe und Aufmerksamkeit sie für die Sorgen zu entschädigen, die ihnen bis dahin die Kinder gemacht haben.“²⁾ Mit solchem ehrwürdigen Betragen gegen die Eltern stimmt ein reger Sinn für alles Kirchliche und Religiöse; Gottesdienst und Beichtstuhl werden eifrig besucht, auch besteht eine strenge Kirchenzucht. Doch so ergeben die katholischen Sagterländer ihren Priestern sind, legen sie auch ihnen gegenüber Zeugnis ab von ihrer alten Friesennatur und dem freien Sinn der Väter, welche nicht leicht auf ererbte und lieb gewordene Gewohnheiten verzichteten. Als in neuester

1) Minssen, Mitteilungen aus dem Sagterlande a. a. O. S. 153.

2) Ebendaselbst S. 153.

Zeit bei einem Visitationsbesuche der Bischof auf Einführung lateinischer Gesänge beim Gottesdienst drängte, machte sich entschiedenes Widerstreben geltend und das deutsche Gesangbuch blieb in Kraft. Übrigens waren die Saterländer nicht immer Katholiken: während des dreissigjährigen Krieges gehörte das ganze Ländchen dem Luthertum an und erst die von Missionaren aus dem Jesuitenorden geleitete Gegenreformation stellte den Katholicismus wieder her. Und der herrscht auch noch unbedingt dort vor, wo in den alten Dörfern das sagtersche Geschlecht ziemlich unvermischt wohnt. Das ganze Ländchen zählt zwar 3372 Katholiken und 843 Protestanten; doch sind von den letzteren 823 in der von fremden Moorkolonisten bevölkerten Gemeinde Strücklingen ansässig. In den anderen drei Gemeinden giebt es also nicht mehr denn 20 Protestanten.¹⁾

Die von den katholischen Geistlichen ausgeübte kirchliche Zucht scheint einen günstigen Einfluss auf das sittliche Verhalten der Bewohner zumal im Umgange der beiden Geschlechter zu üben. Allerdings findet zwischen rechtmässig Verlobten, weil sie nach landesüblicher Anschauung schon vollständig einander angehören, ein vertrauterer Umgang in den „Kommnächten“ statt, in welchen der Bursche Zutritt zur Kammer seiner Braut erhält; Verführungen der Mädchen sind hingegen unerhörte Erscheinungen. Ebenso wird es aufs Härteste beurteilt, wenn ja einmal einer der Brautleute sein Wort bräche; beide würden „so verachtet werden, dass Niemand mehr mit ihnen verkehren würde und der Untreue würde sicher durch den Hohn oder Spott seiner Altersgenossen gezwungen sein, entweder die Verlassene zu heiraten oder das Sagterland zu verlassen.“²⁾ Was so Minssen vor fast 50 Jahren berichtete, trifft auch gegenwärtig nach den Angaben der Pfarrer und anderer ortskundiger Leute noch unverändert zu. Uneheliche Geburten sind daher eine ausserordentliche Seltenheit; von 1871 bis 1890 kamen im ganzen Sagterland bloss 37 auf 2167 Geborene überhaupt vor.³⁾ Und soweit sie vorkamen, handelte es sich nach den Versicherungen der Geistlichen vorwiegend um solche sagtersche Mädchen, die auswärts im Dienste gestanden hatten und um der Entbindung willen nach Hause zurückgekehrt waren. Doch nicht allein in dieser, auch in Hinsicht auf das im ganzen oldenburgischen Lande sonst stark verbreitete Laster der Trunksucht sollen sich die Sagterländer günstig auszeichnen.

Bleiben noch die wirtschaftlichen Verhältnisse kurz zu berühren, so waren diese nach der natürlichen Beschaffenheit des Landes von alters her

1) Ortschaftsverzeichnis des Grossherzogtums Oldenburg, aufgestellt auf Grund der Ergebnisse der Volkszählung am 1. Dezember 1890. Herausgegeben vom Grossherzoglichen statistischen Bureau, Oldenburg 1891, S. 181.

2) Minssen, Mitteilungen aus dem Sagterland a. a. O. S. 152.

3) Statistische Nachrichten über das Grossherzogtum Oldenburg, herausgegeben vom dem Grossherzoglichen statistischen Bureau, Heft XXII, Oldenburg 1890: Die Bewegung der Bevölkerung in den Jahren 1871 bis 1887 mit Rückblicken auf die ältere Zeit.

einesteils auf den landwirtschaftlichen Betrieb und zwar namentlich auf Wiesenkultur und Viehzucht, anderenteils auf Torfstich nebst Torfhandel und Schifffahrt hingewiesen. Wie sehr beide Seiten im Vordergrund stehen müssen, lehren bereits die Ergebnisse der Bodenvermessung. Nach den Katasterangaben besteht ohne die Wege und Wasserläufe das Sagterland aus 2980 *ha* waldfreiem Kulturland, darunter allein 811 *ha* Wiesen, aus 143 *ha* Waldboden und aus nicht weniger denn 11 378 *ha* unkultiviertem Lande. Unter dem Kulturboden machen sich also in erheblichem Umfange die für die Viehhaltung erforderlichen Wiesen bemerkbar, die reichlich ein Viertel dieser ganzen Fläche ausmachen. Dass im Gegensatz zum Ackerbau die Wiesen- und Viehhaltung schon seit Jahrhunderten für die sagterländische Land- und überhaupt Volkswirtschaft eine grosse Rolle gespielt haben, kann man aus dem bei der Unterwerfung des Ländchens unter die Tecklenburger Schutzherrschaft ausbedungenen Grafenschott abnehmen. Denn dieser, der in $4\frac{1}{2}$ Tonnen, d. h. in 1350 Pfd. Butter bestand, setzte gewiss eine nicht unerheblich entwickelte Viehhaltung voraus. An Ausdehnung, wenn schon nicht an Ertragfähigkeit allen kultivierten Boden weit, weit überlegen ist das unkultivierte Land, welches hier aus den weit sich hinziehenden Mooren besteht, auf das auch heute noch immer fast vier Fünftel der gesammten Fläche entfällt. Da nun das kleine Land selbst für das hauptsächlichliche Produkt dieser Moore, den Torf, keinen Absatz haben kann, war und ist es mit Hilfe seiner Wasserstrassen zur Verschiffung und Vertrieb nach auswärts gedrängt. Die lohnendere Ausnutzung dieser ungeheuren Torflager ist freilich erst ermöglicht worden, seitdem in den fünfziger und mehr noch in den siebenziger Jahren entsprechende Kanäle erbaut sind, an deren Ufern sich zugezogene Kolonisten niedergelassen haben, um bei anfänglich karger Lebenshaltung und saurer, aber aussichtsvoller Arbeit zunächst durch Abgrabung und Abfuhr des Torfes den Boden allmählich urbar zu machen. Hat durch solche bessere Verwertung des Bodens dieser gleich an Ertragsfähigkeit zugenommen, so ist der mittlere Reinertrag des Landes bei den ausgedehnten unkultivierten Landstrichen doch immer nur ein bescheidener. Denn während im Durchschnitt des ganzen Herzogtums ein Hektar der Liegenschaften zu 18,35 Mk. Reinertrag geschätzt ist, sind für einen solchen im Sagterland nur 5,15 Mk. angenommen. Die allgemeinen Wohlhabenheitsverhältnisse stehen demgemäss hier auch erst auf einer schwach entwickelten Stufe. Das durchschnittliche zur Steuer veranlagte Einkommen eines Bewohners erreicht nicht mehr als 116,55 Mk., während es sich doch für die gesamte Bevölkerung des Herzogtums auf 222,89 Mk. beläuft.¹⁾ Einfach ist denn auch die ganze Lebensweise der Bewohner im Sagterland wie ebenfalls

1) Statistische Nachrichten a. a. O. Heft XX, S. 10–19.

die — neuerlich meist friesische, weil weniger Raum erheischende und darum wohlfeilere — Bauart und Einrichtung ihrer Häuser.

Es ist begreiflich, dass bei so wenig günstigen Boden- und Erwerbsbedingungen die Bevölkerung nur dünne über das Land gesäet sein kann. Für das Sagterland im ganzen ergab die jüngste Volkszählung von 1890 immer erst 28 Einwohner auf 1 *qkm* ¹⁾. Allerdings greift das stark mit Kolonisten bevölkerte Strücklingen weit über dieses Mittel mit 58 Einwohnern hinaus, während Scharrel mit nur 14 ansehnlich zurückbleibt. Gegen die Einwohnerzahl von 1816, also vor reichlich 70 Jahren sticht nun immerhin die gegenwärtige ab. Denn man zählte Köpfe ²⁾:

in	1816	1871	1890
Scharrel und Neuscharrel	614	1308	1306
Ramsloh	577	885	802
Strücklingen	631	1178	2107
Sagterland zusammen	1822	3371	4215

Danach ist ja die Zunahme von 1816 auf 1890 in sämtlichen Gemeinden belangreich, mit Ausnahme Strücklingens trifft sie aber nur den Abschnitt bis 1871. Seither ist jedoch in Scharrel, Neuscharrel und Ramsloh ein Stillstand, wo nicht ein Rückgang eingetreten, obschon der Zuwachs aus Geburten ein keineswegs unbedeutender war. Man erkennt die Bevölkerungsbewegung aus folgenden Angaben.

Es betrug von 1871 bis 1890 ³⁾ die Anzahl der

in	Ge- borenen	Ge- storbene	mehr Ge- borenen als Gestorbene	Be- völkerungs- zuwachs	mehr Ein- als Aus- gewanderten
Scharrel und Neuscharrel	722	498	+ 224	- 2	- 226
Ramsloh	357	327	+ 30	- 83	- 113
Strücklingen	997	640	+ 357	+ 929	+ 572
Sagterland zusammen	2076	1465	+ 611	+ 844	+ 233

Da durchweg die Zahl der Geborenen der der Gestorbenen überlegen war, hätte ebenfalls in den letzten 20 Jahren die Bevölkerung der gedachten Gemeinden wachsen müssen, wenn nicht durch die — meist nach den Vereinigten Staaten gerichtete — Auswanderung ein verhältnismässig namhafter Bruchteil entführt worden wäre. Dass dies eben geschah, daran hat wesentlich die Kargheit der wirtschaftlichen Verhältnisse, die nur einem beschränkten Kreise die Aussicht auf gedeihliches Fortkommen gewährt, die Schuld getragen. Wenn es in Strücklingen anders ist, wenn hier die Einwanderung die Auswanderung bedeutend übersteigt, so hängt das eben allein zusammen mit jenen gerade während der letzten Jahrzehnte in schneller Folge entstandenen Niederlassungen, welche in Anlehnung an die geschaffenen künstlichen Wasserstrassen die Ausbeutung der Torf-

1) Ortschaftsverzeichnis a. a. O. S. 4.

2) Statistische Nachrichten a. a. O. Heft XVI. S. 16 und Heft XIV. S. 66.

3) Statistische Nachrichten a. a. O. Heft XXII, S. 220.

moore zum Zwecke haben. Die hier erfolgten Ansiedelungen bilden einen besonderen Teil des Sagterlandes, die nur in losem Zusammenhang mit den alten Wohnplätzen stehen. Wie durch ihre Abstammung, weichen die Kolonisten an den Kanälen auch durch ihr fast ausschliesslich evangelisches Bekenntnis und namentlich durch die Sprache von den ursprünglichen Bewohnern ab, da sie die Mundart der weiteren Umgegend, das Plattdeutsche, beibehalten haben. Das wird auch aus den weiteren Angaben hervorgehen. —

Werden nach diesen gedrängten Mitteilungen über die Zustände des Sagterlandes im allgemeinen nun auch hier die mittels der Volkszählung über die sprachlichen Verhältnisse erfragten statistischen Thatsachen ins Auge gefasst, so erhält man zuvörderst, was die blossе Einwohnerzahl (hier und ferner unter Einrechnung der vorübergehend zur Zählungszeit Abwesenden) anlangt, folgendes Bild.

Es sprachen regelmässig in der Familie:

	sagtersch			plattdeutsch			hochdeutsch		
	Männl.	Weibl.	Zus.	Männl.	Weibl.	Zus..	Männl.	Weibl.	Zus.
Neuscharrel	29	30	59	205	201	406	—	—	—
Scharrel	370	369	739	50	57	107	—	—	—
Ramsloh	356	361	717	37	38	75	7	5	12
Strücklingen	470	486	956	554	596	1150	5	6	11
Sagterland zusammen	1225	1246	2471	846	892	1738	12	11	23

Hiernach ist es zweifellos ein namhafter Teil des Sagterlandes, der an der Sprache der Väter festhält, fast drei Fünftel, genau 58,4 pCt., sodass das Sagterländische immer noch die vorherrschende Mundart ist. Die aber ist es nicht mehr in allen vier beteiligten Gemeinden, welche vielmehr sichtlich Abweichungen von einander an den Tag legen. Nur Scharrel und Ramsloh können in sprachlicher Hinsicht als noch ziemlich rein sagterländische Gemeinden angesehen werden, da in ihnen die betreffende Bevölkerung wenig hinter neun Zehntel — 87,4 und 89,2 pCt. — zurückbleibt. Dagegen sinkt der fragliche Anteil in Strücklingen schon unter die Hälfte — 45,2 pCt. — herab und macht in Neuscharrel gar nur 12,7 pCt. aus. Zu einer ganz richtigen Vorstellung, in wie weit das Sagtersche sich als Familiensprache behauptet, reichen diese Thatsachen indessen nicht aus. Da nach den voraufgehenden Mitteilungen neben den alten Dörfern das Sagterland aus einer Anzahl neuer Ansiedelungen besteht, welche fremde Sitten in dasselbe hineingetragen haben, so ist es geboten die Gemeinden je nach den einzelnen Ortschaften und Wohnkomplexen, welche sie bilden, auseinander zu halten. Nur Neuscharrel kann davon ausgenommen werden, weil die Gemeinde hier mit dem einzigen dörflichen Wohnplatz zusammenfällt. Wenn in demselben der altfriesischen Mundart nur noch ein schwacher Spielraum verblieben ist, so ist das auf Rechnung der nur zum kleineren Teil von Scharrel aus, also durch Sagter-

länder bewirkten Begründung dieses erst seit reichlich sechszig Jahren bestehenden Dorfes zu setzen. Die Mehrzahl der Anbauer waren plattdeutsch redende Leute aus dem Arenbergischen vom Hümming her. Anfangs, solange noch die ursprünglichen Ansiedler lebten, ward durch den sagterländischen Lehrer für die Erhaltung der heimischen Mundart bei den Schulkindern Sorge getragen; dieser Einfluss ist aber geschwunden, seitdem die Lehrer aus anderen Teilen des Münsterlandes gekommen sind. Was die übrigen Orte des Sagterlandes nun weiter angeht, so sprechen nach Massgabe der Volkszählung zur Zeit:

in Wohnplatz	sagterländisch		Zus.	platt- und hochdeutsch		Zus.	sagtersch Prozent der Gesamtheit
	Männl.	Weibl.		Männl.	Weibl.		
— Gemeinde Scharrel —							
Scharrel	309	295	604	34	34	68	89,9
Fermesand	33	46	79	3	3	6	92,9
Sedelsberg	28	28	56	13	20	33	62,9
— Gemeinde Ramsloh —							
Ramsloh	156	167	323	29	28	57	85,0
Hollen	200	194	394	7	9	16	96,1
Hunte-Ems-Kanal	—	—	—	8	4	12	—
— Gemeinde Strücklingen —							
Strücklingen	96	106	202	26	26	52	79,5
Bollingen	156	159	315	51	50	101	75,7
Utende	53	66	119	2	—	2	98,9
Biebelte	45	39	84	43	43	86	49,4
Wittensand	93	98	191	10	7	17	91,8
Bokelesch mit Ubbe- hausen	—	—	—	42	48	90	—
Westkanal	25	16	41	255	284	539	7,1
Elisabethfehn	2	2	4	130	144	274	1,4

Da die Hochdeutschen nur eine verschwindende Minderheit bilden, sind sie der Raumersparung wegen mit den Plattdeutschen vereinigt worden. Die Platt- und Hochdeutschen einer- und die Sagterländischen andererseits ergeben dann selbstverständlich die Gesamtbevölkerung der Wohnplätze, zu welcher das beigefügte Prozentverhältnis der Sagterschen berechnet ist.

Überblickt man jetzt diese Zahlenreihen, so tritt es deutlich hervor, dass ähnlich wie in Neuscharrel der Allgemeingebrauch der sagterschen zu Gunsten der plattdeutschen Mundart nur dort eingebüsst oder keinen Eingang gefunden hat, wo fremde Bestandteile sich in ansehnlichem Umfange niedergelassen haben. Das findet vor allen Dingen statt in den beiden Moorkolonien zu Elisabethfehn und am Westkanal, in welchen eben fast lediglich eine von aussen her zugezogene Bevölkerung wohnt. Auch die wenigen Personen, die sich am Hunte-Ems-Kanal niedergelassen haben, entstammen nicht dem Sagterlande und reden dessen Sprache nicht. Ebenso wird im Bereich der ehemaligen Kommende Bokelesch, obwohl

sie zu den ältesten Siedelungen des Sagterlandes gehört, innerhalb der Familien kein Sagtersch gesprochen und zwar deshalb, weil dieses Besitztum in Pachtstellen zerschlagen und so in die Hände ortsfremder Pächter gelangt ist. Unter den übrigen Wohnplätzen machen sich dann wieder zwei bemerklich, welche freilich weit, weit mehr und mindestens zur einen Hälfte sagtersch redende Einwohner besitzen, in denen aber doch eine erkleckliche Anzahl auf die Plattdeutschen kommt. Das ist einmal Sedelsberg, welches nach den Markenteilungen gleich Fermesand von Scharrel aus nach Süden hin angelegt ist und an Neuscharrel stösst, sodass auch bereits von dort her hannoversche Zuzügler Boden gewonnen haben. Auch die Begründung des andern Wohnplatzes, des Dorfes Biebelte, geschah um dieselbe Zeit und aus der gleichen Veranlassung. Bei seiner Lage an der Sagter Ems, kurz bevor sie das Ländchen verlässt, war hier nicht minder die Gelegenheit zum Zuzug aus fremden Gebieten geboten. In den übrigen fast ausnahmslos altbewohnten Orten mit ihrer hauptsächlich einheimischen Bevölkerung dagegen hat sich das Sagtersche als Landes- und Familiensprache unter den Bewohnern entschieden behauptet: höchstens ein Viertel oder ein Fünftel, ja wiederholt selbst noch kein Zehntel derselben verhält sich abweichend. Also nur die Einwanderung, welche entweder neue Ortschaften angelegt hat oder in namhaftem Umfange die bereits vorhandenen angefüllt, hat die Übereinstimmung der im Sagterland von alters her gesprochenen Mundart aufgehoben; kaum aber kann man sagen: der sagterschen Mundart Abbruch gethan, da die Einwanderer, den Kreis der sagterländisch Redenden nicht oder jedenfalls nicht fühlbar beeinflusst, noch dem Plattdeutschen dort, wo bisher die andere Mundart heimisch war, Eingang verschafft haben. Nur ist natürlich, da die Einwanderung die Bevölkerung des Landes gewaltig gehoben hat, das arithmetische Verhältnis zwischen Sagterschen und Plattdeutschen zum Nachteil der Ersteren herabgedrückt worden. Immer aber noch macht die Bevölkerung der älteren Orte, die wenigstens drei Viertel sagtersch sprechende Personen fassen, 2535, d. h. drei Fünftel aller Bewohner aus.

Der dem eigentlichen Sagterländer anhaftende ausgeprägte Heimatsinn bringt es nun mit sich, dass er die überkommene Sprache, die ihm vorzugsweise noch sein absonderliches Gepräge verleiht, auch wieder seinen Kindern zu vermachen trachtet. Das geht mit Deutlichkeit aus der Alterszusammenstellung hervor. Es sprechen nämlich:

bei einem Alter von Jahren	sagterländisch			platt- und hochdeutsch		
	Männl.	Weibl.	Zus.	Männl.	Weibl.	Zus.
— in Neuscharrel —						
0—5 . . .	5	2	7	36	24	60
5—10 . . .	1	3	4	30	25	55
10—15 . . .	2	3	5	29	33	62
15—20 . . .	3	3	6	16	21	37
20—30 . . .	5	7	12	22	20	42

bei einem Alter von Jahren	sagterländisch			platt- und hochdeutsch		
	Männl.	Weibl.	Zus.	Männl.	Weibl.	Zus.
30—40	4	2	6	19	31	50
40—50	—	4	4	17	14	31
50—60	4	3	7	16	19	35
60—70	5	2	7	13	9	22
über 70	—	1	1	7	5	12
— in Scharrel —						
0—5	40	34	74	4	3	7
5—10	46	35	81	6	2	8
10—15	31	43	74	5	7	12
15—20	37	36	73	8	7	15
20—30	38	56	94	4	6	10
30—40	54	38	92	6	10	16
40—50	39	38	77	5	9	14
50—60	40	44	84	7	3	10
60—70	30	33	63	1	7	8
über 70	15	12	27	4	3	7
— in Ramsloh —						
0—5	29	25	54	5	3	8
5—10	38	30	68	5	6	11
10—15	45	32	77	9	4	13
15—20	26	34	60	2	5	7
20—30	48	55	103	6	6	12
30—40	41	52	93	4	4	8
40—50	37	41	78	5	7	12
50—60	37	46	83	3	2	5
60—70	36	28	64	4	4	8
über 70	19	18	37	1	2	3
— in Strücklingen —						
0—5	59	58	117	100	83	183
5—10	49	53	102	79	73	152
10—15	65	64	129	78	76	154
15—20	44	55	99	45	56	101
20—30	68	76	144	61	94	155
30—40	48	62	110	67	62	129
40—50	43	46	89	54	62	116
50—60	45	36	81	36	55	91
60—70	27	20	47	23	25	48
über 70	22	16	38	16	16	32
— im ganzen Sagterland —						
0—5	133	119	252	145	113	258
5—10	134	121	255	122	104	226
10—15	143	142	285	121	120	241
15—20	110	128	238	71	89	160
20—30	159	194	353	93	126	219
30—40	147	154	301	96	107	203
40—50	119	129	248	81	92	173
50—60	126	129	255	62	79	141
60—70	98	83	181	41	45	86
über 70	56	47	103	28	26	54

Soweit in den Gemeinden in einigem Umfang sagterländisch gesprochen wird, also in Scharrel, Ramsloh und Strücklingen, geschieht es hiernach gleichmässig bei Alten wie bei Jungen. Und selbst in Neuscharrel, so beschränkt dort auch der Kreis der friesisch Redenden ist, erkennt man das Bestreben der Eltern, den Kindern diese Sprache zugänglich zu machen. Für die einstweilige Erhaltung derselben, mindestens in den alten Wohnorten des Sagterlandes, ist demgemäss durch deren Fortpflanzung auf das jugendliche Geschlecht Sorge getragen. Zudem greift auch die Zahl der sagtersch verstehenden und sprechen könnenden Kinder über die hinaus, welche die Zählung nach ihrer Anlage ergab. Denn diese begrenzte den Sprachgebrauch lediglich auf den Verkehr der Familienglieder unter sich. Nun aber reden gewöhnlich in Scharrel, Ramsloh und den älteren Plätzen Strücklingens die eingeborenen Einwohner mit einander in der Schenke und auf der Strasse und nicht allein in der Familie das Sagterländische und lassen sich nur Fremden gegenüber auf platt-, oder allenfalls auf hochdeutsch ein. Ebenso ist es mit der Jugend, die sich bei ihren Spielen oder in der Schule — selbstverständlich aber nicht in dem hochdeutsch erteilten Unterricht — der Landessprache bedient. Daher kommt es auch, dass Kinder, deren Eltern daheim das Plattdeutsche sprechen, in dem Umgange mit den Altersgenossen das Sagtersche erlernen und anwenden. Als Familiensprache der Kinder giebt man dem letzteren meistens auch dort den Vorzug, wo bloss ein Teil des Elternpaares dieser Mundart kundig ist. Das lässt sich zahlenmässig aus den Ermittlungen über die sprachliche Verteilung nach Haushaltungen darthun, von denen reden:

in	sagterländisch allein	plattdeutsch	sagtersch und plattd. gemischt	hochdeutsch allein
Neuscharrel	11	67	—	—
Scharrel	135	12	28	—
Ramsloh	153	15	1	2
Strücklingen	182	235	4	2
Sagterland zusammen	481	329	33	4

Von den hier bezifferten 33 gemischt, teils sagterländisch, teils plattdeutsch sprechenden Haushaltungen sind nämlich 24, in denen der Vater oder die Mutter daheim nicht die Landessprache reden. Unter diesen 24 Haushaltungen thun das aber die Kinder bereits in 20, also in der grossen Mehrzahl derselben und zwar in gleich vielen Fällen, in denen der Vater und in denen die Mutter der plattdeutsche Bestandteil ist. Man kann daraus wohl abnehmen, dass die sagtersche Mundart noch den grösseren Einfluss und die stärkere Anziehungskraft zumal im Hinblick auf das heranwachsende Geschlecht äussert.

Bleibt jetzt ebenfalls für das Sagterland noch nachzuweisen, wie weit die Herkunft, die Gebürtigkeit der Bewohner für ihre Sprache maassgebend ist, so besagen die Zählungsergebnisse, dass — unter Ausscheidung

der Erwachsenen und Unerwachsenen, d. h. der über und unter 20 Jahr alten Personen — sprechen im Familienverkehr:

geboren in	sagterländisch		platt- und hochdeutsch		
	Unerwachsene	Erwachsene	Unerwachsene	Erwachsene	
— in Neuscharrel —					
Sagterland	22	35	190	141	
Oldenburgisch, Münsterland . . .	—	—	12	22	
übrigem Herzogtum Oldenburg . .	—	—	—	—	
Provinz Hannover	—	2	12	28	
sonst irgendwo	—	—	—	1	
— in Scharrel —					
Sagterland	297	431	29	17	
Oldenburgisch, Münsterland . . .	3	3	2	20	
übrigem Herzogtum Oldenburg . .	—	—	—	1	
Provinz Hannover	2	2	11	25	
sonst irgendwo	—	1	—	2	
— in Ramsloh —					
Sagterland	253	450	30	26	
Oldenburgisch, Münsterland . . .	5	3	2	12	
übrigem Herzogtum Oldenburg . .	—	—	4	2	
Provinz Hannover	—	4	3	3	
sonst irgendwo	1	1	—	5	
— in Strücklingen —					
Sagterland	449	484	323	100	
Oldenburgisch, Münsterland . . .	2	6	41	51	
übrigem Herzogtum Oldenburg . .	—	1	8	3	
Provinz Hannover	4	9	216	109	
sonst irgendwo	—	1	2	8	
— im ganzen Sagterland —					
Sagterland	Männl.	514	692	301	135
	Weibl.	507	708	271	149
	zusammen	1021	1400	572	281
Oldenburgisch, Münsterland	Männl.	5	5	30	55
	Weibl.	5	7	27	50
	zusammen	10	12	57	105
übrigem Herzog- tum Oldenburg	Männl.	—	—	4	3
	Weibl.	—	1	8	3
	zusammen	—	1	12	6
Provinz Hannover	Männl.	—	5	122	198
	Weibl.	6	12	120	267
	zusammen	6	17	242	465
sonst irgendwo	Männl.	1	3	—	10
	Weibl.	—	—	2	6
	zusammen	1	3	2	16

Zieht man diese Zahlen zusammen, so giebt das 3277 Personen, welche im Sagterlande, 955, welche ansserhalb desselben ihren Geburtsort haben. Von den ersteren sprechen 2421 oder 73.9 von den letzteren 50 oder

5,2 pCt. das Sagtersche. Dass die Einheimischen ganz überwiegend die alte Landessprache, die Fremdbürtigen, die eigentlich ausnahmslos aus plattdeutschen Gegenden stammen, diese Mundart brauchen, ist verständlich. Wenn aber unter den Einheimischen der Anteil der sagtersch Redenden erheblich kleiner ist als unter den auswärts Geborenen derjenige, der sich des Plattdeutschen bedient, so bleibt daran zu erinnern, dass die beiden Bestandteile der Bevölkerung des Ländchens nicht eigentlich vermischt unter einander wohnen, dass die Fremden, wo sie in einigem Umfange sich finden, in eigenen Wohnplätzen neben den altangesessenen Bewohnern sich angebaut haben. Daher scheidet sich, wie vorhin gezeigt, die Sprache örtlich. In den neuen, von den zugezogenen plattdeutschen Elementen angelegten Wohnplätzen spricht denn auch die Jugend, obwohl sie schon im Sagterlande geboren, diese Mundart, zugleich die ihrer Eltern und ihres Wohnortes. So kommt es auch, dass wesentlich wegen dieser, im Sagterland geborenen, aber dem plattdeutsch redenden Gebiete der Moorkolonien angehörenden jungen Leute der Anteil der landesbürtigen, sagtersch sprechenden Bevölkerung verhältnismässig niedrig, demnach der der plattdeutsch sprechenden recht hoch erscheint. Zieht man indessen Neuscharrel und Strücklingen ab, wo eben allein eine massenweise Ansiedelung Fremder stattgehabt hat, so sind auch die Verhältnisse andere; ja selbst in Strücklingen würden sie sich schon anders herausstellen, wenn die Ermittlungen gesondert auf die alten und die neu begründeten Wohnplätze erstrebt worden wären. In Ramsloh und Scharrel sind es jedenfalls nur äusserst wenig im Sagterland Geborene, die nicht auch dessen alte friesische Mundart sprechen, während manche Zugezogenen dieselbe und nicht bloss im äusseren Verkehr, sondern nach der Einrichtung der Zählung in ihrem Familienumgange angenommen haben.

Lassen ihrer ganzen Beschaffenheit gemäss diese Angaben über die Herkunft der Bewohner nun gleich nicht erkennen, bis zu welchem Grade die Fremdbürtigen sich derart mit den Einheimischen der alt besiedelten Teile des Landes sprachlich vermischen, dass ihr Nachwuchs völlig in die sagtersche Weise aufgeht, so gewinnt man doch unter gleichzeitiger Beachtung der aus der Altersgliederung gefundenen Thatsachen den nicht abzuweisenden Eindruck, dass aus den Zuzügen Plattdeutscher die Ausdehnung des sagterschen Sprachgebietes nicht nur keine Einbusse, sondern eher eine Erweiterung erfahren hat und erfährt. So ist man denn nach dem, was die statistische Ermittlung ebenso wie die allgemeine Wahrnehmung lehrt, zu dem Schlusse berechtigt, dass zwar die neuerliche erhebliche Zuwanderung dem Plattdeutschen in ansehnlichem Masse, in der Hauptsache aber nur an bestimmten, durch diese Zuwanderung entstandenen Wohnplätzen Eingang verschafft hat, dass aber dank der abgeschlossenen Lage, den geringen Beziehungen zur Umgegend, wie der Anhänglichkeit der Bewohner an die ererbten Bräuche in den alten, von fremden Zuzüglern

wenig berührten Dörfern des Sagterlandes die ursprüngliche friesische Mundart als Volkssprache noch ungeschwächt fortbesteht und auch wohl, sofern nicht einschneidende Veränderungen in den Lebensbedingungen des Ländchens eintreten, auf lange Zeit hinaus sich noch erhalten wird.

Sollen mit diesen Mitteilungen die über die sprachlichen Beziehungen der sagterländischen Bevölkerung erhobenen Thatsachen ihren Abschluss finden, so mag noch erwähnt bleiben, dass weiter ermittelte Erscheinungen, (auf deren Abdruck an dieser Stelle im Hinblick auf das ausgedehnte Raumerfordernis verzichtet werden muss, so namentlich über die Vor- wie Familiennamen), sachkundigen Forschern auf ihren Wunsch hin in ganzer Ausführlichkeit zugänglich gemacht werden können.

Kritische Übersicht über die italienische Volks- litteratur während des Jahres 1890.

Von Mario Menghini.

Wer es unternimmt, der Entwicklung der italienischen Volkskunde in Vergleichung mit der anderer civilisierter Nationen nachzuforschen, muss mit Bedauern bemerken, wie wenig im Vaterlande eines Giambattista Vico und eines Basile geschehen ist. In Deutschland, England, Frankreich und in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika sind auf starken Grundlagen Vereine für das Studium der Volksüberlieferungen entstanden, und es ist bekannt, welche gute Früchte Gesellschaften wie die in England von Andrew Lang, dem überzeugten Verteidiger der anthropologischen Theorie, gegründete Folklore Society, wie die Société des traditions populaires, wie der deutsche Verein für Volkskunde in Berlin, wie die American Folklore Society, die Gypsy Lore Society u. s. w. getragen haben und noch tragen werden. Mit trefflichen Zeitschriften ausgestattet, begünstigt und unterstützt von den Regierungen, unter vorzüglicher Leitung stehend, wissen diese Gesellschaften in geschickter Weise die vereinzelt Fäden der Volks-Forschung zusammenzufassen und zu einem einheitlichen wissenschaftlichen System zu verbinden.

In Italien wollte allerdings Dr. Giuseppe Pitrè in Palermo eine Gesellschaft für das Studium der Volksüberlieferungen gründen, deren Aufgabe sein sollte: „la raccolta, la pubblicazione e lo studio delle tradizioni popolari in Italia: canti, melodie, leggende, fiabe, novelle, racconti, indovinelli, usi, costumi, cerimonie, spettacoli, feste, credenze, superstizioni, miti, giuochi e canzonette fanciullesche, proverbi, modi di dire, formole, scioglilingua, scongiuri, nomi di animali, di piante, di pietre, di luoghi, e tutto ciò che si conserva nella tradizione orale e nei documenti scritti rispetto alla vita presente e passata del popolo italiano.“

In der That eine hohe Aufgabe, die ihrem edlen Unternehmer alle Ehre machen musste! Doch fand diese edle Anregung leider keinen günstigen Boden, und die gesammelten Beiträge waren nicht ausreichend, um die Kosten zu decken für den Druck eines „jährlich erscheinenden Bandes, der die Sitzungsberichte der Gesellschaft enthalten sollte“, noch auch die Kosten der Publikation „eines oder mehrerer Bände von Studien und Originaldenkmälern oder Volksdokumenten“.

Und doch darf man behaupten, dass Italien keineswegs Mangel leide an Volksforschern von Bedeutung. Es wird genügen, unter ihnen auf Giuseppe Pitrè hinzuweisen. Auch darf man nicht vergessen, dass gerade in Italien durch das Wirken des eben erwähnten verdienstvollen Mannes, sowie auch Francesco Sabatini's die erste, besonders und einzig und allein dem Studium der Volksüberlieferungen gewidmete Zeitschrift erschien. Denn die „Mélusine“ kam erst mehrere Monate nach der „Rivista di Letteratura popolare“ heraus, die jedoch leider nicht viel länger als ein Jahr ihr Leben fristete und gerade in dem Augenblicke einging, als ihr bereits die Mitarbeit der namhaftesten Forscher, wie R. Köhlers und des zu früh verstorbenen Liebrecht. gesichert war.

Es ist nach diesen Angaben unschwer nachzuweisen, dass die Bücher italienischer Volkskundiger selten sind und nur in geringer Zahl auf einer streng wissenschaftlichen Methode beruhen.

In Italien herrscht eben noch vielfach der Glaube, dass die Volksüberlieferungen allein in Liedern und Märchen bestünden, und man vernachlässigt darum jenes reiche Erbe von abergläubischen Vorstellungen, von Sitten und Gebräuchen, die doch einen so wichtigen Teil der menschlichen Kultur bilden. Daher kommt es denn, dass ein Forscher, der sich mit jenem Gebiete der Volksüberlieferungen beschäftigt, seine Aufgabe erfüllt glaubt, wenn er eine gewisse Menge von Liebesliedern, Erzählungen, Rätseln, Kinderspielen und Märchen gesammelt hat. Er übersieht dabei ganz, dass er nur eine Seite und noch nicht einmal immer die wichtigste des Volkswissens berücksichtigt, und dass er dem Mythologen der Zukunft damit noch keineswegs das Material liefert, mit Hilfe dessen derselbe die italienische Mythologie auf derselben Basis rekonstruieren könnte, auf welcher die deutsche Mythologie Jakob Grimms beruht.

Hier müssen wir jedoch zugeben, dass Pitrè bereits die Absicht hatte, diese grosse Lücke auszufüllen. Nachdem er nämlich in meisterhafter Weise mit seinen vier starken Bänden betitelt *Usi, Costumi, Credenze e Pregiudizi del popolo Siciliano*¹⁾, einem höchst bemerkenswerten Denkmal für die Bedeutung dieses trefflichen Demopsychologen, den italienischen Fremden der Volkskunde den Weg vorgezeichnet hatte, begann er vor nun-

1) Sie bilden die Bände XIV - XVII der Biblioteca delle tradizioni popolari Siciliane, Palermo, Clausen, 1887 - 89. Vergl. darüber Aless. D'Ancona in der Nuova Antologia, I. Agosto 1889.

mehr sechs Jahren eine Sammlung unter dem Titel *Curiosità popolari tradizionali*, die gegenwärtig zum zehnten Bande gelangt und grösstenteils zur Sammlung der Sitten, Gebräuche, abergläubischen Vorstellungen u. s. w. des italienischen Volkes bestimmt ist¹⁾. Man darf hoffen, dass es dem Unternehmen vergönnt sei, in dem eingeschlagenen Wege fortzufahren, und dass ihm die Gunst der italienischen Volksforscher nicht fehle. Wir beschäftigen uns hier nur mit den drei letzten Bänden, die im vergangenen Jahre erschienen sind.

Der erste von ihnen, welcher die Glaubensvorstellungen, Sitten und Gebräuche aus den Abruzzen behandelt, scheint uns besser als die beiden andern den Anforderungen der Demopsychologie zu entsprechen, und die Fachgelehrten werden dafür dem Verfasser Dank wissen, der sich schon durch einige gute Publikationen von Liedern und Erzählungen aus den Abruzzen, abgesehen von einem Lexikon dieses Dialektes in vorteilhafter Weise bekannt gemacht hat. Anstatt das Volk bei den Geschäften des täglichen Lebens zu schildern, beschreibt es *Finamore* in seinen Beziehungen zu den Naturphänomenen und in seinen religiösen Vorstellungen und teilt das Buch in drei Kapitel ein, deren erstes er *Meteorologia* (pag. 1—38); deren zweites er *Astronomia* (pag. 39—59), und deren drittes er *Solemnità dell'anno* (pag. 60—194) betitelt. Der gesamte Stoff stellt sich uns dann in geschickter Anordnung und in einfacher und klarer Behandlung dar und zeigt uns, wie das Volk der Abruzzen die Naturerscheinungen auffasst und wie es an die Legenden der heiligen Schrift glaubt. So stellt es sich z. B., wie übrigens alle anderen Völker, die ersteren als körperliche Wesen vor. So sind die Unwetter von bösen Geistern erregt. *Ulèvio* (*Aeolus*?), der Gott der Winde, der Blitze und Stürme wäre ein Engel des Paradieses, aus dem er verjagt worden wäre, weil er sich gegen den göttlichen Willen aufgelehnt hätte. Die Gewitterwolken sind Seelen, die keine Ruhe finden können. Die Siphone werden je nach ihrer Grösse als männlich oder als weiblich gedacht. Der Donner ist des Sturmes Stimme; die Tromben auf dem Meere nehmen Männer- oder Frauengestalt an, und die Fantasie der Seelente schreibt ihnen sogar eine Sprache zu, indem einige von ihnen Worte gehört haben wollen, mit denen jene sie

1) Der Inhalt der zehn Bände ist folgender: I) *Usi e pregiudizi dei contadini delle Romagne* di Michele Placucci da Forlì, pubblicati per cura di G. Pitre (Wiederabdruck eines wahrhaft bewundernswerten Werkes vom Anfang unsers Jahrhunderts); II) *Avvenimenti faceti raccolti da un anonimo Siciliano nella prima metà del sec. XVIII.* pubblicati per cura di G. Pitre; III) *Superstizioni, Usi e Proverbi Monferrini.* raccolti e illustrati da Giuseppe Ferraro; IV) *Zoologia popolare Veneta, specialmente Bellunese.* raccolta e illustrata da Angela Nardo Cibele; V) *Canti popolari del Basso Monferrato,* raccolti e annotati da G. Ferraro; VI) *Usi, Credenze e Pregiudizi del Canavese,* spigolati ed ordinati da Gaetano Di Giovanni; VII) *Credenze, Usi e Costumi abruzzesi.* raccolti da Gennaro Finamore; VIII) *Tradizioni ed usi nella Penisola Sorrentina* descritti da Gaetano Amalfi; IX) *Novelline popolari Sarde* raccolte e annotate dal Dott. Francesco Mango; X) *Novelle popolari Romane* raccolte da G. Targioni-Tozzetti.

warten, weiter zu fahren. So glaubt man auch in den Abruzzen, dass Kain sich jetzt im Monde aufhalte, um über seine Schuld zu weinen; und von grosser Wichtigkeit ist auch die Erzählung aller der Heilmittel oder auch der Übel, welche die Vollmondszeit mit sich bringt¹⁾.

Kurz, man kann sich aus diesen flüchtigen Proben ein Bild davon machen, dass das Buch *Finamores* mit Nutzen von dem Forscher zu Rate gezogen werden kann.

Der Verfasser hat sich fast immer enthalten, seine Untersuchungen mit vergleichenden Bemerkungen zu versehen; aber soweit es sich um den italienischen Teil handelt, können wir ihm nicht ganz Recht geben, in Anbetracht der geringen Zahl von italienischen Büchern, die über diesen Gegenstand geschrieben sind, die überdies dem Verfasser leicht zugänglich gewesen wären, und mit deren Hilfe er nützliche Vergleiche hätte anstellen können. Doch bezeichnet das Werk auch in seiner jetzigen Anlage, in jeder Hinsicht einen beträchtlichen Fortschritt der wissenschaftlichen Forschung dieser Art in Italien, und wir können nicht umhin, uns mit dem Verfasser darüber zu freuen.

Leider lässt sich dasselbe nicht von Sign. Gaetano Amalfi sagen, der sich durch verschiedene Publikationen von Volksliedern aus dem Süden bereits bekannt gemacht hat und nunmehr die Traditionen und Gebräuche der Halbinsel von Sorrent, vor allem der Gegend von Pagani, seinem Geburtslande, erläutert. Der Verfasser beginnt sein Buch mit der Schilderung dessen, was man in seiner Landschaft bei der Geburt und bei der Erziehung eines Kindes zu thun pflegt (*Bambinerie* pag. 3—27) und geht dann über zur Aufzählung der Feste (*Feste, fiori e frutta* pag. 28—57), zu den beim Volke gebräuchlichen Arzneimitteln (*Diversi rimedi* pag. 58—76), zu den Bräuchen bei der Jagd und beim Landbau (*Caccia e agricoltura* pag. 77—110), zu den Sprichwörtern des Volkes (*Paremiologia* pag. 111 bis 130), zu den Bräuchen, die Schifffahrt und Seewesen betreffen (pag. 131 bis 150), zu dem religiösen Aberglauben (pag. 151—180), zu den Marienlegenden (pag. 181—194) und zu den Grüssen und Glückwünschen (pag. 195—206). Ein so weites Feld der Forschung ist jedoch kaum oberflächlich gestreift in dem Buche Amalfis, der in der Vorrede erklärt, er habe sich des „vergleichenden Teiles“ enthalten wollen, und wir würden ihm gern beistimmen, wenn er nur sein Wort gehalten hätte. Anstatt dessen begegnen wir in seinem Buche häufig einem gewissen Gefühl der Reue, so z. B. auf Seite 15, wo wir auf einen Artikel von ihm über die verschiedene Benennung der Monate verwiesen werden: so auch S. 23, wo er einige Volkslieder erwähnt, die er vor einigen Jahren veröffentlicht hat: so auch S. 36, wo er in ziemlich unbestimmten Ausdrücken einige Publikationen über „Rufe der Verkäufer“ (*voci dei venditori*) anzeigt.

1) *Finamore* konnte mit grossem Nutzen zwei Artikel von St. Prato zu Rate ziehen: *Caino e le spine* (Preludio, 1881) und einen andern in der *Romania* XIII, 609, sowie das schöne Buch von Harley, *Moon-Lore*, London, 1885.

Auch darf man der Versicherung Amalfis, er habe die modernen Gebräuche den antiken gegenüberstellen wollen, keinen Glauben schenken, weil jene geringen und immer unbestimmten Angaben von Büchern aus dem vorigen Jahrhundert oder aus dem Anfang des unsrigen unmöglich eine Reihe gewissenhafter Forschungen darstellen können, wie man sie hätte verlangen müssen. Wäre eine solche Methode wirklich befolgt worden, wie viel willkommene Überraschungen hätten Autor und Leser erlebt, wenn sie in den von Amalfi erforschten Formen des Aberglaubens „Gebräuche aus den fernsten Zeiten, ganz primitive symbolische Formen und uralte Vorurteile“ wiedergefunden hätten!

Konnte der Verfasser z. B. für die Beschreibung des Schlaraffenlandes (paese di Cuccagna) nicht die nützlichen Publikationen von Zenatti und Rossi zu Rate ziehen, anstatt auf ein anderes Buch zu verweisen, in dem kein Wort von jenem fabelhaften Lande steht? — Trotz alledem finden sich inmitten von verworrenen und in ganz schmuckloser Form geschriebenen Kapiteln andere, die nicht ohne Interesse für den Volksforscher sind. So sind von Wichtigkeit die Ausführungen über die Feste und die volkstümliche Heilkunde, in deren ersteren der Unterschied zwischen dem Karneval und der Fastenzeit behandelt ist — und daran sollen sich gewiss jene im Volkston gehaltenen Liedchen über diesen Gegenstand anschließen — während in den letzteren das Verfahren geschildert wird, nach welchem das Volk die Krankheiten behandelt. Aus diesen flüchtigen Angaben kann man ersehen, dass das Buch Amalfis nicht nach streng wissenschaftlicher Methode verfasst ist, und der Gelehrte, der es zu Rate ziehen will, wird bald ermüdet sein, manches wirklich Nützliche inmitten eines ordnungslosen Wustes von Dingen zu finden, auf die er gern verzichtet hätte.

So hätte der Verfasser nach unserem Dafürhalten eine gewisse ihm eigene Originalität, die nicht immer am Platze ist, aufgeben sollen und gut gethan, sich eine einfache und klare, rein schildernde Form anzueignen, ohne all jene Ausrufungszeichen und Kundgebungen seiner Bewunderung, die für den Forscher zwecklos sind. Auch hätte er Abstand nehmen sollen von jenen langen Anführungen von Stellen aus anderen Schriftstellern, die bei einfacher Angabe des Ortes für sich hätten zu Rate gezogen werden können.

Der letzte Band der „*Curiosità tradizionali*“ ist von Mango veröffentlicht worden. Er enthält sechsundzwanzig sardische Volkserzählungen und zwar giebt der Herausgeber den Text derselben mit einer Übersetzung, die jedoch nach des Verfassers eigenem Geständnis zu wörtlich ist, „weil sie nicht in künstlerischen Intentionen, sondern in der Absicht, die Novellen wörtlich ins Italienische zu übertragen verfasst ist dem zu Nutzen, der sie nicht versteht.“ Wir können jedoch eine solche Umschrift von rein dialektischen Formen der Syntax in die Umgangssprache nicht billigen und hätten uns mit einem eingehenden Glossar begnügt, welches alle nicht

leicht zu übersetzenden Worte und Ausdrucksweisen, die der Insel eigentümlich sind, zu enthalten hätte: weil man weiss, dass die dialektischen Texte nicht nur dem Demopsychologen, sondern auch dem Glottologen dienen müssen, und deshalb würde ein Glossar jedermanns Geschmack entsprechen und auch die Anforderungen der Kritik in höherem Masse erfüllen.

Da wir nun einmal auf sardischem Boden sind, sei es gestattet, ein Buch über „Volkslieder im Dialekt von Logudoro“, gesammelt von Giuseppe Ferraro, zu erwähnen: ein Buch, welches den neunten Band der vor zwanzig Jahren von den Professoren Comparetti und D'Ancona unternommenen Sammlung „Canti e racconti del popolo italiano“ bildet.

Es ist eine neue Bestätigung für die erstaunliche Thätigkeit des Verfassers, der seit langer Zeit mit einer zähen und beharrlichen Forschungsmethode den verschiedenen Teilen der Volkskunde in vielen Gegenden Italiens nachgeht. Freilich kommt es manchmal vor, dass diese fieberhafte Thätigkeit Ferraro selbst nachtheilig wird. Denn häufig hatten schon namhafte Kritiker Anlass, ihm in dem Bestreben, die Früchte seiner Arbeit darzubieten, allzu grosse Überstürzung vorzuwerfen. Und aus diesem Grunde sind seine Resultate nicht immer recht abgewogen und gesichtet, wie ein erfahrener Forscher der Volksüberlieferungen zu thun die Pflicht hätte. Wir gestehen, dass diese Erbsünde des Verfassers uns auch in der vorliegenden Sammlung von Volksliedern im Dialekt von Logudoro wieder entgegentritt, die wenn sie auch einen beträchtlichen Fortschritt in Ferraros Gewandtheit beweist, und wenn auch eine sorgfältigere Vorbereitung unverkennbar ist, doch keineswegs ein durchaus zuverlässiges Buch darstellt. Vielmehr verrät sie, besonders in den spärlichen erläuternden Anmerkungen eine gewisse Ungenauigkeit und Oberflächlichkeit, die nicht auf einen streng wissenschaftlichen Plan schliessen lässt, wie er heutzutage bei Publikationen dieser Art zu verlangen ist. Zum Belege möge die Anmerkung auf S. 5 dienen, wo Ferraro bei der Erwähnung des Buches von Nigra angiebt, dass „die Existenz einer Canzone über den Vergifteten (sull'avvelenato) sich in Italien durch zwei Jahrhunderte rückwärts verfolgen lasse, wie schon Sign. D'Ancona 1874 in seinem Buche *Sulla poesia popolare italiana* nachwies.“ Nun weiss aber jedermann, dass D'Ancona seine ausgezeichneten Studien (Studj) im Jahre 1878 veröffentlichte, und Ferraro legt Nigra, von dem er, wie wir bemerkt haben, die Nachricht entnahm, eine falsche Äusserung in den Mund; insofern nämlich als derselbe in seinem nimmehr klassischen Werke *Canti popolari del Piemonte* ausdrücklich erklärt, die Existenz der erwähnten Canzone in Italien seit mindestens zwei Jahrhunderten sei von Alessandro D'Ancona 1874 in einem Briefe vermerkt worden, den er im April jenes Jahres an ihm gerichtet habe und dann erst in seinem Buche über die italienische Volkspoesie der Öffentlichkeit mitgeteilt, woselbst auch einige Fragmente daraus wieder-

gegeben sind, eines aus der Gegend von Pisa, eines aus Lecce. Diese Ausstellung, die wir hier Ferraro machen, scheint eine Pedanterie, in Wirklichkeit ist sie es aber nicht, weil man weiss, mit wie grosser Umsicht man zuwege gehen muss, um Erfolge in unsern Volksstudien zu erzielen, die vormalig eben aus Mangel an solcher, nicht immer zu sicheren Resultaten führten.

Übrigens scheint uns diese Sammlung von Volksliedern aus Logudoro nicht besonders gut geordnet. Denn während sie an 120 *rimos* oder *rimme-nanne* (Wiegenliedchen) enthält — (und mehr noch, wenn man die zahlreichen Varianten in Rechnung zieht), während man ferner darin 66 *attidos* oder Trauergesänge (die man in Corsica *vóceri* nennt, d. h. Klagelieder der Verwandten am Leichnam des Verstorbenen) und ferner 79 Rätsel findet, enthält sie nur zwei Lieder erzählender Natur, trotzdem uns der Verfasser selbst in der Vorrede versichert, er habe „nicht viel Totengesänge zusammenstellen können“, während ihm „eine bescheidene Sammlung von historischen, religiösen, burlesken, Kinder- und Liebesliedern möglich war. Auch hier können wir also keine allzugrosse Sorgfalt an Ferraro wahrnehmen, umso mehr als er selbst versichert, es beständen noch andere historisch-erzählende Gesänge „auf der Insel, in entlegenen Bergdörfern, wo die Volkspoesie, wie der Adler sein Nest gebaut hat“.

Wenig am Platze erscheint uns die reiche Sammlung von Sprichwörtern (*diciós*), die der Verfasser den Liedern angehängt hat, und die in angemessener Weise erläutert und wenigstens mit denen anderer Gegenden Italiens verglichen, sehr wohl den Gegenstand zu einem besonderen Werke über sardische *Parenmiologie* hätten liefern können.

Wir bemerken ferner, dass die den Rätseln vorausgeschickte Bemerkung zu allgemein gehalten ist und den Beweis liefert, dass dem Verfasser eine gute Monographie von Rua über die „dreizehn Nächte“ von Straparola¹⁾, die ihm bei den Erläuterungen eine sichere Anleitung hätte bieten können, völlig entgangen ist; dass ferner die schriftliche Wiedergabe der Volkslieder aus Logudoro im allgemeinen sorgfältiger hätte sein können; dass schliesslich auch hier ein eingehendes Glossar von nöten gewesen wäre, während es dann der zahlreichen erläuternden Anmerkungen nicht bedürft hätte, die einen guten Teil des Buches einnehmen und nicht selten wertlos sind.

Von Sardinien müssen wir uns nach Dalmatien begeben, wo Sign. Paolo Villanis eine stattliche Anzahl von Volksliedern gesammelt hat²⁾. Er teilt dieselben nach ihrem Inhalt in erzählende, lyrische und religiöse ein. Diese Publikation scheint uns mit Methode, und die Auswahl mit

1) *Giornale Storico della letteratura italiana*, XV. 140 ff.

2) *Saggio di canti popolari Dalmati raccolti a Zara e in Arbe, pubblicati e annotati da Paolo Villanis (Estratto dall'Annuario dalmatico, V). Zara, 1890.*

(Geschmack und Kritik veranstaltet zu sein; beides beweist des Verfassers warme Liebe für die Volksüberlieferungen und eine gewissenhafte Vorbereitung.

In einem Dialekt erzählt, der abgesehen von geringen phonetischen und lexikalen Abweichungen ein rechter Bruder des Venetianischen ist, sind diese dalmatischen Volkslieder im ganzen und grossen dieselben, die man auch in den anderen Gegenden Italiens singt. Auch hat Villanis zu ihnen recht sorgfältige Vergleiche herbeigezogen, wobei man berücksichtigen muss, dass er „in einem etwas isolierten Lande schrieb, wo die Ortsbibliotheken ihm keine Unterstützung gewähren konnten, da für ihn vielmehr eine Spezialbibliothek erforderlich war.“

Da wir seine Vergleichen nicht vervollständigen können, machen wir nur darauf aufmerksam, dass über die „la fava“ betitelte mimische Darstellung bereits eine treffliche Abhandlung von Du Méril existiert, der eine normannische Variante davon von weit grösserer Wichtigkeit, als jene bekannten neulateinischen beibrachte¹⁾; sodann dass eine römische Variante der Canzone „die unbequeme Schwalbe“, (*La rondine importuna*), in welcher Jeanroy²⁾ eine Nachahmung der provenzalischen Aube sehen will, von Kopisch in den „Agrumi“ (pag. 80) veröffentlicht wurde, und dass endlich die Canzone „die Grabesblume“ (*Fior di tomba*) uns an jene ausgezeichnete Rekonstitution des kritischen Textes erinnert, die Doncieux kürzlich in der Romania veröffentlicht hat³⁾. Letzterer hat die erwähnte Canzone, die in Frankreich gewöhnlich unter dem Namen *Pernette* bekannt ist, durch die verschiedenen neulateinischen Völker hin verfolgt. Soweit jedoch Italien in Betracht kommt, hat sich Doncieux auf die Gruppen von Piemont und Ferrara beschränkt, während die Canzonen der venetianischen Gruppe, die sich wieder jener bretonischen mehr nähern, ein besonderes Studium verdienen würden. Erst dann würde sich endgiltig ein Wunsch des edlen Nigra erfüllen, welcher schrieb, die Canzone erwarte noch eine Publikation in ihrer mehr oder weniger echten Redaktion“. Möge Villanis es sich gesagt sein lassen!

Nützliche Publikationen sind auch die von Cesari und Giannini. Der erstere verfolgt in einem Bändchen mit dem Titel „Come pervenne e rimase in Italia la matrona di Efeso“ (Wie gelangte die Frau von Ephesus nach Italien und verblieb daselbst?)⁴⁾ die bekannte Legende durch die verschiedenen Litteraturen. Sogar in China erzählt man sich eine ähnliche Novelle, und Grisebach, der sich mit dieser beschäftigte, leitete sie aus Indien her, von wo aus sie sich wie alle jene traditionellen und historischen

1) Du Méril. Histoire de la Comédie ancienne. Paris. Hachette, 1869. I, 223.

2) Les origines de la poésie lyrique en France au moyen âge. Paris, Hachette, 1888 S. 70 ff

3) La Pernette, origine, histoire et restitution critique d'une chanson romane (Romania, 1891. S. 86-135.)

4) Bologna. Zanichelli. 1-90.

Novellen über die Welt hin verbreitete. Das ist übrigens die Theorie Benfey's, die, soweit sie sich auf die schriftliche Überlieferung stützt, abweichende Hypothesen nicht zulässt, und auch von Cesari angenommen ist, der mit grosser Sorgfalt die Novelle in den dem Romulus (X saec.) zugeschriebenen *Fabulae Aesopiae*, im Polieratiens des John of Salisbury (XII saec.), im Anonymus Neveleti (XIII saec.), den Robert gern Galfredus nennen möchte, in der *Historia Septem Sapientium* und ihren verschiedenen Abzweigungen, im *Ysopet*, im *Novellino*, in den Novellen des Sercambi, im *Esopo* von Del Tупpo, im *Ricciardetto* von Fortiguerra u. s. w. verfolgt. Diese Zusammenstellungen, die mit grosser Klarheit ausgeführt sind, hatte jedoch D'Ancona bereits 1864 in den Anmerkungen zu seinem *Libro dei Sette Savi* gegeben, und Cesari hätte die Pflicht gehabt, es anzugeben. Die Schlüsse, mit denen er das Schicksal der Legende zu erklären sucht, scheinen uns verständig.

Die kleine Schrift von Giannini unter dem Titel *l'Uomo Selvaggio* (der Wilde)¹⁾, behandelt ein traditionelles Motiv, das bei den mittelalterlichen Novellisten beliebt war. Der Stoff jedoch liegt in einer Legende, die nach Nigra's Urteil sehr viel älteren Ursprungs ist. „Der Wilde“ — so erzählt man sich im Canavesischen — unterwies unsere Vorfahren, die ihn auf der Alpe als Sklaven hielten, in der Bereitung von Butter und Käse; und er hätte sie noch mancherlei anderes gelehrt, wenn sie ihm nicht beleidigt hätten, sodass er sie verliess und von niemandem mehr gesehen wurde.

„Und zwar entfernte er sich auf folgende Weise. Man hatte ihm befohlen, die Kühe auf einige Zeit zu weiden. Eines Tages nun, als es sehr stürmisch war, war er ganz erstarrt und seine Haare sträubten sich im Winde, denn er war nackt und mit Haaren bedeckt. Da sprach der Wilde:

Quand a piö, piö:

Quand a fioca, fioca:

Ma quand a fa véint

A fa cativ téimp.

(Wenn es regnet, regnet es.

Wenn es schneit, dann schneit es.

Aber wenn es windig ist.

Ist's ein böses Wetter).

Der Mensch nun, der am Eingang der Alphütte sass, sah des armen Wilden Haar sich sträuben und lachte. Das verdross den Wilden; aber noch ging er nicht. Eines Tages aber, als er zur Sennhütte kam, sah er den Menschen am Eingang sich auf seine Finger blasen, um sie zu erwärmen. Und er fragte ihn: „Warum hauchst Du Deine Finger an?“

1) Lu cca. Giusti, 1890.

Jener erwiderte: „Um sie zu erwärmen“. Als er nun in die Hütte eintrat, verteilte man an die Leute die Suppe und der Mensch blies auf die Suppe, die doch warm war. Da fragte der Wilde: „Warum bläsest Du denn auf die Suppe?“ Jener antwortete: „Um sie abzukühlen.“ Da stand der Wilde auf und sprach: „Ich will nicht länger bei Leuten bleiben, welche Wärme und Kälte aus demselben Munde schicken“. Und er ward nicht wieder gesehen.“

Nun, dieses gutmütige, vielleicht zu gutmütige Wesen, das über die alltäglichsten Naturphänomene in Bestürzung gerät, und das ein anderes, ihm ähnliches Wesen, das es aufnimmt oder vielmehr sich seiner bedient, für etwas Übernatürliches ansieht, kann wohl eine uralte, vielleicht prähistorische Rasse darstellen, die von einer anderen, intelligenteren überwunden worden ist. Ich glaube daher nicht mit Giannini, dass die Legende von einer Fabel des Äsop herrühre, bei dem wir ihr zum ersten Male in der geschriebenen Litteratur begegnen, wenn auch von Äsop immerhin die mannigfachen Abzweigungen in den neu-lateinischen Litteraturen herrühren mögen. Höchst wahrscheinlich hat dann Giannini Recht, wenn er den *Uomo selvaggio* mit dem Unibove, mit dem Marcolf, mit dem Berthold und überhaupt mit jenem *Cycas* von Traditionen, die von der Bauernschlauheit handeln, zusammenstellt. Die verschiedenen Motive der Legende und der Tochterlegenden, die sich im Laufe der Zeit über ganz Europa ausbreiteten, lassen sich in einem gemeinsamen Punkte vereinen, als dessen Grundlage man die Absicht, den Dualismus zwischen Vernunft und Unvernunft darzustellen, ansehen kann.

Dieses Thema ist nun weit älteren Ursprungs, und schon die That- sache, dass es sich mit nordischen und talmudischen Legenden in Beziehung setzen lässt, beweist, dass das Element der schriftlichen Überlieferung an einem gewissen Punkte aufhört, wo dann die mündliche Tradition einsetzt, bis auch diese sich im Dunkel vorgeschichtlicher Zeiten verliert.

Der Kommentar, den der Verfasser der Legende von dem Wilden beigelegt hat, ist mit Geschmack gemacht und verrät des Verfassers Geschick für dergleichen Studien. Schade nur, dass Giannini seine Untersuchungen allein auf die neu-lateinischen Litteraturen beschränkt hat. Der Wilde begegnet uns ausser bei Äsop noch bei Avianus (*Satyrus et Viator*), bei Erasmus, bei la Fontaine, und Spuren von einem „wildem Menschen“ finden sich in alten toskanischen Versen, im *Dittamondo* von Fazio degli Uberti, im verliebten Roland, in den dreizehn Nächten von Straparola, in einem Faschingsliede u. s. w.

Eine Bemühung, die mit dem schönsten Erfolge gekrönt sein sollte, ist die von Sign. Sabatini, der in einer Publikation betitelt *Volgo di Roma*¹⁾ die bisher unerforschten römischen Volksüberlieferungen zu sammeln und zu erläutern beabsichtigt.

1. Roma, Loescher, 1890.

Die Publikation soll in freien Zeiträumen in eleganten Bändchen, nicht über 200 Seiten stark, erscheinen; und die beiden, bis heute veröffentlichten sind von grosser Bedeutung.

Der erste Band enthält eine Studie des Dr. Chiappini über Ghetanaccio, eine Art Puppenspieler, der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts und zu Anfang des unsrigen in Rom lebte. Er zog durch die Stadt, auf den Schultern ein hölzernes Gestell, oder wie man sagt, ein *casotto* tragend, in welchem er mit einigen *mostriciattoli* (Teufelehen), die er sich selbst gefertigt hatte, auf den Plätzen seine Vorstellungen gab. „Er kamte — so schreibt Chiappini — alle Dialekte nachahmen, alle Sprachen parodieren. Er wusste an allem die lächerliche Seite herauszufinden. Stellte er sich, als ob er weinte, so klang sein Weinen natürlich. Lachte er, so musste man mit ihm lachen.“ Auf diese Studie über Ghetanaccio liess Sabatini eine andere über die Lyrik in den römischen Volksliedern (*lirica nei canti popolari romani*) folgen. Der Verfasser will darin nachweisen, dass die Gattung der lyrischen Liebespoesie aus der Toscana nach Rom eingeführt sei. Doch kommt er nicht zu positiven Resultaten, weil er seinen Behauptungen nicht mit stichhaltigen Beweisen zu Hilfe kommen kann. Die Übertragung des Liebesliedes von einer Gegend in die andere liesse sich wohl mit philologischen und metrischen Untersuchungen entscheiden, nicht aber mit ästhetischen, wie Sabatini will. Daher stellt seine Beweisführung oft in der Luft.

Dr. A. Parisotti behandelt mit grosser Sorgfalt die römischen Volksmelodien. Der Band schliesst mit drei von uns veröffentlichten Volksliedern, mit Beifügung des metrischen Schemas und der Musik.

Der zweite Band enthält:

1. Die Orthographie des römischen Dialektes: bei dieser Gelegenheit prüft Sabatini die verschiedenen bisher angewandten Methoden, Volkslieder aufzuzeichnen, und bringt eine eigene in Vorschlag.
2. Einige biographische Notizen von F. Chiappini über Luigi Raudanni, den Verfasser von römischen Geschichten.
3. Eine Studie von Barghiglioni über die Tiberinsel und die Landschaft jenseits des Tiber.
4. Zwei von uns erläuterte römische Fabeln.

Im folgenden verspricht Sabatini andere Bändchen zu veröffentlichen, und wir können seine Absicht nur billigen. Hoffentlich wird ihr das Wohlwollen der Fachgelehrten nicht fehlen, in Anbetracht des Ernstes, mit dem die Mitarbeiter an ihre Aufgabe gehen.

Rom, im April 1891.

Zu den deutschen, böhmischen und mährischen Volksliedern.

Von Johann Krejei

Unter den deutschen, böhmischen und mährischen Volksliedern bestehen manche treffende Ähnlichkeiten: in einigen Fällen kann man sogar von Kongruenz sprechen. Die Erscheinung, dass Ähnlichkeiten vorkommen, darf an und für sich nicht Wunder nehmen. Zieht man zum Beispiel die religiösen Volkslieder in Betracht, so ist es ganz natürlich, dass eine und dieselbe Religion gleiche oder ähnliche Vorstellungen im Volke hervorgerufen hat, die auch in seinen Liedern zum Ausdruck gelangen. Desgleichen ist es bei Familienliedern erklärlich, dass man ähnliche Gefühle und Gemüthungen wahrnimmt; und dass bei Liebesliedern ähnliche Momente behandelt werden, ist rein menschlich. Aber das Eigentümliche und Sonderbare dabei ist der Umstand, dass die Volkslieder nicht selten ein gleiches Mittel zum Ausdruck eines Gedanken wählen und in dem Sinne ist von Ähnlichkeiten zu sprechen. Dieselbe ist nicht selten auffallend, namentlich dort, wo die Lieder auch in der äusseren Form übereinstimmen. Dies ist nicht anders zu erklären, als durch den Umstand, dass ein Lied den betreffenden Völkern gemeinsam und eigen geworden ist. Wie es geschah, bei welchem Volke das Lied zuerst entstanden ist, wo seine ursprüngliche Heimat war — dies festzustellen ist die Aufgabe der vergleichenden Forschung. Für uns mag diese Erörterung indes dahingestellt bleiben. Der Zweck dieser Zeilen ist die wichtigsten Ähnlichkeiten und Kongruenzen darzustellen.

I. Religiöse Volkslieder ¹⁾.

Der englische Gruss liegt dem Liede Erl. ²⁾ 2. 539, Wh. 1. 230 als Inhalt zu Grunde; desgleichen bei Erb. 500. 49, 79, Suš. 31. — Wh. 2. 161 erzählt, wie die hl. Maria das Kind unter dem Herzen tragend es gebären soll. Ähnlichen Inhaltes ist Erb. 500. 50, Suš. 4. Es giebt da Ähnlichkeiten auch in Details: Das Weib, welches Marien begegnet (im böhmischen der Engel, im mährischen Elisabeth) sagt zu ihr:

Ach Jungfrau, was hast du im Sinn?
Du weisst, was unterm Herzen tragst.
mich wundert, wie du eilen magst.

1) Was die einzelnen Kategorien betrifft, so habe ich immer den weitesten Begriff gewählt, um nicht zu viel Details in die Abhandlung zu bekommen.

2) Erl. = Erlach, Deutsche Volkslieder 1834—36; Wh. = Wunderhorn 1845 f.; Erb. = Erben, Böhmische Volkslieder; Suš. = Sušil, Mährische Volkslieder; Bš. = Bartoš, Mährische Volkslieder neu gesammelt

Und im mährischen Liede sagt Elisabeth:

kam jdeš Maria? nedojdeš,
tózko pod svým srdcem neseš¹⁾.

Die hl. Maria hilft einer Sünderin in den Himmel, da sie ihre Sünden bereut. So erzählt Erl. 4. 123. Wh. 2. 220, dass von zwei Seelen, die den hl. Petrus baten, er möge ihnen das Himmelsthor öffnen, eine zurückgewiesen wurde. Als sie nun traurig den Weg zur Hölle angetreten hatte, begegnete ihr die hl. Jungfrau, befragte sie nach ihrem Leben und führte sie dann in den Himmel. Denselben Gedanken spricht das Lied Erb. 504. 59, Suš. 22 aus. Der wesentliche Unterschied besteht nur darin, dass im deutschen Liede dem Mädchen das zum Vorteil in den Augen der hl. Jungfrau gereichte, dass sie keine Sünde begangen hat ausser an jedem Samstag nachts einen Rosenkranz geflochten zu haben (was dies bedeutet, leuchtet mir nicht ein); das böhmische und mährische Lied schildert das Mädchen zwar als sehr sündhaft, aber es gab trotzdem Almosen — wiewohl ein kleines.

Die Vorstellung, dass brave Kinder in den Himmel kommen, böse in die Hölle, liegt Erl. 2. 275, Wh. 2. 211 zu Grunde. Drei Schwestern kamen zum hl. Petrus und baten in den Himmel aufgenommen zu werden. Die zwei älteren werden hineingelassen, die dritte aber an die Hölle gewiesen, weil sie ein unfrommes Leben führte. Dieselbe Vorstellung hat Erb. 507. 58, Suš. 36, wo gleichfalls eine Seele in den Himmel nicht aufgenommen wird. Diese Lieder weisen auch in der Beziehung Ähnlichkeit auf, dass dort der Gedanke ausgesprochen wird, die Eltern sollen ihre Kinder strafen. Denn als das Töchterlein für seine Sünden leidet, sagt es:

Das ist mein Mutter Schuld,
dass sie mein Bosheit hat gedult,
und mich in Frevl lassen gehn,
nicht einmal sauer drum gesehn.

Und im böhmischen Liede heisst es (die Worte Christi zur Sünderin):

Tam uhlídáš své rodiče,
kterak pláčou, nářikají,
že svých dítek neřestali²⁾.

Wunderbar übereinstimmend ist die Vorstellung von der Hölle. Erl. 2. 273, Wh. 2. 211 (213) sagt der Satan, als eine arme Seele in die Hölle gekommen ist:

Drauf sprang er auf und liess sie ein
und schenkt ihr ein ein glühnden Wein.

1) Wo gehst du hin, o Maria? Du wirst nicht hinkommen, — du trägst ja unterm Herzen schwer.

2) Dort wirst du deine Eltern sehen — wie sie weinen und beklagen — dass sie ihre Kinder nicht strafen.

Als sie nun aus dem Becher trank,
das Blut ihr aus den Nägeln sprang.
Er bracht sie in den höllischen Pfuhl
und setzt sie auf einen glühenden Stuhl.

Erb. 505. 59, Suš. 20:

Hoj otevřte, tovaryši,	druhý jim smoly nalívá;
vezu vám tělo i duši!	první sklenici vypila,
Postavte panně stoliči	hned se jí barva změnila,
nalejte vína sklenici,	druhou sklenici vypila,
První jim bránu otvírá.	hned plamen z huby pustila ¹⁾ .

Die Ähnlichkeit ist auffallend. Und weiter: in allen hierher gehörigen Liedern wird der in die Hölle führende Weg als ein breiter geschildert. Vgl. dazu folgendes: Erl. 2. 575, Wh. 2. 213:

Geh du, geh du ein klein wenig basz zu,
da wirst du kommen auf den breiten Weg.

Wh. 2. 220:

Die erste, die soll zu ihm (Gott) gehn,
die zweite soll den breiten Weg gehn;
der breite Weg gar böse steht.
der zu der leidigen Höll eingeht.

Erb. 505. 59:

Ukažte jí cestu šírou,
kudy hříšní do pekla jdou —
Musím jíti cestou šírou,
kudy hříšní do pekla jdou.

Suš. 22:

Kažte jí cestu širokú,
kudy hříšní do pekla jdú ²⁾.

Noch will ich zwei Lieder erwähnen, die einander entsprechen: es ist die Erzählung von der Sünde der ersten Eltern: Erl. 4. 137, Wh. 2. 421, Erb. 500. 48, Suš. 30. Und dann jene Lieder, in welchen die Seele mit dem Leibe streitet, wer eigentlich die Leiden nach dem Tode verschuldete. Wh. 3. 14. Erb. 506. 61. Sonst hätte ich bei dieser Kategorie nichts Besonderes anzuführen.

II. Familienlieder ³⁾.

Ein armes Waiselein, das eine Stiefmutter bekommen hat, weint bitter-

1) Ei, machet auf, ihr Gesellen. — ich führe euch einen Leib und Geist. — Stellt der Jungfrau einen Stuhl auf — schenkt ihr ein ein Glas Wein — Der erste öffnet ihnen das Thor — der zweite schenkt ihnen Pech (= glühenden Wein) ein. — Das erste Glas trank sie aus — gleich bekam sie andre Farbe — das zweite Glas trank sie aus — gleich sprang ihr eine Flamme aus dem Munde.

2) Zeiget ihr den breiten Weg — wo die Sünder in die Hölle gehn. — Ich muss gehn den breiten Weg. — wo die Sünder in die Hölle gehn.

3) Unter diesen Titel habe ich alle jene Lieder aufgenommen, die das Verhältnis der Familienglieder zu einander in welcher immer Beziehung aussprechen

lich um seine frühere Mutter und klagt ihr das Unrecht, welches ihm seitens der neuen Mutter geschieht. Desselben Inhaltes, ja fast ganz gleich ist das Lied Erb. 467. 2. Suš. 159 (mit allen Varianten). Es findet da eine merkwürdige Ähnlichkeit statt und es ist sehr interessant, diese Volkslieder näher zu vergleichen. Das weinende Kind ruft:

	Wacht auf, meine liebe Mutter, und lasst mich zu euch runter.	Venté mé tam k sobé do tej černej země
die Mutter:	Was wirst du denn hier unten thun? Hier unten hast du ja keine Ruh.	Co bys tu dělala sirotko ma mila?
das Kind:	Faulholz will ich essen, trübs Wasserlein trinken	Dy bych ráno stala pisecek sbírala, rosičku sbírala.
	Wenn mir meine Mutter soll Brot geb'n, so schütt sie mir immer Asche drauf. Wenn sie mir soll weiss Hemdlein geb'n, so wirft sie mirs vor die Füße hin. Wenn mich mein Mutter strehlen soll, sie strehlt, dass mirs Blut nachläuft.	Dy mi chleba kraje, to mi ho nepřeje a dy mi ho dava v popele ho vala dy mne ona češe, to krev ze mne teče, dy košulku dava, to mne pošlahava 1).

Die Ähnlichkeit und Kongruenz ist in diesem Falle, mehr als auffallend. Auch das Lied Wh. 1. 317 schildert das Weinen der verwaisten Kinder; sein Inhalt ist jedoch ein ganz anderer. —

Den Königseltern wurde ein Töchterlein von einem Krämer gestohlen: dieser verkaufte es einer Wirtin, welcher es als Magd diente. Nun kommt ihr Bruder ins Wirtshaus, bittet sich das Mädchen die Nacht aus und da erkennt er in ihm seine eigene Schwester, welche er sieben Jahre gesucht hat. Er führt sie zu den Eltern, die ihre Tochter mit Freuden empfangen. Dies ist der Inhalt des Liedes Erl. 4. 131, Wh. 2. 277. Und diesem entspricht vollkommen das böhmische Erb. 483. 19 und das mährische Suš. 175, Bš. 50. Es ist abermals ein markantes Beispiel von Ähnlichkeit der betreffenden Volkslieder; nur in wenigem sind sie verschieden. —

Ich habe bereits oben bemerkt, dass auch das Lied Erl. 4. 82, Wh. 1. 317 die Trauer der verwaisten Kinder enthält. Nun ist es mir gelungen auch zu diesem Liede eine Analogie unter den mährischen zu finden: Suš. 93. Die Kinder gingen täglich auf den Kirchhof zum Grabe ihrer Mutter, wo sie bitterlich weinten. Da hörten sie plötzlich am neunten Tage eine liebliche Stimme aus dem Grabe hervortönen, es war ein Wiegenlied. Die Kinder liefen freudig heim und erzählten es dem Vater. Der

1) Nimm mich zu dir — in die schwarze Erde. — Was würdest du hier thun. — mein armes Waiselein? — Wenn ich früh aufstünde — Sand mücht ich sammeln — Thau mücht ich sammeln. — Schneidet sie mir Brot — so göm't sie mir's nicht: — und giebt sie mir's — so wälzt sie's in der Asche herum; — wenn sie mich kämmt — so läuft mir Blut nach — wenn sie mir ein Hemdlein giebt — so peinigt sie mich.

will es anfangs nicht glauben, geht jedoch endlich mit zum Grabe, lässt es öffnen und sieht da seine Frau lebend und an ihrer Seite das Kind. Sie kehren alle nach Hause zurück. Nach drei Jahren muss jedoch die Mutter die ihrigen wieder verlassen. — So das deutsche Lied. Dasselbe, nur nicht so ausführlich, erzählt das mährische. Wie gesagt, es ist kürzer, namentlich fehlt die Erklärung dessen, wie es eigentlich geschah, dass die Mutter mit ihrem Kinde am Leben blieb: es brachte ihr nämlich dreimal im Tage ein Knäblein Nahrung, wie das deutsche Lied berichtet. Ausserdem fehlt im mährischen Liede das ethische oder vielmehr das religiöse Moment, das wir zu Ende des deutschen lesen. Ich zeige noch die Ähnlichkeiten in Details. Die Kinder, als sie nach Hause kamen, sagen dem Vater:

O Vater, lieber Vater mein,
geht mit uns auf den Kirchhof ein,
die Mutter singet schöne,
sie wiegt im Grab ein Kindelein.

Tatičku můj roztomily
pod'te k hrobu v tuto chvili,
mamička tam v hrobě zpive,
malé diťaťko kolibe ¹⁾.

Und als das Grab geöffnet war, sagt die Frau zu ihrem Gemahl:

Herzliebster Mann, dein Kind nimm an
und lass dich nicht entsetzen.

A tu muži neboj se mne,
vem to diťaťko ode mne ²⁾.

Abermals ein Beispiel von wunderbarer Übereinstimmung.

III. Liebeslieder.

Bei den Liebesliedern habe ich vergebens mehrere Fälle von Ähnlichkeit und Kongruenz gesucht; in der That kann man von denselben nur in dem Sinne sprechen, dass in den Liebesliedern ähnliche Gefühle und Momente behandelt werden.

Nur ein Lied verdient erwähnt zu werden. Es ist die bekannte Ballade „Liebesprobe“ Erl. 3. 140, Wh. 1. 70, 4. 3. Desselben Inhalts ist das böhmische Lied Erb. 493. 31 und das mährische Lied Suš. 113.

Der Geliebte will nämlich sein Lieben prüfen und reitet deswegen auf sieben Jahre in die Fremde, um sich zu überzeugen, ob sie ihm die ganze Zeit hindurch treu bleiben werde. Die Geliebte verspricht ihm Treue. Nach sieben Jahren kommt er zurück; sie erkennt ihn nicht und sagt, dass sie ihren Geliebten erwarte, der vor sieben Jahren von ihr Abschied nahm. Nun erzählt er ihr, dass derselbe bereits geheiratet habe und fragt sie, was sie ihm dafür wünsche, dass er sie betrog. Sie wünscht ihm alles Gute. Da giebt er sich zu erkennen und beide freuen sich über das glückliche Wiedersehen.

1. Mein liebes Väterchen — kommt mit zum Grab — das Mütterchen singt dort im Grabe — wiegt ein kleines Kinderlein.

2. Und du mein Mann fürchte mich nicht — nimm das Kindelein zu dir.

Dies ist in kurzen Zügen der Inhalt. Was die poetische Darstellung betrifft, so sind namentlich das deutsche und mährische Lied zu vergleichen.

„Feins Liebchen, wir müssen von einander,
ich muss noch sieben Jahre wandern.“
„Musst du noch sieben Jahre wandern,
nehm ich mir keinen andern.“

Syneček do vojny jede
a své milé přikazuje:
Za sedm let zas přijedu,
zlatý prsten ti dovezu.¹⁾

Als sie sich nun ins Gespräch einliessen und sie ihm erzählte, dass sie ihren Geliebten erwartet, sagt er:

„Gestern bin ich geritten durch eine Stadt,
da dein feins Liebchen Hochzeit hatt.
Was thust du ihm denn wünschen an,
dass er seine Treu nicht gehalten hat?“
„Ich wünsch ihm so viel gute Zeit
so viel wie Sand am Meere breit:
ich wünsch ihm so viel Glücke fein.
so viel wie Stern am Himmel sein:
ich wünsch ihm all das Beste,
so viel der Baum hat Äste;
ich wünsch ihm auch eine gute Nacht,
weil er mein nimmer hat gedacht.“

Tvůj milý se už oženil,
já sem na jeho svatbě byl.
Co mu zkažeš, Andulíčko,
červená, bílá, ružičko? :)
Zkazuju mu tolik zdraví,
co je v tomto háju trávy
zkazuju mu tolik štěstí,
co je v tomto háju listí:
zkazuju mu tolik hubiček,
co je na nebi hvězdíček
a tolik dobrých noclehu,
co je na světě kostelo:
zkazuj mu tolik dítek,
co je v tomto hájíčku kvítek.²⁾

Charakteristisch ist nun das Ende der Lieder:

Trockn' ab dein Äugelein,
du sollst fürwahr mein eigen sein.
Ich thät dich nur versuchen,
ob du wirst schwören oder fluchen:
hättst du einen Fluch oder Schwur gethan,
von Stund an wär ich geritten davon.

kosteliček v černóm lese.
pojd' má milá, sezdáme se.
Pojal on ju za ručičku
a vedl ju ku kostelíčku.³⁾

Das böhmische Lied entspricht dem deutschen und mährischen im grossen und ganzen. Aber es ist ein wichtiger Unterschied zu konstatieren: Das Mädchen nämlich, als es von der Hochzeit seines Geliebten hört, sagt zornig: Ich wünsch ihm soviel an, dass ihm ein Blitz tödten mag! Und dann erst, als sie ihn erkennt, wünscht sie ihm alles Gute.

Ich kann nicht umhin, über diese drei Lieder vom ästhetischen Stand-

1) Ein Junge fährt in den Krieg und befiehlt seinem Liebchen: in sieben Jahren komm ich wieder — bringe dir ein goldnes Ringelein mit.

2) Dein Liebchen hat schon geheiratet — ich war auf seiner Hochzeit. — Was wünschst du ihm Anneten an, — du rotes, weisses Röslein?

3) Ich wünsch ihm so viel Gesundheit an — als in dem Haine Gras gewachsen; — ich wünsch ihm so viel Glücke an — als in dem Haine Laub; — ich wünsch ihm so viel Küsse an — als am Himmel Sternelein sind — und so viel gute Nächte — als auf der Welt Kirchen sind — ich wünsch ihm so viel Kinder an — als in dem Hainchen Blümelein sind.

4) Ein Kirchelein steht im schwarzen Wald — mein Liebchen komm, wir vernählen uns: — Er nahm sie bei der Hand und führte sie zum Kirchelein.

punkte aus eine Bemerkung zu machen. Es hat nämlich in der neuesten Zeit dieselben Bartoš in seiner Abhandlung über das mährische Volkslied) eingehender besprochen und wir dürfen seine Ansicht nicht ausser acht lassen. Er sagt etwa folgendermassen: Der Leser erkennt im ersten Moment, dass das deutsche Lied im Vergleiche mit dem mährischen wie eine Knospe oder verwelkte Blüte gegen eine in voller Blüte stehende Rose aussieht. Die harte Prüfung haben beide Mädchen bestanden, aber wie verschieden sind die Männer! Der des mährischen Liedes eilt mit aufrichtigster Liebe zur Geliebten, will sie eher necken und dann überraschen als ihre Liebe prüfen, über welche er gar keinen Zweifel hat. Aus jedem einzelnen Worte sieht man, wie schwer ihm diese Aufgabe ankommt, wie er sich wünscht, dass ihn das Mädchen zuerst erkenne; er redet sie so vertraulich an — wogegen der deutsche Verliebte gegen das ihm treu gebliebene Mädchen mit einer Gefühllosigkeit auftritt, die sogar abschreckt. Nach der prosaischen Erklärung, dass er sie nur prüfen wollte, setzt er ganz kühl hinzu, dass er von Stund an weggeritten wäre, wenn sie ihn gescholten hätte. Und würde nicht das Mädchen, sagt Bartoš, hinreichende Ursache dazu haben, da es so schändlich behandelt wurde? In der That hätte kann ein Mädchen anders gehandelt als das böhmische in der Ballade gleichen Inhalts. So zu handeln wäre zwar realistisch wahr, aber nicht poetisch. Die Liebe dieses Mädchens war nicht aufrichtig, es liebte nicht, sondern wollte geheiratet sein. Ganz anders erscheint uns das Mädchen im mährischen Liede: auch der untreue Geliebte bleibt ihr das, was er ihr früher gewesen, das allerliebste auf der Welt, den sie selbst bei so traurig veränderten Umständen glücklich sehen will. Im deutschen Liede hat sich das Mädchen ebenso herzlich benommen und dieselbe uneigennützig Liebe bewiesen — und doch welch grausame Drohung erfolgt von dem Geliebten! Dort tönt das Lied in eine Disharmonie aus; wir können bloss das arme Mädchen bedauern, dass es treue Liebe dem bewahrte, der ihr unwürdig war (XXVI).

Bartoš gefällt demnach der Geliebte im deutschen Liede nicht und das Mädchen nicht im böhmischen; das mährische sieht er als ein vollkommenes Produkt an. Was das böhmische Lied betrifft, so hat er wohl Recht; das Mädchen handelt zwar realistisch wahr, aber nicht poetisch; dem Lied fehlt demnach ästhetische Schönheit, wiewold es sonst mit dem mährischen fast ganz gleich ist. Aber was das deutsche Lied anbelangt, so thut er ihm gewiss Unrecht an. Er findet in diesem Volksliede etwas gefühlloses, ja sogar grausames, das geradezu abschreckt! Das ist nicht wahr! Dies stellt sich Bartoš nur vor und diese Vorstellung hat namentlich, meine ich, die letzte Strophe in ihm hervorgerufen. Aber wer das Lied aufmerksam durelliest, findet darin zwar keine grosse Wärme, aber

1 Als Zusatz zu seiner Sammlung: Mährische Volkslieder neu gesammelt. Brünn 1890.

auch keine Grausamkeit. Und psychologisch ist das Benehmen des Geliebten ganz gut begründet. Wer sich in alle Umstände, die ihm umgeben, in die ängstliche Erwartung, in die unsichere Stimmung des nach sieben Jahren aus der Fremde zurückgekehrten Geliebten hineindenkt, wird darin nichts Anstossendes finden. Kurz, hier ist der Charakter der beiden Geliebten in Anspruch zu nehmen: der des deutschen scheint uns strenger, ernster zu sein, jener des mährischen nachgiebiger, gütiger. Darin darf man aber keinen Nachteil in ästhetischer Beziehung finden! Auch hinsichtlich der letzten Strophe kam ich mit Bartoš nicht übereinstimmen. Darin liegt doch nichts so Grausames, wie er es auffasst, wenn der Geliebte sagt: „Hätt'st Du eine Schelte oder Fluch gethan, von Stund an wär ich geritten davon.“ Ich sehe darin eher einen Stolz, der sich bei einem Manne ganz gut erklärt. Da aber die Geliebte nur in Liebe spricht, so entgegnet auch er liebevoll: „Troekn' ab Dein Äugelein, Du sollst fürwahr mein eigen sein!“

Die von mir gezeigten Ähnlichkeiten und Kongruenzen wären die hauptsächlichsten, die ich anzuführen hätte. Ich glaube, dass sie als ein Beitrag zur näheren vergleichenden Forschung dienen können, an welche ich künftighin heranzutreten hoffe.

Prag.

Die Gebirgsnatur in Vorstellung und Sage der Gossensasser.

Von Marie Rehsener.

Tritt der Tiroler aus seiner Hütte vor die Thüre, so sagt er schon, er ist in der „Weite“.

„Lendig“ (lebendig) nennt der Gossensasser auch in der unorganischen Welt, was sich bewegt.

Die Bäuerin sagt nicht nur im Frühlinge vom Aprikosenbaum vor ihrem Hause: „Man kennt es, dass die ‚Marillen schieben‘ (kuospen), dass sie ‚lendig sein‘, sondern auch vom Wasser, das den Winter ‚hin wurde‘, es werde wieder ‚lendig im Lannes‘ (Lenz).“

Diesem Lebendigen waren wir bemüht auch in der ‚Weite‘ nachzugehen: der Bewegung wie sie die Natur selbst hervorbringt. Von ihr, deren Gesetze und Kräfte er nicht kennt, spricht doch instinktiv auch der einfache Landmann. Er beobachtet, wenn auch auf seine Weise, die Natur, mit der er in nächster und unausgesetzter Beziehung steht und der er sich anbequemen muss. Wie er es in sich findet, sieht er auch überall um sich herum — in Erde, Wasser und Luft — ein persönliches Wollen und Wirken und unbewusst bildet sich seine Phantasie dafür menschen-

ähnliche Gestalten: so das Ziroger¹⁾-Männle für die Wirkungen der Körper-schwere, und das Pfeifer-Huisele für die des Wassers.

Die Wetterherren (die Heiligen Johann und Paul. deren Tag am 26. Juni ist) besorgen das Leben in der Luft, und Verstorbene, die alten Buem (Buben-Junggesellen) helfen auf dem Rosskopf²⁾ die Wolken schieben.

Das Ziroger-Männle widerstrebt dem Willen der Menschen auf Weg und Steg und das Pfeifer-Huisele ist dem Menschen dienstbar; aber da es eigenwillig und gewaltsam ist, macht es ihm auch viel zu schaffen.

Als Beweis, wie voll lebendiger Auffassung und bildlicher Gestaltung die Rede der Leute ist, noch folgendes:

Die Weber-Zenze spricht auch zu gewöhnlichen Gegenständen, mit denen sie zu thun hat, als wären es menschliche Wesen und als stünde sie in persönlichem Verkehr mit ihnen.

Wenn das Holzseheit, das sie zum Feuer braucht, sich schwer spaltet, sagt sie: „das wehrt sich! wegen mein kannst du auch ganzer verbrennen.“ Brennt das Feuer trotz aller Mühe nicht, so ruft sie ihm wohl zu: „Wenn du nicht bald brennst, so giess ich dir ein Wasser ein, dass du doch einen Grund hast, nicht zu brennen.“ Und dem Rauche, wenn er durch den Schornstein nicht genügend entweicht, öffnet sie die Haus-thüre, indem sie sagt: Jetzt geh hier ausser oder auch nicht, wie du willst.“ —

Der Beobachtende sieht wie schwer der Wagen den Brenner-Weg, an dem sein Dorf liegt, hinauffährt, wie leicht er herabrollt und wie ein Stein unerwartet von der nahen Felswand fällt.

Auf dem Brenner ist allm (allwegen) das Ziroger-Männle sagt das Volk.

Der Eine erzählt: Den Wägen, welche den Weg ‚auffer‘ (hinauf) fahren, hängt es sich in die Räder, dass die Rosse schwerer zu ziehen haben und die Wägen, welche auer (herab) fahren, hilft es schieben, dass sie schleu-niger rollen.

Der Andere sagt: Es sperrt den Fuhrleuten die Schröpfler (Vorrichtung zum Hemmen der Räder) zu, wenn sie hinaus (nach der Passhöhe) fahren, und sperrt sie ihnen auf, wenn sie heraus (nach Gossensass) wollen.

Von der Ziroger-Wand³⁾ aber wirft das Männle — das ein Müller gewesen sein soll — auch bei dem schönsten Wetter Steine herab, die Vor-überfahrenden zu ‚ticken‘ (neckten). Wie es mit dem ‚gabichten‘, ‚z’widern‘, ‚besundern‘ Zeug die Fuhrleute tickt, weiss auch der Raderer-Hansl; bedächtigt sagte der Sechsmundachtzigjährige: „Man hat wohl allerlei vom Ziroger-Männle gehört: aber man kann es nicht nachsagen — Gewisses weiss man nicht. Ich habe eine Malhd nicht weit von der Wand, auf die

1) offnes o, weshalb auch Zirager geschrieben wird.

2) Berg südwestlich von Gossensass.

3) Felswand ostwärts über Brennerbad.

es gebannt ist, und einmal, als ich ober der Wand war, habe ich Steine kollern gehört, aber gesehn habe ich sie nicht. Wenn es Steine herab wirft, soll schlecht Wetter werden. Der Bruder meines Vaters hat es gesehn, wie der grosse Stein heruntergekommen ist, der noch dort oben liegt. Er liegt nur zwei Büchenschuss von unserer Mahd und sieht so gross aus, wie ein Tisch; kommt man aber ‚gleim‘ (nahe) zu, so ist er dreimal so gross. Derselbe Bruder des Vaters hat auch einmal allein oben im Stadel geschlafen und Nachts etwas gehört zum Stadel kommen, was ‚Unnatürliches‘. Einmal soll das Ziroger-Männle gerufen haben, ob noch nicht bald das Weltgericht sei? Vielleicht wird es dann erlöst.“

„Steine habe ich wohl auch runter kommen sehen.“ sagt die Weber-Zenze; „aber wenn er sie ‚auerlässt‘ hat keiner gesehen.“

Wir suchten die Felswand auf, an die sich das Gesagte knüpft.

„Ist das das Ziroger-Männle? fragten wir einen Hirtenbuben, der am Fusse der Wand seine Herde weidete, indem wir auf eine der menschen-ähnlichen Zacken der Felsmauer wiesen. „Ich hab wohl von ihm gehört, auch dass es dort oben sein soll; hab es aber selbst nie gesehen.“ antwortete er.

Doch das Rieseln, Sprudeln und Rauschen des Wassers, welches in dieser Alpenwelt durch ein noch üppigeres Blühen der Blumen sich verrät, und das in zahlreichen Rinnalen mit schönen Fällen den steilen Abhang zum Eisack hinabstürzt, gemahnt schon lange, ihm auch die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken.

Es ist noch nicht lange her, dass man ‚allm‘ sagte, wenn sich die Wolken über den Bergen zusammenzogen, als könne ein Wetter werden: „Das Pfeifer-Huisele wird wohl um die Wege sein“. Dem das Wasser besorgte das Pfeifer-Huisele auf die Berge und goss es von dort in die Thäler herab. Das hat noch ‚ebbes‘ gekannt!

Ober der Lanze (Felsschlucht gleich links unterhalb Gossensass) ist das Männle auf einem Ziegenbock (wie Thor mit Böcken fuhr) „auer“ gefahren. Wo es gefahren ist, ist gleich hinter ihm ein Graben aufgerissen gewesen und die Güsse kommen. Eigentlich hat es über den Platz-Hof (hier macht der Graben eine scharfe Biogung) nach Gossensass herabfahren wollen; aber die Glocken des Warbles-Kirchl¹⁾ läuteten, die sind so hoch geweiht, dass es dort nicht fahren durfte und seitwärts biegen musste.

Ein Pflerscher²⁾ war es bei Lebzeiten: es hat Bauerndienste verrichtet und ging allm mit einem spitzen Hut und einer Feder dran und mit einem Körbl auf dem Rücken, worin es seine Künste drin hatte, und das Körbl war mit einem ‚Luk‘ (Deckel) verschlossen.

„Ich habe es nicht mehr gekannt“ sagte ein junger Hirte, welcher

1) St. Barbara-Kapelle ober der Pfarrkirche von Gossensass.

2) Bei Zingerle Sagen aus Tirol 2. Ausgabe Nr. 796 ist das Pfeifer-Huisele ein Tulferer.

oberhalb der Hölle¹⁾ seine Herde weidete, „das ist lange vor mein verstorben; aber erzählen hab ich von ihm gehört! genug! Einmal wollte das Pfeifer-Huisele das ganze Pflersch-Thal ausschwengen (ausspülen), dass alle Häuser zerstört und alle Felder verwüstet wären. Zwei Katzen hatte es zu Gehülfen, eine schwarze und eine scheckige. Diese halfen ihm das Wasser auf den Tribulaun ziehen, um es von oben herabzugießen. Nachher mochte aber die scheckige nicht mehr mitarbeiten und blieb unterwegs sitzen und so arbeitete das Hexenmännle allein mit der schwarzen Katze weiter; aber sie hatten noch nicht viel Wasser oben, da erscholl aus Versehn zu früh das Warbles-Glöckl in Gossensass und Pfeifer-Huisele musste die Arbeit einstellen.“

Am Tribulaun schieben sich die von Norden kommenden Wolken herab. Regen und Schnee füllen die Berghöhen mit Wasservorrat. Der Regen lässt die Felsen dunkler erscheinen, der Schnee scheckig, weil der Schnee auf zu abschüssigen Stellen nicht haftet. Bleibt er liegen, weil es oben friert, so ist die Gefahr der Güsse vorüber.

Der Hirte erzählte weiter: „In Dofering ist das Pfeifer-Huisele auf die Alm zu den Sennen gekommen und hat gebeten, ihm ein Rahmmus²⁾ zu kochen; dann wolle es, verhiess es, den Felsen, Schleier heisst man ihm, Sie sehn ihm dort dem Tribulaun gegenüber! ‚besser nummer schieben‘, dass sie allm die Sonne hätten. Aber sie liessen sich mit dem Hexenmännle nicht ein.

Ebenfalls am Schleier kam es zu zwei Bauern, die Nachbarn waren. Der eine that ihm, was er wollte, der andere nicht. Beide waren bei der Heuarbeit. Der erste hatte das schönste Wetter und weil allm die Sonne schien, konnte er den ganzen Tag hengen (Heu unter Dach führen); der zweite konnte nichts thun, denn es regnete auf seiner Mahd den ganzen Tag und doch lagen die Wiesen der beiden Bauern so nahe beieinander, dass nur die Grenzsteine zwischen waren. Das hatte das Pfeifer-Huisele so gemacht.“

„Von Pflersch fuhr das Hexenmännle nach Sterzing; es sass auf einem Baumstamme, hatte aber nur einen Hahn vorgespannt³⁾, und doch war es schneller dort, als man es mit einem Ross gekonnt hätte. Als die Leute aber näher hinsahen, war der Stamm auf dem es gefahren war, nur ein Strohalm.“

Hier heisst es: das Hexenmännle fuhr auf einem Baumstamme und der Huisen-Hansel sagte: „Wenn es so lange regnet und das Wasser sich

1) Grosser Wasserfall am Ende des Pflersch-Thals, welches sich bei Gossensass mit dem Bremser-Thal vereinigt.

2) Rahm und etwas Mehl wird so lange unter Umrühren in einer Pfanne gekocht, bis die Fettheile sich lösen und Käse- und Mehtheile rösten.

3) Auf schwarzem Hahn reiten Hexen und der Teufel: Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen Nr. 71. 247. 1. Von dem gespenstischen Hahnreiter erzählt man in Steiermark.

in den Felsspalten ansammelt, ist Gefahr, weil das Wasser reitet und Steine und Bäume mitbringt.“

Pfeifer-Huisele ist ein munterer Geselle, der gern die Leute tickt, indem er sich in andere Gestalten verwandelt.

„Ein armer Glaser, der über Land ging, hatte den Korb mit seiner Waare auf dem Rücken¹⁾ und ermüdet wollte er sich setzen. Das sah das Pfeifer-Huisele. Schnell verwandelte es sich in einen ‚Stock‘²⁾ und der Glaser setzte sich darauf. Jetzt schüttelte sich der Stock, der Glaser fiel um und seine Waare zerbrach. Der Glaser hat gelärrt und geschrieen, dass die Waare hin wäre und er kein Geld hätte. „Rèr“ (weine) nit,“ sagte das Pfeifer-Huisele, „das werden wir gleich haben: ich mache mich zu einem Ochsen, den kannst Du verkaufen und neue Gläser anschaffen.“ Es geschah. Den Ochsen kaufte ein Bauer und führte ihn in den Stall. Sein Knecht brachte dem Tier Futter. Heu und Stroh; aber — da hat der Ochse gesagt: „Heu und Stroh sind nit mei Speis; — schweinerne Ripp und gewiegtes Fleisch — das is mei Speis!“ Der Knecht lief schleunig in die Stube, die andern Lente herbeizuholen, doch als sie in den Stall kamen, hing statt des Ochsen nur ein Strohalm an der Kette.“

„Einmal hatte das Pfeifer-Huisele sich wieder in einen ‚Stock‘ verwandelt und bald darauf kam ein Jäger und setzte sich auf ihn. Der Jäger zog sein Messer und ein Laib Brod aus der Tasche und ass. Dabei tändelte er mit dem Messer und warf es mit der Spitze immer in das Holz. Das hat das Hexenmännle am meisten gepeiniget, und es konnte sich nicht eluder verwandeln, bis der Jäger wieder fort war.“³⁾

„Das Hexenmännle durfte am Tag nur ein Vater-Unser beten, mehr hatte ihm der Teufel nicht erlaubt; es war aber auf dem Jaufen-Steg⁴⁾ in der Kirche, der gegenüber ein grosser Baum steht. Dort betete es, als es über das Joch gehen wollte, drei Vater-Unser. Nachher fehlte es den Weg und kam statt auf das Joch auf die Jaufen-Spitze. Hier wartete schon der Teufel auf ihn und machte ihm Vorwürfe: „Du hast ja heute drei Vater-Unser gebetet! bist mir ungehorsam gewesen! ich werde Dich hier von der Bergspitze himmterstürzen!“ Pfeifer-Huisele sah hinab und rief: „Da unten steht ein Weibes und hält das ‚Fürtich‘ (die Schürze) auf!“

Und das war so, es war die Mutter-Gottes selbst, die ihn schützen wollte; aber er rief: „Das ist mir zu weiberrisch!“ — von den Weibern

1) Dieselbe Geschichte wird im schlesisch-böhmischen Riesengebirge vom Rübzahl erzählt. W.

2) Wurzelstock eines Baumes, der stehen bleibt, wenn er gefällt worden.

3) Von dem Wildschützen Wiesjaggel, der seinen Hof beim Wallfahrtsort Kaltenbrunn hatte, erzählt man ähnlich, dass er sich von Jägern verfolgt in einen Baumstock verwandelte. Einer der Jäger setzte sich darauf und schnitt sich Tabak auf dem Stock. Das hat dem Jaggel sehr weh gethan. (Nach Stud. Renks Aufzeichnung.) W.

4) Über den Jaufen führt ein Saumpfad vom Passeiertal nach Sterzing.

hat er nie was wissen wollen — und vom Teufel mochte er nicht lassen.“¹⁾)

„Schwer wurde es den Leuten, das Hexenmännle zu fangen und als sie es endlich hatten, ihm den Garaus zu machen. Zwei Stunden war es schon in glühendem Öl gesotten und es rief noch immer: „Husch, husch!“, d. h. es ist mir zu kalt. Es wäre auch noch ausser kömmen, wenn es nur einen Tropfen Wasser oder ein Bröckel Erde²⁾) bekommen hätte. Alle Vorübergehenden hat es angebettelt, sie möchten ihm nur soviel Wasser geben, als am kleinen Finger hangen bleibt, wenn man ihn hineintaucht; aber Niemand gab es ihm. Da musste das Pfeifer-Huisele sich ergeben und zwar in derselben Stunde in der ‚unser Herr‘ (Jesus Christus) verschied.“

„Geforchten“, sagte der Schmied aus der Blätter Mühle, „haben die Lent das Pfeifer-Huisele und ihm schleunig gethan und gegeben, was es wollte, damit sie es weiter brächten.“ Die ‚Stückler‘ (Kunststücke) von ihm sind so allgemein bekannt, dass so oft wir auch im Gespräche mit Hiesigen seiner erwähnten, es mit Freudigkeit aufgenommen wurde, wie die Entdeckung einen gemeinsamen Freund gefunden zu haben.

Ein junges Mädchen zu Äusserst-Pfersch stutzte und schwieg einige Augenblicke, als wir nach dem Pfeifer-Huisele fragten; dann sagte sie lachend: „Nach dem Pfeifer-Huisele haben Sie gefragt? ich habe Sie erst gar nicht verstanden! Den haben sie in glühendem Öl gesotten. Ist der gar in der ganzen Welt bekannt?“

„Wo bleibt all das Wasser, was von den Bergen kommt?“ „Sie sagen,“ antwortet die Weber-Zenze, das Wasser rinnt alles zum Meer ein und kommt alles wieder auffer; aber das nimmt mich Wuuder, wie es wieder auf die hohen Jöcher kommt. Es heisst wohl, die Nebel sollen es auffer tragen! — Jetzt wollen sie ein Unterstandshaus am Ferner bauen,“³⁾) rief sie darauf lebhaft; „aber wenn das Pfeifer-Huisele noch dort ist und wenn der Wind kommt — der Lotter — was dann!“ —

Ist der Weg, der über den Brenner führt — die einstige via Claudia Augusta — auch nicht zu beiden Seiten mit Gräbern besetzt, wie die stolze via Appia Roms, so wird doch wiederholentlich auch auf ihr der Vorüberziehende erinnert, der Verstorbenen eingedenk zu sein.

Hier bittet eine Tafel, worauf die armen Seelen im Fegefeuer ab-

1) Nach dem Bericht bei Zingerle Sagen Nr. 796 fasste der Teufel das Huisele, als es auf seiner Bergwiese in Tulfir mähte und fuhr mit ihm ins Thal. Man sieht heute noch den ungeheuren Graben, den der Teufel dabei ausgerissen hat. W.

2) Als die Hexe Stase vom Zübelhofe bei Landeck (Tirol) gefangen und im kupfernen Kessel angeschmiedet fortgeführt ward, bat sie die zuschauenden Knaben, sie mit Strassenkot zu bewerfen. Denn hätte sie nur ein Bröcklein Erde bekommen, hätte sie ihre Fesseln sprengen können. Zingerle Sagen aus Tirol. 2. Ausg. S. 464. W.

3) Die Magdeburger Hütte am Rande der Hochfläche nahe dem Stubenferner. Im Herbst 1887 fand ihre Einweihung statt.

gebildet sind, um ein Gebet für diese, und weiter bitten ‚Marterln‘ für die hier Verunglückten um ein Vater-Unser. Auf ihnen ist der tödliche Unglücksfall von bäuerlichen Malern dargestellt: das Verschütten durch die Lawine, der Sturz vom Felsen, das Versinken in den Fluten und das Überfahren durch den Lastwagen.

„Am Lueg“ — nördlich der Passhöhe, wo eine Kirche mit ihrem Freithof verlassen steht — „kann man die armen Seelen im Fegfeuer ‚rèren‘ (weinen) und klagen hören, haben die Fuhrleute allm erzählt, und das kann wohl sein, da dort Niemand mehr für sie betet.“

Aber auch auf der Strasse selbst irren die Verstorbenen, die im Leben ein Unrecht begangen haben, das noch nicht gesühnt wurde, umher und suchen von einem Gottbegnadeten ihre Erlösung zu gewinnen.

„Den Brenner-Weg herab kam ein Fuhrknecht, welcher zwei Ochsen vor seinem Wagen gespannt hatte und nach Gossensass wollte: ihm entgegen aber kam ein schneeweisses Hundel. Es schnupperte an den Ochsen in die Höhe; diese aber, von denen der Knecht bestimmt wusste, dass sie die Hunde nicht leiden konnten, thaten ihm nichts — ein sicheres Zeichen, dass es kein Hund, sondern eine arme Seele war —: es schnupperte auch an ihm in die Höhe und er schlug es mit der Geissel (Peitsche) — aber leider nur einmal — hätte er es dreimal geschlagen, wäre die arme Seele erlöst gewesen.“

„Auch auf einem Stigl (Stelle zum Übersteigen über einen Zaun) im Walde hockte jeden Abend eine düstere Gestalt. Ein toter Knecht war es, der nicht Ruhe fand, weil er im Leben die Ochsen beim Treiben zu sehr geschlagen hatte. Ein gottbegnadeter Mann kam des Weges, sah die Gestalt und schlug nach ihr: er kam auch noch die beiden folgenden Tage wieder und schlug jedesmal auf sie. Da nach dem drittenmal verschwand die arme Seele und — war erlöst.“

Durch den kühlen Wald bis zu den höhern Triften treibt der Hirt seine weidende Herde.

„Einem Hirtenbübl war es einsam auf den Höhen. Da haben ihm andere Hirten geraten, nur recht fleissig zu beten. Es hat sich kleine Hölzl gemacht, und allm, wenn es ein Vater-Unser gebetet, warf es ein Hölzl in seine Kappe, die es neben sich gelegt hatte. Nachher schüttete es die Hölzl aus, um die Vater-Unser zu zählen, da sind aber die armen Seelen gekommen, haben die Vater-Unser aufgeklaut und sich schleunig mit durchgemacht. Ein Kapuziner ging vorüber, erfuhr davon und schenkte dem Knaben einen ‚Betten‘ (Rosenkranz). Jetzt nahm es diesen zum Beten; aber da blieben die armen Seelen weg. Nachher hat das Bübl den Rosenkranz verworfen und wieder in die Kappe gebetet, weil es das lieber mochte, wenn die armen Seelen kamen.“¹⁾

1) Auch unsere Wirtin sagte, als sie von der Einsamkeit eines Winters sprach: „Manchmal habe ich gewünscht, wenn die Maidl (ihre vor zwei Jahren verstorbene Schwester) nur wenigstens einmal die Thüre aufmachte.“

Höchst charakteristisch schloss die alte Erzählerin ihre Geschichten: „Jetzt hört man nichts mehr, dass die Verstorbenen umirren, sie sagen, der Pabst habe das so gemacht: die Toten würden fester eingeseget!“ Und ein ander Mal sagte sie: „Ich glaube es nicht, dass einer aus der andern Welt wiederkommt! Aus der Höll kommt keiner ausser — das ist sicher — und aus dem Himmel — mein ich so — geht selber keiner. —

Über dem Walde, wo die Sonne Stunden früher und später als im breiten Graben des Passes alles mit Licht und Wärme erfüllt, führen blumenüberwucherte Pfade zu den Jöchern, die, wie der Brennerpass Nord und Süd miteinander verbindet, den Verkehr der Hochthäler untereinander vermitteln. Wie von den Spitzen und Kanten der Berge die Steine, welche der Frost des Winters gesprengt und die Wurzeln der Pflanzen gelockert haben, herabstürzen, so von den Jöchern (diesen niedrigeren Stellen der Bergschneiden) die Gewässer. Erreichen sie das Joch nicht mehr, sammeln sie sich zum kleinen See — einem Spiegel des Himmels.

Hoch oben an einem Joch kamen einst mehrere ‚Herren‘ an einen See und fanden an seinem Ufer ein kleines Buebl sitzen. Es hatte sich ein Löchl in die Erde gemacht und schöpfte mit einem Löffel Wasser aus dem See in das Loch. Als die Herren das Buebl gewahrten, lachten sie und einer rief: „Was thust Du, willst Du den See ausschöpfen?“ Statt zu antworten, fragte es: „Und was thust Du?“ — „Ich suche die Dreifaltigkeit zu ergründen.“ — „Ich will wohl leichter den See ausschöpfen, als Du den Glauben an die Dreifaltigkeit ergründen!“ sagte das Kind.

Das Volk verbindet noch jetzt mit den Höhen in der Natur, die einst als Vorhallen der Wohnungen der Götter galten, die höchsten Ideen des Glaubens. Die Erzählung bietet ein Bild der Unermesslichkeit und Un-ergründlichkeit beider.

Es ist tiefer Winter, die Luft still und ein klarer Tag folgt dem andern.

„Pauli Bekehr (25. Jänner) ist der Winter das Halbe hin, das Halbe her.“ Wir befinden uns wieder in der Nähe des Dorfes auf der Brenner-Strasse.

Zur Seite ziehen die ‚Windbretter‘ das Auge auf sich, das sind die am Rande der abschüssigen Felsen sich überhängend aufschichtenden Schneemassen. Bröckelt von ihnen etwas ab, so rollen und hüpfen die Schneebälle wie ein Bündel Raketen herab, die statt den Lauf nach dem Himmel hinauf zu nehmen, ihn nach der Erde hinab suchen. Aus den Felsrissen quellen langgestreckt und in phantastischen Formen blitzende Eiszacken, wie Tropfsteingebilde, hervor.

Hier freut sich der Zaunkönig seines Lebens,¹⁾ treu der Heimat,

1) Seiner Freiheit beraubt, stirbt er den dritten Tag. „Viel von dem ‚Kunter‘ (den

während die Zugvögel im Herbst ‚verstreichen‘; das ‚Bachgansel‘ aber, (ein grösserer Vogel mit glänzend weisser Brust), „allm beim Bach bleibt.“

Im Wasser ist jeder Stein des Hinsehens wert. Am Rande der darauf lagernden Schneepolster und ihrer Franzen reihen sich schmelzende Perlen. Dort der sich über die Wellen neigende Ast trägt alle Jahre ein paar grosse ‚Eisglocken‘; denn das Wasser hüpfert immer an gleicher Stelle an ihm in die Höhe und gefriert daher in gleicher Form. Hier sind es dünne Spitzenschleier, unter denen der muntere Eisak schäumt. dicht daneben tritt er klar und still hervor und scheint einen Augenblick zu ruhen, ehe er weiter dem Süden zueilt.

Ist der ‚Schimmel‘ erst vor der Thür¹⁾, so erwacht munteres Leben in der ‚Weite‘.

Das Holz wird aus den Wäldern und von den Abhängen, das Heu von den Bergwiesen geholt. Ein alter Mann beschrieb die Arbeit des Holz- und Heufahrens wie folgt:

„Die schweren Holzschlitten werden auf die Berge gezogen und noch öfterer getragen. Mit der Schulter wird gegen das Holz oder Heu gestützt, mit der Ferse gegengestemmt — wie es der Augenblick dergiebt — damit man nicht ‚vertragen‘ wird (zu schnell gleitet und vom Wege abkommt) und nicht gegen einen Baum fährt; denn dann ist man hin, erdrückt.

Auch das Schneeholz ist fortzuschaffen, d. h. die Bäume, welche der Schnee, der im Sommer fällt, umwirft. Wenn sie voll Nadeln sind, die lockere ungefrorene Erde die Wurzeln nicht hält, der Schnee auf den Zweigen lastet, legen sich die stärksten Bäume, die man nur mit Pulver zersprengen könnte, entwurzelt nieder. Es ist schwer, oft unmöglich dieses Holz von den ‚Köfeln‘ herabzubringen. Hunderte von Klaftern sind oft aufzuräumen.



Fig. 1.

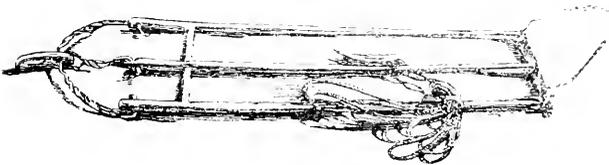


Fig. 2.

‚Reis‘ (Abbildung 1) schnürt er die ‚Waldstrütte‘²⁾ oder das Almenheu

Beim Herabfahren ist des Menschen Arbeit oft sehr mühevoll, und für die steilsten und schmalsten Gebirgspfade kann er nicht einmal Schlitten gebrauchen: sondern auf einem weit einfacheren Gerät, dem

kleinen Vögeln) derfrieren und derhungern im Winter, aber je kälter es wird, desto stärker (wärmer) wird auch das Blut. Wenn man eine Gans geschossen hat und sie gleich ausweidet, derthut man es oft unmöglich, weil das Blut so heiss ist.“

1) Liegt der Schnee.

2) Im Walde zusammengeharktes Moos zum Streuen in den Ställen.

fest zusammen; dann tritt der einzelne Mann mit starken Knien und beweglichen Gliedern vor den ‚Strewewagen‘ oder den ‚Heubarren‘, fasst ihn und bringt ihn, bald ihn ziehend, bald darauf fahrend, bald leicht vorausgleitend (Abbildung 3), bald mit aller Körperkraft rückwärts gebogen, auf die Strasse herab.

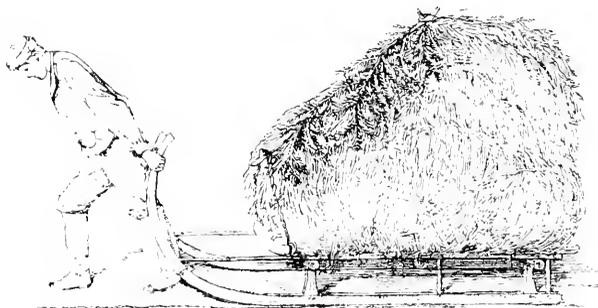


Fig. 3.

Hier warten die Schlitten, deren weit emporstehende Handhaben an Tiergeweihe erinnern, um die Lasten aufzunehmen (Abbildung 4).

Um nicht wie ein toter Stein oder ein gefällter Baum von dem nackten Fels, der ‚stickeln‘ (steilen) Mahd oder der ‚hålen‘ (glatten) Eisfläche hin-

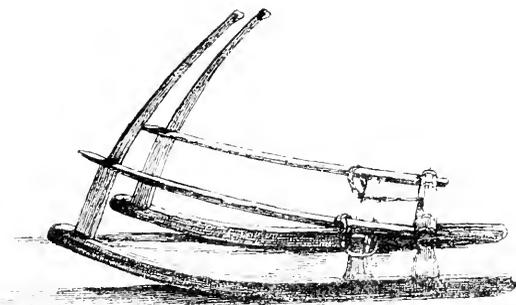


Fig. 4.

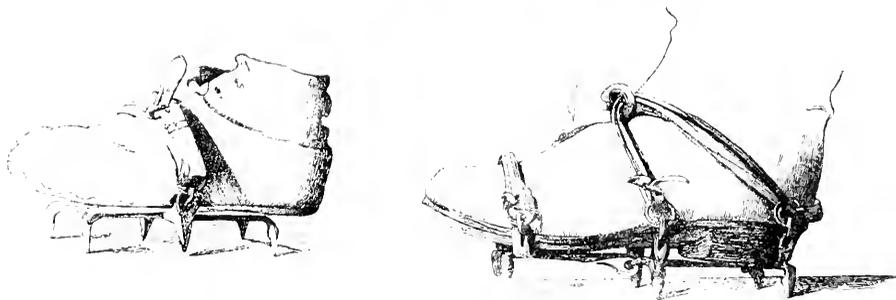


Fig. 5.

abzustürzen, schmallen sich die jungen Leute eiserne, scharf geschliffene Stacheln (Glieder- und Stegeisen) (Abbildung 5) unter die starken Schuhe, wenn sie einer allein oder zu zweien auf die Höhen steigen. Ein damit fest aufgesetzter Tritt schlägt die Stacheln so tief in den Boden, dass der Fuss einen Halt gewinnt. Aber wehe dem, der statt auf die Erde ans Verschen

auf sein Gewand tritt! Dieses durchbohren die Eisen nicht, er gleitet und stürzt.

Ein Mädchen erzählte: „Ich musste eine Mahd abmähen dort oben, innerhalb der Felszacken des Schleier. Ohne Stacheln kann man nicht hinauf und es geht auch so noch schwer; oben aber ist es schön! Das Gras ist so fein, die vielen Blumen! und es ist so still, so still! ein Paradies! Als ich von dort mit einem Bündel Heu auf dem Kopfe herunterkam, trat ich mir unversehens auf meinen Kittel (Rock). In einem Nu lag ich. Mein Heu stürzte mir vom Kopfe und vor mir über die Wand hinab in die Tiefe. Ich habe nie wieder etwas von dem Bündel gesehen!“

Die Sonne hat fast die Höhe ihrer Bahn erstiegen und bescheint der ganzen Länge nach den spiegelglatten Weg, der selbst wie ein Strahl glänzt.

„Da kommen schon die Dorfleute mit ihrem Holz und Almenheu!“

Alle Gefahr und Sorge bei der Arbeit in der Weite ist vorüber und froh und fröhlich gleiten sie auf Schlitten — als wäre es ein Kinderspiel — durch die kristallreine Welt dem Dorfe zu.

Das Heu hat seine lichtgrüne Farbe bewahrt, und wunderbar duften die Schneewege, welche die ‚Barren‘ durchfahren haben, als verbreiteten die Eisblumen am Wege diesen Wohlgeruch im Sonnenschein des Winters.

Erklärung der Abbildungen.

1. ‚Spohl‘ mit ‚Rebel‘ und Seil zum Zusammenschnüren des Henes oder Holzes. Das freie Ende des Seils wird durch das Loch des ‚Spohl‘ gezogen, der ‚Rebel‘ durch die Öse gesteckt und mit einem ‚Schmatz‘ (d. h. einer Schlinge) der Knoten geschlossen.

2. Das ‚Reis‘ zum Aufschnüren und Herabbringen des Heus. Es ist über $2\frac{1}{2}$ m lang, hat an jedem Ende eine ‚Wiede‘ — ein aus einem Birkenstämmchen gewundenes Seil — die eine ist mit einem ‚Spohl‘ versehen, in die andere neben dem ‚Jöchele‘ (Querholz) wird, nachdem das Heu auf das ‚Reis‘ gelegt ist, der ‚Wiesbaum‘ gesteckt und über dessen freies Ende oben ein ‚Schmatz‘ gehängt. Das Seil wird durch den ‚Spohl‘ an der ‚Wiede‘ gezogen, dann das Heu mit ganzer Kraft zusammengeschnürt und auf oben beschriebene Weise der Knoten geschlossen. So wird der ‚Heubarren‘ oder ‚Heuburren‘ bis auf den grossen Weg herabgebracht, wo seiner der ‚Ganzschlitten‘ wartet.

3. Der ‚Heuburren‘ oder ‚Barren‘ auf dem Ganzschlitten, dessen Handhaben ‚Kränz‘ oder ‚Gräns‘ heissen. Vom ‚Reis‘ sieht man auf der Zeichnung das ‚Jöchele‘ mit der einen Wiede, welche über den Wiesbaum gehängt ist und das andere Ende des Wiesbaums mit dem ‚Schmatz‘.

4. Der ‚Halbschlitten‘ für die Baumstämme, die mit dem stärkeren Ende darauf befestigt werden, mit dem schwächeren frei nachschleifen. Die Handhaben heissen die ‚Horn‘.

5. Die Fusseisen oder Fussstacheln.

Stegeisen.

Gliedeisen mit beweglichem Scharnier.

Die ethnographischen Arbeiten der Slaven, vornehmlich Oskar Kolbergs.

Von Wl. Nehring.

(Schluss)

VII. Das Volkstum der Wenden (in der Ober- und Niederlausitz, die Wenden selbst nennen sich Serben) trat in unserem Jahrhundert aus dem Dunkel der Vergessenheit heraus. Nachdem schon im XVIII. Jahrhundert Knauthen 1767, Anton 1783 und Gebhardi 1790 auf die Wenden

aufmerksam gemacht hatten (Anton, Erste Linien eines Versuches über die alten Slaven 1783 erwähnt eine ihm zugestellte Sammlung von 20 Volksliedern), traten in den ersten Jahrzehnten des laufenden Jahrhunderts mehrere für ihr Volk begeisterte Lausitzer auf, welche durch ihre Bestrebungen und Arbeiten die kleine wendische Völkerinsel innerlich wiederbelebten und wissenschaftlich schilderten: Lubjensky, Seiler, Smolér (Schmaler) und andere; es gelang den Bemühungen des letzteren, der schon in seiner Breslauer Studienzeit den Gedanken fasste, eine serbisch-wissenschaftliche Gesellschaft zu gründen, zusammen mit seinen Gesinnungsgenossen, eine solche in den vierziger Jahren ins Leben zu rufen, und die Zeitschrift derselben: *Časopis mačice serbskeje*, mit dem Sitz in Bautzen seit 1847, ist seit jener Zeit bis auf den heutigen Tag der Mittelpunkt der wissenschaftlichen Erforschung der Vergangenheit und Gegenwart des wendischen Volkes. Schon früher hatte er die von ihm und einigen Niederlausitzern gesammelten heimischen Volkslieder in Gemeinschaft mit Leop. Haupt herausgegeben: *Volkslieder der Wenden der Ober- und Niederlausitz*, 2 Bde. in Quart, Grimma 1841 und 1843; dieses Werk, dessen erster Band oberlausitzische, der zweite niederlausitzische Volkslieder mit Musik, vielen Bemerkungen und mit der Schilderung wendischer Gebräuche enthält, mit einer Vorrede von L. Haupt, ist dem Könige Friedrich Wilhelm IV. gewidmet. Nachträge finden sich in *Čas. mač. serb.* von Rola 1870, E. Muka 1872, Seiler 1873, M. Hornik (dem Herausgeber des *Časopis*) 1875. Noch vor dem Erscheinen dieses Hauptwerkes veröffentlichte Franz Doucha neue oberlausitzische Lieder in *Čas. čes. Mus.* 1840. Nächst Smolér war der eifrigste Sammler lausitzischer Volkslieder der bekannte lausitzische Gelehrte Dr. Muka, Redakteur der Zeitschrift *Lužica*; schon als Student machte er in der Niederlausitz Wanderungen und sammelte nicht bloss Volkslieder, sondern auch wertvolle statistische Nachrichten über dieses Land (*Čas. mač. serb.* 1880) und veröffentlichte von ihm gesammelte niederlausitzische Volkslieder (*Dehjołužicke pjesne*) in *Čas. m. s.* 1877, dann 1883 (Dodawk), auch eine Sammlung oberlausitzischer Volkslieder ohne Musik. H. Jordan, der verdiente Herausgeber der Zeitschrift *Ost und West* und der *Slavischen Jahrbücher* in Leipzig 1843 ff., veröffentlichte die von ihm gesammelten niederlausitzischen Volkslieder (*Dehjołužicke ludowe pèsnje* in *Čas. mač. serb.* 1874, besonders 1875). Noch ist eine Sammlung niederlausitzischer Volkslieder von G. Markus, einem Genossen Smolérs aus der Breslauer Studienzeit zu erwähnen, welche erst später in *Čas. mač. serb.* 1881, besonders 1882, erschienen ist. — Über die wendischen Volkslieder sind wissenschaftliche Untersuchungen bis jetzt so gut, wie nicht gemacht worden: ausser Kral, „*Dumaj we slow. pèsnjach*“ in *Lužica* 1888, welcher meist Jagić folgte, schrieb E. Muka über die Farben, welche in den Lausitzer Volksliedern mit Vorliebe genannt werden, in *Lužica* 1888; allgemein gehalten ist der

Aufsatz in derselben Zeitschrift von L. Kuba: *Slowanstwo we zpěwech* 1888. — Das Leben des wendischen Volkes in seiner äusseren Erscheinung, in Sitten, Gebräuchen u. s. w. ist wiederholt von Deutschen geschildert worden: von Anton 1783, der in den betreffenden Abschnitten in Bezug auf lausitzische Gebräuche, Sitten u. s. w. auf Aufzeichnungen von Horčansky und Conrad sich beruft, von R. Andree, „Wendische Wanderstudien. Zur Kunde der Lausitz und der Sorbenwenden“, Stuttgart 1874, und von W. v. Schulenburg, *Wendische Volkssagen und Gebräuche aus dem Spreewald*, Leipzig 1880, ferner *Wendisches Volkstum in Sage, Brauch und Sitte*, Berlin 1882; *Wendische Sagen, Märchen und abergläubische Gebräuche*. Gesammelt und nacherzählt von E. Veckenstedt, Graz 1880. Sonst sind Sittenschilderungen in Zeitschriften und anderen Werken zerstreut, z. B. in dem zweiten Bande der grossen Liedersammlung von Smolér und Haupt. — Märchen, Sagen, Aberglaube sind ausser in einigen schon genannten Arbeiten mitgeteilt in den Zeitschriften *Lužičan* und *Lužica*, vornehmlich von H. Jordan. *Delnjolužicke ludowe bajki* in Čas. m. s. 1876, später *Najrjenše ludowe bajki* 1882. Zuletzt ist hervorzuheben eine kleine Sammlung von J. Pjech (Pech) in *Lužica* 1885: von demselben rühren auch die dankenswerten Aufzeichnungen über Volksheilkunde: *Ludowe lékarjenje in Lužica* 1885 und 1886.

VIII. Bei den Polen erwachte das Interesse für das Studium des Volkstums sehr früh: der bekannte Kołłataj verlangte in einem Briefe an den Buchhändler Maj in Krakau aus Olmütz, wo er als politischer Gefangener in der Festung verblieb, im Sommer 1802, eine genaue Schilderung des polnischen Volkslebens in seinen verschiedenen Äusserungen und eine Sammlung von Volksliedern (siehe oben). Die Anregung zu dieser Kundgebung, die allerdings nur in einem engeren Kreise bekannt wurde, weil der Brief erst 1844 (Corresp. Kołłontajs) veröffentlicht wurde, mag durch Lektüre in der Stille des Gefängnisses, nicht aus eigenen Erlebnissen und Eindrücken entstanden sein. In derselben Zeit, im Jahre 1803, hat der Dichter Woronicz über die Wichtigkeit der Nationallieder in den Jahrbüchern der Warschauer Gelehrten-Gesellschaft geschrieben. Diese Stimmen hatten keinen Erfolg, denn die durch eine nanhafte Unterstützung der russischen Regierung ermöglichten Wanderungen Chodakowskis (A. Czarnocki) 1817 f. behufs Sammlung von Altertümern und Volksliedern erstreckte sich auf russische Gebiete, und die Sammlungen Chodakowskis, welche nach Russland wanderten, kamen unter anderen nur den Sammlungen von Maksimović zu statten. Die früher oder später unternommenen Sammlungen von J. Czerwinski, Lemberg 1811, M. Czarnowska (in *Dziennik Wilenski*) 1817 und anderen betrafen auch russische Volksgebiete und das Interesse für das russische Volksleben war auch in späterer Zeit bei den Polen so nachhaltig, dass Loziński 1835 russinische Volkslieder sammelte und in den wertvollen Veröffentlichungen

der anthropologischen Abteilung der Krakauer Akademie ethnographische Mitteilungen aus russinischen Gebieten wiederholt aufgenommen wurden. Nichtsdestoweniger wirkte das Beispiel Chodakowskis (er veröffentlichte einen Aufsatz: *O Słowianszczyźnie przedchrześcijańskiój* 1818) auf die jüngere Generation anregend, vornehmlich begeisterte sich K. W. Wojcieki für die Idee der Erforschung des polnischen Volkstums und sammelte in seinen wiederholten „Pilgerwanderungen“ in den polnischen Gebieten Lieder, Märchen und alles, was dem Volke teuer ist. Der von der Warschauer Gelehrten-Gesellschaft 1828 gestellten Preisaufgabe: *Schilderung der Sitten, Gebräuche, Sagen, Vorurteile und Lieder des Volkes* konnte er rechtzeitig entsprechen und reichte seine Sammlungen und Arbeiten ein, ohne zunächst die erwartete Anerkennung zu finden, weil die Gesellschaft bald darauf aufgelöst wurde. Nach der gewöhnlichen Erzählung verwertete sie der Historiker L. Gołębiowski, der *Lud Polski* und *Gry i zabawy* (Polnisches Volk, und Polnische Spiele) 1830 herausgab. Dieser durch mehrere historische Arbeiten damals schon bekannte Gelehrte scheint auch andere Berichte, unter anderen von Kitowicz benutzt zu haben; sicher ist, dass er in seinen ethnographischen Arbeiten die Quellen seiner Schilderungen nicht überall angegeben hat; überdies zeigen diese Schilderungen im ganzen den Stempel einer wenig planmässigen Sammlung. Inzwischen lenkte der Dichter K. Brodziński, der schon seit 1819, zunächst in *Pamiętnik Naukowy* serbische, später auch Volkslieder anderer slavischer Völker übersetzte, die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Wichtigkeit der heimischen Volkslieder. Wojcieki, der thatsächlich als Begründer der ethnographischen Bestrebungen bei den Polen bezeichnet werden kann (er sammelte auch Märchen, Sprichwörter u. s. w.), veröffentlichte dann: *Pieśni Białochrobotow, Mazurow i Rusi z nad Buga* (Lieder aus dem Krakauischen, Masovien und vom Bug), 2 Bde. Warschau 1836, die freilich durch die unmethodische Art und Willkür der Behandlung berechtigte Bedenken erweckten, vor allem fehlt die Angabe der Bezugsquellen und die Bürgschaft der authentischen Aufzeichnung. Das gegebene Beispiel aber wirkte, zunächst in Galizien, wo Wacław z Oleska (Statthalter Zaleski) eine Sammlung veröffentlichte, die zwar polnische und russinische Lieder des „galizischen“ Volkes, auch Lieder von bekannten Dichtern in bunter Reihenfolge bot, dessen Sammlung aber, mit Vorsicht benutzt, wegen der Melodien gute Dienste leisten kann; sodann Zegota Pauli, welcher polnische 1838 und ruthenische Lieder 1839 besonders herausgab, leider auch nicht ohne gewisse Mängel. Seit den dreissiger Jahren wurden Sammlungen des Volksgutes von verschiedenen Seiten in der damals auch bei den Slaven allgemein herrschenden Voraussetzung unternommen, dass der in Wort, Lied und Brauch überlieferte Geistesschatz des Volkes ein Niederschlag aus vorhistorischer Zeit und geeignet sei, die nationale Litteratur und den Volksgeist überhaupt zu befruchten und zu verjüngen (in der Poesie bildete sich eine volks-

tümliche Richtung aus). Zunächst wurden polnische Volkslieder mit grossem Eifer gesammelt. Ausser den schon genannten Sammlungen gehören zu den älteren: *Piosnki ludu Wielkopolskiego I* (Volkslieder mit Melodien aus dem ehemaligen Grosspolen) von dem Musiker J. Lipinski. Posen 1842 (als zweiter Teil kam der aus dem Nachlass Lipinskis von O. Kolberg in *Zbior wiadomości etnograficznych VIII*, Krakau 1884. herausgegebene Liederschatz aus Grosspolen betrachtet werden); *Pieśni ludu Krakowskiego* mit Melodien von J. Konopka. Krakau 1844; *Pieśni Podhalan czyli Górali polskich* (Lieder der polnischen Goralen aus dem Tatragebirge), Warschau 1845 (mit ausführlichen Schilderungen des Volkslebens) und *Pastorałki* und *Kolędy* (nichtkirchliche Weihnachts- und Neujahrslieder, mit Melodien), Krakau 1843. In späterer Zeit erschienen dann, abgesehen von kleineren Mitteilungen in Zeitschriften, grössere Sammlungen nur von Dr. J. Roger, *Pieśni ludu polskiego w górnym Szląsku* (Polnische Volkslieder aus Oberschlesien, mit Musik), Breslau 1863, mit denen verwandt sind die polnischen Lieder aus der Gegend von Teschen: *Pieśni ludu Szląskiego z okolic Cieszyna* in Band IX des Krakauer *Zbiór wiad. antropol.* 1885. und von Dr. Cenova in *Skorb kašebskoslovjnskje move* (eine Anzahl von kurzen scherzhaften kaschubischen Liedern), Schwetz 1868 und in *Sbjor pjesnj svjetovih* (weltliche kaschubische Lieder, nicht immer Volkslieder, mit Angabe der Aufzeichnungsorte), das dritte Heft ist in Schwetz 1878 erschienen. Endlich finden sich auch Volkslieder in Werken und Abhandlungen, welche einen allgemeinen ethnographischen Charakter haben, so vornehmlich Kozłowski's *Lud. Pieśni, podania, baśni i przesady ludu Czerskiego na Mazowszu* (Lieder, Sagen, Märchen und Aberglauben des masovischen Volkes im Lande Czersk), Warschau 1867—72; W. Kętrzyński's *O Mazurach, zbiór pieśni gminnych ludu mazurskiego w Prusach wschodnich* (Volkslieder der Masuren in Ostpreussen, Sonder-Abdruck aus *Przeegl. Wielkop.*) 1872; Witwicki's von den Huculen (wie man annimmt, ruthenisierten Rumänen mit dem am Orte haften gebliebenen alten Namen der Uzen, ul — ist der Artikel) Lemberg 1873; L. Malinowski's *ethnogr. Wanderungen in Schlesien* in „*Na dziś*“ 1872; Petrow, *Lud ziemi Dobrzyńskiej* (das Volk des Landes Dobrzin) in Bd. II des *Krak. Zbiór wiad. antrop.*; Siarkowski, das Volk von Kielce, ebenda, schliesslich Professor Kopernicki, *Pieśni górali Bieskidowych z Ratki* (Volkslieder der Beskider Goralen aus Ratka) in *Zbior* Bd. XII von 1888. — Deutsche Übersetzungen sind ziemlich zahlreich: Volkslieder der Polen, gesammelt und übersetzt von dem bekannten Dichter W. P(ol), Leipzig 1833; Volkslieder der Polen und Ruthenen von C. Wurzbach, Lemberg 1846; Polnische Volkslieder der Oberschlesier, übertragen von Hoffmann von Fallersleben, Kassel 1865; Polnische Volkslieder der Oberschlesier von Dr. A. Weiss, 1867, von Erbrich, 1869, ausserdem sehr viele in den Schlesischen Provinzialblättern.

Systematische Schilderungen des gesamten polnischen Volkes, seiner Sitten, Gebräuche u. s. w. sind, ausser in den oben genannten Werken von L. Gołębiowski, nur von O. Kolberg (siehe unten), von Wojcicki in *Zarysy Domowe* (Zeichnungen von Haussitten), Warschau 1824 und von der Redaktion des *Zbiór wiad. antrop.* in Krakau unternommen worden. Einzelforschungen sind: Petrow in der schon genannten trefflichen Abhandlung über das Dobrziner Volk (mit Liedern und dankenswerten Hinweisen auf Parallelen in Kolberg u. a.) in Bd. II des *Zbiór*; Grajert: Das Volk von Wieluń und Radom, auch mit Liedern, in Bd. IV von 1880; die nachgelassenen Sammlungen von J. Lipiński mit Schilderungen der grosspolnischen Gebräuche in Bd. VIII; St. Ułaniecki und Łukowiec, *Ethnograph. Materialien aus Masowien* Bd. VIII; endlich St. Ciszewski, *Lud z Sawkowa* (das Volk der Stadt Sawkow im Gebiete Olkusz) im zehnten Bande des *Zbiór*, 1886, ebenfalls mit Liedern.

Die umfassendste und beste Märchensammlung ist die von Gliński, *Bajarz polski Baśni, powieści i gawędy ludowe* (Märchen und Volkserzählungen), 4 Bändchen Wilna 1862²; früher schon hatte Wojcicki polnische Märchen herausgegeben unter dem ungewöhnlichen Namen *Klechdy*: „*Klechdy, podania ludowe etc.*“ 2 Bde. Warschau 1838, später 1851; beachtenswert sind die Sammlungen von R. Berwinski, *Powieści Wielkopolskie* (Grosspoln. Volkserzählungen), Bresl. 1840, von R. Zmarski, *Podania i baśni ludu w Mazowszu* (Sagen und Märchen in Masovien), Breslau 1852, und Kosiński, *Sammlung von Märchen und Erzählungen der Beskiden Goralen in Zbiór* V von 1881; zu berücksichtigen sind auch die Sammlungen polnischer Sagen von K. Baliński, *Powieści ludu z podaiń*, Warschau 1842, und von L. Siemieński, *Podania etc.* von 1856. Von den deutschen Übersetzungen sind zu nennen: Lewestam, *Polnische Volkssagen und Märchen* (nach Wojcicki), Berlin 1839; Dr. Toeppen, *Aberglauben der Masuren und Masurische Sagen und Märchen*, Danzig 1867.

Polnische Sprichwörter und Rätsel sind seit früher Zeit gesammelt worden (die älteste systematische Sprichwörtersammlung von Rysiński ist vom Jahre 1618). Wojcicki gab eine Sammlung heraus mit Erklärungen in Erzählungen, 3 Bde. Warschau 1830; ihr folgten die Sammlungen von Lipiński, der in *Biblioteka Warszawska* polnische Sprüche, freilich auch mit Sentenzen polnischer Schriftsteller herausgab; von Lompa: *Przysłowia i mowy potoczne ludu polskiego w Szląsku Austryjackiem* 1850 und eine Reihe von Aufzeichnungen in *Zbiór antrop.* in Krakau: Petrow Bd. II (siehe oben), Wierzbicki (Wetterkunde des polnischen Volkes in Sprüchen), Bd. VI 1882. Ułaniecka Bd. VIII (siehe oben) und Professor Kopernicki in einer wertvollen Sammlung von Rätseln der Beskider Goralen in *Zbiór* I. 1877. Wertvoll ist auch eine Sammlung polnischer Sprichwörter von Alex. Weryha Darowski: *Przysłowia polskie odnoszące się do nazwisk szlacheckich i miejscowości* (Sprichwörter mit Namen pol-

nischer Adelsfamilien und Ortsnamen), Posen 1874; ausserdem wird gegenwärtig eine Sammlung polnischer Sprichwörter von Adalberg durch die Mianowskische Gesellschaft in Warschau vorbereitet. — Über die polnischen Sprichwörter haben sich geäussert: W. P. in *Kwartalnik Naukowy* II 1835 und *Wojeicki* in *Stare pawędy* und *Zarysy Domowe*.

Äusserungen des Volksglaubens haben in der neueren Zeit verzeichnet: Z. Gloger (Aberglaube des Volkes von Narew und Bug über Vögel, Insekten u. s. w.) in *Zbiór antrop.* I. *Gustawicz* (Volksansichten über Naturerscheinungen) in *Zbiór* V und VI und *Gutkowski* in einer besonderen Abhandlung über Ansichten des Volkes von Tieren, *Lemberg* 1880.

IX. Alle die oben genannten älteren Sammlungen von Liedern und anderen materiellen und geistigen Gütern des polnischen Volkes wurden bei weitem überflügelt und fast entbehrlich gemacht durch die ethnographischen Arbeiten O. Kolbergs. Mit geringen Mitteln, denn nur in den letzten Jahren seines Wirkens genoss er die Unterstützung der Krakauer Akademie, hat er, durch unermüdlichen, opferfreudigen Fleiss, fast nur auf sich selbst angewiesen, eine ganze Bibliothek von Materialien zur polnischen Ethnographie in seinem Werke *Lud, jego zwyczaj, sposób zycia, mowa, podania, przysłowia, obrzędy, gusła, zabawy i piesni, muzyka i tańce* (das Volk, seine Sitten, seine Lebensweise, Sprache, Sagen, Gebräuche, Spiele, Gesang, Musik und Tänze), einige Bände auch unter dem Titel *Materyały do etnografii słowiańskiej*, geschaffen, das bis jetzt zu 33 Bänden gediehen ist, ohne zum Abschluss gelangt zu sein; nachgelassene Sammlungen werden hoffentlich von der Krakauer Akademie herausgegeben werden. Vor seinem Tode, der am 3. Juni 1890 erfolgte und in das 50jährige Jubiläumsjahr seiner mühe- und verdienstvollen Thätigkeit als Ethnograph fiel, gab er einem solchen Wunsche Ausdruck. Der Nachlass soll für viele Bände ausreichen. Das genannte Werk umfasst: *Piesni ludu polskiego*, erste Serie *Warschau* 1857, auch unter dem allgemeinen Titel *Lud* u. s. w. (ein starker Band von etwa 500 Seiten mit Abbildungen); *Sandomirskie*, Band („Serie“) II, *Warschau* 1865 (hier ist auch der zweite allgemeine Titel *Materya y etc.* zu finden); diese beiden Titel wiederholen sich auch in den weiteren Bänden („Serien“) bis zum XI. Bande einschliesslich: *Kujawy*, Bd. III und IV, 1867; *Krakowskie*, Bd. V—VIII, *Krakau* 1871—75; *Poznańskie*, Bd. IX—XV, *Krakau* 1875—82; *Lubelskie* (das Lubliner Land), Bd. XVI und XVII, *Krakau* 1883—84; *Kieleckie* (das Land von Kielce), Bd. XVIII und XIX, *Krakau* 1885—86; *Radomskie*, Bd. XX und XXI, *Krakau* 1887 und 88; *Łęczyckie*, Bd. XXII, *Krakau* 1889, und *Kaliskie* (das Kalischer Land), bis jetzt nur ein Band und zwar der XXII. der allgemeinen Sammlung, *Krakau* 1890. — Besonders, ohne den allgemeinen Titel, sind erschienen: das Werk über die ruthenischen *Pokutier*, *Pokucie-Obraz etnograficzny*, vier Bände in *Krakau*

1882—89; das Werk über Masowien: *Mazowsze-Obraz etnograficzny*, vier Bände 1885—88 (noch nicht zum Abschluss gebracht), und über das Land Chelm: *Chełmskie*, bis jetzt ein Band, Krakau 1890; die ethnographische Schilderung des Landes Przemysl befindet sich im Druck. — Der Erforschung dieses reichhaltigen Stoffes, vornehmlich im ersten Bande, ist eine vielseitige vorbereitende Thätigkeit vorangegangen: eine sorgfältige musikalische Vorbildung, Studien des Volkslebens in lebendigem Verkehr mit dem Volke und mit Volksfreunden, wie Wojcicki, Brodziński u. a., mit denen er als Jüngling unter einem Dache wohnte, und eifrige Sammlungen aus gedrucktem und handschriftlichem Material.

Oskar Kolberg entstammte einer deutschen protestantischen Familie aus Mecklenburg, sein Vater kam gegen 1800 nach Südpreußen als Ingenieur, 1819 nach Warschau als Professor der Geognosie an der Warschauer Universität. Eindrücke aus den frühesten Knabenjahren, empfangen von der treuen sangkundigen Amme Zuzka, von dem jugendlichen Musiker Chopin, von Brodziński u. a. zeichneten ihm seine Lebensaufgabe vor: Musik und Hingabe an die Volkskunde. Musiker vom Fach, gebildet in Warschau von Elsner und Dobrzyński, in Berlin von Girschner und Rungenhagen, fasste er, nachdem er seine Ausbildung im Warschauer Lyceum (1830) und in Berlin (1834—36) vollendet hatte, in seinen jungen Jahren, auf Anregung von Wojcicki, Dobrzyński und Brodziński, den Gedanken, den polnischen Volksgeist aus Volksliedern, Tänzen und Melodien zu erschliessen, und blieb trotz der Missgunst des Schicksals (er musste lange Jahre Privatunterricht erteilen, die Stelle eines Buchhalters bei der Direktion der Warschau-Wiener Eisenbahngesellschaft, bis 1857, und als Beamter in der Finanzkommission, bis 1861 versehen) dieser Lieblingsidee, der er alle freie Zeit und seine geringen Ersparnisse widmete, bis zu seinem Tode mit dem grössten Erfolge treu. Dabei fand er Zeit, musikalische Werke zu komponieren: er setzte zwei Opern, Polonaisen, Etuden u. a. auf. — In seinen ethnographischen Studien zog er bei wachsendem Eifer und reifenden Erfahrungen seinen Arbeiten immer weitere Grenzen: anfänglich sammelte er Lieder mit Melodien und Tänzen und beabsichtigte dieselben nach bestimmten Gruppen zu veröffentlichen, wie er es im ersten Bande gethan, der über 40 Liebeslieder von dem verführten Mädchen, oft mit sehr verschiedenen Melodien (das Lied *Jasiu poił konie* allein mit 52) und über 460 Tänze enthielt. Vor dem Erscheinen des zweiten Bandes 1865 ging eine Wandlung im Plane des Verfassers vor; er verteilte seinen Stoff nach ethnographisch von einander geschiedenen, historisch gewordenen Provinzen („natürliche Grenzen der Stämme sind Wälder, Berge, grosse Gewässer, Heiden“ II) und glaubte auf diese Weise die Eigentümlichkeit einer jeden derselben hervortreten zu lassen: zwar sollte die Melodie in dieser Abgrenzung noch immer die Hauptsache sein, indessen das Volksleben in Sitte, Brauch u. s. w. den Rahmen bilden. So

berücksichtigte der Verfasser schon in dem zweiten (sehr dürftigen) Bande das Sandomirer Volk in Haus und Hof, in seiner Tracht und in den Sitten und Gebräuchen, von denen das Johannisfest und die Hochzeit genauer beschrieben sind. Schon hier hatte der Verfasser das Gefühl, dass man die kleinen Edelhöfe und die Kleinbürger vom Volke nicht trennen dürfe, und widmete dieser Gesamtheit seine Schilderungen und Sammlungen. In dem dritten Bande (Kujavien) ist die Tracht, Bauart, das Hausgerät u. s. w. des Volkes schon sehr genau beschrieben und durch saubere Zeichnungen veranschaulicht und Märchen, Sprüchwörter, Spiele und Glaubenskundgebungen sind reichlich berücksichtigt, wenn auch die Volksmelodien vor allem im Vordergrund stehen. In Band VII (Volksglaube des Krakauer Volkes über übermenschliche Mächte, Tiere u. s. w.) und Band XIII (Märchen der Krakusen) tritt die Absicht des Verfassers bewusst hervor, die Äusserungen des polnischen Volkes in allem dem, was sich das Volk erzählt, auch in den folgenden Serien zu berücksichtigen (Einleitung zu VII), obgleich es durch die Ungunst der Verhältnisse nicht hat geschehen sollen. In den Bänden, welche dem Posener Lande gewidmet sind, traten noch Sagen und Legenden hinzu, denen der Verfasser für die weiteren Serien besondere Aufmerksamkeit zu schenken versprach: auch für die sprachlichen Erscheinungen, die er, soweit sie das Posener Land betrafen, nicht in dem Hauptwerke, sondern in *Zbiór wiadomości do antropologii krajowej I* veröffentlichte, versprach er mehr Interesse zu zeigen, indessen lassen die weiteren Serien manches zu wünschen übrig. Im allgemeinen stellte sich bei der Anordnung des reichhaltigen Stoffes das folgende Programm fest: Schilderung der physischen Beschaffenheit des Landes, Schilderung des Volkes nach seinem Charakter, seiner Wohnung, Tracht, Beschäftigung und überhaupt in seiner äusseren Erscheinung, worauf dann die Aufzeichnung des geistigen Besitzes des Volkes in Sitte, Brauch, Wort und Lied folgt, stets mit Bevorzugung des Gesanges, auch bei der Schilderung der einzelnen festlichen Gelegenheiten; über das allgemeine, vornehmlich in Bezug auf Musik und Lied orientieren die trefflichen Einleitungen. Im Einzelnen ist die Mitteilung des Stoffes quantitativ abhängig von dem vorhandenen, überkommenen oder gesammelten Material, so ist z. B. Modlnica im Krakauischen sehr genau beschrieben, weil der Verfasser seit 1871 hier jahrelang wohnte; diesem Umstand wird wohl auch die grössere Berücksichtigung des Kostener, Buker und Franstädter Kreises zuzuschreiben sein. Dagegen sind Haus- und Hofgeräte, gesellige Spiele, die Sprache und die sesshaften oder wandernden Bettler ungleichmässig berücksichtigt; Band XXII ist überhaupt sehr dürftig, vergleiche Lubiez „*Archevne*“ 1890, III, 68 ff.; dass der Verfasser das gewünschte Material nicht immer zur Verfügung hatte, darüber beklagt er sich selbst. Bei der Gewissenhaftigkeit des Verfassers ist es selbstverständlich, dass er stets die besten Quellen für seine Volksstudien suchte, diese waren vor allem der Verkehr mit dem Volke selbst. Es

giebt keine Provinz des ehemaligen polnischen Reiches, in welcher er nicht, seit 1837, wo seine Wanderungen begannen, wiederholt reiste und sammelte, auch die russischen Gebiete durchwanderte er, wie er denn gegen das Ende seines Lebens Pokutien und Chelm ebenso, wie polnische Gebiete schilderte und reiche Materialien hinterliess. Seine Freunde erzählen, dass er auf diesen Wanderungen einzelne befreundete Edelhöfe aufsuchte und hier von den Hofbediensteten sich die geeigneten Personen aus dem Volke kommen, vorsingen und erzählen liess; der Vertrauen erweckende und anspruchslose Mann fand denn auch gewöhnlich Entgegenkommen, doch nicht immer in vollem Masse; in vielen Fällen kam er bei Festen, wohl meistens im Sommer und Herbst, mit dem Volke selbst in Berührung, sodass beispielsweise Hochzeiten und Erntefeste meist von ihm selbst beobachtet sind. Dabei beherrschte er die vorhandene reichhaltige Litteratur, Sammlungen und Berichte, wie Niemand, und machte von den gedruckten und handschriftlichen Aufzeichnungen (z. B. den Fragebogen der Posener Gesellschaft der Wissenschaften) brieflichen und sonstigen Berichten ausgiebigen Gebrauch; früher gedruckte Lieder wiederholte er stets, wenn er eine neue Melodie für sie hörte. Die Zuverlässigkeit seiner Sammlungen ist, wenn man von einzelnen früher gedruckten, wiederholten Schilderungen absieht, genügend verbürgt, besonders zeichnen sich die eigenen Aufzeichnungen des Verfassers (Lieder, Tänze, Märchen, Sprüche u. s. w.), welche von denen anderer leicht zu unterscheiden sind, bis auf einige sprachliche Bedenken, durch Gewissenhaftigkeit aus; in vielen Fällen äussert der Verfasser selbst berechtigte Bedenken, wenn es sich z. B. um Mitteilung von Liedern ohne inneren inhaltlichen Zusammenhang, oder um Lieder, Erzählungen u. s. w. handelt, die ihm von schulmässig gebildeten Personen in die Feder diktirt worden sind.

Der grosse Wert der Sammlungen Kolbergs ist allgemein anerkannt und kann von dem Unterzeichneten rückhaltslos bestätigt werden: er sammelte viele Tausende polnische Lieder (deren Heimat und Aufzeichnungsort stets gewissenhaft angegeben ist) und beleuchtete dieselben durch etwa 8000 meist selbstgehörte, unverfälschte Melodien, die er dann an verschiedenen Stellen in wissenschaftlicher Weise erklärte (I, V, VI, VI, XII, XIII teils in den Einleitungen, teils im Texte, wo er sich vornehmlich über die Tänze äussert), was umsomehr ins Gewicht fällt, als der polnische Volksgesang und Tanz durch Beweglichkeit und Frische charakteristisch sich auszeichnet. Nicht nur Musiker vom Fach, sondern auch Ethnologen werden die wiederholten Ausführungen des trefflichen Kenners der polnischen Musik über den vorherrschenden Rhythmus ($\frac{3}{4}$ und $\frac{3}{8}$, den Kolberg am liebsten als molochus bezeichnen möchte V, V), die darin liegenden Stimmungen des Volkes u. s. w. mit Nutzen verfolgen. Von bleibendem Wert sind die Berichte des Verfassers über Hochzeiten und das Erntefest und die dabei gesungenen Lieder; auch der andere von Kolberg ge-

sammelte Liederschatz bietet Wertvolles, mögen auch die Lieder und besonders die Melodien nicht erschöpfend sein (unter den Krakauer Liedern befindet sich nur ein Flisakenlied). Vor allem ist anzuerkennen, dass der Verfasser die auf Edelhöfen und bei Kleinbürgern beliebten Lieder nicht ausgeschlossen und die Wechselwirkung zwischen Hof und Hütte berücksichtigt hat; so manches Lied ist von den Theaterbrettern zu dem kleinen Adel und in die bürgerlichen Kreise gewandert, um dann den Weg zum Volke zu finden, wie denn auch fremde Tänze: Schottisch, Walzer, Polka u. s. w. sich im Volke einbürgerten; andererseits wanderte so manches Volkslied unter die „Rockträger“. Politische Lieder hat der Verfasser ferngehalten. Ein weiteres, nicht zu unterschätzendes Verdienst Kolbergs ist die eingehende Schilderung des Volkes in den einzelnen Provinzen; das landläufige Urteil, dass man auf einer Quadratmeile das ganze polnische Volk kennen lernen kann, wird zwar im allgemeinen bestätigt, wie der Verfasser sich über einzelne Übereinstimmungen gelegentlich äussert (Einleitung zu XVII, XXII u. a.), aber im einzelnen bieten seine Schilderungen mit den dazu gehörigen Liedern (auch bei den Hochzeiten, welche im Grunde einen Typus zeigen) eine unendliche Fülle von Abweichungen; vornehmlich sind die Hinweise des Sammlers bemerkenswert, dass das Volkslied vor allem lokal ist: *co wieś to pieśń* (ander Dorf, ander Lied), was wohl vor allem von der Melodie zu verstehen ist. Was aber speziell Schilderungen betrifft, so hat Kolberg, und dies ist kein geringes Verdienst, die früheren Sammlungen und Berichte erschöpfend benutzt und somit das ganze ethnographische Material gesammelt: er benutzte nicht nur die bekannten Sammlungen und Arbeiten von Lipiński, Miączynski, Grygorowicz, Gluziński, Przyjaciół ludu u. s. w., sondern auch solche Bücher, wie Tomicki, *Mądry Wach* (über das Leben eines Bauern im Posenschen), selbst Berichte in Zeitungen und Kalendern sind nicht vergessen und dem Streben nach Vollständigkeit dienstbar gemacht; selbst kunstmässige Idyllen wurden nicht verschmäht, weil sie kujawische Sitten schilderten (Band IV). Kolbergs Sammlungen von Märchen, Erzählungen, ergötzlichen Teufelsgeschichten, Sprichwörtern, abergläubischen Äusserungen u. s. w., obgleich nicht aus jeder Provinz mitgeteilt, sind als eigene Sammlungen an sich wertvoll, wertvoller noch dadurch, dass der Verfasser dabei die Ortssprache nach Möglichkeit genau nachschrieb und ebenso, wie bei Liedern, wiederholt auf Parallelen hinwies. Bei den Sammlungen schätzte er nichts gering, verzeichnete Schwüre, Flüche, Schimpfwörter, kraftvolle Ausdrücke, überhaupt alles Eigenartige, was aus dem Munde des Volkes stammt, wie er denn für die Bereicherung des polnischen Sprachschatzes sehr viel beigetragen hat. Eine Reihe von bunten, farbigen Bildern veranschaulicht die charakteristischen Volkstypen; leider ist dies nicht bei jedem Bande der Fall, in den letzteren Bänden findet sich nur in Bd. XXIII ein farbiges Bild.

Diese und ähnliche Vorzüge werden durch gewisse Schattenseiten nur wenig verdunkelt. Es ist schon hervorgehoben worden, dass abgesehen von den stets mit Vorliebe bevorzugten Liedern und Melodien, die Sammlungen und Schilderungen sehr ungleichmässig sind, wie sie die Gunst des Zufalls bot. Die früheren Bandreihen bieten mehr, als die späteren; einzelne Mitteilungen tauchen nur ganz vereinzelt auf, wie z. B. über Rechtsgewohnheiten; die interessante Nachricht über den Gemeindestab (Krepulec) findet sich nur X. 59; ebenso berücksichtigte Kolberg die Bettler nicht gleichmässig (XIX Lieder und Schilderungen, mitgeteilt von W. Siarkowski, Bd. XXI brachte Kolberg Bettlerlieder aus seiner Heimat); über die winterlichen Spiele, Fastnachtsvergnügen finden wir selbst aus solchen Gegenden, wie z. B. der Guesener Gegend, wo sie vor vierzig Jahren noch sehr zahlreich erhalten waren, nur dürftige Nachrichten, ebenso über Musikinstrumente; die Kleinbürger (tyki war der ehemalige Ausdruck dafür), deren Lieder berücksichtigt sind, hat Kolberg nirgends geschildert, und doch war die Zeit seiner Wanderungen und Sammlungen vielleicht schon die letzte Zeit dafür. — Als Ersatz für die so häufig fehlenden Sprüchwörter, Rätsel u. s. w. können die sehr reichhaltigen Anmerkungen und Auszüge aus fremden Büchern am Ende eines jeden Bandes nicht gelten. Mit geringen Ausnahmen fallen sie in das Gebiet der Altertumskunde, vermeintlicher Mythologie und etymologischer Deutungen und sind meist von fraglichem Wert. Man wird dabei wol gern zugeben können, dass diese Noten uns, sozusagen, in die Bibliothek des Verfassers einführen und zeigen, in welchem Geiste Kolberg sammelte und arbeitete. Selbst in den Auseinandersetzungen mit R. Berwinski (Bd. VII) steht er treu auf dem lieb gewonnenen Standpunkte, dass Volkslieder und alles das, was das Volk sich erzählt, Lagerungen sehr alter, vorchristlicher Zeiten seien; doch sind wir ihm dafür ebenso zu Dank verpflichtet, wie für die Mitteilung der polnischen Übersetzung des *Mallens maleficarum* und *Bohomolec*, *Dyabel w swoicy postaci* . . . — Eine schwache Seite der Arbeiten Kolbergs ist die sprachliche, nicht etwa in Bezug auf die Treue der Aufzeichnungen (nur in wenigen Fällen können Bedenken obwalten, wie IV in Rücksicht der S. 281, XVI S. 146), sondern vielmehr in den grammatischen (auf die Lautverhältnisse bezüglichen) Bemerkungen und in etymologischen Erklärungen (z. B. *terem. korowaj* XVI S. 146, über *Sobota* in Grosspolen XI bei Erwähnung des *Sobótkafestes*).

Es bedarf keiner Versicherung, dass ähnliche, wenn auch nicht zu umgehenden Ausstellungen nicht im Stande sind, die bleibenden Verdienste des Mannes zu schmälern, der fast aus eigenen Mitteln das ganze polnische Gebiet ethnographisch dargestellt und wertvolle Materialien zu einer solchen Darstellung Schlesiens, der polnischen Teile von Preussen und vieler russischen Provinzen (Podolien, Wollhynien, Ukraina u. a.) hinterlassen hat. Zu diesen Verdiensten gehört auch die fruchtbare und erfolgreiche

Anregung, die Kolberg durch sein Beispiel und seine vielseitigen Arbeiten (in Encyklopedya powszechna u. s. w.) gegeben hat. Seinen und Kopernickis Bemühungen ist es gelungen, eine Sektion für Anthropologie und Ethnologie bei der Krakauer Akademie der Wissenschaften zu begründen, deren bis auf 13 Bände gediehenen Publikationen oben zum Teil erwähnt sind. Als eine Frucht der von Kolberg gegebenen Anregungen ist auch anzusehen, dass in Warschau eine Gesellschaft entstanden ist, welche zunächst die sehr wertvollen periodischen Sammelwerke: Pamiętnik fizyograficzny, und seit 1887 unter der trefflichen Leitung von Dr. J. Karłowicz eine ethnographische Zeitschrift Wisła (die Weichsel) herausgibt. Nicht minder dürfte die jetzt in Prag erscheinende Zeitschrift für czechische Volkskunde von Zíbrt und Niederle der Anregung von Kolbergs Arbeiten zuzuschreiben sein.

Breslau.



Kleine Mitteilungen.

Der Sonnenochse.

Auf der Fürstenschule St. Augustin zu Grimma in Sachsen ist es noch gegenwärtig Sitte, dass die Tertianer für die Primaner, ihre „Oberen“, kleine Dienstleistungen zu besorgen haben. Insbesondere gehört in ihr Bereich die Ordnung in den Studiersälen während der Arbeitszeit. Während ich Ostern 1880—1886 dort als Alumnus weilte, gab es eine stereotype Wendung, mit der der Obere seinem Unteren befahl, die grünen Vorhänge zu schliessen, wenn sich während des Studierens die Sonne irgendwie störend einstellte. Sie lautete: „Norex, sperre mal den Sonnenochsen raus.“ Wir dachten dabei mit keinem Gedanken an einen Ochsen in der Sonne; es war nichts als eine altererbte Wendung, die man weiter brauchte, weil sie einmal üblich war. Unter den Bürgern der Stadt Grimma gab es etwas Ähnliches nicht; sie lebte nur noch in der kleinen Kulturgemeinschaft der Fürstenschule.

Einen weiteren Beleg für einen Rest einer Volksanschauung vom „Sonnenochsen“ gab mir ein Spaziergang in der Nähe von Grimma Anfang der achtziger Jahre. Im Gespräche mit mir über das heisse Juliwetter äusserte ein kleiner Bauer oder Knecht, mit dem ich auf der Strasse ging, den Schweiß von der Stirn wischend: „Aber heite meents der Sonnenoxe gut“.

Weitere Vorstellungsrudimente aus diesem Anschauungskreise aufzufinden, ist mir trotz gelegentlicher Nachfrage nicht geglückt.

Glasgow-Berlin.

Dr. Alexander Tille.

Die Regenkatze.

Am südlichen Ufer des Chiemsees in Oberbayern (Prien und Umgegend) sagt man, wenn sich an den Bergen Wolkenstreifen hinaufziehen, als sichere Vorboten nahen Regens: die Regenkatze läuft den Berg hinan.

Man könnte darin ein Bild sehen, das von den auf den Dächern spazierenden Katzen entlehnt ist. Aber die Vorbedeutung auf den Regen lässt uns lieber daran denken, dass die Katze ein Wettertier ist. Sie putzt sich, wenn sich das Wetter ändern will. Füttert man sie, wird gut Wetter. Sie heisst Wetteras, Donneras; Gewitterwolken heissen in Pommern, Sachsen, Schlesien Bullkater, Murrkater, schwarze Kater, sie werden überhaupt Katzen verglichen (Mannhardt, Wald- und Feldkulte 2, 173). Wenn die Sonne in der warmen Zeit auf das Moor scheint, sagt man im Saterlande: de Summerkatten löpe (Strakerjan Aberglaube und Sagen aus Oldenburg 2, 89. 378). Wenn die Katze geschlagen wird, kann sie Wirbelwinde machen (aus Westfalen, Zs. f. Mythol. 2, 93).

So zeigt sich jener oberbayrische bildliche Ausdruck im Zusammenhange mit einer alten weitverbreiteten Vorstellung von den Wettereinflüssen der Katze. Die wettermachenden Hexen wandeln sich bekanntlich sehr gern in Katzen; die Katze gilt als Hexentier, so wie sich auch die altgermanischen Waldgeister gern in Katzen wandelten (Mannhardt, Wald- und Feldkulte 1, 89. 112. 146).

K. Weinhold.

Sancta Kakukabilla-Cutubilla.

In dem Wolfsthurner Hausbuch (oben S. 321) wird eine Sancta Kakukabilla als Helferin gegen Ratzen citirt. In Ottos Kirchlicher Kunstarchäologie 1, 566 (5. A.) ist erwähnt, dass in der Klosterkirche von Adelberg in Württemberg das von Zeitbloom gemalte Altarbild eine Heilige mit zwei Mäusen zu ihren Füßen abbilde, unter der der Name Cutubilla steht, den man auch an einer Wandkonsole daselbst findet. Bekannt ist die heilige Gertrud von Nivelles als Schützerin gegen Ratten und Mäuse. Sie wird öfter abgebildet unter Ratten und Mäusen am Wasser stehend (Otte a. a. O. 573).

K. W.

Graf Wolfen und seine Schwester Christina.

Volkslied.

Es reitet ein Jäger wohl über die Haid',
 er wollte Graf Wolfen seine Schwester frein.
 Meine Schwester Castina die kriegst du nicht,
 sie ist ja vom Adel, das bist du nicht.
 Ist sie denn vom Adel, so hübsch und fein,
 sie hat sich doch ein klein Kindelein.
 Mosje Jäger, das muss gelogen sein,
 meine Schwester Castina ist Jungfer fein.
 Sollen alle meine Worte gelogen sein,
 deine Castina gleich kommen herein.

Er schickte der Castina wohl einen Bad,
 sie solle gleich kommen zu ihm herab.
 Was schicket mein Bruder mir für einen Bad,
 ich sollte gleich kommen zu ihm herab?
 Er pflegt mir zu schicken ein vergüldeten Wagen,
 die Pferde mit rotem Golde beschlagen.
 Lang' mir mal her mein Windelband,
 darin ich kann schnüren mein jungen Drefand 1).
 A, lang' mir mal her mein vergüldeten Rock,
 darin ich mich kann schnüren als ein Popp.
 A, lang' mir mal meine Büsse (Börse) her,
 ich will sie euch lohnen und nimmermehr.
 Und als die Castina zu Pferde sprang,
 die gälen krusen Haare in den Nacken schwang.
 Und als die Castina geritten kam,
 Graf Wolf stand vor dem Fenster und schauet sie an:
 Mosje Jäger, das muss gelogen sein,
 meine Schwester Castina ist Jungfer fein.
 Sollen alle meine Worte gelogen sein,
 so lasse die Castina zum Tanze herein.
 Er gab der Castina wohl einen Tanz,
 der dauert wohl sieben Stunden lang.
 Mosje Jäger, das muss gelogen sein,
 meine Schwester Castina ist Jungfer fein.
 Sollten alle meine Worte gelogen sein,
 so lass uns lösen den Schnürband fein.
 Und als der Castina gelöst der Schnürband,
 die schiere weisse Milch aus den Brüsten sprang.
 Willst du nun lieber die Rute schmecken,
 oder willst du lieber das Schwert bedecken?
 Ich will viel lieber das Schwert verdecken,
 viel lieber als die Rute schmecken.
 Er schlug mit einem Säbel so lang',
 bis Leber und Lung' aus dem Leibe sprang.
 Halt ein, halt ein! lieber Bruder mein,
 der König von Engelland ist Schwager ja dein.
 Hättest du mir das nicht können eher sagen,
 so hätte ich dich nicht so sehr geschlagen.
 Kannst du nur noch leben bis Morgen früh.
 so will ich dir auch geben ein Reichthum dazu.
 Ich kann ja nicht leben bis Morgen früh.
 und giebst du mir auch ganz Schweden dazu.
 Es dauert kaum bis an den dritten Tag.
 der König von Engelland geritten kam.
 Guten Tag, guten Tag! lieber Schwager mein.
 dem König von Engelland hast du gelassen die Jungfer fein.
 Mir ist unterwegs eine Historie erzählt.
 du hättest die Castina ums Leben gebracht.
 Nun will ich dich haben auf einen Tisch
 und will dich gleich köpfen als wie ein Fisch.

1) ?, bei Müllenhoff Triafant.

Vorstehendes Lied ist aufgezeichnet worden von dem verstorbenen J. Cl. Kählerl aus Schwienhusen in Hövede bei Tellingstedt in Dithmarschen im Jahre 1813. Dasselbe war ursprünglich plattdeutsch, wie die Wörter Castina, Bad (= Bote), Popp (Puppe), gülen krusen Haar u. s. w. zeigen. Eine Variante dieses merkwürdigen Liedes aus Dithmarschen findet sich bei Müllenhoff (Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg (Kiel 1845, S. 492 bis 495 mit Anmerkung) unter der Überschrift: Graf Hans von Holstein und seine Schwester Anncristine. (Danach bei Fr. L. Mittler, Deutsche Volkslieder. Marburg 1854, S. 270.) Wir hörten auch eine Variante dieses Liedes von einem Manne aus der Gegend von Heilbrom. Aufzeichnungen dieses Liedes aus andern Gegenden finden sich in 1. Parisius, Deutsche Volkslieder mit ihren Singweisen in der Altmark und im Magdeburgischen, 1. H., Magdeburg 1879, 3 Varianten; 2. Wunderhorn I, S. 248 (der Pfalzgraf am Rhein); 3. Wunderhorn II, S. 96 (272) (der grobe Bruder); 4. Aus Schlesien bei Hoffmann von Fallersleben, Schlesische Volkslieder mit Melodien. Leipzig 1842, No. 27; 5. Aus dem Hannoversehen Harz bei Pröhle (Weltliche und geistliche Volkslieder und Volksschauspiele. Aschersleben. S. 4 (Christinchen). Auf die Verwandtschaft mit dem altdänischen Liede Klein Christel und Herr Buris (Alddänische Heldenlieder Balladen und Märchen übersetzt von Wilhelm Grimm, Heidelberg 1811, Nr. 83) hat schon Müllenhoff hingewiesen. Singweisen sind, wenn wir recht unterrichtet sind, nur drei bekannt, bei Erk, Liederhort 45 aus dem Elsass, aus Schlesien (Hoffmann-Richter), und aus dem Magdeburgischen (Parisius).

Darenwurth bei Lunden i. H.

Heinrich Carstens.

Vom Glückstopf oder Glückshafen.

Wenn Jemandem ein unerwartetes Glück zufällt, so hört man in unserer Gegend¹⁾ wohl die Redensart: Der hat in den Glückstopf gegriffen.²⁾ Was es aber mit dem Glückstopf für eine Bewandnis hat und wie er aussieht, das wissen viele nicht. Noch schlimmer steht es mit dem Wort Glückshafen, das von norddeutschen Schriftstellern nicht selten missverständlich gebraucht wird, z. B. mit der Wendung „in den Glückshafen einfahren.“ Hafen ist hier nichts weiter als das oberdeutsche Wort für Topf, wie Hafner für Töpfer³⁾. Jene Schriftsteller

1) In Norddeutschland als Berlin, Brandenburg, Pommern, Mecklenburg, Holstein, Hamburg, Lübeck, Bremen.

2) Auf Rügen hörte ich von einem armen Mädchen, das einen reichen Mann geheiratet, sagen: Die hat mal recht in den Glückstopf gegriffen.

3) Grimms Wörterbuch 4 B. 2. Abth. sagt S. 120: Das oberdeutsche Wort Hafen „findet sich auch über Süddeutschland hinaus in verengtem Sinne, sogar in Mecklenburg und Pommern, wo man darunter ein gläsernes gefäss versteht, in dem milch zum rahmen aufbewahrt wird.“ — Dies gilt auch von Berlin und Brandenburg. In Norddeutschland nennt man auch die cylindrischen Glasgefässe mit ungeschlagenem Rande, die man zum Einmachen braucht, Glashafen. — Auf Dänisch heisst es Lykke-Potte, auf Schwedisch Lyk-Potta, dagegen auf Englisch fortune's-urn, ein Beweis für die späte Entstehung des Begriffs in England. Französisch heisst der Glückstopf la blanche, in ihn greifen tirer a la blanche; blanche heisst auch der weisse Zettel im Stechbuch und bedeutet den Los-Zettel, welcher im Glückstopf liegt. — Über die spärliche Litteratur vgl. Dr. Rich. Ehrenberg: Glückstopf-Geschichten (1589, 1606) in: Altona unter Schauenburgischer Herrschaft II, III, Altona, 1891 S. 54 ff.

müssten also, um in der richtigen Methapher zu verbleiben, schreiben: „in den Glückshafen greifen.“

Der hier abgebildete Glückstopf oder Glückshafen aus der im Mittelalter so beliebten grauen harten Thonmasse (Katalog des Märkischen Provinzial-Museums Bd. B. IV. Nr. 2844) stammt aus Zehden in der Neumark; mutmasslich gehört



er der Wende des 15. zum 16. Jahrhunderts an, und zählt somit zu den ältesten Glückstopfen, welche überhaupt bekannt sind. Er zeigt (vgl. die Figur) die Eigenschaften, die jeder rechte Glückstopf haben muss. Er darf keinen Anfang und kein Ende haben, weder Schnabel noch Tülle, weder Henkel noch Griff, drehrund (lat. *teres*) muss er sein, wie die Kugel der launischen Fortuna. Er muss hart gebrannt, innen und aussen glatt sein, der Boden flach; damit der Hafen nicht leicht erschüttert werden kann, muss er schwer sein (der Zehdener wiegt 9 Pfd.)¹⁾. Er muss einen gut schliessenden Deckel haben, der Hals muss schlicht und so weit sein, dass die Hand

des Losziehers zwar bequem bis auf den Boden greifen kann, aber nicht so weit, dass der Loszieher gleichzeitig hineinsehen kann. Die Glückstopfslose sind der Regel nach cylindrisch aufgerollte Pergament- oder Papier-Streifen gewesen.

Richard Ehrenberg in seinen Glückstopf-Geschichten geht von dem Los-orakel aus und bemerkt: „wenn auch das Christentum sofort das Losewerfen übernahm (Apostelg. I, 26), so muss hier ein ungemein tiefwurzelndes Bedürfnis zu Grunde liegen: das Bedürfnis, bei wichtigen Handlungen und Vorgängen eines eigenen Entschlusses überhoben zu werden, vielmehr die Entscheidung einer höheren Macht zu überlassen. Dementsprechend war das Losen stets ein feierlicher, oft geradezu ein religiöser Akt. Diesen Charakter hat es erst abgestreift, seitdem es in der Hauptsache nur noch dem Spiele dient und zwar der niedrigsten Art von Spielen, denjenigen, bei welchen es auf Gelderwerb abgesehen ist.“²⁾ In solchen schneidenden Kontrasten offenbart sich ein ungeheurer Wandel der sittlichen Anschauungen. Gewiss ist es kein Zufall, dass gerade das 15. Jahrhundert das Los vom Werkzeug des Orakels zu dem des Hazardspieles degradiert hat, dieses Jahrhundert der Renaissance und des Humanismus, das den Menschen von den starren Satzungen mittelalterlicher Dogmatik losriss und ihm seinen freien Willen wiederzugeben begann. Die ersten wirklichen Lotterien fanden in Italien und Flandern statt. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts waren sie jedenfalls schon in ganz West- und Mitteleuropa stark verbreitet. Am beliebtesten war diejenige Art Lotterie, welche man als „Glückstopf“ zu bezeichnen pflegte, und die auch jetzt noch so heisst, indess nur noch hie und da auf Jahrmärkten üblich ist³⁾. Im 17. Jahrhundert war das anders. So wird von einem Glückstopfe in

1) Die Glückstopfe in Thüringen waren aus einem vorzüglich geeigneten Stein, dem Schlangenstein oder Serpentin gedreht.

2) Eine niedrige Art von Spiel war es freilich auch, als die Kriegsknechte um Christi Kleider lösten (Matth. 27, 35; Markus 15, 24; Joh. 19, 23, 24), worauf der Psalmist 22, 19 anspielt. E. Fr.

3) Im Italienischen wird Glückstopf geradezu mit *lotto* übersetzt, wobei zu bemerken, dass *lotto* im engeren Sinne das zuerst im 17. Jahrhundert in Genua eingerichtete Glücksspiel der Zahlenlotterie (*lotto di Genova*) genannt wird. Grimms Wörterbuch

Erfurt berichtet, wobei die Gewinnste in Gegenwart der Ratsherren von einem ‚ungelahrten Knechte‘ gezogen wurden und sich auch der Herzog Wilhelm von Weimar beteiligte, aber nichts gewann.“

Das Verfahren beim Gebrauch des Glückstopfes ist ein sehr einfaches: die gerollten Lose sind theils unbeschrieben (die Nietten), theils mit Nummern, oder mit der Bezeichnung des Gewinns versehen. Ein unschuldig Kindlein mit verbundenen Augen soll mit blossem Arm in den Topf greifen und allemal nur ein Los herausziehen.

Dass es hierbei nicht immer so, vielmehr recht unehrlich zugeht, das erhellt aus dem 1585 erschienenen Werke von Parzoni, *La piazza universale di tutte le professioni del mondo*, wie dies eine von Ehrenberg citierte Stelle aus der deutschen Übersetzung von 1626 erweist¹⁾.

„Hierher (d. h. zu den Wahrsagern, sortilegi!) gehören auch die Glückshäffner, welche mit gar einem betrüglichen Handwerk umgehen. Dann es laufft allda allerhand Betrug und Vortheil mit unter. Da gibt man etlichen Bekandten die Zettel in die Hand, welche thun, als wann sie aus dem Hafen herauslangten. Haben gross Glück, aber tragen wenig davon zu Haus und nichts mehr als ihren gedingeten Lohn, dass sie andere helfen, hinan zu führen. Da siehet man einen gantzen Hauffen Silbergeschirr, welches aber nur meistentheils chymisch und falsch ist oder so leicht und dünne, dass man nicht viel mehr als das Gesicht (d. h. den Anblick) davon hat. Sie zeygen manchem eine schöne silberne Schüssel oder ein Becken. Wann ers gewinnt, so muss er wol mit einem Sturmhut (Blechkappe) fürlieb nehmen. Mancher gewinnt eine güldene Ketten von fünffhundert Cronen, muss aber mit einem par Armbänder, wann es wol gerät, die kaum zehen werth seynd, nach Hauss gehen. Sie verheissen, es soll der gantze Glückshafen in 14 Tagen ausgehen, were ihnen aber leyd, wann sie nicht ein par Jahr damit zu thun hetten. Und damit man ja sich keines Betrugs zu befahren, wissen sie einen geschliffenen Gesellen darzu zu bestellen, welcher die Brieff und Losszettul herauslanget, weiss sich aber wol zu hüten, dass er nicht auff die Seite greiffe, da die guten Loss ligen, wann sie anders auch drinnen sind.“ —

Eine eigentümliche Form und Anwendung des Glückshafens habe ich in Neapel gefunden, dessen Bewohner zum grossen Teil bekanntlich besonders

bemerk: „Lotterie, ein glücksspiel, die fortsetzung des glückshafens oder glückstopfes. Das Fremdwort zeigt sich zunächst im niederländischen des 16. jahrh. in einer allgemeinen bedeutung: loterije, sortes, sortitio, sortitus, sortiendi actus, sortilegium, in nächster beziehung stehend zu loter sortitor, und lot sors, der niederländischen form unseres los; gleichzeitig begegnet das wort aber auch, und neu in der oben angegebenen eigenthümlichen bedeutung, im englischen als lottery (bei Shakespeare auch wie los, antheil) und im franz. als loterie, und wurzelt hier ebenfalls im heimischen boden, da das zu grunde liegende lot, los ebensowohl englisch, als, durch sehr alte entlehnung, auch französische war, und hier sich selbst ein verbum lotir lösen dazu gebildet hatte. Die ersten glücksspiele unter dem namen lotterie kennen wir aus England und Frankreich (gegen ende des 16. jahrh.), bei uns ist der name vor dem vorgeschrittenen 17. jahrh. nicht in schwang gekommen.“

1) Ehrenberg S. 58: „Der Gluxdopp ist noch auff seinem Lusthause und sticket in einem schwarzen Sacke. Welcher Ursachen hat er ihn anders zu sich genommen? Das kann ein Kint wol forstehen.“ — S. 60: „Potz Sacrament. Abraham, ich habe die beiden Zetteln von den grössesten und teuresten Ringen und dem Kutzwagen aus dem Topfe behalten. Du muss sehen, wann du vermerkest, dass der Amtman den Topf wolt visitiren, dass du die zuvor mit Behendigkeit wieder in den Topf bringest, und ihme gewiesen, wie er sie under dem Daumen verbergen und in den Topf brengen soll.“

wundersüchtig und abergläubisch sind. Wenn ein Lotteriespieler eine Anzahl von Nummern ermittelt hat, von denen er glaubt, dass sich darin die Glücksnummer finde, so lässt er sie von einem dafür mit ein paar Soldi belohnten Manne, welcher für den Zweck besonders abgerichtete Tauben besitzt, auf gerollte Zettel schreiben und in einen Glückshafen, der dem Futternapf der Taube ähnelt, symmetrisch angeordnet, hineinlegen. Wie ich nun auf Santa Lucia selbst gesehen, holt die Taube, sobald der Glückshafen ihr vorgehalten wird, aus demselben ein Los hervor. Da die Taube ein frommes und unschuldiges, als Symbol des Heiligen Geistes sogar ein geweihtes Tier ist, so meint der Neapolitaner, dass die von der Taube ausgewählte Zahl ihm als Losnummer Glück bringen werde.¹⁾

Nicht allein die Ausbildung und öffentliche Ausübung des Lotterie- und Lottowesens hat den Glückstopf verdrängt, sondern seine eigene Unbehilflichkeit und verhältnismässige Gebrechlichkeit. Wo ähnliche Verlosungen noch üblich sind, tritt der Glücks-Sack oder der Glücks-Beutel an die Stelle. Ich will diesbezüglich noch anführen, wie ich unsern Kaiser Friedrich, als Kronprinz, auf einem Wohlthätigkeits-Bazar selbst mit einem solchen Glücks-Beutel habe herumgehen sehen. Gegen Zahlung von 20 Mk. konnte man aus dem von dem Prinzen vorgehaltenen Beutel eine Losnummer entnehmen: jedes Los gewann wenigstens eine Kleinigkeit.

Berlin.

E. Friedel.

Professor Dr. Anton Birlinger †.

Am 15. Juni 1891 verschied zu Bonn nach längerem Leiden der ausserordentliche Professor der deutschen Philologie Dr. Anton Birlinger. Es ist mehr als eine Herzenspflicht, welcher der Unterzeichnete nachkommt, wenn er in wenigen Strichen versucht, das rastlos thätige Leben eines Mannes vorzuführen, der treu für die Volkskunde gearbeitet hat. Nach den eigenen Aufzeichnungen Birlingers im Vereins-Album des Bergischen Geschichtsvereins wurde er geboren den 14. Jänner 1834 im Wirtsbaus zum Löwen, in Wurmlingen bei Tübingen. Der Elementarschule des Heimatsortes verdankte Birlinger seinen ersten Unterricht. Die Lehrer des Ortes waren seit langem aus seiner Familie hervorgegangen, wie auch ehemals die Vögte der Gemeinde, als solche noch zu Vorderösterreich gehörte. Lehrer und Pfarrer erkannten bald die grossen Fähigkeiten des Knaben. Den Vater hatte er mit 5 Jahren verloren; der Stiefvater bestimmte den kräftigen Knaben für die Landwirtschaft. Aber diese Absicht sowol als der Wunsch der Mutter, er möge Lehrer werden, wurden nicht erfüllt. In den Jahren 1848—50 finden wir Birlinger auf der Lateinschule von Rottenburg am Neckar. Nach Absolvierung des bekannten württembergischen Landexamens trat er ins Rottweiler Konvikt ein und studierte darauf von 1854—58 an der Universität zu Tübingen katholische Theologie. Schon hier trat seine Vorliebe für germanistische Studien hervor, wozu die Anregung von Dr. Lauchert in Rottweil ausgegangen war. Seiner Beziehungen zu Uhland thut Birlinger in den erwähnten Aufzeichnungen keine Erwähnung. Nach empfangener Priesterweihe (1859) war er kurze Zeit in der praktischen Seelsorge thätig und ging dann mit Staatsunterstützung behufs Fortsetzung seiner altdeutschen Studien nach München (1861, wo Vollmer und

1) Vgl. E. Friedel: Tierleben und Tierpflege in Italien. Zeitschrift „Der Zoolog. Garten“ Jahrg. XV S. 212.

Konr. Hofmann grossen Einfluss auf ihn ausübten; dann nach Breslau und Berlin (1868). Er habilitierte sich 1869 in Bonn. Hier wurde ihm 1872 ein ausserordentlicher Lehrstuhl für deutsche Philologie übertragen. Bei der Bewegung, welche aus Anlass des vatikanischen Konzils unter den Katholiken Deutschlands sich erhob, trat er entschieden auf die Seite der Altkatholiken und ist ihnen bis zum Lebensende mit ganzem Herzen zugethan geblieben.

Als akademischen Lehrer zeichnete den Heimgegangenen ein oft derber Humor und eine gewisse Jovialität aus. In seinem Äusseren hatte er etwas burschikoses; seine reckenhafte Gestalt bewegte sich in zwangloser Kleidung und Haltung. Ein warmes Herz für die, denen er einmal seine Freundschaft zugewandt, zeichnete ihn aus.

Seine Bedeutung für die Wissenschaft liegt entschieden auf dem schriftstellerischen Gebiet. Die Kritik, die er an sich selbst übte, seine Durchbildung in vielen Zweigen der deutschen Philologie, eine seltene Belesenheit, eine vorzügliche Sammlung der seltensten Werke und nicht zuletzt ein gutes Gedächtnis unterstützten ihn bei seinen Arbeiten. Vor allen Dingen muss hier seiner *Alemannia* gedacht werden, *Zeitschrift für Sprache, Litteratur und Volkskunde des Elsasses, Oberrheins (und Schwabens)* Bonn 1873—1891 (Bd. I—XIX, 1); sie wird ein unerschöpflicher Born für schwäbisch-elsässische Volkskunde bleiben. Ausschliesslich dem schwäbischen Volkstum gewidmet sind folgende seiner Werke: *Volkstümliches aus Schwaben*, Freiburg 1861. 62. 2 Bde; dazu ein *Wörterbüchlein*, Freiburg 1863; *Nimm mich mit* Freib. 1862; *Die Augsburgische Mundart*, Augsburg 1862; *Schwäbisch.-Augsburgisches Wörterbuch*, München 1864; *So sprechen die Schwaben*, Berlin 1868; *Die Sprache des Rottweiler Stadtrechts*, München 1865; *Alemannische Sprache rechts des Rheins seit dem 13. Jahrhundert*, Berlin 1868; *Aus Schwaben*, Wiesbaden 1874. 2 Bde.; *Rechtsrheinisches Alemannien, Grenze, Sprache, Eigenart*, Stuttgart 1890. Im Verein mit dem ihm im Tode (Dezember 1889) vorangegangenen Professor W. Crecelius gab er *Des Knaben Wunderhorn*, Wiesb. 1874—76 neu heraus, und liess *Alteutsche Neujahrsblätter für 1874, Mittel- und Niederdeutsche Dialektproben* (Wiesbaden) drucken.

Ein wackerer Gelehrter, ein feiner Lateiner, ein edler Mensch, begeistert für die Bevölkerung seiner Heimat, deren Pulsschlag er wie selten Einer verstand, ist mit ihm dahingeshieden.

Elberfeld.

Schell.

Albert Kretschmer †.

Am 10. Juli dieses Jahres starb in Berlin plötzlich und unerwartet der auf dem Gebiet der Kostümkunde weiten Kreisen bekannte Maler und Königliche Professor Albert Kretschmer. Am 27. Februar 1825 zu Berghof bei Schweidnitz als Sohn eines Oekonomen geboren, trat er mit 17 Jahren in die Berliner Kunstakademie ein, wo er, besonders unter der Leitung von Karl Begas, sich zum Genremaler ausbildete. Bestimmend für seine weitere Laufbahn wurden Aufträge seitens der General-Intendantur der Königlichen Schauspiele, die für die Ausstattung historischer Dramen und Opern erforderlichen Entwürfe herzustellen, welche zu seiner Berufung als ständiges technisches Mitglied an den Königlichen Theatern führten. Seitdem wendete sich sein Interesse immer ausschliesslicher einer künstlerisch-litterarischen Thätigkeit auf dem Gebiete der Trachtengeschichte

zu. Die erste Frucht dieser Studien bildete das grosse in Farbendruck ausgeführte Prachtwerk „Die Trachten der Völker vom Beginne der Geschichte bis auf die Gegenwart.“ Leipzig 1864, welches die ungeteilte Anerkennung aller Fachleute fand und 1882 in 2. Auflage erschien. Wie dieses Werk die erste bildliche Gesamtdarstellung der Trachten aller Kulturvölker bildete, so vereinigte sein zweites grosses Prachtwerk „Die Deutschen Volkstrachten“ zum ersten Mal in umfassender Weise die Trachten sämtlicher deutscher Stämme. Das Material hierzu hatte er auf wiederholten Studienreisen durch Deutschland und Deutsch-Österreich in den Jahren 1864—1870 gesammelt und damit nach einer wichtigen Seite hin die Arbeiten auf dem Gebiete der deutschen Volkskunde ergänzt. Je mehr aber die bäurische Kleidung in den letzten Jahren durch die städtische zurückgedrängt wird, um so wertvoller ist es, dass in jenem Werk die alte Stammestracht, wie sie noch vor wenigen Jahrzehnten allgemeiner Brauch war, für immer festgehalten ist. In „Die Deutschen Volkstrachten“ ist nichts aufgenommen, was der Verfasser nicht selbst gesehen und nach der Natur gezeichnet hat. Vor einigen Jahren erschien eine bedeutend wohlfeilere Volksausgabe des Werkes, um Schleswig-Holstein, Elsass-Lothringen und Litauen vermehrt, welche freilich wegen ihrer Herstellungsweise in der künstlerischen Wiedergabe der Bilder nicht ganz zur Zufriedenheit des Verfassers ausfiel. Zu weiterem Wirken auf demselben Gebiete fand er in den letzten Jahren als Mitglied des von Herrn Geh.-Rat Virchow begründeten Vereins des „Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes“ in Berlin Gelegenheit, woselbst unter anderem die Aufstellung des Spreewälder Zimmers unter seiner sachkundigen Leitung erfolgte. Auch dem Verein für deutsche Volkskunde gehörte er als Mitglied an; die farbigen Tafeln 1 und 2 dieses Bandes sind von seiner Hand.

In den letzten Jahren beschäftigte ihn ein neues umfangreiches Kostümwerk, welches die historische Entwicklung der einzelnen Teile der Tracht vom Mittelalter an bis auf die Jetztzeit übersichtlich in Bild und Wort zur Darstellung bringen sollte. Es war ihm nicht beschieden dasselbe zu vollenden. Wenige Stunden, nachdem er noch an diesem Werk gearbeitet, riss ihn ein Gehirnschlag aus seinem arbeitreichen Leben hinweg.

P. Kr.

Bücheranzeigen.

E. H. Meyer. Die eddische Kosmogonie. Ein Beitrag zur Geschichte des Altertums und des Mittelalters. Freiburg i. Br. 1891. S. 118. 8°.

Das vorliegende neue Werk des bekannten Mythologen schliesst sich an sein Buch über die Völuspá (Berlin 1889) an und bezeichnet sich selbst als eine gründlichere Ausarbeitung dessen, was der Verfasser über den kosmogonischen Anfang des bedeutsamen Gedichtes dort vorgetragen hatte. Herr Meyer, der Herausgeber der 4. Ausgabe von J. Grimms deutscher Mythologie, steht bekanntlich auf völlig andern Standpunkt als J. Grimm, nachdem er sich der Bang-Buggesen Richtung angeschlossen hat, d. h. die skandinavische Mythologie, soweit sie durch die alten literarischen Zeugnisse überliefert ist, als wesentlich unnordisch und un-

germanisch zu erweisen trachtet, und ihren Inhalt aus antiken und orientalischen Quellen ableiten will. So stellt er denn auch in diesem Buche als Grundsatz auf (S. 14 ff.), dass die Germanen von einer Schöpfung gar nichts wussten und die germanischen Götter keine Schöpfungskraft hätten. Ja es hätten der germanischen Sprache die Worte für schaffen, Schöpfer, Schöpfung gemangelt (Herr Meyer hält sie also für Fremdworte!), und wo sie vorkämen, beruhten sie auf christlichen Gedanken. Gelehrte christliche Geistliche schwärzten die Lehre von Schöpfung, Erlösung und jüngstem Gericht in die alte nordische Götterlehre und zerstörten dieselbe hiermit (S. 27 ff.). Die echte nordische Religion sei nicht aus der Edda, sondern aus der noch heute lebenden Volksüberlieferung zu schöpfen; diese aber wisse nichts von einer Schöpfungsgeschichte.

Die Quellen der eddischen Kosmogonie liegen nach Herrn Meyer in der Genesis und in dem platonischen Timäus (in der Bearbeitung des Chalcidius). Beide beruhten wieder auf der babylonischen Welterschöpfungslehre, in welcher die Stadien des Gewitters in Stadien der Schöpfung verwandelt seien.

Genesis und Plato seien zuerst durch Philo von Alexandrien, dann durch Augustinus, später durch Joh. Scotus Erigena und andere mittelalterliche Theologen verschmolzen worden. Die paar heidnischen Götternamen und heidnisch klingenden Kenninge in der Völuspa kämen nicht in Betracht, denn ihr Inhalt sei durchaus biblisch oder platonisch. Die Völuspa sei das Produkt eines gelehrten isländischen Theologen, der kaum 100 Jahre nach Einführung des Christentums auf Island, etwa um 1100, im vollen Besitz der höchsten damaligen Wissenschaft, das Gedicht auf der entlegenen Insel hervorbrachte! (S. 115).

Von S. 54 ab beweist Herr Meyer, dass die Vorschöpfung und die sechs Schöpfungstage in der Völuspa zu erkennen seien. Die Volva stellt er hin als christliche Pseudovolva, der morgenländischen Sibylle vergleichbar, als Nachbildung der biblischen Sapientia, welche der höchst gebildete Dichter zum Gefäß seiner wunderbaren Belesenheit machte.

Gleich die ersten Verse des Völuspa sind Nachbildungen biblischer Stellen. Unbekümmert um die germanische Parallelen zu dem Gebot der Stille, womit das Gedicht anhebt, leitet Herr Meyer sie aus Sprüche 8, 4 ff. Jes. Sirach 24, 9—11. Dass die Scherin aus eigener Erfahrung von den Riesen weiss, muss sich auf Hiob 28, 26 ff. Sprüche 8, 22 ff. gründen. Die neun Welten sollen aus heidnischer Vorstellung ganz unerklärlich sein, weil Herr Meyer sie aus den neun Engelchören oder Engelhimeln ableiten will, als ob er von der Bedeutung der Zahl neun in den germanischen Vorstellungen von Zeit, Raum und dem ganzen Leben nichts wüsste. So bringt er es freilich fertig, auch das kleinste germanische Fältchen aus den Mienen der Volva zu tilgen (S. 64); uns aber verstärkt diese Methode durchaus nicht die Neigung, seinen gelehrten Beweisen zu vertrauen, und uns die prächtige Gestalt der nordischen Prophetin, deren „wichtiges Auftreten“ auch Herr Meyer bewundert, in eine Kunstfigur verwandeln zu lassen, durch deren Mund ein isländischer Priester seine Lesefrüchte (aus welcher Bibliothek wol?) ausstreute, nachdem er sie mit heidnischem Katzensgold überzogen hatte.

Eine andere Urerschöpfungsgeschichte wird S. 65 als Parallele zu Völuspa 1. 2 beigebracht, nämlich die Strophe 38. 39 der Hyndluljod, wo von der Geburt Heimdalls die Rede ist. Herr Meyer bringt es fertig, darin den unigenitus Christus zu erkennen, da er kurzweg behauptet, abgesehen von den neun Müttern und der Geburt am Erdrande, sei alles christlich darin. Hieran knüpft sich der Ausspruch, Buri und Borr seien der genitor und der genitus der christlichen Urkosmogonie. Vermutlich hält Herr Meyer auch Tuisto und Mannus, und den

grossen als *origo gentis* im swebischen Bundesheiligtum verehrten Gott, für Abklatsche christlicher Originale!

Ummöglich können wir alle einzelnen Umdeutungen gleichen Styls hier anführen. Nur das wichtigste sei berührt. Bei dem 1. Schöpfungstage (Völ. 3 = Genes. 1. 2. 7. 9. 10. 12) bemüht sich Herr Meyer zu erweisen, dass die formlose Urmaterie der christlichen Kosmogonie durch Ymir (der aus Hymir durch die Skalden des 10. Jahrhunderts gemacht sei) vertreten werde. Die Entstehung Ymis (Vafthrudn. 31, Snorr. E. 1, 40 ff.) stamme aus der platonischen Lehre. In Snorres Ymirgeschichte seien die platonische Elementartheorie und die Abyssusvorstellung der Genesis gemischt. Die Namen Niflheim und Muspellheim gehörten zwar Snorre, aber die Begriffe stammten aus Nox und Luna, wie sie christliche Kunst des 10.—12. Jahrhunderts ausgebildet habe. Ymis fruchtbarer Schweiss stamme aus den gnostisch-persischen Vorstellungen von Ahuramazda; er selbst gehe auf den ophitischen Jaldabaoth zurück. Auch die Urkuh Audhumla gehöre zur ophitischen Urmaterie; Snorre habe durch sie das „schlüpfrig-weibliche Wesen“ der Ophitenlehre wiedergegeben (S. 89). Der sechshäuptige Sohn Ymis spiegle die *sex virtutes* wieder, die *hrímpursar* seien keine Reifriesen, sondern schädigende Riesen (also nicht *hrím*, sondern *hrími* stecke im Namen)! Der nordische Heidenglaube habe zu dem ganzen Ymirmythus höchstens den Namen beigesteuert, aber auch dieser sei zweifelhaft, da er mit *ymiss* zusammenhängen und die platonische Bezeichnung der Materie als *diversum* enthalten könne (S. 90).

In solcher Art werden auch die folgenden Völuspastrophen behandelt. Hervorgehoben sei die Behauptung, dass schmieden und bauen d. i. bilden und schaffen den nordischen Göttern versagt gewesen sei, nur Zwerge und Elben könnten es. Das Zimmern der *hög ok hof* (Völ. 7) passe auch schlecht in das ausschliesslich von Kampf und Gelag ausgefüllte Walhallaleben der *Einherjar* (S. 100). Schön ist die Gleichung *einherjar* = oberen Gottheiten, Walhallaleben (!) gleich der die Welt durchdringenden und erfüllenden Thätigkeit *Týs*, *Thórs*, *Odins*, der *Wanengötter* u. s. w.

Das anlegen von Essen und das schmieden leitet Herr Meyer aus Honorius *spec. eccl. ab*, die Heiterkeit der Götter (Völ. 8) aus der Stelle *ridit quod esset bonum* Genes. 1., und das Auftreten der Normen muss *Timäus-Chalcidius* c. 143 verschulden. Auch die Zwergenbildung (Völ. 9—16) soll aus dem *Timäus* stammen (S. 106 ff.), wo Dämonen beauftragt werden, die Wesen aus den Elementen zu bilden. Auch Völ. 17. 18 verrieten platonische Ideen. Zuletzt erfahren wir (S. 113), dass Hoener der Prophet Henoch und *Lóporr* kein geringerer als Elias ist, was Herr Meyer ja schon früher gelehrt hat.

Als Bugge die nordische Mythologie in ähnlicher Art aufzulösen versuchte, gab es in Deutschland einige Germanisten, die sich durch Bugges Gelehrsamkeit und Scharfsinn blenden liessen und ihm glaubten. Die meisten von uns aber bedauerten die im Prinzip verfehlt Arbeit eines hochverdienten Gelehrten, und Müllenhoff gab nach seiner Weise eine Antwort, die auch Herrn Meyer gelten kann. Herr Meyer wünscht im Vorwort seines Buches, dass seine Kritiker die Frage vom einzig richtigen Standpunkt, vom historischen, beurteilen möchten. Wir bedauern, dass der Herr Verfasser diesen historischen Standpunkt, als er sein Buch schrieb, so völlig vergessen konnte. Unhistorisch ist es, zu behaupten, ein so reich begabtes Volk als die Germanen habe keine ausgeführten, in Mythen gefasste Vorstellungen von Gottheit, Welt und Menschheit gehabt, höchstens einige Götternamen gebildet, und selbst diese seien nur Nachbildungen unverständener Fremdwörter. Unhistorisch ist es, abzusehen von den zwar dürftigen, aber alten

Nachrichten der Römer über die deutsche Religion, Nachrichten, die sich in neuester Zeit durch Inschriftenfunde merkwürdig erweitern, aus denen sich schliessen lässt, wie früh und reich unsre Götterwelt entfaltet war. Unhistorisch ist es statt dessen eine aus allen möglichen Quellen zusammengeronnene mittelalterliche christliche Tradition als den Körper dessen anzunehmen, was uns von Mythen überliefert wird, und um das zu beweisen, gewaltsam zu interpretiren und keck zu conjeiren. Bei solcher Unmethode kann man natürlich alles aus allem machen, und es ist ein Kinderspiel, die Mythen aller Völker auf die Ursprünge zurückzuleiten, welche man irgend annehmen will.

Dass Snorre und seine Zeitgenossen manches in ihre Darstellungen der nordischen Mythen hineingetragen haben, das unheidnisch ist, habe ich nie geleugnet. Aber dass die Völuspa in ihrem ganzen Aufbau und in ihrem Hauptinhalt kein echtes Denkmal nordischer Religion, sondern die frivole Spielerei eines isländischen Theologen des 11. Jahrhunderts sei, wird Herr Meyer uns nicht beibringen, weder durch dieses Buch, noch durch die in Aussicht gestellten künftigen Abhandlungen.

K. Weinhold.

Questionnaire de Folklore publié par la Société du folklore Wallon. Liège. H. Vaillant-Carmanne 1890. S. XII, 153. 8°.

Im Auftrage der Wallonischen Gesellschaft für Volkskunde hat Herr Eug. Monseur in Lüttich dieses Fragebuch herausgegeben, die gemeinsame Arbeit mehrerer Männer, deren jeder bestimmte Gebiete der Volksüberlieferungen übernahm, während Herr Monseur ausser seinem Anteil noch die Bearbeitung des Ganzen ausführte. Es sind 1859 längere oder kürzere Fragen über das, was die Wallonen meinen und glauben von wunderbaren Wesen, von Tieren, von Ackerbau, Pflanzen, Heilkunde, welche Gebräuche und Meinungen sich an die Hauptpunkte des menschlichen Lebens knüpfen, dann über Sagen und Märchen, Himmels- und Wetterkunde, Volkslieder, Zauberei und Weissagung, Kinderreime und Spiele, Spottnamen, häusliche Gewohnheiten, endlich über den Festkalender. Um nicht durch blosse Fragen zu ermüden, und in der richtigen Erkenntnis, dass die Leute dem Volksforscher nur Rede stehn, wenn er ihnen selbst erzählt, was er von dem weiss, wonach er fragt, sind zahlreiche Mitteilungen in allen Abschnitten eingeschaltet, die durch den Druck ausgezeichnet sind. Für die Schreibung des Wallonischen Dialekts ist ein phonetisches Alphabet aufgestellt. Das Buch macht einen sehr guten Eindruck und wir wünschen deshalb aufrichtig, dass der Questionnaire die besten und reichsten Antworten erhalten möge. Im Zusammenhang mit dem Questionnaire steht das inzwischen erschienene 1. Heft des Bulletin de Folklore, organe de la société du Folklore Wallon. Directeur E. Monseur. Bruxelles, Paris 1891. S. 80. 8°. Es enthält ausser einer Einleitung folgendes: La chanson populaire au moyen âge, par M. Wilmotte; Jeux d'enfants, par M. W., Contes, par E. Monseur; Chansons par O. C., Formulettes de possession, p. J. Defrecheux; Spectres et Fantômes p. A. Gittée; Revue de Livres. Statut und Mitgliederverzeichnis der Gesellschaft. — Möge sie fröhlich gedeihen!

K. W.

Les contes populaires du Poitou par Léon Pineau. Paris E. Leroux. 1891. S. V. 316. kl. 8°.

Dieser 16. Band der Collection de contes et chansons populaires bringt

volkstümliche Erzählungen, die Professor Pineau in Tours aus dem Volksmunde in Lussac-les-Chateaux in Poitou gesammelt hat. Das Buch zerfällt in die Abschnitte: 1. Contes merveilleux. Aventures extraordinaires; 2. Féeries; 3. La Vierge, les Saints, le diable et les sorciers; 4. Contes d'animaux; 5) Faceties et bons tours, Moines et curés; 6. Divers; 7. Randonnées. Wir begegnen vielen alten Bekannten in französischer Form, deutschen Kindermärchen, mittelalterlichen Novellenstoffen, Schnurren und Schnaken. Zuweilen wird uns bedenklich, so bei der 8. Geschichte des 1. Kapitels: le mauvais curé et la méchante belle-mère, einer Variante der Erzählung von der unschuldig verfolgten Frau, insbesondere der Genovefalegende, worin erzählt wird, dass die Frau in der hohlen Eiche durch den Schlosshund ernährt ward. Dieser chien du château sieht aus wie eine chienne und diese chienne wie ein Missverständnis der deutschen „Hinde“ oder „Hindin“. — Herr Pineau hat sich bemüht, volkstümlich zu erzählen und deshalb oft ein mündlich gefärbtes Französisch gebraucht. Nach Art unserer alten Spielleute lässt er mehrere Geschichten schliessen: ils me donnèrent un (bon) coup à boire. — Eine table analytique et alphabétique schliesst das Buch. Hinweise auf andere Sammlungen, die gleiche oder ähnliche Geschichten enthalten, fehlen. K. W.

Deutsche Sagen. Herausgegeben von den Brüdern Grimm. Zwei Bände. Dritte Auflage. Besorgt von Herman Grimm. Berlin 1861. Nicolaische Verlags-Buchhandlung R. Strieker. S. XX. 268; S. 215. 8°.

In den Jahren 1816. 1818 erschien das treffliche Buch zuerst; 1865 nach der Brüder Tode kam die zweite, jetzt die dritte, von Herman Grimm (gleich der zweiten) besorgte Auflage. „Wir empfehlen unser Buch“, schrieben die Brüder 1816, „den Liebhabern deutscher Poesie, Geschichte und Sprache, und hoffen, es werde ihnen allen, schon als lautere deutsche Kost willkommen sein, im festen Glauben, dass nichts mehr auferbaue und grössere Freude bei sich habe, als das Vaterländische.“ Ein Wort zur Anpreisung dieses Buches zu sagen, das eins unsrer besten Bücher ist nach Sprache und Inhalt, wäre Thorheit. Über die kleinen Änderungen in äusserer Anordnung hat sich Herman Grimm in der Vorbemerkung geäussert. Möge das Buch in jedem guten deutschen Hause. hüben und drüben des Meeres, ein Hausbuch sein, aus dem man auch das Gefühl stärke für edles reines Deutsch. K. Weinhold.

Deutsche Volkslieder aus Böhmen. Herausgegeben vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Redigiert von Alois Hruschka und Wendelin Toiseher. Prag 1891. Verlag des Deutschen Vereins. S. XVI. 542. 8°.

Das soeben ausgegebene 4. Heft bildet das Schlussheft dieser Sammlung mit Einleitung, Anmerkungen, Melodien und Inhaltsverzeichnissen — das Ganze ein prächtiger und stattlicher Band, der uns ein echtes und köstliches Stück deutsch-böhmischen Volkstums und Volkslebens vermittelt, wie es wohl selten in dieser Vollständigkeit ein anderes Land aufzuweisen hat. Über die Bedeutung des Volksliedes, die wissenschaftlichen Grundsätze bei der Aufnahme und Anordnung, über die Vorgeschichte dieser Sammlung selbst und das bisher gedruckte Material haben

sich die Herrn Verfasser selbst ausgesprochen, denen für ihre sorgsame Mühe-waltung und nicht genug zu schätzende Aufopferung gegenüber dem von allen Seiten auf sie eindringenden Material der Dank und die Anerkennung aller Volks-freunde gebührt. Was sie erreichen wollten bei der Herausgabe dieser Sammlung ist ihnen vollauf gelungen: eine wissenschaftliche brauchbare Sammlung zu geben und einen Beitrag zur Kräftigung und Stärkung des deutschen Volksgesanges zu liefern. Ungemein reichhaltig ist der Inhalt. Nr. I. Geistliche Lieder, Legenden, das festliche Jahr, enthält 105 Stücke. II. Historische Lieder 21. III. Allgemein weltliche Lieder, die in „Liebe und Ehe“ und „andere Stoffe“ geteilt sind, 376 Stücke. Nahezu 1000 Stück entfallen auf IV.: Vierzeilige. Kinderlieder V. enthält 440 Stücke. Als Anhang ist noch zur Probe das „Braunauer Weihnachtsspiel“ beigegeben, ausserdem die Melodien von zahlreichen Volkshiedern. Auf eine Charakterisierung auch nur im Allgemeinen einzugehen, würde den Raum dieser Anzeige überschreiten. Nur so viel sei gesagt: Wer den Volkscharakter des Deutschböhmen, sein Naturell, seine Lebensfreude kennen lernen will, wird zu dieser köstlichen Sammlung greifen. Selten wird ein so intimer Einblick in das, was man gemeiniglich Volksseele nennt, vermittelt als durch diese alle Zustände Freuden und Leiden des Volkes zum Ausdruck bringende Sammlung von Liedern.

Störend wirkt höchstens die Aufnahme jener politischen Vierzeiler aus der Planer Gegend, die man als tendenziös gegenüber dem reinen Volkslied empfindet.

Eger.

Alois John.

Listy z českých dějin kulturních. Sepsal Dr. Čeněk Zibrt. V Praze, Jos. R. Vilímek. 1891. 123 S. 8°. — Dějiny kroje v zemích českých až po války Husitské. Sepsal Dr. Čeněk Zibrt. I. Svazek. Doba nejstarší až do polovice století XIII. V Praze, F. Šimáček. 1891. 132 S. 8°. II. Svazek. Rytířské odění v zemích českých ve století XIII. a XIV. 1891, S. 135—274. (Blätter aus der böhmischen Kulturgeschichte. — Geschichte der Tracht in den böhmischen Landen bis zu den Hussitenkriegen. 1. Heft: Die älteste Zeit bis zur Mitte des 13. Jahrh. 2. Heft: Ritterkleidung in böhmischen Landen im 13. und 14. Jahrh. Von Č. Zibrt.)

Der Verfasser hat sich durch unermüdliches Sammeln von Beiträgen aller Art zum Aufbau einer böhmischen Kultur- und Sittengeschichte bereits einen Namen gewonnen; in beiden oben genannten Werken verfolgt er denselben Weg weiter. Das erste enthält eine Reihe von Aufsätzen, die vordem vereinzelt in Zeitschriften und sonst gedruckt waren, jetzt überarbeitet vereinigt sind: der Verfasser bespricht in ihnen „das Schminken und Verschönern des Gesichtes bei den alten Böhmen“ (S. 1—21), „die Überlebsel alter Opferbräuche“ (22—98), „die Farbensymbolik bei den alten Böhmen“ (99—69), „die Sage von der Melusine in der böhmischen Volkstradition“ (65—79), „das Schimpfständchen vor der Hochzeit“ (75—78), „der St. Johannstrunk bei der Hochzeit“ (79f.), „der Tabak in den böhmischen Landen“ (81—93), „die Sage von Žižkas Haut“ (94—101), „Hochzeit durch Raub bei den alten Böhmen“ (102—117).

Wir haben den Inhalt vollständig aufgezählt, ohne dass wir beabsichtigten, auf jeden der Aufsätze einzugehen, denn was könnten wir zu den reichhaltigen

Zusammenstellungen des Verf. z. B. über den Gebrauch von Schminke oder über die Geschichte des Tabakes in Böhmen noch hinzufügen? Wir beschränken uns auf Hervorhebung einzelner Punkte. Sämtliche Arbeiten des Verfassers ruhen auf breiter vergleichender Grundlage; er zieht fortwährend deutschen, französischen u. a. Brauch zu Rate, er stellt stets die einzelne böhmische Erscheinung in einen grösseren Zusammenhang, aus dem sie oft erst das rechte Licht empfängt; dagegen vermissen wir ab und zu Heranziehung entsprechender slavischer Bräuche, so wäre z. B. S. 38f. bei der Erwähnung der slovakischen Hahnenfeier der Schuljugend am St. Gallustage (16. Okt.) auf einen verwandten polnischen Brauch hinzuweisen gewesen u. a. Das lehrreichste Kapitel für Mythologen ist das von der Melusine. Es wird gezeigt, wie der Stoff aus der Fremde unter das Volk gedrungen ist, wie die Sage von der in der Luft nach den verlassenen Kindern ächzenden Frau mit einem Brauche, dem ächzenden Wind (der Windmutter) für ihr Kind eine Gabe (Mehl u. a.) zur Beruhigung vorzuwerfen, zusammengewachsen ist, so dass dem böhmischen Volke Melusine schliesslich zu einer Art Windgotttheit werden konnte: alle Zuthaten der Mythographen, z. B. die Erfindung einer Medulina durch Hanusz, auf welche sich dann E. H. Meyer beruft, die Annahme vom böhmischen Ursprung des Stoffes u. dergl. weist der Verf. in ihrer Unhaltbarkeit auf. Die Sage davon, dass Žizka seine Haut über eine Trommel hätte spannen lassen, um noch nach seinem Tode den Seinigen den Sieg zu sichern, wird auf Eneas Silvius zurückgeführt: schade, dass der Verf. nicht schärfer Veckenstedt entgegen getreten ist, der auch hierin etwas mythologisches nachzuweisen vermochte; statt diese Trommel mit der Aegis des Zeus zu verbinden, hätte viel eher an den mittelalterlichen Aberglauben erinnert werden sollen, dass Trommel von Wolfsfell Schafe aus einander jagt, wie der lebende Wolf selbst; ebenso stoben nun die Scharen der Deutschen vor dem Andenken ihres grimmigsten Feindes auseinander.

Die andere Schrift ist der Anfang eines grösseren Werkes über Geschichte der Trachten in Böhmen, welches die Herren Sig. Winter und Č. Zíbrt unternommen haben; der erstere wird den Zeitraum vom XV. Jahrhundert bis zum Ausgange des dreissigjährigen Krieges behandeln, Dr. Zíbrt die vorhergehenden und folgenden Perioden. Von seiner Arbeit liegt nun der erste Teil, die Zeit bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts behandelnd, vor. Das Ergebnis ist bei dem Mangel an literarischen Zeugnissen und künstlerischen Darstellungen wie an materiellen Denkmälern ein wenig befriedigendes; trotz allen Zusammensuchens und Spürens ist über Allgemeinheiten fast nicht hinaus zu kommen; charakteristische Momente konnten nur in geringer Zahl gewonnen werden. Der Mühe, dem Fleisse und der Belesenheit des Verf. zollen wir grösste Anerkennung; nur die sprachliche Seite der Frage hat er nicht genug ausgebeutet, er begnügt sich mit der blossen Wiederholung der Angaben seiner Vorgänger, zumal eines Budilovič und Krek. Von den slavischen Literaturen sind die polnische und russische in reichem Masse herangezogen. Illustrationen erklären den Vortrag: gute Nachbildungen von Miniaturen, Münzen, Siegeln und einigen wenigen Grabdenkmälern: doch dürfen diese Bilder und Säulen, die gewiss auch unter fremder Schulung und Führung entstanden sind, ohne Weiteres verwendet werden, speziell um böhmische Trachten zu illustrieren? — Grösseren Gewinn versprechen wir uns von der Fortsetzung des Werkes, für welche die Quellen jedenfalls reichlicher fliessen werden.

Berlin.

A. Brückner.

Franz Wilhelm. Aberglaube und Volksbrauch im Karlsbad-Duppauer Gelände. (Mit allgemeinen abergläubigenverseuchenden Bemerkungen). Karlsbad, Hermann Jakob. 1891. VI. 97 S. kl. 8°.

Das Gebiet, aus welchem im vorliegenden Büchlein eine ziemlich reiche Sammlung abergläubischer Meinungen und Bräuche, nebst einer nicht sehr eingehenden Beschreibung von Sitten, die sich an bestimmte Tage und Zeiten des Lebens und des Jahres knüpfen, geschöpft ist, deckt sich im wesentlichen mit dem Duppauer Gerichtsbezirk im nordwestlichen Böhmen. Der östliche Teil des angrenzenden Karlsbader Bezirkes ist angeschlossen. Es ist eine durchaus deutsche Bevölkerung, zum grösstenteile egerländischen, d. i. oberpfälzischen (nicht ostfränkischen, wie der Herr Verfasser meint) Ursprungs. Im Norden und Osten greift der Bezirk in das obersächsische Sprach-Gebiet hinüber. Die Leute gehören, einige Juden ausgenommen, der katholischen Kirche an. Wie der Titel schon anzeigt, begleitet Herr Wilhelm seine Mitteilungen mit Bemerkungen, welche das Gegengift gegen den Inhalt seiner Sammlung bieten sollen. Sie sind gut gemeint. Man wird aber zweifeln dürfen, ob diese Belehrungen und Erklärungen dort viel nützen werden, wo der Aberglaube etwa an Leib und Seele schaden könnte. Dabei geht der Verfasser sehr weit, indem er an diesem und jenem Erfahrungssatz, der sprichwörtliche Form seit alter Zeit erhielt, abergläubische Elemente wittert, z. B. an den Sprüchen: Trüber Morgen, heller Tag. — Wer Unglück im Spiele hat, hat Glück in der Liebe — Lange Haare, kurzer Sinn. K. Weinhold.

Benno Martiny. Aberglaube im Molkereiwesen. Ein Beitrag zum Verständnis des Aberglaubens und zur Geschichte des Molkereiwesens. Bremen, M. Heinsius Nachfolger. 1891. 41 S. 8°.

Die kleine Schrift ist der Versuch eines Landwirts, über Aberglauben im allgemeinen und im besondern über den auf Milchgewinnung und Milchbereitung bezüglichen zu schreiben. So gelehrt sie den Molkern erscheinen mag, so wenig hält sie vor wissenschaftlicher Kenntnis und Methode stand.

Das Brucker St. Nikolaus-Spiel. Ein Beitrag zur Litteratur des Volksschauspiels in Salzburg von Dr. Johann Widmann. Salzburg. 1891. 26. S. 8°.

In dem diesjährigen Programm des k. k. Staatsgymnasiums in Salzburg teilt Professor Widmann die Bruchstücke eines Nikolaus-Spieles aus Bruck im Pinzgau mit, die eine dankenswerte Vermehrung der Texte dieser interessanten geistlichen Spiele geben. Eine Einleitung orientiert über den Gegenstand, und Anmerkungen erläutern den Text sprachlich und zum Teil sachlich.



Aus den

Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

Berlin, Freitag, den 30. Oktober. Neu beigetreten: Dr. jur. et phil. C. F. Lehmann-Berlin; Prof. Dr. Hugo Elard Meyer-Freiburg i. B.; Rev. Dr. A.

Moser-Louisville Kg. U. S. A.; Mr. William E. Hardt-New-York; Freiherr Dr. Schenk von Stauffenberg-Ristissen bei Ulm; Prof. Dr. K. F. Söderwall-Lund in Schweden; Dr. G. Ad. Müller-München; Rechtsanwalt Kleinschmidt-Insterburg. — Nachdem der Vorsitzende über die Beteiligung des Vereins an dem 70. Geburtstag des 2. Vorsitzenden, Geh. Rath Prof. Dr. R. Virchow, durch die Überreichung einer künstlerisch ausgeführten Adresse berichtet hatte, erhielt Herr Dr. A. Heusler das Wort zu dem von ihm angekündigten Vortrag „über die Burgunder in der Schweiz“. Der Vortragende orientierte über die Frage, ob für das deutsch-schweizerische Sprachgebiet neben den Alemannen mit einem burgundischen Elemente zu rechnen sei. Als event. burgundisch sind die Deutsch-Walliser, ferner der grössere Teil des Berner Oberlandes, nach einigen Forschern auch das Mittelland der Aare in Betracht zu ziehen. Die Geschichte gewährt keine sichere Auskunft, da über der Einwanderung der beiden Stämme Dunkel liegt und später hinter Burgund als politischem Begriff der stammheitliche zurücktritt. Da die altburgundische Sprache von der altalemannischen wahrscheinlich weit abstand, muss etwa eine starke Mischung burgundischen Idioms mit der Nachbarsprache stattgefunden haben. Burgundische Eigentümlichkeiten im Wortschatz nachzuweisen, ist noch nicht überzeugend gelungen. Die lexikalisch abgrenzbaren Sprachgebiete schneiden sich mit der Grenze, die als die stammheitliche denkbar wäre. Am ehesten möchte auf lautlichem Gebiete ein fremdartiges, ausseralemannisches Element zu erkennen sein. Von statistischen Untersuchungen über die Verbreitung der palatalen Reibelaute und von einer Berücksichtigung der Tonverhältnisse kann die schwierige Frage Aufhellung erwarten. — Den zweiten Vortrag des Abends hielt Herr Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. K. Weinholt. Das Thema lautete zu Göthes Paria Legende: der Vortrag wird in der Zeitschrift zum Abdruck gelangen. — Zum Schluss sprach Herr Alexander Meyer Cohn über Tracht und Geräte der Huzulen in Galizien. Der Vortragende verbreitete sich über Land und Leute in Galizien im allgemeinen und verweilte dann bei der Tracht und den Erzeugnissen des Hausgewerbes der Huzulen. Zur Erläuterung des Vortrages diente eine umfangreiche Sammlung aus dem Besitze des Vortragenden. Von besonderem Interesse erscheinen die geschmackvollen Messingarbeiten (Messing ist das Lieblingsmetall der Huzulen) und die Schnitzereien, welche wesentlich von den bei den deutschen Stämmen üblichen abweichen.

Freitag, den 27. November. Herr Oberlehrer Dr. K. Müllenhoff sprach über volkstümliche Anschauungen der Natur. Der Vortragende wies auf die grosse Verschiedenheit hin, die zwischen der volkstümlichen und wissenschaftlichen Darstellungsweise besteht, und erläuterte dieselbe an einigen Beispielen. Während der Naturforscher vom Stiefmütterchen, der bekannten Blume, einfach sage, sie habe ungleich sitzende Blumen- und Kelchblätter, hat sich das Volk eine ganze Geschichte von einer Mutter mit zwei rechten Töchtern und zwei Stieftöchtern erdacht. Diese Geschichte zeigt einerseits, mit welcher überraschender Vollständigkeit die Eigentümlichkeiten der Form und der Entwicklungsgeschichte der Blume vom Volke aufgefasst sind; andererseits lässt sie erkennen, wie das Volk anstatt einer trockenen wissenschaftlichen Beschreibung eine aus dem Reichthum der Phantasie geschaffene Erzählung giebt, um seine Beobachtungen auszudrücken. — Eine ähnliche Geschichte wie in Deutschland existiert in Italien. Dort heisst die Blume *suocera e nuora*, Schwiegermutter und Schwiegertochter. Auch diese Benennung weist auf eine Familienzwistigkeit, denn *star come suocera e nuora* heisst leben wie Hund und Katze. — Wie beim Stiefmütterchen, so hat auch bei dem Fisch, die Scholle, die auffallende Körperform Veranlassung zu einem Märchen

gegeben. In nicht wenigen Fällen ist das Volk durch seinen innigen Verkehr mit der Natur der wissenschaftlichen Ergründung vorausgeeilt. Bereits lange bevor die Naturforscher den Hergang der Blütenbestäubung durch den Wind gefunden hatten, erzählten sich märkische Bauern die Geschichte vom Schulzen Hoppe, dessen Getreide unfruchtbar blieb, weil der Wind vergessen war. Auch in der alten Sage von der Roggenmuhme findet sich dieselbe Anschauung. Allerdings ist nicht immer die volkstümliche Naturbeobachtung so vollständig und so zuverlässig. Die Benennungen vieler Tiere enthalten fehlerhafte und ganz falsche Angaben. Das Neunauge, der Tausendfuss, der Ziegenmelker, die Speckfledermaus, die Donnerkeile, die Riesenknöpfe (Echiniten), die Totenuhr, die spanische Fliege, die Hexenbesen sind Beispiele dafür. Ganz besonders die nächtlich lebenden Tiere werden häufig sehr falsch beurteilt. Das hübsche Käuzchen gilt fast in ganz Deutschland als Unglücksvogel. Sein Ruf soll bedeuten: „Komm mit, komm mit, bring Schipp und Spaten mit.“ Es heisst daher der Totenvogel. Durch seine laute und schauerliche Stimme ängstigt der Uhu vielfach abergläubische Menschen. Er hat nach des Vortragenden Meinung zu der Sage vom wilden Jäger Anlass gegeben. Letzterer heisst in der Propstei (Holstein) geradezu der alte Auf, d. h. Uhu. — An der Debatte beteiligen sich vorzugsweise die Herren Geh. Reg.-Rat Prof. Moebius und Prof. Brückner. Ersterer erläuterte den Namen Neunauge, der ihm doch nicht so ganz sinnlos vom Volke gewählt scheine, letzterer sprach von dem Volksglauben hinsichtlich der Schlangen, denen mit überraschender Einstimmigkeit bei Germanen und Slaven nachgesagt werde, dass sie Milchdiebe seien, obgleich sie niemals Milch anrühren. — Als Nr. II der Tagesordnung verlas der Vorsitzende aus einer grösseren Arbeit des Herrn Prof. Piger zu Iglau die Beschreibung der Handwerksbräuche der Tuchmacher-Innung in der Iglauer Sprachinsel in Mähren. Die ganze Arbeit wird demnächst in der Zeitschrift zum Abdruck gelangen. — Mit einer Demonstration von Grönlandsarbeiten durch Herrn Dr. U. Jahn wurde die Sitzung beschlossen. Die reichhaltige Sammlung, welche vorgelegt wurde, bildet einen kleinen Bruchteil einer umfangreichen Sammlung Schleswig-Holsteinischer Bauernalertümer, die im Sommer dieses Jahres auf der German Exhibition in London in einem nordfriesischen Hause ausgestellt war und jetzt von dem Vortragenden dem Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes zu Berlin überwiesen worden ist. Nachdem Herr Jahn erläutert hatte, was man unter Grönlandsarbeiten zu verstehen habe (nämlich die Arbeiten, welche von den nordfriesischen Seefahrern auf ihren Grönlandsfahrten an Bord geschnitzt wurden), ging er kurz durch: die Arten der Schnitzerei, die Technik, das Material, die Ornamentik und die verschiedenen Gegenstände des Hausrats, welchen man bildnerischen Schmuck angedeihen liess. Nachdem er noch auf die grosse Ähnlichkeit hingewiesen hatte, welche in Nordfriesland die Kerbschnitt-, Spitzen- und Filigranmuster zeigen und die ihm sämtlich über Holland eingeführt schienen, schloss er mit einem Hinweis auf die Begründung des Vereins des Museums für deutsche Volkstrachten und mit der Aufforderung, Zwecke und Ziele desselben durch Beitritt zu unterstützen.

(Über die **Sitzung vom 18. Dezember** wird im nächsten Heft berichtet werden. Darin wird Herr Prof. Dr. Brückner über einen mittelalterlichen (böhmischen) Bericht von Weihnachtsbräuchen reden und Herr Stadtr. Friedel die Sammlung des märkischen Provinzialmuseums von metallenen Rauch-Tabaksdosen des 18. Jahrhunderts vorlegen und erläutern).
U. Jahn.

Litteratur des Jahres 1890.

(Schluss).

Von Dr. Max Laue.

Die Völker der aussereuropäischen Erdteile¹⁾.

I. Asien.

1. Allgemeines.

Seignobos, Histoire narrative et descriptive des anciens peuples de l'Orient. Paris, Colin. 440 S., 110 grav., 5 cartes coloriées. M. 3,00.

Aspelin, Types de peuples de l'ancienne Asie centrale. Souvenir de Jenissei dédié à la Soc. Imp. d'Archéologie à Moscou. Helsingfors.

Sieger, Neue Reisen und Forschungen in Vorderasien. (Ausland. 1890. Nr. 31. 32).

Langkavel, Asiaten und ihre Kinder. (Aus allen Welttheilen 21, 171—177, 198—204).

Vos, Die Verbreitung der Anthropophagie auf dem asiatischen Festlande. (Int. Arch. f. Ethnol. 3, 69—73).

Troll, Die Genussmittel des Orients. (Österr. Monatschr. f. d. Orient 16, 37—40, 54—60, 76—78, 95—96, 107—110).

Goblet d'Alviella, Les arbres paradisiaques

des Semites et des Aryans. Bruxelles. Hayez 1890. (Extrait des Bulletins de l'Académie Royale de Belgique, 3^{me} série, t. XIX. No. 5).

Clouston, Some Asiatic Jests domiciled in Europe (As. quarterly Review X, 372),

v. Zmigrodzki, Zur Geschichte der Suastika [asiatisches Ornament] (Archiv Anthropol. 19, 173—84).

Hirth, Contributions to the History of the Oriental Trade during the Middle Ages (China-Review 1890, No. 5).

Bang, Uralaltaische Forschungen. 10. Einzelbeiträge zur allgem. u. vergl. Sprachwissenschaft (IX, 44 S.) Leipzig, Friedrich M. 2,00.

Tyrell, The Turkish army of the Olden Time (Continued) (The Asiatic quarterly review IX, 30).

2. Mittelländische Rasse.

A. Indogermanen. (Hindu, Perser, Kurden, Armenier).

a) Aeußeres Leben.

Dutt, Romesh Chunder, A history of civilization in Ancient India, based on Sanscrit literature. In 3 vols. Calcutta, Thacker, Spink and Co. (London, Trübner and Co.) 1889. 1890. Vol. III. 1890: Buddhist and Pauranic Ages. VIII, 543 S. 8°. [Vgl. Pischel, Dutt, History of civilization ... (Göttingische gelehrte Anzeigen 1890. Nr. 15. 16)].

Die Bevölkerungsstatistik des heutigen Indien. (Globus 57, 61).

Hellwitt, Notes on the Early History of

Northern India. Part. IV.: Essay on the Pre-Vedic History of India and the Identity of the Early Mythologies of Europe and Asia, founded on a Study of the Brāhmanas and of Sacrificial Observances. Part V: On the Succession of the Hindu Priesthood, the Bhṛigus, Aṅgiras, and Atharvans, and the Historical Evidence thence derived, followed by the History of the Year. Part VI: On the Historical Value, Origin, and Growth of Early Methods of Record anterior to Alphabets, including Ideographic Signs.

1) Die volkscundliche Litteratur ist auch an den entsprechenden Stellen verstreut angeführt in: Wagner, Übersicht über die im Jahre 1890 auf dem Gebiete der Geographie erschienenen Bücher, Aufsätze und Karten. (Zeitshr. d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin 25. 407 bis 674.) Besonders für die fremden Erdteile sei auf diese Bibliographie verwiesen, welche auch zu dieser Zusammenstellung mit benutzt worden ist.

- Sacred Numbers, and Myths. (Journal of the As. Society 319, 527, 697).
- Wadia**, Folklore in Western India XV (The Indian Antiquary. May).
- D'Penha**, Folklore in Salsette (The Indian Ant. Oct.).
- Selenka**, Ein Streifzug durch Indien. Wiesbaden, Kreidcl. M. 2.00.
- Leitner**, La langue, la religion et les moeurs des habitants de Hounza. (Compte Rendu Acad. inser. Paris 17. 350—354).
- Seidel**, Der Perser im Lichte seiner Sprichwörter (Globus 14).
- Vamberg**, Die Sarten und ihre Sprache. (Zeitschr. deutsch. morg. Ges. H. 44, 203 f.). —, Das Volk der Kurden (Globus 57, 355).
- Smith**, The Druses in the Holy Land. (Blackwood's Mag. 148, 750—769).
- Reichardt**, Life among the Druses in 1845 and 1882 (As. qaterly Rev. X, 358).
- Lanin**, Armenia and the Armenian people (The Fortnightly Review. Aug.).
- Jackson**, On the sense of color in the Avesta Jour. Am. Or. Soc. XIV. 1890, CIXII).
- Birdwood**, Leper in India. (As. qaterly review. IX, 438).
- Fischer**, Indischer Volksschmuck und die Art ihn zu tragen. (Annalen d. k. k. naturhist. Hofmuseums in Wien. Bd. V. Nr. 3). Mit 6 Taf. u. 51 Abb. im Texte. Wieder abgedr. in H. 9—10 der „Österr. Monatsschr. f. d. Orient. Jg. 1890“. [Vgl. Haberlandt: Mitt anthr. Ges. Wien. 20, 200; Correspondenzbl. deutsch. Ges. f. Anthr., Ethn. u. Urg. 20, 205—206].
- Ceyy**, Persische Städtebilder (Deutsch. Rundschau Geogr. u. Stat. 12, 529).
- Rehatsek**, On hindu civilisation on the far East, as represented by architectural monuments. (Jour. Anthr. Institute of Bombay I, 8).
- Bühler**, Dr. Steins discovery of a Jaina temple, described by Hiuen Tsiang. (Wiener Zeitschr. Kunde Morgenl. 4, 80).
- Feistmantel**, Wohlthuende Einrichtungen zur Bequemlichkeit des Lebens in Indien. (Ausland 63, 201, 226).
- Wheeler**, Old Factory Life in India (As. quaterl. Rev. X, 412).
- Ransch v. Traubenberg**, Hauptverkehrswege Persiens. Versuch einer Verkehrsgeographie des Landes. Halle a. S., Tausch & Grosse 1890. IV, 128 S., 1 Karte. M. 3,25.

b) Inneres Leben.

a) Lebenssitte und Recht.

- Malabári**, Behramji Mervanji, Gujarát and Gujarátis, pictures of men and manners taken from life. 3^d ed., 328 S. Bombay 1889.
- Rosen**, Das Kastenwesen im heutigen Indien. (Deutsche Revue 15, 179—193).
- Schoebel**, Histoire des origines et du développement des Castes de l'Inde. (Bulet. d. l. société acad. indochinoise de France. 2 série. tom. 3, 91—156).
- Bernhöft**, Altindische Familienorganisation. (Zeitschr. f. vgl. Rechtswissensch. IX, 1).
- Kastenvorurteile in Indien**. (Globus 57, 48).
- Jolly**, Beiträge zur indischen Rechtsgeschichte. (Zeitschr. deutsch. morgenl. Ges. 44, 339 f.).
- Risley**, Hindu infant marriage. (Blackwood's Mag. 148, 785).
- Child Marriage** and Enforced Widowhood in India. By a Brahmin Official. (As. quat. Rev. X, 421).
- Uma Sankar Misra**, Education in India. (As. quat. review IX, 365).
- Valette**, Les Sambaquis (tombeaux indiens): Bull. Soc. Géogr. Commerc. Havre, 116—120, 129—151.
- Patell**, Bamangee-Byramjee, Notes on the towers of silence in India. (Jour. Anthr. Soc. Bombay 2, 55—64).
- Harrison**, The Behar ryot at home. (Calcutta Review 91, 274—305).

β) Religion und Aberglaube.

- Jennings**, The Indian Religions, or Results of the Mysterious Buddism. Trübner. 8.
- Collinet**, La nature du monde supérieur dans le Rig-Véda. (Muséon 1).
- Hopkins**, Female devinities in India. (Jour. Am. Or. Soc. XIV).
- Feistmantel**, Die Sekte der Dschais.
- Scherman**, Eine Art visionärer Höllenschilderung aus dem indischen Mittelalter. (Roman. Forsch. 5, 539—582).
- Konikowski**, Les trois feux sacrés du Rig-Véda.
- Dashian**, Zur Abgar-Sage. (Wiener Zeitschr. f. K. d. Morgenl. 4, 17, 177).
- Laurie**, The temple of Jagannath. (As. quat. Review. IX, 315).

- Roussel**, de la prière chez les Hindous. (Le Muséon IX, 4).
- Haberlandt**, Über tulâpurusha (Wagopfer) der Inder. (Mitt. anthrop. Ges. Wien XIX, 3).
- Hillebrandt**, Die Sonnwendfeste in Altindien. Erlangen. M. 1,50.
- Rehatssek**, On superstitions of the Goa people from portugese sources. (Journ. Ant. Soc. Bombay 2, 22, 35).
- Combes**, L'anabiose des fakirs. (Bull. d. I. soc. acad. indo-chinoise de France II, 3, 542—543).
- Hellwald**, Die Magiker Indiens. (Schriften d. Gesch. Experimental-Physiologie II. III).
- Dames**, Ordeals by fire in the Punjab. (Journ. of the Anthr. Soc. of Bombay IV).
- Crooke**, Omens in the North-West Provinces. (The Indian Antiquary 19, 254).
- G. H. R.**, Luck and Ill-Luck in Oudh. (The Ind. Ant. 19, 325).
- Saygid Khairayat Ahmad**, Omens in Bihâr (ib. 19, 130).
- Fawcett**, Note on the mouth-lock vow. (Journ. Anth. Soc. Bombay 2, 97—102).
- Putlibai Wadia**, Folklore in Western India. Nr. 15. The Wonderful Tree. (The Ind. Ant. 19, 152).
- Hardouin**, Traditions et superstitions siamoises. (Rev. d. trad. pop. 5, 257, 697).
- Ball**, A commentary on the colloquies of Garcia de Orta, on the simples drugs and medicinal substances of India. (Proceed. Royal Irish Ac. 1., 381—415).
- Albert**, Das Moharrem-Fest der Perser (25. August): Ausland. 63, 786.
- Wilhelm**, Priester und Ketzer im alten Erân (Zeitschr. d. deutsch. morgenl. Ges. 44, 142ff.).
- Kowalewsky**, Les Kourds et les Jésides ou les adorateurs du démon. (Bull. Soc. Royal. Belge Géogr. 14, 157—186).

γ) Sprache.

- Brugmann**, Grundriss der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen. S. 463—846: Kurzgefasste Darstellung der Geschichte des Altindischen, Altiranischen . . . , Altarmenischen, Altgriechischen . . . Strassburg, Trübner.
- Grierson**, The modern vernacular Literature of Hindustan. Calcutta 1889: The Indian Antiquary 19, 103. 1890.
- Leitner**, On the ethnographical basis of language, with special referencæ to the customs and language of Hunza (Journ. Anthr. Inst. Great Britain 20, 204—210).
- Hyde Clarke**, The English language in India and the East. (As. quaterly Review X, 149).
- Crawford**, Corruptions of Portugese Proper Names in Salsette and Bassein. (The Indian Antiquary 19, 442).
- Hewitt**, Derivation of the word 'Ganga'. (Journ. As. Soc. 1890, 664).
- Prendergast**, Social Customs: Opprobrious Names. (The Indian Antiquary 19, 255).
- Kellogg**, On the origin of certain Rajput forms of the Substantive Verb in Hindi. (Journal of the American Oriental Soc. XIV).
- Müller**, Zur Geschichte der armenischen Schrift. (Wiener Zeitschr. zur Kunde des Morgenlands 4, 284).

δ) Poesie.

- Milner**, Folk-tales of Bengal. (The Orientalist III, 12).
- Rehatssek**, Book of the King's Son and the Ascetik. (Journ. of the As. Soc. . . 1890, 119).
- Schmidt**, Vier Erzählungen aus der Çukasaptati. Sanskrit und deutsch. Kiel, Häse-ler, 52 S. M. 2,00.
- Kingscote** and **Sastri**, Tales of the Sun, or Folklore of Southern India. London: Allen & Co.
- Putlibai Wadia**, Parsi and Gujarati Hindu nuptial songs. (The Indian Antiquary 19, 374).
- Crooke**, Charms and Spells in the North-West Provinces. (The Indian Antiquary 19, 103).
- Darmsteter**, Chants populaires des Afghans. 299 u. 304 S.
- Biddulph**, Afghian Poetry of the Seventeenth Century. (As. Quaterly Review IX, 91).
- A Selection of Kanarese Ballads No. 5: The Daughter-in-Law of Channavva of Kittûr. (The Indian Antiquary 19, 413).
- d'Penka**, Folklore in Salsette. No. 4: The Snake and the Girl. (The Indian Antiquary 19, 314).
- Tagliabue**, Breve saggio di proverbi indostani. (Atti della R. Accademia di Archeologia, Lettere e Belli Arti. Napoli. Vol. XIV).
- Stolz**, Die Weisheit auf der Gasse in Indien. Kanaresische Sprichwörter. (Mitteil. Ostschweiz. Geogr. Comm. G. St. Gallen. 1890/91. S. 57—60).
- Seidel**, Die Perser im Lichte seiner Sprichwörter. (Globus 14).

Montet, Le Théâtre Persan. (Journ. As. Soc. 1890, 488).

Goldsmid, Le Théâtre Persan. (Journ. As. Soc. 1890, 663).

B. Semiten.

a) Aeußeres Leben.

Hommel, Neue Werke über die älteste Bevölkerung Kleinasiens. (Arch. Anthropologie 19, 251) [= Referat über Pauli, Eine vorgriechische Inschrift von Lemnos. Leipzig 1886].

Petersen und Luschan, Reisen in Lykien, Milyas und Kibyris ausgeführt auf Veranlassung d. österr. Ges. f. arch. Erf. Kleinasiens ... Mit 40 Tafeln ... Wien, Gerold 1889. Bd II. 226 S., XI Taf.

Humann und Puchstein, Reisen in Kleinasien und Nordsyrien ausgef. im Auftrage der kgl. preuss. Akademie der Wissensch. Berlin 1890. Textband mit LIX Abb (IV, 424 S.) 4°. Atlas, enth. 3 Kart. v. Kiepert u. LIII Taf. 2°. [wichtig für Hittiter].

Curade de, The Hittites. (Proc. Soc. of Biblical Arch. 12, 1—7).

Brinton and Jastrow, The cradle of the Semites. Two papers read before the Philadelphia Oriental Club. Philadelphia 1890.

v. Lusehan, Die Tachtdschy und andere Überreste der alten Bevölkerung Lukiens. (Arch. Anthropol. 19, 31—54).

Sarzek, Découvertes en Chaldée. Ouvrage accompagné de planches; publié par les soins de Léon Heuzey ... 3. livraison. 1 fascicule. Paris, Leroux 1889. 2°.

Conder, The early races of Western Asia. (J. Anthr. Inst. Great Britain 19, 30—51).

Néophytos, Le district de Kérassunde au point de vue anthropologique et ethnographique. L'Anthropologie 1, 679—711).

Ménant, Le nom de la ville de Kar-Kemis, capitale de l'empire hétéen. (Acad. des inscript. et belles lettr. 1890 Compte rend.). Städte Pamphyliens und Pisidiens. Unter Mitwirkung von Niemann u. Petersen hsg. v. K. Grafen Lanckoronski: 1 Bd. Pamphylien. Mit 2 Kart., 2 Pl., 31 Kupfertaf. u. 114 Abb. Prag, Leipzig, Tempsky 1890.

b) Inneres Leben.

Ohnefalsch-Richter, Cyperns Kultur im Altertum. (Mitt. d. anthr. Ges. 20., NF 10, S. [90]).

Frothingham, The development and character of Mohammedan education. (Journ. Am. Or. Soc. XIV. Proc. S. CXIV).

Lloyd, The Religion of the Semites. (The Westminster Review. April).

Husein Adschir, Kitāb arrisālat alhamīdīja f. hakikat al' islāmīja wahakkījat aschschari 'at almuhammadīja. (Die Hamīdische Abhandlung über das Wesen der islamischen Religion und die Richtigkeit des Gesetzes Mohammeds). O. O. & J. [1890]. 524, 4 S. M. 3,40.

Goldziher, Le rosaire dans l'Islam. (Rev. de l'histoire des religions XXI, no. 3, juin).

Montet, On the Conception of a future Life among the Semitic Races. Whence and when the Notion was Received. (As. Quarterly Rev. X., 319).

Ward, The Dragon Tiamat in Babylonian and Assyrian Art. (Journ. Am. Or. Soc. XIV. Proc. CLXVIII).

The Babylonian Caduceus. (ib. LXXXV).

Goblet d'Alvilla, Des Symboles qui ont in-

fluencé la représentation figurée des pierres coniques chez les Semites. (Rev. de Phist. des religions. XX, 1—3).

Schwab, Les Coupes magiques et l'hydromancie dans l'antiquité orientale. (Proceed. of the Soc. of Bibl. Archaeol. XII, 1 7)

Basset, Les jours d'emprunt chez les Arabes. (Rev. trad. pop. 5, 151).

—, La Légende du chien de Montargis chez les Arabes. (Rev. trad. pop. 5, 65).

Eaton, Acadien Legends and Lyrics. New York. 12°. 148 S.

Izdubar-Nymrod, eine altbabylonische Heldensage. Nach den Keilschriftfragmenten dargestellt von Dr. Jeremias. Mit Abbildungen. 8°.

Jensen, Das Wort Weni im Semitischen. (Zeitschr. deutsch. morg. Ges. 44, 705).

Reinisch, Das Zahlwort vier und neun in den chamitisch-semitischen Sprachen. (Sitzungsber. Kais. Akad. Wissensch. Wien. Ph. H. K. CXXI).

Brünnow, Die Mitānisprache. Zeitschr. für Assyriol. V. 2. 3).

Sayce, The language of Mitāni (ib.).

- Kunos**, Arabisch-türkische Volksromane. (Ung. Rev. 10, 263 f.).
- Barthélemy**, Cent proverbes arabes. Rev. linguistique et de philologie comparée. (Oct.).
- Ostrup**, Arabiske sange og eventyr efterlygnede og oversatte. Kopenhagen 8°. 190 S.

C. Kaukasus-Völker.

- v. Aurich**, Ethnologische Klassifikation der kaukasischen Stämme. (Ausland 63, 704).
- Giltschenko**, Materialien zur Anthropologie des Kaukasus. I. Die Ossetinen. 217 S., 8 Tab. [russisch].
- v. Erckert**, Kopfmessungen kaukasischer Völker. (Arch. f. Anthropol. 19., 4 Vierteljahrsh.).
- Hahn**, Über Körpermessungen im Kaukasus. (Ausland 63, 250).
- v. Seidlitz**, Merkwürdige Winkel im Kaukasus. (Ausland 63, 234 f.) [ist eine ausführliche Besprechung von Liubopytnye ugolki Kawkasa. Batumer Bezirk. Swanetien Lebens- und Naturbilder von Kanewski. Tiflis 1886. 172 S. gr. 8°. russisch].
- Wolynski**, Studio etnografico sulla popolazione del Caucaso. (Bollettino della soc. geogr. it. 3., 784).
- v. Seidlitz**, Amiram, ein grusinischer Prometheus. (Ausland 63, 554).

3. Mongolen.

a) Aeusseres Leben.

- Aspelin**, Types des peuples de l'ancienne Asie centrale. Souvenir de l'Enissei dédié à la Société impériale d'archéologie de Moscou le 20. (8.) Janvier 1890. (13 S. 8° mit 13 Figuren im Text). [Ref.: Arch. f. Anthropol. 19, 374].
- Hirth**, Chinesische Studien. 1 Bd. 322 S. München u. Lpz., Hirth. The small feet of Chinese women. (Asiat. Quat. Rev. 9, 466—468).
- Fielde**, Pogoda Shadows, studies from life in China. Boston 1890.
- Stewart-Lockhart**, Chinese Folk-lore. (Folk-lore 1, 359—368).
- Bilder aus dem Leben der Chinesen.** (Ev. Miss. Mag. 34, 10—24, 49—56).
- Zacher**, Die heutige Chinesentrage in Amerika u. Australien. (D. Rev. f. Geogr. 12, 250—261, 400—410).
- Allen**, Chinese Antiquity. (Journal of the R. As. Soc. of Gr. Brit. and Ireland. July).
- Ratzel**, L'émigration chinoise. (Rev. Géogr. intern. 15, 98—99, 121—123).
- Blumentritt**, Die Chinesen Manilas. (Globus 57, 97).
- v. Lendenfeld**, Die Chinesen in Australien. (Globus 58, 9—11).
- Mark-Bell**, China in Central Asia. (As. quarterly Rev. 9, 327).
- Rosset**, Judochinesische Stämme. 1. Die Stieng. 636. 2. Die Benoeg. 647. 3. Die Ahong und Nhung. 669. (Ausland 63).
- Seidel**, Land und Leute in Tongking. (Globus 7, 225, 244, 307, 327, 342).
- Dumontier**, N'os ethnologiques et historiques sur les Giao-Chi. (L'Anthropologie 1, 651—655).
- Haberlandt**, Zur Kenntnis von Sikkim und Nepal. (Mitt. anth. Ges. Wien 20, S. [65]).
- Taw Sein Ko**, Folklore in Burma. 2. The two Blind Princes. (The Ind. Ant. 19, 437).
- Hallett**, A Thousand Miles on an Elephant in the Shan States. Edinburgh. Blackwood. 1890.
- Mac Mahon**, The ancient Shan Kingdom of Pong (As. quat. rev. X, 18).
- Muir**, Original Sanskrit Texts, on the Origin and the History of the People of India, their Religion and Institutions. I. London. Truebner.
- Silvestre**, L'Empire d'Annam et le peuple annamite. Aperçu sur la géographie, les productions, l'industrie, les moeurs et les coutumes de l'Annam. Paris, Alcan. 380 S.
- Meyners d'Estrey**, Peuplement excessif de Java. (Rev. de Géogr. 27, 340).
- Die Bevölkerung Japans.** (Globus 57, 15).
- Schüick**, Die Japanesen. (Ausland 63, 76—77).
- Paessaggi giapponesi.** (L'illustrazione ital. 46).
- v. Mohl**, Bilder aus Japan. (Deutsche Revue. Oct.).
- Exner**, Japan. Skizzen von Land und Leuten mit besonderer Berücksichtigung kommerzieller Verhältnisse. Leipz., Weigel.
- Remy**, Etudes japonaises. (Annales de l'extr. Or. 13, 161).
- Koreaner und Chinesen im Assuri-Gebiete.** (Globus 57, 383).
- Bernadon**, Korea and the Koreans. (N. G. Mag. 2, 231).

- v. **Stenin**, Ein Beitrag zur Ethnologie des Amurlandes. (Ausland 63, 757).
- Ceyp**, Die Thibetaner. (Deutsche Rev. 15, 103—111, 229—237).
- v. **Stenin**, Die Wotjaken. (Ausland 63, 579, 590).
- Bugiel**, Die Frau in Ferghoma. (Mitt. anthr. Ges. Wien, N. F. 10. S. [99]) [ist Auszug aus: Nalifkin, Nalifkina: 'Očjerk byta ženščeny asjedlowa tuzjem nowa nasjeljenje Fjerganý. Kazan 1886].
- A.**, Verschwinden der asiatischen Eskimos. (Ausland 63, 519 f).
- Riuk**, Om Eskimoernes Herkomst. (Aarbøger for Nordisk Oldkyndighed og Historie V, 3).
- Schmeltz**, Indochinesische Prunkwaffen. Ein Beitrag zur Kunde des Kunstgewerbes in Indonesien und der ethnologischen Beden-

tung des Kris. (Int. Arch. f. Ethnol. 3, 85—117).

- Keita Goh**, Le costume japonais. (Bull. Soc. Roy. Belge Géogr. 14, 549—562).
- Bing**, Artistic Japan. Illustrations and Essays. Volume 5. London, Sampson Low. 4^e. S. 319—393, 15 Taf.
- Cartailhae**, Les bronzes préhistoriques du Cambodge. (L'Anthropologie 1, 641).
- Arendt**, Lustschlösser und Tempel in der Pekingener Ebene und dem angrenzenden Gebirgsland. (Export 12, 124—126).
- Genest**, Ein Besuch in einem Kirgisenanl. (Globus 57, 57).

Hirth, Über die Hauskatze in China [nach einem Vortrage]. (Globus 57, 175).

b) Inneres Leben.

a) Lebenssitten und Recht.

- Sitten und Gebräuche der Annamiten.** (Globus 17, 18, 19).
- Douglas**, The origin of Chinese culture and civilisation. (Lippincott Mag. June).
- Grunzel**, Das Familienrecht der Chinesen im Vergleiche zu dem der anderen Völker. (Globus 14—17).
- De Chinesische geheime eedgenotschappen.** (Tijdschr. Nederl. Indie 19., I, 57—62, 476—478).
- Arnold**, Ein Bild aus dem chinesischen Leben. (Österr. Monatsschr. Orient 16, 78—80).
- General Tscheng Ki Tong**, Les plaisirs en Chine. Paris, Charpentier. 8^o. 307 S.
- Meyners d'Estrey**, Les Hakka et les Hoklo. L'autonomie des villages en Chine. (Rev. d. Géogr. 27. 29—35, 95—103).
- Stewart-Lockhardt**, The Marriage Ceremonies of the Manchus. (Folk-Lore, 1, 481).
- Florenz**, Die staatliche Organisation im alten Japan. (Mitt. deutsch. Ges. Nat. Völk. Ostasiens in Tokio, Bd. V, 44 H., S. 164).

- Post**, Japanisches Familienrecht. (Ausland Nr. 23).
- Weipert**, Japanisches Familien- u. Erbrecht. (Mitt. d. Ges. .. Ostasiens in Tokio 5, 83—141).
- Spinner**, Leichenverbrennung in Tokio. (ib.).
- Die japanische Frau.** (Globus Nr. 12).
- Kleist**, Bilder aus Japan. Schilderung des japan. Volkslebens. Leipzig, Friedrich. XXV, 275 S., 30 Taf. M. 6,00.
- Gottsche**, Die japanischen Frauen. (Mitt. Geo. Ges. Hamburg, S. 97).
- Frauen in Korea.** (Ostas. Lloyd) [vgl. Tägl. Rundschau 22. Apr.].
- Heyfelder**, Buchara an der Schwelle d. neuen Zeit. (Petersm. Mitt. 99) [beh. Schulwesen und Religion, Krankheit und Medizin].
- Bürger**, Einige Bemerkungen zu dem Aufsätze 'Burjatische Volksüberlieferungen'. (Ausland 884).
- Krauss**, Burjatische Volksüberlieferungen. (ib. 63, 721).
- Roussy**, Une coutume et une légende Bouriates. (Le Globe 29, 93—96).

β) Religion und Aberglaube.

- v. **Begoelin**, Religiöse Volksgebräuche der Mongolen. (Globus 57, 209).
- , Über den mongolischen Gottesdienst. (Ausland 63, 378, 395, 416).
- Hardy**, Der Buddhismus nach älteren Paliwerken dargestellt. (= 1. Bd. Der Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristlichen Religionsgeschichte). Münster i. W. 1890. VIII. 168 S.

- Bock**, Le Bouddhisme au Laos. (Bullet. de la soc. acad. indochinoise de France. 2 série. 3, 177—190).
- Mc Kerlie**, Western Buddhism. (As. Quaterly Review IX, 192).
- Monier-Williams**, Buddhism, in its Connection with Brähmanism and Hindüism, and in its Contrast with Christianity. Second Edition. London. Murray.

- Martin**, Plato and Confucius. (Journ. Am. Or. Soc. XIV. Proc.).
- Feigl**, Buddha und Jina. (Österr. Monatsschr. f. d. Orient. Juni).
- Bartet**, Du culte en honneur à Angkor-Vat [buddhistischer Wallfahrtsort in Cambodja]. (Ann. de l'extr. Or. 13, 193).
- Dorville**, La statue qui dévore. Légende Annamite. (Ann. de l'extr. Or. 13, 177).
- Pander**, Das Pantheon des Tschangtscha Hukuku. Ein Beitrag zur Ikonographie des Lamaismus. Hsg. u. mit Inhaltsverz. versehen von Grünwedel (Veröffentlichungen aus dem kgl. Museum f. Völkerkunde. 1. Bd. $\frac{2}{3}$ H.) Berlin, Speemann fol.
- Rockhill**, The Lamaist ceremony called 'ma-king of mañi pills'; (Journ. Am. Or. Soc. XIV, Proc. S. XXII).
- , On the use of skulls in Lamaist ceremonies. (ib. XXIV).
- La preghiera a ruota nel Tibet.** (Arch. trad. pop. IX, 373).
- Sandberg**, Monks and monasteries in Tibet. (Calcutta Rev. 91. 14—31).
- Edkins**, Ancient Symbolism among the Chinese. Crown 26 S.
- Doumoutier**, Astrologie des Annamites. (Rev. trad. pop. 5, 513).
- de Harlez**, La Religion chinoise et le dernier ouvrage de M. Réville. (Rev. Générale de Belgique. 1)
- Certeux**, Les Asiles de nuit en Chine. (Rev. trad. pop. 5, 57).

γ) Sprache.

- Bartet**, Langue et littérature annamite. (Ann. de l'extr. Or. 14, 238).
- Schnorr v. Carolsfeld**, Zur Wortstellung in den Thai-Sprachen. (Rom. Forsch. 5, 98 bis 102).
- Ball**, The Tung-Kwán Dialect. (China Review. No. 5).
- Parker**, The ancient relation between the Japanese and Chinese languages and peoples (China Rev. 18, 82).

δ) Poesie.

- Dumoutier**, Les chants et les traditions populaires des Annamites. Paris, Leroux 18°. 211 S.
- , La dispute du tigre et du dragon. (Traduit du Chinois). (Annales de l'extr. Or. 13, 200).
- Allen**, Korean tales, being a collection of stories translated from the Korean folk-lore. New York, Putnam.
- Smith**, The proverbs and common sayings of the Chinese, Shanghai. 384 S.
- Ludwig**, Sibirische Märchen gesammelt und erzählt. (Illustr.) Glogau, Flemming 1890. 104 S.
- v. Seidlitz**, Kirgisische Volksdichter und -Sänger. Ausland 63, 645).

ε) Musik, Tanz.

- Brauns**, Traditions japonaises sur la chanson, la musique et la danse. (= Collection internationale de la Tradition. IV.) Paris J. Maisonneuve. 1890. 12°. 107 S.
- Musik und Tanz in Ostasien.** (Österr. Monatsschr. f. d. Orient 16, 10—14).

4. Malayen.

- Tijdschrift voor indische taal-, land- en volkenkunde.** Uitgegeven door het Bataviaasch genootschap van kunsten en wetenschappen. Onder redactie Dr. J. Brandes en Mr. J. H. Abendanon. Deel XXXIII. Batavia. Albrecht & Rusche. 's Hage M. Nijhoff. 1890.
- Aflevering 1 (1889): Verbeek, De oudheden van Madjapahit in 1815 en 1887 (met een kaartje) S. 1. — Brandes, De koperen platen van Sembiran (Boeleleug, Bali), oorkonden in het oud-Javaansch en het oud-Balineesch, medegedeeld . . . S. 16. — van Hoevel, De Aroe eilanden, geographisch, ethnographisch en commercieel . . . S. 57.
- Aflevering 2 (1889): Kaart van de Aroegroep, behoorende bij de in de vorige aflevering reeds verhandelde verhandeling van den Heer C. W. W. C. — Baron van Hoevel, De Kei-eilanden (Met eene kaart S. 102. — Derz. Tanimbar en Timorla oet-eilanden S. 160. — Derz. Iffde. De afdeling Babar (Met eene kaart) S. 187. — Derz. Leti-eilanden S. 200.
- Aflevering 3 en 4 (1889): Lieftrinck, Bijdrage tot de kennis van het eiland Bali.
- Aflevering 5 en 6 (1890): Kramer, Der

Götzendienst der Niasser S. 478. — Calon, Woorden lijstje van het dialect van Sikka (Midden-Flores) S. 501. — den Hamer, De Sair Madi Kentjana vertaald S. 531. — de Roo van Alder werelt, Eenige mededeelingen over Soemba S. 565. — Kruijtt, Jets over de vestiging der Nederlanders in Perak S. 596. — Bladvulling, De huids kleur van de Javanen volgens hen zelf S. 600.

Bijdragen tot de Taal-Land-en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië. Uitgegeven door het Koninklijk Instituut voor de Taal-Land-en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië Vijfde Volgreeks — Vijfde deel (Deel XXXIX der geheele reeks.) 's Gravenhage Martinus Nijhoff 1890.

Aflevering 1 (1890): Kern, Rottineesch-Maleische woordenlijst. Medegedeelt . . . S. 1. — S. W. Tromp, Een Dajaksch feest beschreven en toegelicht S. 27. — Graafland, De verbreiding van het Matriarchaat in het landschap Indragiri S. 40. — van der Toorn, Het animisme bij den Minangkabauer der Padangsche Bovenlanden S. 48. — Wilken, Albino's in dem Indischen Archipel S. 105. — Blumentritt, Die Seelenzahl der einzelnen eingebornen Stämme der Philippinen S. 121. — Kern, Pali-handschriften van's Ryks Ethnographisch Museum te Leiden S. 124. — Kern, Jalogra S. 126. — Notulen van de Restuurs-en Algemeene vergaderingen . . .

Aflevering 2 (1890): Kielstra, Sumatra's Westkust van 1836—1840 S. 127. — Meyer, Bijdrage tot de kennis van het Bantënsch dialect der Soendaneesche taal S. 222: Verslag van den staat . . .

Aflevering 3 (1890): Kielstra, Sumatra's Westkust van 1836—1840 (Vervolg van blz 221) S. 263. — Wilken, Struma en Cretinisme in den Indischen Archipel S. 349.

Aflevering 4 (1890): Groneman, De besnijdenis van den Kroonprins van Jogjakarta (Met twee lichtdrukken) S. 427. — Meyer, Proeve van Zuid-Batensche Poëzie S. 469. — van Dissel, Opmerkingen naar aanleiding van de „Atjineesche spraakkunst“ van K. F. H. van Langen S. 504. — Lijst van Errata voorkomende in de Bijdrage over de afdeling Kroë S. 517. — Notulen van de Bestuurs-en Algemeene Vergaderingen . . .

Metzger, Das Stammland der malayisch-polynesischen Völker. (Globus 57, 189).

van Hoevel, Bijdragen tot de ethnographie van den Indischen Archipel. (Intern. Arch. Ethnogr. 3, 186) I. Kei-eilanden.

Weber, Zoologische Ergebnisse einer Reise

in Niederländisch Ostindien. 1. Bd. Leyden, Brill, 1890. mit 3 Kart., 13 Taf., 4 Zinkographieen. — [Dr. Weber, however has brought back a mass of material, not only zoological but also ethnographical . . . Asiatic Quarterly Rev. X, 463].

Schmeltz, Beiträge zur Ethnographie von Borneo. (Intern. Arch. f. Ethn. 3, 238—242).

Skertschly, On some Borneo Traps. (The Journ. of the Anthr. Institute of Great Britain and Ireland XX, 2).

Grabowsky, Streifzüge durch die malayischen Distrikte Südost-Borneos. (Globus 57, 11, 219).

Schulze, Führer auf Java. Ein Handbuch für Reisende. Mit Berücksichtigung der sozial-commerziellen, industriellen und naturgeschichtlichen Verhältnisse. Mit einer Eisenbahnkarte von Java. Leipz. Grieben. [Darin: Ethnographie S. 291—350].

Meyners, Peuplement excessif de Java. (Rev. de Géogr. 27, 340—349).

Weber, Ethnographische Notizen über Flores, und Celebes. Mit 8 Taf. u. Ill. im Text. (Intern. Arch. f. Ethnogr. Supplementum zu Bd. 3). 49 S.

Man, The Nicobar Islanders. Journ. Anthropol. Inst. XVIII, 354—94). mit 4 Taf.

Svoboda, Die Bewohner des Nicobaren-Archipels. (Mitth. anthr. Ges. 20. NF 10. S. [21]). Die **Nikobaren** und ihre Bewohner. (Ausland 63, 79).

Blumentritt, Die Tiruray der Insel Mindanao (Globus 58, 129—131).

Derselbe, Beiträge zur Kenntnis der Mandayas (Mindanos). (Mitth. d. d. K. geogr. Ges. Wien. 33, 232).

Modigliani, Un viaggio a Nias. Illustrato da 195 incisioni, 26 tavole tirate a parte, e 4 carte geografiche, Milano, Fratelli Treves.

Skertschly, On fire-making in North-Borneo (J. Anthr. Inst. Great Britain 19, 445).

Hein, Die bildenden Künste bei den Dayaks auf Borneo. Ein Beitrag zur allgemeinen Kunstgeschichte. Mit einem Tafelbilde, 10 Tafeln, 90 Text-Illustrationen und einer Karte. XIV, 228 S. Wien, Hölder.

Derselbe, Über die Künste der Dayaken [im Bd. 4 der „Annalen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums“] (Globus 57, 319).

Feigl, Dayakische Kunst. (Österr. Monatsschr. f. d. Orient. Nr. 8).

Tromp, De kleeding eener Dajaksche vrouw. Met plaat. (Int. Arch. Ethnogr. 3, 1—7).

Lewin, Über das Betekauen. (Int. Arch. Ethnogr. 3, 61).

- Helfrich**, Aanteekeningen betreffende eenige Kleedertrachten in de afdeeling Seloema (residentie Benkoelen) en voorwerpen van de eilandengroep Engano (residentie Benkoelen) afkomstig. (Not. Batav. Gen. 27. Bylage 1. u 2.).
- Sterndale**, Asiatic Architecture in Polynesia (As. Quat. Pev. X, 340)
- Metzger**, Leben der Eingebornen in Britisch-Borneo. 13. Ein Fest der Dayak. (Ausland 63, 474).
- Grafland**, De verbreiding van het Matriarchat in het landschap Sudragiri (Bijdragen tot de taal-, land- en volkenkunde van Nederlandsch Indie IV, 5, 1).
- Kramer**, Der Götzendienst der Niasser (Tijdschrift Ind. Taal . . . kunde 33, 173).
- Kreemer**, Regenafwenders. Indische Gids 12: 2082—2085).
- Tromp**, Een Dajaksch Feest (Bijdr. Taal . . . kunde Ind. 5, 27).
- Plischke**, Kurze Mitteilung über zwei malayische Spiele (Int. Arch. Ethnogr. III, 189).
- Metzger**, Aus Bali (Klein Java) 399. (Ausland 63).
- van der Toorn**, Het animisme bij den Minangkabaner der Palangsche Bovenlanden. (Bijdragen . . . 4, 5, 1).
- Meyer**, Bijdrage tot de kennis van het Bantensch Dialect der Soendaneesche Taal. (Bydr. Taal-Land en Volk. Ind. V. 222—261).
- Kern**, Rottineesch - Maleische woordenlijst. (ib. 5, 1—26).
- Wake**, Staniland, The asiatic affinities of the Malay language. (Proceed. Am Phil. 28. 81—83).
- Beauregard**, Proverbes et dictions Malays. (Rev. trad. pop. 5. 722).

5. Dravida.

- v. Lendenfeld**, Die Insel Ceylon. (Globus 57, 273, 295).
- Thomson**, Über die Veddahs [auf Ceylon] (Journ. Anthr. Institute) [vgl. Globus 57, 142].
- Tamil Folklore**, The last of the Yakkus (The Orientalist 3, 12).
- Pandit S. M. Natesa Sastri**, Folklore in Southern India:
 Nr. 32: The Four Good Maxims (Second Variant) S. 126.
 Nr. 33: The Six Good Maxims . . . S. 275.
 Nr. 34: The Shower of Gold and Scorpions. S. 311.
 (The Indian Antiquary 19).
- Kingscote and Sastri**, Tales of the sun or Folk-lore in Southern India. London, Allen. 320 S. 5 S.
- Lewis**, Temples and superstitions at Châvekacheri (Cavakacceri). (The Orientalist. 4. S. 5).
- Gottesurtheile auf Ceylon**. (Österr. Monatschr. f. d. Or 11).
- Natesa Sastri**, Omens in Madras. (The Ind. Ant. 19, 254).
- , Elves in Madras. (ib. 19, 73).
- Goonetilleke**, Sinhafese duplex expressions. (The Orientalist. 4. 1. 2, 29).
- Kâyopédhâya**, A grammar of the Dialect of Chhattisgarh in the Central Provinces. (Journ. of the As. Soc. of Bengal. Part. I. 85. 2).
- Suppramanian**, Tamil literature. (The Orientalist IK. S. 16).
- Natesa Sastri**, Charms and Spells in Madras. (The Indian Antiqu. 19, 103).
- Les huit aventures du gouren paramârta: contes tamouls traduits par **Devèze**. Extrait du Musée. Louvain. 1890. 48 S.
- Lewis**, Slang of Tamil Castes. (Ind. Ant. 19, 16)

6. Papua.

- El folk-lore Filipino**, coleccion comentada y publicada bazo la direccion de Isabell de **Los Reyes y Florentino**. tomo II. Manila. impr. d. santa Cruz 1890. 18°. 390 S. (tom I. 1889. 345 S).
- Blumentritt**, Mapa etnografica del archipelago Filipino. 1:3 000 000. (Bol. Soc. Geogr. Madrid 28).
- Blumentritt**, Alphabetisches Verzeichnis der eingebornen Stämme der Philippinen und der von ihnen gesprochenen Sprachen. (Zeitschr. Ges. Erdk. Berlin 25, 127).
- , Die Subanos (auf der Insel Mindanao): Ausland. 63, 392.

II. Afrika.

1. Allgemeines.

- Aethiopien**, sein Flächenraum und seine Bevölkerung. (Ausland 63, 160) [nach Levasseurs Monographie im Bulletin d. intern. stat. Instituts]
- Alviny, A Szaharaban.** [In der Sahara]. (Mit 35 Illustrat.) Budapest, Franklin.
- Seehausen**, Siedlungen in der Sahara. (Deutsch. geogr. Bl. 13, 217).
- Drummond**, Innerafrika Erlebnisse und Beobachtungen. Deutsch vom Verf. von 'Gordon. der Held von Khartum'. Mit 10 Abb. Gotha, Perthes XVI, 253 S. M. 4,00.
- Quedenfeldt**, Die Bevölkerungselemente der Städte Tunis und Tripolis. (Ausland 63, 314, 321, 354, 268, 495, 515, 532, 560).
- Schurtz**, Beiträge zur Trachtenkunde Afrikas. (Ausland 63, 861, 888, 910).
- Andree**, Die Steinzeit Afrikas. (Int. Arch. f. Ethn. 3, 81).
- Hüsel**, Studien über die geographische Verbreitung der Getreidearten Nord- u. Mittelafrikas, deren Anbau u. Benutzung. Inaug. Diss. Leipzig. 84 S.
- Die Strauszucht in Afrika.** (Globus 58, 302 f.).
- Corio**, I commerci dell' Africa, notizie di geografia commerciale. Milano, Società d' esplorazione commerciale in Afrika VIII. 468 S.
- Schlauch**, Der Sklavenhandel in Afrika. (Ung. Rev. 10, 92).
- Galletti-Cambiagi**, La schiavitù nel Marocco. (Boll. Min. Affari Esteri. Roma. Nov. 1889).
- Reichard**, Gewerbliches und Kunstfertigkeiten ost- und innerafrikanischen Stämme. (Meinckes Kolon. Jahrb. 2, 100—116).
- Andriessen**, Munten en andere ruilmiddelen in Afrika. (De Natuur 1890).
- Fleischmann**, Das Recht in Afrika. (Ausland 63, 401, 430, 555, 570).
- , Rechtszustände in Ostafrika. (Ausland 63, 827, 844).
- Grünwald**, Über die Rechtssitten u. Rechtsanschauungen der Urvölkerstämme Afrikas. (Jahresber. d. Ver. f. Erdk. zu Metz. 1889. 1890, 53—58).
- Falkenhorst**, Schwarze Fürsten. Bilder a. d. Geschichte des dunklen Weltteils. Leipzig. Hirt. 320 S. M. 5,50.
- Hubner**, Das afrikanische Häuptling- und Königtum. (Ausland 63, 166, 181).
- Luciano**, La tattica in Africa. Roma, Voghera. 78. p.
- Tiele**, Histoire comparée des anciennes religions de l'Egypte et des peuples semitiques. Traduit par M. Collins, précédée d'une préface par Réalle. Paris, Fischbacher. XVI, 511 p.
- Bohner**, Im Lande der Fetischs. Ein Lebensbild, als Spiegel des Volkslebens gezeichnet. 287 S. Basel. Missionsbuchhandlung. M. 2,00
- Bournichon**, L'invasion musulmane en Afrique, suivie du réveil de la foi chrétienne dans ces contrées. Tour. Cattier. 352 S.
- Paulitschke**, Die islamitische Propaganda in Marokko. (Ausland 63, 479).
- Basset**, Légends africaines sur l'origine de l'Homme. IV—VII. (Rev. trad. pop. 5., 109).
- Zanzibar** parallel to Jacques de Vitry. (Folk-Lore 1, 515).

2. Mittelländische Rasse.

A. Semiten.

- Hailü Mikaël**, L'Etiopia descritta da un etiopie, usi natalizi nell'Amara. Napoli, Filinto Cosmi. L. 0,50.
- Dove**, Kulturzonen von Nord-Abessinien. (Ergänzungsh. 97 zu Peterm. Mitt. 34 S.) M. 2,60.
- Bazin**, Etude sur la tatouage dans la régence de Tunis. (L'anthropologie 1, 566).
-
- Corpus iuris Abessinorum.** Textum aethiopicum arabicumque ad manuseriptorum fidem cum versione latina et dissertatione iuridico-historica edidit J. Bachmann. Pars I. Ins. combib. Berlin. Schneider & Co. M. 16,00.
- Fitzner**, Aus dem Frauenleben der tunesischen Ostküste. (Globus 57, 222).
- Quedenfeldt**, Das türkische Schattenspiel in Magrib (Tunis). (Ausland 63, 904, 921).
- de Wailly**, Chrétiens noirs [die Abessinier]. (Nouvelle Revue 63, 144).
- Paulitschke**, Die islamitische Propaganda in Marokko.
- de Kerdec**, I Semussi al Marocco. (Bul. Soc. Afr. d'It. 9, 5).
- Asmusen**, Die Semussi. (Ausland 63, 256).
- Fitzner**, Tunesische Volkssagen. (Ausland 63, 651).

B. Hamiten.

- Kayser**, *Egypten einst und jetzt*. Freiburg i. B., Herder.
- Krall**, *Studien zur Geschichte des alten Egyptens IV.* (Sitzungsberichte d. Kais. d. Wiss. Wien. Phil. hist. Kl. Bd. CXXI).
- Lane**, *An account of the manners and customs of the modern Egyptians, written in Egypt during the years 1833—35.* Reprinted from the 3rd edit. 1842, with biographical notice of the Author. 540 S. London. Ward and Lock. s. 2,00.
- Dumoutier**, *L'Égypte. Les habitants; population du Sud.* Annales de l'extr. Or. 13, 225.
- Le Menant des Chesnals**, *Les Coptes et l'influence française en Égypte* (Bull. Soc. Géogr. Comm. Bordeaux 13, 254).
- King**, *The Aborigines of Sokotra, an Ethnological Religious and Philological Review.* (The Indian antiquary 19, 189).
- Geyer**, *Land und Leute der Barabra in Nubien.* (Katholik I. 357, 429, 529, II. 33).
- Dickermann**, L.: *On Mr. Petries recent explorations in Hawara, Biahmu and Arsinoë.* (Journ. Am. Or. Soc. XIV. Proceed. S. CXXVII).
- A propos du Transsaharien. Extrême-Sud de l'Algérie.** Le Gourara, le Touat, In-Salah, le Tidikelt, le pays des Touereg. Hoggar, l'Adrar, Tin Bouiton, Adagès avec carte au $\frac{1}{800\,000}$. Par le commandant V. Deporter 1888—1889. (Text) 8°, 473 S.; Karte 4°. Alger 1890.
- Cliff**, *Dwellers in Morocco.* (Amer. Antiqu. 12, 25).
- Kirchhoff**, *Die Berber Marokkos.* (Peterm. Mitt. 36, 23).
- Fontin-Clozel**, *Un côté de la question algérienne: Les indigènes musulmans.* (Nouvelle Revue 62, 300).
- Vacherot**, *Les indigènes en Algérie en l'armée coloniale.* (Nouv. Rev. 63, 497).
- Fabert**, *Über die Maurenstämme nördlich vom Senegal.* (Globus 57, 31).
- Die Völker der Gambiagegend. (Globus 57, 16).**
- Tyrell**, *The Barbary Corsaires.* (As. Quart. Rev. 10, 113, 388).
- Quedenfeldt**, *Verständigung durch Zeichen und das Gebärdenspiel bei den Marokkanern.* (Zeitschr. f. Ethnol. XXII p. [329] ff.).
- Marquandt**, *Reminiscences of Egypt in Doria* architecture. (Journ. Am. Or. Soc. XIV. Proceed. CXLVII).
- Reiss**, *Funde aus der Steinzeit Egyptens. Mit Hinzufügung sechs neuer Tafeln abgedr. a. d. Verhandl. d. Berl. Anthropol. Ges.*
- Montélius**, *L'âge du bronze en Égypte.* (L'Anthropologie 1, 27).
- Houghton**, *Was the camel known to the ancient Egyptians?* (Proceed. of the Soc. of Biblical Archaeology 12, 1—7).
- Maspero**, *Die Bestattung des Psaru.* (Deutsche Revue 1890. Nov.)
- Lane**, *An account of the manners and customs of the modern Egyptians . . .* (Ill.) reprinted from the 3rd edit. 1842. (540 S.) Ward & L. (Minerva Library). 2 s.
- Arabes et Fellahs, étude des moeurs égyptiennes.** (Ann. de l'extr. Or. et d'Afr. 13, 149, 140—143).
- Quedenfeldt**, *Bräuche der Marokkaner bei häuslichen Festen und Trauerfällen.* (Ausl. 63, 716, 730).
- Wiedemann**, *Die Religion der alten Ägypter.* Münster i. W., Aschendorff. 8°. 175 S. M. 2,75.
- Wendel**, *Prelogomena to a Historical Account of the Egyptian Religion.* (Journ. Am. Or. Soc. XIV. Proceed. CXXIX).
- Brugsch**, *Religion und Mythologie der alten Ägypter. Nach den Denkmälern bearbeitet.* Leipzig 1888. (XXVI, 757 S. 1 Taf.) Dazu II. Hälfte (S. 281—757) und Namensregister. Leipzig, Hinrichs 1890. (S. 759—772). M. 16,50.
- Maspero**, *I gatti mummificati.* (Boll. Soc. Afr. d'Italia 9, 86).
- Drexler**, *Mythologische Beiträge. H. 1. Der Kultus der ägyptischen Gottheiten in den Donanländern.* Leipzig, Teubner. 152 S. M. 4,40.
- Wilser**, *Merkwürdige Inschriften aus Fajum.* (Ausland 63, 347).
- Andree**, *Alte Felszeichen in Süd-Oran.* (Ausland 63, 530).
- Ebers**, *Das ägyptische Märchen von den beiden Brüdern. Ein Beitrag zur Geschichte des Volksmärchens.* (Nord und Süd, Juli).
- Basset**, *Logman berbère.* Leroux. 408 S.

C. Somali.

Paulitschke, I Somali dell'Occidente. (Società Africana d'Italia. Sezione Fiorentina 6).

Bricchetti-Robecchi, Lingue parlate Somali, Galla e Sidama. (Bull. Soc. Géogr. Marseille 14, 47—50).

3. Neger.

A. Allgemeines.

Reichard, Gebärden und Mienenspiel des Negers nach eignen Beobachtungen. (Ausland. 63. 381—385, 406—410, 425—428).

Zintgraff, Über Gesten und Mienenspiel der Neger. (Ausland 63, 461).

Schurtz, Das Wurfmesser der Neger Afrikas. Ein Beitrag zur Ethnographie. Leipzig. Ing. Diss. Leiden 1889, Trapp.

Hubner, Das afrikanische Häuptling- und Königtum. (Ausland 63, 166, 181).

Brown, Survivals in Negro Funeral Ceremonies. (The Academy No. 947).

Emin Pascha, Negerfabeln. (Ausland 63, 681—84).

B. Sudanneger.

Clozei, Bibliographie des ouvrages relatifs à la Sénégambie et au Sudan occidental. (Revue de géographie. 1890. Sept).

Busk, Senegambian Folklore (Notes and Queries. July).

Paroisse, Les populations indigènes des possessions françaises du golfe de Guinée. (La Géographie. III^e année).

Asmussen, Dahomeh und seine Menschenopfer. (Globus 57, 369).

Rüttikofer, Reisebilder aus Liberia. Resultate geographischer, naturwissenschaftlicher und ethnographischer Untersuchungen während der Jahre 1879—82 und 1886—87. Mit Karten ... 2. Bd. Die Bewohner Liberias. Tierwelt. Leiden. 1890. Brill. (VIII, 510 S.).

Ellis, The Ewe-Speaking Peoples of the Slave Coast of West Africa: their Religion, Manners, Customs, Laws, Language etc. 8^o. 322 S. Chapman. 10 s 6 d.

Moloney, Cotton interests foreign and native.

in Yoruba, and generally in West Africa. (Journ. of Manchester Geogr. Soc. 5, 255).

The Ethnology of the Gambia-Region. (Nature 42, 256).

Die Völker der Gambia-Gegend. (Globus 58, 250).

Schweinfurth, Trai cannibali Niam-Niam. (L'illustrazione Popolare. Milano 27, 1—4).

Popovski, Les muscles de la face chez un Nègre Achanti. (L'Anthropologie. 1890. Nr. 4).

Spieth, Jagdgebräuche in Avatime (Eveland-Togo): Monatsblatt d. Nordd. Missions-Ges. 1889/90. (Mitt. Geogr. Ges. Jena 9, 17)

Meinhof, Märchen aus Kamerun, erzählt von Djo Diboue. (Ill.) Strassburg. 114 S.

—, Ein Märchen aus Kamerun. (Zeitschr. f. afrikan. Sprachen 3, 242—246).

Moloney, On the melodies of Volof, Mandingo, Yoruba, and Houssa people of West Africa (Journ. of the Manchester geogr. soc. 5, 277—298).

C. Abantu.

Jousseume, Observations anthropologiques faites par le comte Teleki sur quelques peuplades du centre est de l'Afrique. (Soc. d'Anthrop. Paris Bull. (4). 35).

Expedição Portuguesa ao Muatiánvua. Ethnographia e historia tradicional dos Povos da Lunda pelo chefe da expedição Henrique Augusto Dias de Carvalho ... Edição por illustrada H. Casanova. Lisboa. Imprensa nacional (XVI S., 8 Bl., 731 S.).

Selons, Mashumaland and the Mashunas. (Fortnightly Rev. 15, 661).

Land und Leute in Deutsch-Ostafrika. Erinnerungen aus der ersten Zeit des Auf-

standes und der Blockade. In 83 photogr. Originalaufnahmen von Sturtz u. Schilderungen von Wangemann. Berlin, Mittler. 88 S. qu 8^o. M. 12.50.

Macdonald, Coutumes et croyences des tribus de l'Afrique australe. (Rev. scient. 45, 642, 679).

Fleischmann, Rechtszustände in Ostafrika. (Ausland 63, 827, 844).

Usaramo. (Globus 57, 157).

Ashe, Two kings of Uganda, or life by the shores of the Victoria Nyanza. Being an account of a residence of six years in

- Eastern Equatorial Africa. New edit. London, Low. 3 s. 6 d.
- Emin - Pascha**, Zur Ethnologie des Albert-Sees. (Ausland 63, 263).
- Danfelt**, Les indigènes du bas Congo. (Nouv. Géogr. 7. No. 7).
- Alexis**, Les Congolais, les moeurs et usages. Histoire, géographie et ethnographie de l'État indépendant du Congo. 129 S. Liège, Dessain. Fr. 0,90.
- Ward**, Five years with the Congo Cannibals. Ill. by the author, by Victor Perard and W. B. Davis. 308 pag. New York. 14 s.
- , Life among the Congo savages. (Scribners Mag. 1890. Febr.).
- Baerts**, Organisation politique, civile et pénale de la tribu des Moussoronghes. (Bull. de la Soc. Roy. Belge Géogr. 14, 137).
- Hercosuët**, Superstitions du Mozambique. (Rev. trad. pop. 5, 647).
- Brincker**, Beobachtungen über die Deisdämonie der Eingebornen Deutschwestafrikas. (Globus 1890, 321) [betrifft Damara].
- de Wailly**, Les Damaras. (Nouvelle Revue 62, 155).
- Carrie**, Grammaire de la langue Fiote, dialecte du Kakongo. Loango. Impr. de la mission. 198 S.

D. Zwergvölker.

- Mancini**, I pigmei di Stanley e le anomalie della statura umana. (Nuova Antologia 28, 501).
- Crapnel**, Les Bayages, petits hommes de la grande forêt équatoriale. (Compte Rendu des Séances de la Soc. Géogr. Paris, 1890, 548).
4. Hottentotten, Buschmänner.
- Das Namaqualand**, dessen Bewohner und wirtschaftliche Verhältnisse. (Deutsch. Kolonialbl. 1., Nr. 8, 9, 10).
- Macdonald**, Manners, Customs, Superstitions and Religions of South African Tribes II. (Journ. of the Anthr. Inst. of Great Britain and Ireland. XX, 2).
- Bartels**, Hottentottengott. (Zeitschrift für Ethnol. XXII. p. [265]).

5. Inselvölker,

- Les populations de Madagascar**. (Rev. Franç. de l'étranger ... 11, 214).
- Simony**, Guanchen Funde von Teneriffa. (Mitt. anthr. Ges. Wien 20, S. [21]).

III. Amerika.

a) Aeusseres Leben.

1. Allgemeines.

- Kobelt**, Tertiäre Menschenreste in Argentinien (Globus Nr. 23).
- Flower**, Exhibition of Two Skulls from a Cave in Jamaica. (The Journal of the Anthropol. Institute of Great Brit. . . XX, 2).
- Merkel**, Über argentinische Gräberschädel. (Nachr. v. d. Kgl. Ges. d. Wiss. Göttingen. 1890. Nr. 7. 8).
- Mahondeau**, Sur un crâne précolombien de la province du Chiriqui. (Bull. Soc. d'Anth. Paris. 1, 601).
- Mareano**, Ethnographia précolombienne du Venezuela. Région des raudals de l'Orénoque. Paris, Chadenat. 128 S.
- Gli abitanti precolombiani dell'America. secondo D. Pector. (Cosmos. Torino X. 4).
- , Essai de localisation des habitants précolombiens de l'Amérique centrale. (Int. Arch. Eth. 3, 31—33).
- Töppen**, Urbewohner Neufundlands. (Globus 57, 177).
- Gaffarel**, Les Irlandais en Amérique avant Colomb, d'après la légende et l'histoire. (Rev. géogr. 1890. Sept.).
- Brinton**, Essays of an Americanist: Ethnology and Archaeology; Mythology and Folk-lore ... Philadelphia. 489 S.
- Poesche**, Die Indianer in den Vereinigten Staaten von Amerika. (Deutsch. Rev. Geogr. 12, 207, 267, 307, 358).
- Henshaw**, Who are the American Indians? (Nature 43. 137; Science 14. 21).
- Tromman**, Die Anzahl der Indianer in der Union. (Deutsch. Rev. Geogr. 12. 514).
- Pajekca**, Die Kinder der Indianer Nordamerikas. (Ausland 63, 157).
- Kobelt**, Die Kwakiül [in Britisch-Kolumbia]. (Globus 57. 93).

Gatschet, The Beothuk Indians III. (Proc. Am. Phil. Soc. 23, 1—16).
Der letzte Häuptling der Omaha-Indianer. (Globus 57, 143).
Sapper, Die Quekhi-Indianer [Guatemala]. (Ausland 63, 841, 892).
Magallis Exkursion in das Land der Zivares

[Ecuador]. (Globus 57, 288) [nach Comptes rendus d. Pariser Geogr. Ges. p. 56].
Grube y Thode, Über den Rio Blanco und die anwohnenden Indianer. (Globus 57, 251).
Small, The beginning of American nationality. (Stud. John Hopkins Univ. hist. pol. Nr. 1 u. 2).

2. Volksnahrung.

Ludloff, Wie die Indianer Fleisch räuchern. (Ausland 63, 439).

v. Ihering, Die Verbreitung des Coca-Genusses in Südamerika. (Ausland 63, 908).

3. Tracht, Schmuck, Waffen.

Giglioli, Gli ultimi giorni dell'età della pietra nell'America Meridionale: di alcuni strumenti litici tuttora in uso presso i Chamacoco del Chaco boliviano.
Boas, The use of masks and head-ornaments on the northwest coast of America. (Int. Arch. f. Ethn. 3, 7—15).
Ernst, Venezolanische Thongefässe u. Thonfiguren aus alter und neuer Zeit. Mit Tafel. (Ibid. 3, 66).

Kunert, Riograndenser Altertümer. (Zeitschr. f. Ethnologie XXII, p. [31 ff.]).
Brogliä di Mombelloz, Sculture di indigeni dell'alto Orenoco. (Bull. Soc. Geogr. It. 3, 474).
Stolpe, Über altemexikanische und südamerikanische Wurfbretter. (Int. Arch. f. Ethn. 3, 234 f.).
Seler, Altemexikanische Wurfbretter. (ib. 3, 137).

4. Wohnung.

Andree, Das gelöste Monndbuilder- [Erdwerke des Mississippi- und Ohiothals] problem.

[rührten von den Vorgängern der Indianer her]. (Ausland 63, 144).

5. Wirtschaft.

Wohltmann, Die Sambaquis, Muschelberge oder prähist. Küchenabfälle an der Ostküste Südbrasilien. Vortrag 2. Juni 1890 in dem Anthrop-natur. Verein zu Göttingen. (Corresp. Bl. Anth. XXII. 2. Febr. 1891. S. 14 f).
Strebel, Studien über Steinjoche aus Mexiko und Mittelamerika (Int. Arch. Ethnogr. 3, 69).
Fonck, Die in Chile vorkommenden durchbohrten Steine [alte Ackergeräthe]. (Globus 57, 46).
Spitzly, Notes on Stone adzes from Surinam and the islands of St. Vincent and S. Lucia. (Int. Arch. Ethnogr. 3, 230).
Hayes, North American Trans-Continal Path-

ways, Old and New. (Proceed. Roy. Geogr. Soc. 12, 292—295).
Stübel, Reiss und Koppel, Kultur und Industrie südamerikanischer Völker. Nach den im Besitz des Museums für Völkerkunde zu Leipzig befindlichen Sammlungen. Text und Beschreibungen von Uhle. II. Neue Zeit. Berlin, Asher. gr. fol. M. 80,00.
Honsekeeping in Mexico. (The Athenaeum. No. 32).
Cunow, Die altperuanischen Dorf- und Markgenossenschaften. (Ausl. 63, 821, 853, 872).
Fitz-James, La viticulture franco-américaine. 1869—89. Paris, Masson 600 S. Fr. 6,00.

b) Inneres Leben.

1. Lebenssitte und Recht.

Collin, Momies boliviennes. (Bull. Soc. d'Anth. Paris 1, 53).
Jacobsen, Geheimbünde der Küstenbewohner des westlichen Nordamerikas. (Ausland 63, 267, 290).

Hoffmann, Ein wichtiger Indianervertrag. (Peterm. Mitt. 36, 29).
L'anello nuziale in Inghilterra e in Auerica. (Arch. p. I. trad. pop. 9, 439).

2. Religion und Aberglaube.

Seler, Religion und Kultus der alten Mexikaner. (Ausland 63, 781, 814).

Il culto della pietra al Peru. (L'Illustrazione popolare, XXVII. nr. 25).

Bells, The religion of the Indians of Puget Sound. (Am. Ant. 12, 69—84).
Pajeken, Religion und religiöse Vorstellungen der Arropahöe-Indianer. (Ausland 63, 1011).
Gatschet, Sinti, der erste Mensch, eine Schöpfungssage der Kayowū-Indianer aus ihrer Sprache übertragen. (Ausland 63, 901).
Jacobsen, Bella-Cola-Sagen. (Ausl. 63, 352).
Bagnet, Les Indiens Parecis. Traditions et mythologie des Indiens du Brésil. (Bull. Soc. roy. géogr. d'Anvers. XV, 2).
Chamberlain, Delugemyths of the Canadian Indians. (Proceed. Canad. Inst. Toronto. 25, 11).
Jacobsen, Nordwestamerikanische Sagen. (Ausland 63, 421, 981).

Kate, Zuñi fetiches. (Int. Arch. Ethn. 111, 118).
Peet, Traces of Christian ideas in the myths and customs of the civilized native races of America. (Journ. Am. Or. Soc. XIV, Proceed. CXLIV).
 La festa degli spiriti nel Dakota. (Arch. trad. pop. 9, 121) [nach Eco d'Italia, New York].
Ko., Der Wududienst auf Haiti. (Globus 57, 255) [= Rec. von Newells Aufsatz in Am. Journ. of Folklore, vol. II, Nr. 4].
Certeux, Le samedi Saint à Cuba. (Rev. trad. pop 5, 509).
Rubbens, Préjugés en Louisiane. (Rev. trad. pop. 5, 708).

3. Sprache.

Gatschet, Linguistic and ethnographic notes. (Am. Ant. March. 1890).
Darapsky, Estudios linguisticos americanos. (Boll. Inst. Geogr. Argent. 11, 47—61).
Grossi, Lingue, letteratura e tradizioni popolari degli indigeni d'America con appendice. (Ateneo Ligure. Genova 13, 22).
Major Powell, Über die Verbreitung der Indianersprachen. (Globus 57, 192). [Rec. der Karte des Maj. Powell].
Rig Veda Americanus. Sacred songs of the ancient Mexicans with a gloss in Nahuatl. Edited with a paraphrase, notes and vocabulary. By Daniel Brinton. Philadelphia.
Chamberlain, The language of the Mississaguas of Stugog. (Proc. Canad. Inst. Toronto 25, 213).
Dom Pedro, Die Tupi-Sprache, übers. von Blind. (Corr. Bl. deutsch. Ges. Anthr. Ethn. Urg. 21, 1—5).
Horden, The book of common prayer . . . Translated into the language of the Cree Indians of the diocese of Moonsonoe. London.
Lessons and prayers in the Tenuor Slavi language of the Indians of Mackenzie River, in the North West territory of Canada. London.
Hymns in the Tenni or Slavi language . . . Canada. (London 1890).
 An international Idiom. A manual of the Oregon trade language or 'Chinook Jargon'. [Handelsleutesprache in Oregon]. By Horatio Hale. London.
Broion, Dr. Hales Manuel of the Chinook Jargon. (The Academy. Nr. 958, 959).

Documentos para las lenguas de Mexico compuestos por Léon Reinisch: T. 2. A de los Reyes, Arte en lengua mixteca. Paris.
Alejandre, Cartilla huasteca [nördl. v. Mexiko] con su gramática, diccionario, y varias reglas para aprender el idioma. Contiene ademas varias noticias tradicionales, huastecas . . . 179 S. Mexico. gr. 4^o.
Die einheimischen Sprachen Perus.
 1. Das Runa Simi oder die Keshuasprache, wie sie gegenwärtig in der Provinz gesprochen wird. Unter Berücksichtigung der früheren Arbeiten nach eignen Studien dargestellt von E. W. Middendorf. Leipzig. VII, 339 S.
 2. Wörterbuch des Runa Simi oder der Keshua-Sprache . . . von E. W. Middendorf. Leipzig. (X. 857 S.).
 M. 16,00. M. 48,00.
Leclerc, Arte de la lengua de los Indios Antis o Campas varias preguntas, advertencias i doctrina Cristiana conforme al Manuscrito hallado en la Ciudad de Toled. con un Vocabulario metodico en una Introduccion comparativa por Adam. Paris.
Die Sprache der brasilianischen Eingeborenen. (Naturwissensch. Wochenschrift. Nr. 25).
Restivo, Brevis linguae Guarani grammatica. hispanice . . . 1718 composita, et . . . edita . . . studiis Frederici Seybold. Stuttgart. XI, 81 S.
 Abanōme. Guia práctica para aprender el idioma Guarani. (Von Seybold). Stuttgart. 157 S.

4. Poesie.

Middendorf, Ollanta, ein Drama der Kassua-sprache. Übers. u. mit Anm. versehen nebst einer Einl. üb. d. religiösen und staatlichen Einrichtungen der Inkas. (Die einheimischen Sprachen der Peruaner. 3. Bd.) Leipz. Brockhaus. VI, 393 S. M. 18,00.

Bird Grinnel, Pawnee herostories and Folktales, with notes on the origin, customs and characters of the Pawnee people. New York, Forest and Stream. 8°. 417 S.

5 Musik, Tanz.

Matthews, Tänze der Navajoindianer. (Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. XIII, 1).

IV. Australien.

1. Australischwarze.

Howitt, The Dieri and other Kindred Tribes of Central Australia (The Journal of the Anthrop. Inst. of Great Britain and Ireland XX, 30).

Stephens, The aborigines of Australia being personal recollections of those tribes which once inhabited the Adelaide plains of South Australia. (Journ. and Proc. Roy. Soc. New Houth Wales 23. 476).

Wyndham, The aborigines of Australia. (ib. 23, 36).

Mathew, The Australian aborigines. (ib. 23, 335).

Hale, The aborigines of Australia, being an

account of the institution for their education at Poonindie in South Australia. London 1889. 101 S.

Rannie, The natives and their ways. (Proceed. and Transact. Roy. Geogr. Soc. of Australasia, Queensland 5, 43).

Roth, The aborigines of Tasmania. Pref. by E. B. Tylor. With num. autotype plates, from drawings by Edith May Roth. XXVII, 224, CX S. London, Paul.

The Aborigines of Tasmania. (The Athenaeum No. 3286).

Howitt, Notes on Australian message sticks and messagers. (Journ. Anthr. Inst. 18, 314).

2. Papuas.

Hasselt, Die Papuastämme an der Geelvinkbai. (Mitt. Ges. Geograph. Jena 9, 1—7).

Haddon, The ethnography of the western tribe of Torres Straits. (Journ. Ant. Inst. Gr. Brit. 19, 297).

Beardmore, The natives of Mowat, Daudai, New Guinea. Comm. by J. G. Frazer. Notes by Alfred C. Haddon. (ib., 499).

C.[olomb], La tribu de Wagap. (Nouvelle Calédonie), ses moeurs et sa langue, d'après les notes d'un missionnaire mariste, coordonnées par le P. A. C. Paris, Chadenat. 142 S. Fr. 10,00.

Gill, Childbirth customs of the Loyalty Is-

lands, as related by a Mangaian female teacher. (Journ. Anthr. Gr. Britain 19, 503).

Die Niederkunft auf den Loyalty-Inseln. (Ausland 63, 500).

Haddon, Manners and customs of the Torres Strait islanders. (Nature 42, 637).

—, Legends from Torres-Straits I. II. (Folk-Lore 1, 47, 172).

Völler, Untersuchungen über 24 Sprachen aus dem Schutzgebiet der Neuguinea-Compagnie. (Peterm. Mitt. 1890, 122, 145, 181).

Schmidt-Ernsthausen, Über die Musik der Eingebornen von Deutsch Guinea. (Vierteljahrsschr. f. Musikwissensch. H. 2).

3. Malayen (und Maoris).

Metzger, Das Stammland der malaiisch-poly-nesischen Völker. (Globus 1890, LVII, 189).

Formander, An account of the Polynesian race, its origin and magistrations. The ancient history of the Hawaiian people to the times of Kamehameha I. With a preface of Prof. W. D. Alexander, 3 Voll. Vol. I. 250 S. London, Paul. 7 s 6 d.

Schnorr v. Carolsfeld über die ethnographi-

schon Verhältnisse Oceaniens. (Globus 57, 368) [nach einem Vortrage v. d. Münch. geogr. Ges.].

Macdonald, Oceania. Linguistic and Anthropological. XII, 218 S. Melbourne, Hutchinsonson

Tissot et Améro, Aux antipodes Terres et peuplades peu connues de l'Océanie. Paris, Firmin-Didot.

- Seidel**, Zur Geschichte und Ethnographie der Marschall-Inseln. (Deutsch. Kol. N. F. 3, Nr. 19).
- Rhò**, Le Isole della Società e gli indigeni della Polinesia: note del viaggio sulla 'Caracciolo'. (Rivista maritima. Roma 1889).
- Reischek**, Über Neuseeland und seine Bewohner. (Mitt. anthr. Ges. Wien 20, S. [95]).
- Weisbach**, Der Maori-Schädel. (Mit einer Mass-Tabelle: Mitt. d. anthr. Ges. Wien, 20, 37 f.
- Riegl**, Neuseeländische Ornamentik. (ib. S. [84]).
- Friedrichs**, Standes- und Erbrecht auf den Marschall-Inseln (Deutsche Kolonialz. NF 3, 315).
- Fleischner**, Unterricht und Erziehung im Königreich Hawaii. (Ausland 63, 926).
- Kalakaua** [King]. Legends and myths of Hawaii, the fables and folk-lore of a strange people. Edited with an introduction by R. M. Daggett. New York.
- Kirchhoff**, Farben- und Zahlennamen der Samoaner. (Globus 1890).

Register.

- Aberglaube, brandenburg. 178 ff. — cech. 275.
— isländ. 46. — lausitz. 433. — poln. 437.
— landwirtschaftl. 185.
- Aevins 248.
aesculus 141 ff.
Afel 173.
Agatha 294.
Ägydius 301.
Albanus 297.
Allen, verschriebene, versteinte 215.
Alf 79.
Alp 217. — Alpdrücken 190.
Amalfi G. 406.
Amrigau 132.
Anastasia 295.
Analogien, volkstümliche 19.
Analogiebildung 56. — Analogiegesetz 59.
Ancona 409.
Andreas 304.
Andree R. 346.
Anna Maria 300.
Austandsgefühl 33.
Anton von Padua 297.
Apollonia 294.
Arbeiten, merkwürdige 170.
Arendt C. 349.
Arngrimr Jónsson 40 ff. 44.
Arnold 299.
Artemisia 323.
Augen 175. 201. 323.
Augstall 212—214.
Augustinus 300.
Ausbitterlied 94. 98.
- Bachgansel 429.
Bachhaggl 216.
Barbara 304.
Barren 431.
Bartholomäus 300.
Bastian 350.
Bayerns Mundarten 345.
Bayrische Kalenderheilige 292 ff.
Bauernart 26.
Bauernhof, Jamunder 81.
Bauernklassen 136.
Bauernschaften, obersächsische 135,
Bauerntheater 226.
Baumstock, Verwandlung in 425.
Bauopfer, südslav. 269.
Bedeutungswandel 62.
Begräbnis 219.
Behems cod. pictur. 106.
Beinverrenkung 194.
Beinwachs 205
Bellota 143.
Benedict 294.
Berggeist 216.
Beschwörungsformeln 207 ff. 262. 315 ff., vgl.
Segen.
Besprechungsformeln 80. 262. 307 ff.
Bettlerlieder 442.
Bibliographie 113 ff. 234 ff. 352 ff. 458 ff.
Bielenstein 344.
Bienensegen 321.
Bikki 244 ff.
Birlinger 449.
Blasius 294.
Blindschleiche und Nachtigall 53.
Blutsegen 102. 155. 207. 315. 324.
Böhmen 253.
Böhmerwald, Segensprüche 197. 307.
Brand 194. 208.
Brandenburgischer Glaube und Brauch 178.
Brautgürtel 97.
Brautkragen 96.
Brautkrone 96. 343.
Brautlauf 111.
Brennerweg 426 ff.
Brückner A. 233. 250. 460.
bryllup 111.
Bugge 453.
Bulgaren 275.
Burgen, staufische 350.
Burger A. 351.
Burgunder in der Schweiz 459.
Butterblume 288.
byliny 255.
- Caecilia 303.
Caltha pal. 289.
Castulus 294.
Catharina 296. 303.

Cesari 411.
 Chiappini 413.
 Chinesische Fabeln und Schwänke 325.
 Christophorus 294.
 Cohn, Alex. Meyer 77. 230. 335. 459.
 Coloman 301.
 Cosmas 301.
 Cottbus 351.
 Cutubilla 444.
 Czechen 269.

Dania 112.
 De Cock 229.
 Diebssegen 188.
 Dioskurenmythus 248 ff.
 Dorant 289.
 Dorfanlage, deutsche 131, slavische 135.
 Drák 79.
 Dreikönigstag 293.

Eberhard 298. 301.
 Eichenfrucht 138 ff.
 Einheitsgebet 153.
 Eisenerz 215.
 Eisglocken 429.
 Elben 43. 169. 216.
 Eligius 304.
 Elisabeth 303.
 Elxenbaum 217 ff.
 Encina 143.
 Engili 132.
 Englische Krankheit 208.
 Ephesus, Matrone von 411.
 Erdbrocken. Kraft desselben 426.
 Erhard 293.
 Ermenrich 241 ff.
 Erpr 244. 248.

Fabeln, chinesische 325 ff.
 Fabian 293.
 fairy tales 345.
 fallende Sucht 175.
 Familienlieder 416.
 Familiennamen 348.
 Farnia 144.
 Feindsegen 307 ff. 318.
 Ferraro 408.
 Feste 273. 277.
 Feuersegen 190.
 Fichte 286
 Fieber 157. 174. 191. 208.
 Filigran 349.
 Finamore 405.
 Flechte 193. 202.
 Flechtwerk 338.

Florian 296. 303.
 Flutsagen 346.
 folklore 1.
 forniskja 37.
 Fraisen 208.
 Frauenkrankheiten 176 ff.
 Freimannsloch 215.
 Frey C. 350.
 Freytag L. 349.
 Fridolin 294.
 Friedel E. 230. 351. 460.
 Friesen 342 ff.
 friesisches Sprachgebiet in Oldenburg 377 ff.
 Frisonofeld 132.
 Frosch (Geschwulst) 205.
 Fruchtbarkeit, weibliche 171.
 Fuchstaufe 109.
 Funktionswandel 59.
 Furl 68.
 Füsseisen 431.

Gallus 302.
 Gebet, Haltung dabei 71.
 Gebirgsnatur 421 ff.
 Gebotzeichen 233. 442
 Geburt 183.
 Geier 323.
 Geister der Verstorbenen 218.
 Genossenschaften, wirtschaftl. 130.
 Georg 258. 259.
 Gertraut 294. 444.
 Gerichte 29 ff.
 Geschwulst 204 ff.
 Gewebe 335 ff.
 Gewitter 69. 71. 282. 287.
 Ghetanaccio 413.
 Giannini 411.
 Giebt 209—212.
 Gisli Oddsson 164 ff.
 Glaser, Abenteuer desselben 425.
 Gliedeisen 430.
 Glockensprüche 104.
 Glück, Unglück 188.
 Glückshafen 446. — Glückssack 449. — Glückstopf 352. 446 ff.
 Goethes Parialegende 459.
 Goldammer 285.
 Gossensass 67 ff. 424 ff.
 Goswins Chronik 346.
 Goten 224. 346.
 Götterglaube, slavischer 350.
 Grabform 220.
 Gregor 294.
 Greinz 105.
 Grimm, deutsche Sagen 155.
 Gudrum 244 ff.

- Gusle 263.
 Gussarbeiten 341.
 Habergaiss 215.
 Hahnenfuss 288 ff.
 Hahnreiter 424.
 Halbschlitten 431.
 Hamdir 248.
 Handschrift, Wolfsthurner 172 ff.
 Harnwinde 204.
 Hartland 345.
 Hätjen (Hartjen) 343.
 Hauch, menschlicher 202.
 Hausgemeinschaft, slav. 267.
 Haushaltungsbuch, Wolfsthurner 172 ff. 315 ff.
 Haussprüche, Tiroler 203.
 Hauswurz 322.
 Heide 286.
 Heilmittel 172 ff. 315 ff.
 Heilsprüche 193. 201 ff.
 Heimatliebe 25.
 Heinrich 299.
 Heldenlieder, russische 257. — serbische 263.
 265 ff.
 Hemdspangen 343.
 Herzspann 195.
 Heubarren 430.
 Heufahren 429.
 Hexe 426. 444.
 Heyen 137.
 Himmel 282.
 Hochzeit, Jamunder 95.
 Hochzeitaberglauben 182.
 Hochzeitbitter 91.
 Hochzeitgebräuche 260. 273. 277.
 Hochzeitordnung, Krakauer 109.
 Hochzeittracht 91.
 Hofknecht 83.
 Hölle 217.
 Holunder 286.
 Holzfahren 429.
 v. Hörmann 103.
 Druschka 455.
 Huld, Zeitschrift 112.
 Huldsmann 42.
 Hund 156. 161. 191. 197.
 Hundesegeu 307. 325.
 Huzulen 435. 450.
 Iarmericus 245.
 Idiotikon, schweizerisches 221.
 Ignatius 300.
 Indische Sitten u. Glauben 350.
 inhäsen 83.
 Island 36 ff. 349.
 Italienische Volkslitteratur 403 ff.
 Jacobus 300.
 Jagd, wilde 215.
 Jahn U. 230. 233. 349. 460.
 Jamund 77 ff. 335 ff.
 Jaufen 425.
 Johann und Paul 298.
 Johannes, der Evangelist 305.
 " " Täufer 297.
 Johannessegeu 305. 319.
 Johannistag 181. 217.
 Jonakr 244.
 Jopsel 343.
 Joseph 295.
 Judas 295.
 Jude, ewiger 42.
 Juelkes 78.
 Jungfräulichkeit 171.
 Kaiser, Rotbart 215.
 Kakukakilla 321. 444.
 Kalender des Aberglaubens 178 ff.
 Kalenderheilige 292 ff.
 Kapferer 105.
 Kasofen 215.
 Katze 191. 217. 444.
 Kaufmannstracht 107.
 Kerbschnitt 338.
 Kiefer 286.
 Kilian 299.
 Kinderspiele 273.
 kleinrussische Volkspoese 258.
 Knappentaufe 109.
 Knechtinnung 83.
 Kobold 79.
 Kohler J. 350.
 Kolberg O. 437—442.
 Kollätaj 433.
 Koloman 301.
 Kolotanz 267.
 Koren, Schmid 158.
 Kosovolieder 266.
 Krakau 106 ff.
 Krankenpflege 149 ff.
 Krankheiten, Mittel dagegen 150. 173 ff. 191.
 201 ff.
 Krankheitsgeist 154.
 Krankheitspatrone 292 ff.
 Krätze 202.
 Krauss Fr. S. 227.
 Kräuter 322.
 Krepulee 442.
 Kretschmer Alb. 83. 341. 450.
 Kroaten 263. 266.
 Kröte 191.
 Kummerniss, Sauct 299.

- Lacava 351.
 Lagerthal 223.
 landwirtschaftlicher Aberglaube 185. 485.
 Lane 73.
 Laurentius 300.
 Lautwandel, springender 60.
 Lautwechsel 57. 61.
 Lawine 73.
 Lazarus 231. 304.
 Lazzen 137.
 lebendig, lemdig 421.
 Lehmann-Filhes 349.
 Leibesübungen 52.
 Lemke E. 84.
 Leonhard 302.
 Letten 344.
 Liebesaberglauben 182.
 Liebeslieder 418.
 Liebrecht F. 103.
 Lieder, vgl. Heldenlieder, Volkslieder — geistliche russische 257.
 limes sorabicus 133.
 Linde bei den Slaven 267.
 Lindwurm 227.
 Litteratur, volkscundliche, Isländ. 36 ff. — Italien. 403 ff. — Slav. 250 ff. 431 ff. — vgl. Bibliographie.
 Liven 344.
 Losbücher 151. — Losnächte 200.
 Lotto 447.
 Lucas 302.
 Lucia 304.

 Magdalena 300.
 Magnus 301.
 Makedonier 276.
 Malerei 341.
 Maline 287.
 Mango 407.
 Märchen, bulgar. 278. — cech. 273. — poln. 436. — russ. 262. — serb. 268. — sloven. 279 — wend. 433.
 Marcus 296.
 Margareta 299.
 Marken, sächsische 134.
 Marko, Kraljevic 266.
 März 79. 190.
 Martinus 303.
 Mäuse 219. 444.
 Medardus 296.
 Meiderich 219.
 Meitzen A. 230.
 Melodien der Volkslieder 440.
 Melusine 457.
 Meran 346.
 Metzner 351.

 Meyer E. H. 451.
 Michael 301.
 Milchstrasse 283.
 Müssen 387 ff.
 Miribilia Islandiae 167.
 Mistel 287.
 Mond 202.
 Monsieur 454.
 Monus 299.
 Mügge 349.
 Mütze 86.
 Mythologie 6. 369 ff. 373. 375.
 Mythus 371 ff.

 Nachbarhilfe 219.
 Nachhochzeit 100.
 Nachtigall 53.
 Nachmaltracht 87.
 Nachtmahr 79.
 Näharbeiten 373.
 Namenwirkung 109 ff.
 Namenstorschung, tirolische 222 ff. 346.
 Navnetsmagt 109.
 Naturkenntnis, volksthümliche 279 ff.
 Neapel 448.
 Neidsegen 300—312.
 Neujahr 180.
 Neumark 178 ff.
 neun 452.
 Niclaus 304.
 Noli me tangere 323.
 nordfriesische Arbeiten 460.
 Nönnenberg 232. 347.
 Notburga 302.

 Ochse 425. 443.
 Oddur Einarsson 166.
 Odoaker 246.
 Orant 289.
 Orlovic, Burggraf 227.
 Osterblume 198.
 Ostern 181.
 Oswald 300.
 Ottilia 304.

 Pail 97.
 Parallelen, kulturhistorische 23 ff.
 Parialegende 459.
 Parisotti 413.
 Pauli Bekehrung 428.
 Perchtl 216.
 Peerse, van Island 30.
 Personennamen, isländ. 37.
 Pestsagen 269.
 Petrus 161. 238.
 Pfeifer-Huisele 73. 423 ff.

- Pflanzen 272. 280. 286 ff.
 Pflerschthal 424.
 Philipp und Jakob 296.
 Philo vom Walde 229.
 Pineau 454.
 Pinkel 206.
 Pitré 403.
 Plümmers 86.
 pohádka 273.
 Poitou 454.
 Polen 253. 433 ff.
 Poppe, Meister 320 ff.
 pavést 273.
 povídka 273.
 Predigten, lateinische 233.
 Preisselbeere 287.
 Psychologie 11.
 Psychophysik 14.
 Puppenspiele 226.

Quenel 322.
 Questionnaire de Folklore 454.
 Quirinus 296.

Rabe 324.
 Raphael 302.
 Räthsel, isländ. 49. — poln. 436. — russ. 262.
 — serb. 269.
 Rebel 431.
 Rechtsgebräuche, cech. 275. — russ. 263. —
 serb. 268.
 Regen 70.
 Regenkatze 444.
 Reifsegen 314.
 Reis 429. 431.
 Reisebeschreibung 220.
 Reisesegen 308. 319.
 Religion 375. — Religion u. Mythologie 369 ff.
 Renaissance, isländische 41.
 Rheinische Stamm- und Sprachgrenzen 347.
 Rheumatismus 194.
 Ribuarier 348.
 rímur 39. 43.
 Rindenspruch 314.
 Roche 168.
 Rochus 300.
 Rödiger M. 232.
 Rose 193.
 Rosenkranz (Betten) 427.
 Rotlauf 207.
 Rovere 144.
 Rübzahl 425.

 Saalegegenden 129.
 Sabatini 413.
 Sagen, vgl. Volkssagen.
 Sagen, Wechsel des Charakters 43.
 Sagterland 377. 386 ff.
 Saterland = Sagterland.
 Sauberkeit 35.
 Schal 205.
 Schangegefühl 34.
 Schimmel = Schnee 429.
 Schlag 174.
 Schlange 168. 217. 460.
 Schlagenbiss 196.
 Schleier (Berg) 424.
 Schlossar 225.
 Schlösser öffnen 321.
 Schlüsselblume 291.
 Schmid und der Tod 158.
 Schmaderhüpfel 105.
 Schnee 73. 429.
 Schneiderwerkstatt 108.
 Schneller Chr. 222.
 Schnitzereien 338 460.
 Schoffitl 215.
 Schratl 216.
 Schusterstube 108.
 Schwanbild 241 ff.
 Schwänke, chinesische 329 ff.
 Schwartz W. 350.
 Schweigers Kronik 346.
 Schweist 111.
 Schwindel 207.
 Schwinden 207.
 Schwitzer Bas. 346.
 Schwüre, russische 262.
 Sebastian 293.
 Seelen arme 426 ff.
 Segen 102. 172 ff. 193 ff. 273 ff. 307 ff. 315 ff.
 selvaggio, Fuomo 411.
 Semnonen 131.
 Serben 263.
 Serbische Ethnographie 250 ff.
 Sifka 245 ff.
 Simon und Juda 302.
 Sitten, bulg. 277. — poln. 436. — russ. 260.
 — serb. 267. — sloven. 279. — weissruss.
 261. — wend. 433.
 Slaven 133.
 Slavische Ethnographie 252. 431. — slav.
 Götterglaube 350.
 Slovakei 253. 269 ff. 274.
 Slovenen 270. 278.
 Smrt 154. 161. 163.
 Smoler (Schmaler) 432.
 Smurden 137.
 Sokrates 21.
 Sonne 75. — Sonnenbogen 75. — Sonnen-
 ochse 443.
 Sonntagskinder 219.

- Soziologie 14.
 Speiseeiche 142 ff.
 Spiele, isländ. 44. 50 ff.
 Spitzen 336 ff.
 Spohl 431.
 Sprüche 104.
 Sprüchwörter, bulg. 278. — cech. 270. 274.
 — isländ. 45. — poln. 436. — russ. 262.
 — serb. 269. — sloven. 279.
 Staar 286.
 Stamm- und Sprachgrenzen, lettische 344. —
 rheinische 347 ff.
 Staufische Burgen 350.
 Stegeisen 430
 Steinthal H. 232. 350.
 Steinkultus, syrischer 101.
 Stephanus 305.
 sterben schwer 153.
 Stev 38.
 Stickerei, Jamunder 87. 336. — schwedische
 230.
 Stiefmütterchen 459.
 Stoja, Stojana 151.
 Strickarbeiten 336.
 Sunilda 242.
 Sunwendtag 217.
 Supane 136.
 sveita 111
 Svevengrenze 133.
 Sylter Tracht 349.
 Sylvesternacht 179.

 Tabu 110.
 Tagwälerei 189.
 Tanzlieder 39. 440.
 Tauben 449
 Taufe 184.
 Taufers 347.
 Teufel 215. 218.
 Teufelsegen 319. 322.
 Tierfabeln 325 ff.
 Thomas 158. 304.
 Tiu, Tiwaz 247.
 Todesfrau 154. 156.
 Todzauber 152.
 Toischer 455.
 Totengebräuche, brandenburg. 184. — süd-
 slav. 149.
 Totenvogel 460.
 Totenwiederkehr 428.
 Tracht, Helgoländer 350. — Jamunder 85. —
 Vierländer 230. — Sylter 349.
 Trachtenmuseum 77. 254.
 Tremse 290.
 Tribulann 424.
 Trud 216

 Tuchmacher in Iglau 460.
 Tullur 50.

 Ukrainische Volkspoese 259.
 Ulrich H. 227.
 Ulrich 299.
 Ungesund 205.
 Ungewaschen 219.
 Unglückstage 200. 219.
 Unheilbarkeit 152.
 Unholde 324.
 Unsichtbarkeit 324.
 Untersberg 215
 Urban 296.
 Urbare, tirolische 346.

 Vaccinium vitis idaea 286.
 Valentin 293.
 Valeriana 323
 Vampyr 154.
 Verbena 322.
 Verfaugen 196.
 Vergleichung von Volksliedern 414.
 Verrat 219.
 Vermass, kroatisches 265.
 Vicaz vitjaz 136.
 Vierländer Tracht 230.
 Villanis 910.
 Vincenz 295.
 Vinxtbach 348.
 Virchow R. 232. 459.
 Vitus, Veit 297.
 Vivatbänder 232.
 Vögelwelt 284.
 Völkerpsychologie 10. 12.
 Volksgeschichten 21. 273.
 Volkskunde 1. 3. 16 ff. 277. — isländ. 36. 44
 — serb. 267. — slav 250 ff.
 Volksleben, cech. 273. — kleinruss. 261. —
 russ. 260.
 Volkslied, Styl 272. — von Graf Wolfen 444.
 Volkslieder, bulgar. 275. — cech. 270. 414.
 455 — deutsche 414 ff. 455. — isländ. 38.
 — mähr. 271 ff. 414. — poln. 435. 440. —
 russ. 255. — serb. 263. — slovak. 270. —
 sloven. 278. — wend. 432.
 Volksmedizin 229. 292 ff.
 Volksmiscellen 20.
 Volkspoese, kleinruss 258. — russ. 255 ff. —
 südruß. 259. — weisruss. 259.
 Volkssagen, isländ. 48. — cech. 273 — klein-
 russ. 262. — poln. 434 ff. — sloven. 279.
 wend. 433.
 Volkschauspiele 225.
 Volkssegen aus Böhmerwald 197 ff. 307 ff. —
 Brandenburg 193. vgl. Segen.

- Volksspiele 44. 50 ff.
 Volkstum 18. 20.
 Volkstümliche Naturanschauungen 459. —
 Schlaglichter 17. 279.
 Völuspa 452.
 Vuk Steph. Karadschitsch 252 ff. 263.

W
 Waffenvorräte 109.
 Wägen 152.
 Waisenlieder 416.
 Waldstrütze 429 ff.
 Walpurgis 181. 296
 Wanderungen der Stämme 132.
 Wangeroge 380 ff. — Nen-Wangeroge 383.
 Warenofeld 132.
 Warbleskirchl 423. 425.
 Warzen 192. 196. 203.
 Waschen 219.
 Waspelt 288.
 Wassergeist 216.
 Wassersegen 315.
 Weihnachten 218.
 Weinhold K. 230. 233. 349. 459.
 Weissrussen 259. 261.
 Weite 481.
 Weltende 218.
 Wendelin 299. 302.
 Wenden 431 ff. — wendisch 135. 351.
 Wenkers Sprachatlas 232.
 Werrasagen 227. 423. 425.
 Westfalen 24.
 Wetter 68 ff. 191.
 Wettersegen 313. 423. 425.
 Wiesel 191.
 Wiesjaggl 425.
 Wilbet 301.
 Wildfrauen 216.
 Wilgefortis 299.

 Wilhelm Fr. 458.
 Willibald 299.
 Wind 67. 190. 426.
 Windbretter 428.
 Winidon 133.
 Wojcicki 434.
 Wolfen, Graf u. Schwester Kristine 444.
 Wolfgang 302.
 Wolfsegen 302. 307. 317 ff.
 Wortkürzungen 64.
 Wortverdrehungen 66.
 Wucke 227
 Wunden 204
 Wunderblume 291.
 Wundsegen 315 ff.
 Wünschelrute 350.
 Wurm im Finger 203.
 Würmer 195. 206.
 Wurnsegen 317.

Y
 Ymir 453.

Z
 Zählkarte, statistische 379.
 Zahnschmerzen 193 196 206.
 Zaubrer 216.
 Zaunkönig 68 ff. 429.
 Zechenrüstkammer 109.
 Zeiring 216.
 Zibrt Dejiny kroje 456.
 „ Listy 456.
 Zingerle Joseph 344.
 Ziroger-Mämmle 422 ff.
 Zitteroch 202.
 Zittwer 322.
 Zuftordnungen 106 ff.
 Zupitza J. 233
 Zwölfundachtzig 67.
 Zwölfsten 178.







GR Zeitschrift für Volkskunde
1
Z4
Jg.1

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

